Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

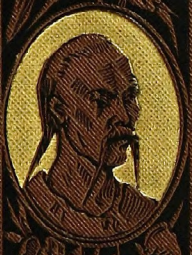
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

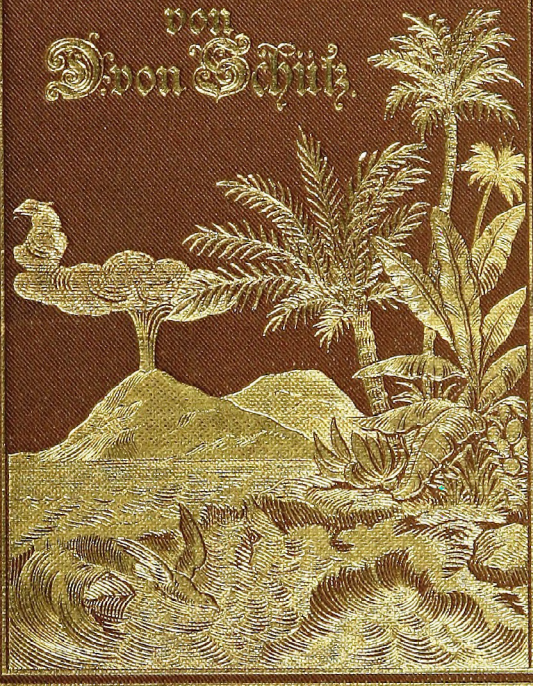
Illustrierte Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde

Der Amazonas

von

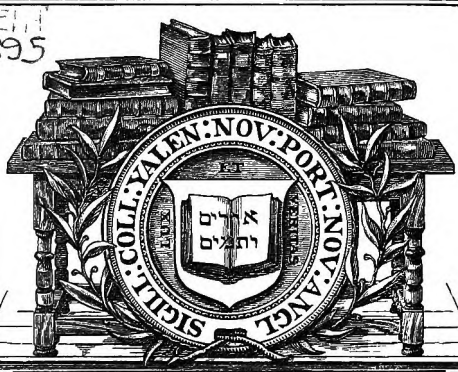
H. von Schütz





Digitized by Google

EH
895



"I give these Books
for the founding of a College in this Colony"

YALE UNIVERSITY
LIBRARY

1911

Hosted by Google

This book was digitized by Yale University Library 2009, You may not reproduce this digitized copy of the book for any purpose other than for scholorship, research, educational, or, in limited quantity, personal use. You may not distribute or provide access to this digitized copy (or modified or partial versions of it) for commercial purposes.

Hosted by Google

Hosted by Google

Der Amazonas.

Von

Damian Freiherrn von Schütz-Holzhausen.

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Der Amazonas.

Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien.

Von

Damian Freiherrn von Schütz-Holzhausen.

Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage,

unter besonderer Berücksichtigung der vom Verfasser gegründeten tirolisch-rheinischen Kolonie Pozuzo

herausgegeben von

Adam Klassert.

Mit Bildnis und Lebensabriß des Freiherrn von Schütz-Holzhausen, 98 Abbildungen und zwei Karten.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1895.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Hosted by Google

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Peru
Eht
895

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Hosted by Google

Dem treuen Freunde des Freiherrn von Schütz,

dem unermüdlichen Seelsorger und Arzt der Kolonie Pozuzo,

Pfarrer Joseph Egg

gewidmet

vom

Herausgeber.

Hosted by Google

Hosted by Google

Vorwort zur ersten Auflage.

Neunzehn Jahre habe ich in Amerika zugebracht, zwölf davon in Peru und vierzehn Jahre im spanischen Amerika überhaupt. Ich hatte demnach Zeit und Gelegenheit genug, um Land und Leute kennen zu lernen, wohl mehr als bloße Touristen, welche oft ohne Kenntnis der Landessprache die Länder durchfliegen und dann über deren Verhältnisse absprechende Urteile veröffentlichen. Manchem Leser werden vielleicht einige meiner Aussprüche zu hart dünken; doch kann ich mich auf das Zeugnis von Personen berufen, welche auch lange Jahre in jenen Ländern, zumal im Innern und nicht bloß in den mehr oder weniger europäisch geschminkten Häfen und Handelsstädten, gelebt haben. Stets habe ich mich bemüht, die Zustände so unparteiisch als möglich zu schildern, habe aber auch nie Rücksichten genommen, wo ich glaubte einen Tadel aussprechen zu müssen.

Die Korruption im größten Teile des spanischen Amerika ist derart, daß nur wenig Hoffnung auf eine gründliche Heilung ohne gewaltsame Mittel übrig bleibt, und gewiß verdienen die meisten dieser Republiken weit mehr noch als die Türkei den Namen „des kranken Mannes". Das Schicksal, welches ihnen wahrscheinlich bevorsteht, ist ihre Unterwerfung durch Fremde und die Vernichtung ihrer Eigentümlichkeiten. Aus dem jetzigen Chaos werden die Eingeborenen — weiße Kreolen und Farbige — durch eigene Thätigkeit und Energie, mit der einzigen Ausnahme vielleicht von Chile und Argentinien, niemals lebenskräftige Staaten bilden können: eine andere Rasse wird diese Arbeit übernehmen müssen. Nach und nach werden die Nordamerikaner Mexico und Centralamerika sich aneignen, wenn auch die Union als solche nicht allzulange mehr dauern dürfte; denn die entgegengesetzten Interessen des Nordostens, Südens und äußersten Westens, die Auswüchse des Kapitalismus und die auch dort immerwährend zu-

Hosted by Google

nehmende Korruption in Regierung und Volk stellen große Revolutionen und Trennungen in nicht sehr ferne Aussicht. Unterdessen nimmt die europäische Auswanderung nach den La Plata-Staaten und Südbrasilien etwas mehr zu, und ihr ist es vielleicht vorbehalten, sich von dort aus über ganz Südamerika zu verbreiten und jene so überreichen Länder in Besitz zu nehmen.

Wenn ich lange Jahre in jenen Ländern gelebt habe, so habe ich sie auch schon lange wieder verlassen; daher mußte ich, wenngleich ich noch immer in Korrespondenz mit Freunden drüben stehe, zur Abfassung dieser Schrift verschiedene Werke benutzen, wie die von Ulloa, Velasco, Raimondi, Herndon, Markham, Mathews, Bates, Wallace, Agassiz, Castelnau, Wiener, Marcoy, v. Tschudi, Abendroth, Keller-Leuzinger, Kolberg, Avé-Lallemant, Ruge, Peschel, v. Hellwald u. a. Einige Teile dieser Schrift habe ich schon früher in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht.

Möge das Werk dazu beitragen, daß in Deutschland das Interesse mehr als bisher nach Südamerika gelenkt werde; denn dort ist noch ein sehr reiches Feld für deutsche Thätigkeit vorhanden.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Auf den Wunsch der Verlagshandlung habe ich die Herausgabe des 1883 erschienen „Amazonas" übernommen. Ich hielt mich dazu berechtigt, weil ich durch eingehende Studien mir den behandelten Gegenstand zu eigen gemacht hatte, und weil ich glaubte, der mir in langjährigem freundschaftlichem Verkehr vertraut gewordenen Eigenart des Verfassers gerecht werden zu können. Ich war mit der Verlagshandlung der Meinung, diese Eigenart müsse dem Buche möglichst erhalten bleiben, und habe darum die Stellen, an denen der Freiherr Selbsterlebtes wiedergiebt[1], sorgfältig geschont, ebenso die von ihm auf Grund schwer erkaufter Erfahrung aufgestellten Leitsätze für die Kolonisation tropischer Länder durch Europäer und seine wertvollen Schilderungen der socialen, politischen und religiösen Verhältnisse der von ihm bereisten Länder,

[1] Mit Ausnahme des VI. Abschnittes ist an solchen Stellen die Erzählung in der ersten Person beibehalten.

Hosted by Google

denen ich nur gegebenen Falles zum Vergleich und zur Bestätigung die Urteile neuerer Forscher, namentlich E. W. Middendorfs, gegenüber gestellt habe.

Dagegen mußten die großartigen Fortschritte, die in der geographischen und ethnologischen Erforschung des Amazonasgebietes in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen sind, in der neuen Auflage eingehende Berücksichtigung finden, so namentlich die Reisen von Armentia und Labre, Reiß und Stübel, Werthemann, von den Steinen und Ehrenreich. Daß neben der neuesten auch die ältere Litteratur gewissenhaft zu Rate gezogen wurde, bedarf keiner Versicherung. Die zahlreichen Litteraturnachweise in den Fußnoten wenden sich hauptsächlich an den Fachmann und sollen diesem die Prüfung des Mitgeteilten ermöglichen und ihn zum Studium der Quellen anregen. In der Schilderung der Bodenbeschaffenheit und der Flußläufe des Amazonasgebietes habe ich mich nach dem Erscheinen von Karl Schichtels trefflicher Monographie kurz fassen dürfen.

Die Einfügung des neuen VI. Abschnittes „Pozuzo" war aus verschiedenen Gründen geboten. Die letzten eingehenden Darstellungen der von dem Verfasser des „Amazonas" vor fast 40 Jahren gegründeten deutschen Ansiedelung sind vor 25 Jahren erschienen. Seitdem sind viele vereinzelte Nachrichten über den Stand des Unternehmens veröffentlicht worden, die dem Schicksal der periodischen Litteratur, dem Vergessenwerden, anheimzufallen drohen. In den letzten Jahren hat sich am Pozuzo sehr vieles, und zwar neuerdings zum bessern, geändert, dank der zähen Natur der Ansiedler, dank dem unverdrossenen opferwilligen Eifer ihres geistlichen Leiters und dank dem thatkräftigen Eingreifen des jetzigen Besitzers der Hacienda Victoria[1]. Besondern Beifall dürften die hier zum erstenmal veröffentlichten, nach Photographien von Ed. Dibos (Pacasmayo) von dem Tropenmaler Karl Oenike in Berlin gezeichneten Ansichten aus der Kolonie finden. Mit der auf Grund der Vorarbeiten[2] und neuen Stoffes bearbeiteten, von Beilagen gefolgten Geschichte der Kolonie (S. 270 ff., 410 ff.) habe ich einem von verschiedenen Seiten[3] ausgesprochenen Wunsche entgegenkommen wollen. Ich glaube wie in der Schilderung der Verhältnisse der Kolonie auch in deren

[1] Siehe darüber besonders auch Anhang Nr. 9.

[2] Namentlich von Dr. Abendroth, dem Freiherrn v. Schütz und Dr. Schöpf.

[3] U. a. von H. Wichmann (Petermanns Mitteilungen 1893, S. 151) und von den Universitätsprofessoren Dr. Sigmund Günther in München und Dr. Friedrich Ratzel in Leipzig.

Hosted by Google

Geschichte die dem Bilde nicht fehlenden Schattenseiten gebührend verzeichnet und damit im Sinne des Gründers der Kolonie gehandelt zu haben, dem in seiner Ehrlichkeit nichts mehr verhaßt war als Schönfärberei und Irreleitung der öffentlichen Meinung.

Ich glaubte ferner ganz im Sinne des verstorbenen Verfassers zu handeln, wenn ich die neue Auflage des „Amazonas" seinem treuen Freunde, Herrn Jubilarpriester Pfarrer Jos. Egg in Pozuzo, zueignete.

Allen, die mir bei der Herausgabe des „Amazonas" durch freundliche Überlassung von Schriftstücken, Karten und Photographien, durch mündliche und schriftliche Mitteilungen und durch die Erlaubnis, ihre Schriften zu benutzen, behilflich gewesen sind, sei auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen, namentlich der Witwe des Verfassers, Freifrau Paula von Schütz in Bensheim und Herrn Pfarrer Jos. Egg in Pozuzo, den Herren Universitätsprofessor Konsistorialrat Dr. Schöpf in Guggenthal bei Salzburg, Generalkonsul Ministerialrat Dr. Ritter von Scherzer in Genua, Arnold Kitz in Lima (und Pozuzo), David Pretzner in Lima, C. J. Römer in Harzburg, Kaplan Schafferer in Pozuzo, Dekan Hörmann in Deutsch-Matrei und Pfarrvikar Paul Matt in Andelsbuch, Bibliothekar Dr. Abendroth in Leipzig und E. W. Middendorf in Berlin. Von den mit der größten Sorgfalt ausgewählten Bildern ist ein großer Teil hier zum erstenmal, zumeist nach Photographien, veröffentlicht worden. Aus der Reihe der übrigen seien die genialen Zeichnungen Keller-Leuzingers und die von Dr. Ehrenreich mitgeteilten Indianertypen hervorgehoben, die hier einem größern Kreise zugänglich gemacht werden.

So möge der „Amazonas" auch in seinem neuen Gewande, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend umgestaltet, im Sinne seines Verfassers dazu beitragen, die Kenntnis von dem Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen und den anstoßenden Ländern zu erweitern und das Verständnis für die in jenen weiten, reichen Gebieten der Lösung harrenden Kulturfragen auch in Deutschland mehr und mehr zu wecken.

Bensheim, am 12. Oktober 1895.

Der Herausgeber.

Hosted by Google

Inhalt.

I. Die peruanische Küste.

Reisevorbereitungen. — Trujillo. — Ruinen von Chimu. — Peruanische Eisenbahnen. — Sandwüsten. — Zuckerplantagen. — Chinesen, Neger, Weiße, Kreolen. — Thal von Magdalena. — Die Cordillera. S. 1—44.

II. Cajamarca.

Kultur der alten Peruaner. — Ihre Vernichtung durch die Spanier. — Die peruanischen Indianer der Gegenwart. S. 45—90.

III. Chachapoyas.

Die Punaregion. — Das Vicuña. — Der Marañon. — Die Stadt Chachapoyas. — Der Ackerbau in der Sierra. — Die Kreolen im Innern. — Justiz und Verwaltung. — Der Klerus. — Don Pedro Ruiz. — Abenteuer eines Goldsuchers. — Gesundes Klima. S. 91—128.

IV. Loreto.

Die peruanische Montaña. — Chinarinde. — Moyobamba. — Panama-Hüte. — Tarapoto. — Produkte. — Tauschhandel. — Schauderhafte Wege. — Flußreise. — Prachtvolle Urwälder. — Tierleben. — Der Huallaga. — Missionen der Jesuiten. — Erforschung des Amazonenstromgebietes. S. 129—172.

V. Der Ucayali.

Reichtum des Amazonengebietes. — Der Ucayali. — Der Urubamba, Tambo und Pachitea. — Verbindung der peruanischen Westküste und des Hochlandes mit dem Amazonenstrom. — Missionen der Franziskaner am Ucayali. — Getaufte Indianer. — Wilde Stämme. S. 173—220.

VI. Pozuzo.

Natürliche Verhältnisse.

Reise in die tirolisch-rheinische Kolonie. Ihre Lage und Ausdehnung. Der Pozuzo. Die Bevölkerung der Kolonie. Meteorologisches. Gesundheitsverhältnisse. Bodenbeschaffenheit. Pflanzenleben. Tierwelt. S. 221—252.

Hosted by Google

Kultur.

Angebaute Pflanzen. Ackerbau. Viehzucht. Lebenshaltung der Ansiedler. Staat und Gemeinde. Kirche und Schule. Gründung der Kolonie und ihre fernere Geschichte. S. 252—284.

VII. Der Solimões.

Iquitos. — Der Napo. — Kanoereise. — Gesundes Klima. — Eigentümlichkeiten dieses Stromes. — Waldvegetation. — Tabatinga. — Die wilden Mesayas und Miranhas. — Ega. — Jahreseinteilung am Solimões. — Der Purus. S. 285—316.

VIII. Der Rio Negro und der Madeira.

Manaos. — Tapuyos. — Wilde Indianer. — Der Rio Negro. — Flußverbindungen im Amazonengebiete. — Der Madeira. — Jesuitenmissionen am Mamoré. — Bolivia. — Madeiraeisenbahn. S. 317—374.

IX. Der Amazonas.

Obidos. — Kakaopflanzungen. — Der Tapajoz. — Santarem. — Campos. — Der Xingu. — Labyrinth von Inseln. — Der Araguay-Tocantins. — Pará. — Kolonisation. S. 375—409.

Anhang.

Beilagen zu der im VI. Abschnitt enthaltenen Geschichte der Kolonie Pozuzo S. 410—425.

Litteratur S. 427—438.

Register S. 439—444.

Hosted by Google

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild: Damian Freiherr von Schütz-Holzhausen im Jahre 1855.

Fig.		Seite
1.	**Hauptplatz und Kathedrale von Lima** (Tonbild)	4
2.	Huanchaco	7
3.	Muster von Mumientüchern aus altperuanischen Gräbern	11
4.	Scene von der Oroyabahn	15
5.	Peruanischer Pflanzer	34
6.	Vornehme peruanische Dame, mit ihrem Teppichträger zur Kirche gehend	35
7.	Maultiertreiber	39
8.	Riesenkaktus	41
9.	Wasserträger in Cajamarca	46
10.	**Kirche von Belen zu Cajamarca** (Tonbild)	45
11.	Plaza von Cajamarca	47
12. u. 13.	Peruanische Thongefäße	50. 51
14.	Quipu (Knotenschrift)	53
15.	Kopf von Granit an einer Mauer	59
16.	**Das Monolith-Thor von Tiahuanuco** (Tonbild)	60
17.	Quichua-Indianer aus dem peruanischen Hochlande	78
18.	Aymará-Indianerin aus dem Hochlande von Bolivia	79
19.	Lamatreiber	95
20.	**Vicuña, Puma und Kondor** (Tonbild)	98
21.	Bergwerk des Herrn Werthemann bei S. Thomas	102
22.	Haus in Jalca	103
23.	Fandango	107
24.	**Cuzco** (Tonbild)	116
25	**Durchfahrt durch den Pongo de Manseriche** (Tonbild)	124
26.	**Ein südamerikanischer Bergweg** (Tonbild)	130
27.	Strohhutflechterei in Moyobamba	135
28.	Zuckerrohr	139
29.	Reispflanze	140
30.	Baumwollstaude	141
31.	Ein Lastträger mit seiner Silleta	145
32.	Eine Gruppe wild verschlungener, zum Teil bandartig gewellter Lianen, welche eine kleine Palme in ihrer Umarmung halten	148
33.	Baumfarn mit Bromelien und Orchideen	149
34.	Palmwipfel mit Blüten und Früchten	151
35.	Jagd auf den Tapir	153
36.	Eine Dame aus Nauta	176
37.	Peruanerin aus dem Volke in Nauta	177
38.	**Das Thor von Tunkini** (Tonbild)	178
39.	Der obere Apurimac bei Pampanca	181
40.	**Indianertypen** (Tonbild)	197
41.	Indianer vom Ucayali	199
42.	Der Lamantin oder Peixe boi (Manatus americanus)	200
43.	Der Pirarucu (Sudis gigas)	201
44.	Indianer, mit dem Blasrohre schießend	205
45.	**Campa-Indianer auf dem Rio Paucartambo** (Tonbild)	213
46.	Jagd auf Schildkröten	215
47.	Piro-Indianer. Cashibo-Indianer	217
48.	Notübergang über den Pozuzo an einem Drahtseil mittels Karabinerhakens	228
49.	Holzbrücke über den Pozuzo, auch für Lasttiere	229
50.	Kirche und Pfarrhaus der Kolonie Pozuzo im Huancabambathale	231
51.	Kaiser-Wilhelms-Brücke	240
52.	Holzbrücke über den Pozuzo für Fußgänger	241
53.	Aguti	249
54.	Zweig des Kaffeebaumes	255
55.	Zweig der Cocastaude	257
56.	Ananas	261
57.	Ansiedler von Pozuzo bei der Arbeit	263
58.	Haus eines deutschen Kolonisten am Pozuzo	265
59.	**Pfarrer Joseph Egg** (Tonbild)	268
60.	**Deutsche Kolonisten vor dem Pfarrhause in Pozuzo** (Tonbild)	283
61.	**Ein Schwarzwasser-Fluß bei Nauta** (Tonbild)	292
62.	**Bruchufer am Madeira mit einer Gruppe unterspülter Javaripalmen** (Tonbild)	293
63.	Fahrt durch den überschwemmten Urwald	295
64.	**Der Amazonenstrom bei Tabatinga (Einschiffung von Kautschuksammlern)** (Tonbild)	297
65.	Miranha-Indianer	299

Hosted by Google

Fig.		Seite
66.	Brasilianischer Mestize	303
67.	Paumari	310
68.	Ipurina	311
69.	Jamamadi	312
70.	Schnupfende Indianer	313
71.	Manaos	319
72.	**Der Theotoniosfall im Madeira** (Tonbild)	333
73.	Zweig der Siphonia elastica	335
74.	**Die Kautschukfabrikation am Madeira** (Tonbild)	336
75.	Junger Caripuna-Indianer	339
76.	Schriftzeichen auf Felsen des Madeira-Ufers	341
77.	Mojos-Indianer	349
78.	**Musikalische Messe in Trinidad** (Tonbild)	352
79.	**Ein Schwerttänzer bei den Mojos-Indianern** (Tonbild)	353
80.	**La Paz** (Tonbild)	362
81.	Der Illimani	361
82.	Bolivianische Cholos	363
83.	Die Kathedrale von Sucre	366
84.	Kakao-Zweig nebst Frucht und Blüte	379
85.	Apiaka (Karibe)	393
86.	**Eine Tapuyo-Familie am untern Amazonas** (Tonbild)	394
87.	Pará	395
88.	**Die Kathedrale von Pará** (Tonbild)	396
89.	Platz vor dem Regierungsgebäude in Pará	399

Erklärung der Vignetten.

S. 1: **Kolibri,** sein Nestchen gegen eine Giftschlange verteidigend.

S. 45: **Indianergerätschaften.** Auf dem breiten Handruder, das der Indianer mit Meisterschaft führt, ruhen ein elegant geformter thönerner Topf, eine Kürbisschale und Kürbisflasche, ein Tragkorb, die mit einer Troddel versehene Maracá (ein bei religiösen Zeremonien gebrauchtes Rasselinstrument), Federschmuck und Halsketten. Im Hintergrund sieht man Mais, Zuckerrohr und die tiefgezackten Blätter der Cassave (Yuca, Maniok).

S. 91: **Zweig mit hängenden Vogelnestern.** Die beutelförmigen, aus einer Masse zusammengefilzter elastischer Fasern bestehenden Nester, die vom Winde beständig hin und her geschwungen werden, gehören den Icterinen und Cassicinen (Queches, von der Größe unseres Stares, mit langem gelbem Schwanze; s. S. 250). Diese Nester finden sich besonders häufig an überhängenden, mit schmarotzenden Epiphyten reichlich bewachsenen alten Stämmen an Flußufern.

S. 129: **Spielende Araras.**

S. 173: **Tote Papageien und Tukane, ein Indianerkopfputz; Bogen und Pfeile.**

S. 221: **Einige in der Kolonie Pozuzo gezogene tropische Pflanzen,** zusammengestellt mit den Ackergeräten der Kolonisten.

S. 285: **Harpune mit Fischnetz und Schilf.**

S. 317: **Tropische Früchte.** Auf den charakteristischen Blättern der Musa (Banane) liegt u. a. die Ananas, die Traube der Banane, die eiförmige Frucht der Passionsblume und die eßbare Schote von Inga reticulata (s. S. 261).

S. 375: **Schwimmender Baumstamm** auf dem untern Amazonas, mit reicher Epiphytenflora (Orchideen, barthaarartige Tillandsien u. s. w.). Ein Alligator und eine Schildkröte versuchen ihre Turnkunst an der schwimmenden Insel.

Karten:

1. **Umgebung von Pozuzo in Peru.** (Zu S. 221 f.)
2. **Mittleres Südamerika.** (Am Schluß.)

Hosted by Google

Damian Freiherr von Schütz-Holzhausen[1].

Kuno Damian Freiherr von Schütz zu Holzhausen wurde als Sproß eines vormals reichsunmittelbaren Geschlechtes am 15. Februar 1825 zu Camberg, einem Städtchen im frühern Herzogtum Nassau, geboren. Seine Gymnasialstudien machte er in Wien und Heidelberg, wobei er besondere Neigung für lebende Sprachen bekundete, deren mehrere er sich in ernster Arbeit zu eigen machte. Auf den Universitäten Heidelberg und Gießen studierte der Freiherr sodann Forst- und Kameralwissenschaft und ließ sich nach mit Auszeichnung abgelegtem Staatsexamen bei einem Oberförster praktisch unterweisen. Indes litt es ihn nicht lange in der ihm in Aussicht stehenden stillen Laufbahn. Von früher Jugend an hatte der Wunsch in ihm gelebt, fremde Länder kennen zu lernen. Diesem Drange folgend verließ er mit Genehmigung seines Landesherrn, des jetzigen Großherzogs Adolf von Luxemburg, im Jahre 1846 Europa und begab sich nach Texas, um die Kolonisationsbedingungen in diesem Lande zu studieren, in das zu jener Zeit der „Deutsche Adelsverein" den Strom der deutschen Auswanderung zu lenken versuchte. Namentlich infolge der Unfähigkeit, zum Teil auch der Unredlichkeit einzelner Beamten mißglückte der anfangs vielversprechende Versuch des Adelsvereins, deutsche Ackerbaukolonieen in großem Maßstabe und in größerer Anzahl in Texas zu gründen, und der Freiherr fand die dortigen zerfahrenen Verhältnisse für mittellose Auswanderer, auf deren Versorgung er sein Augenmerk richtete, so ungünstig, daß er nach drei Jahren das Land verließ, um nach Californien zu gehen. Im Mai 1849 brach er von Neu-Braunfels auf, durchwanderte die nördlichen Provinzen Mexicos und das Küstengebiet von Californien und verweilte ein Jahr in den Goldminen von Mariposa. Von Californien begab er sich nach dem südlichen Mexico, wo er bis zum Jahre 1852 blieb.

Im Sommer des Jahres 1852 schiffte sich Freiherr von Schütz in Acapulco nach Callao ein, wurde unterwegs nach den Marquesas und der Osterinsel ver-

[1] Der vorstehende Lebensabriß, dem außer den S. 430 ff. verzeichneten Druckschriften von der Familie des Verstorbenen freundlichst zur Verfügung gestellte Erinnerungen und Briefe zu Grunde liegen, ist im wesentlichen aus der ersten Auflage des „Amazonas" übernommen. Nekrologe sind u. a. erschienen in „Natur und Offenbarung", XXIX. (1883) 574 f., „Alte und Neue Welt" 1884, 233 ff. mit einem Bildnis aus des Freiherrn letzten Lebensjahren. In der „Allgemeinen deutschen Biographie", XXXIII., 133 hat Friedrich Ratzel dem Vorläufer einer deutschen Kolonialpolitik eine biographische Notiz gewidmet.

Hosted by Google

schlagen und landete erst im September an der peruanischen Küste. Auf den Wunsch des damaligen Premierministers von Peru, Tirado, gab er die Absicht einer Überlandreise nach den La Plata-Staaten, die er zum Zwecke einer spätern Kolonisation kennen lernen wollte, auf, um sich einer Expedition anzuschließen, die im Jahre 1853 nach dem obern Marañon abging, mit dem Auftrage, hier, an der Grenze nach Brasilien hin, Niederlassungen zu gründen. Die Expedition ging von Trujillo über Cajamarca, Chachapoyas und Moyobamba zum Huallaga; dann gelangte man auf Flößen in den Marañon. In Caballococha trennte sich Freiherr von Schütz von der Expedition und befuhr im Kanoe den Amazonenstrom bis Manaos, von wo er bis zur Mündung den Dampfer benutzte. Auf dieser beschwerlichen Reise quer durch Südamerika gewann der unermüdliche Pionier die Überzeugung, daß die Gegenden des obern Marañon und seiner Nebenflüsse für europäische Kolonisten geeignet seien und günstige Aussichten böten. Daher schloß er in Gemeinschaft mit dem Leiter der Expedition, die er begleitet hatte, Ijurra, mit der peruanischen Regierung einen Vertrag, wonach unter vorteilhaften Bedingungen 10 000 Deutsche im Gebiete des Huallaga, im Bezirk Tarapoto, angesiedelt werden sollten.

Freiherr von Schütz kehrte 1854 nach Deutschland zurück, um die ersten Vorbereitungen zu treffen. Er verweilte meist bei seinem Vetter, dem Freiherrn Friedrich Wilhelm von Schütz, und suchte Bekanntschaften zu gewinnen, die seine Pläne fördern konnten, indem sie ihm besonders die Kenntnis der ihm fremd gewordenen europäischen Verhältnisse vermittelten. Indessen hatte sich die Gründung der zuerst geplanten Kolonie als zur Zeit unthunlich herausgestellt, da die von der Regierung in Nordamerika bestellten beiden Dampfboote für den Huallaga sich unbrauchbar erwiesen. Deshalb ließ der Freiherr den Vertrag aufheben und schloß, nach Peru zurückgekehrt, mit dem General Castilla, den ein Militäraufstand ans Ruder gebracht hatte, am 6. Dezember 1855 einen neuen Vertrag, nach dem der Pozuzo im Gebiete des Ucayali für die künftige Niederlassung bestimmt wurde. Den Ansiedlern wurde seitens der Regierung freie Reise von Europa bis zur Kolonie, Ländereien und Lebensmittel bis zur ersten Ernte zugesichert. Außerdem versprach die Regierung vor Ankunft der Expedition einen Weg von Cerro de Pasco bis zum Pozuzo herstellen zu lassen.

Darauf kehrte von Schütz 1856 nach Deutschland zurück. Trotz aller Anfeindungen, die hier dem Unternehmen bereitet wurden, waren in kurzem 300 Personen, zum größern Teile kräftige junge Männer, bereit, sämtlich aus Tirol und der Moselgegend. Zwei katholische Priester hatten sich angeschlossen, um der neuen Gemeinde als Seelsorger zu dienen, von denen der eine, Pfarrer Jos. Egg, dem Unternehmen eine treue Stütze war und in allen Schwierigkeiten dem Führer der Kolonisten zur Seite stand.

Infolge der Nachlässigkeit der Regierung, die entgegen ihrer ausdrücklichen Versicherung den Weg nach dem Pozuzo nicht hatte herstellen lassen, und infolge der Unredlichkeit der Beamten, welche für den Wegbau bestimmte Summen unterschlugen, trafen die Einwanderer, die Ende Juli 1857 in Peru gelandet waren, nach der ungerechtfertigten Abberufung des Freiherrn, erst im Januar 1858 in

Hosted by Google

Santa Cruz (10 Meilen von Pozuzo) ein, wo sie wegen der Unmöglichkeit, weiter zu kommen, vorläufig bleiben mußten. Während eines achtzehnmonatlichen Aufenthaltes an diesem Orte zeigte sich ihnen ihr neues Heimatland zwar in keinem rosigen Lichte; doch hielt unter dem Zuspruch des wackern Pfarrers die Hoffnung auf bessere Zeiten den Mut der noch gebliebenen kleinen Schar aufrecht. Erst im Juli 1859 trat die neue Ansiedlung am Pozuzo mit einem Bestande von 170 Deutschen mit günstigem Erfolge ins Leben.

Wo sonst die Bäume des Urwalds ihre Kronen gen Himmel streckten, zeigte sich bald eine Anzahl friedlicher Hütten, umgeben von grünenden Feldern und bewohnt von einem biedern, fleißigen Volke, dem die schöne, fruchtbare Gegend und das herrliche Klima wenigstens teilweise Ersatz für die heimatlichen Berge Tirols und den vaterländischen Rhein boten [1].

Bald befand sich die Kolonie in einem blühenden Zustande und die Kolonisten segneten das Andenken dessen, der in rastlosem, uneigennützigem Wirken ihnen eine neue, schöne Heimat und eine gesicherte Existenz verschafft hatte. Freiherr von Schütz, der wegen seines Kolonisationsunternehmens namentlich in Deutschland so vielfach angefeindet worden war, hatte die Genugthuung, daß seine Bestrebungen in Südamerika wie in Deutschland schließlich Anerkennung fanden.

Zuerst machte Dr. Karl von Scherzer, der gelegentlich der Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde (1857—1859) in Lima Erkundigungen eingezogen hatte, auf die Kolonie Pozuzo aufmerksam. Darauf besuchte Friedrich Gerstäcker auf seiner Reise nach den deutschen Kolonieen Südamerikas 1860—1861 auch Pozuzo und erstattete über die Kolonie interessante Berichte, in denen er den Freiherrn von Schütz gegen die Verleumdungen seiner Feinde in Schutz nahm und ihn als einen Ehrenmann bezeichnete, der stets in der uneigennützigsten Weise im Interesse der Ansiedler thätig gewesen sei. Dr. Abendroth endlich, der vierzehn Monate in der Kolonie verweilte und eine sehr eingehende Arbeit über sie veröffentlichte, beginnt seine Geschichte der Kolonie mit den Worten: „Die deutsche Ansiedlung am Pozuzo ist erst nach einer Reihe von Schwierigkeiten zu stande gekommen, die nur durch die energische, umsichtige und selbstaufopfernde Thätigkeit ihres Gründers, des von den Kolonisten als Ehrenmann anerkannten Herrn Baron Damian von Schütz, überwunden worden sind."

Es ist wahr, daß die ersten Ansiedler hauptsächlich durch Nachlässigkeit der peruanischen Regierung viele Entbehrungen zu ertragen hatten: wer aber am meisten bei der Gründung der Kolonie zu leiden hatte, war ihr Gründer selbst. „Alles, was ich persönlich dabei gewonnen," so schreibt er [2] im Jahre 1870, „war der Verlust meiner Habe, der Verlust von fünf Jahren meines Lebens, die ich der Unternehmung widmete, und der meiner Gesundheit; allein der große Trost ist mir geblieben, daß die Kolonie jetzt sehr prosperiert."

---

[1] Dr. Robert Abendroth, Die Kolonie am Pozuzo 39 f.

[2] Die deutsche Kolonie in Peru 44.

Hosted by Google

Die weitere Geschichte der Kolonie, ihre wechselnden Schicksale und ihr neuer Aufschwung, den sie dem thatkräftigen Eingreifen [1] des jetzigen Besitzers der Hacienda Victoria, des Herrn Arnold Kitz, verdankt, sind in dem vorliegenden Werke ausführlich geschildert worden [2].

Freiherr von Schütz verweilte noch bis zum Jahre 1865 in Südamerika, machte während dieser Zeit verschiedene Reisen in Peru, Bolivia und nach den Galápagosinseln und kehrte endlich nach Europa zurück, nachdem er mit geringen Unterbrechungen 19 Jahre in Amerika verbracht hatte. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich mit Paula Freiin Reitz von Frentz zu Kellenberg, mit der er sich bereits vor seiner letzten Reise verlobt hatte.

Doch die ungeheuren Strapazen der langen und beschwerlichen Reisen hatten die Gesundheit des Freiherrn erschüttert. Schon in Amerika hatten ihn mehrmals schwere Krankheiten niedergeworfen, und so mußte er die vier ersten Jahre nach seiner Heimkehr ganz ruhig verleben, um die Folgen aller Anstrengungen und Krankheiten zu verwischen und seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. Alsdann widmete er seine Zeit litterarischen Arbeiten und Studien. Er schrieb viele Aufsätze meist geographischen und naturwissenschaftlichen Inhalts für verschiedene Zeitschriften, wie: „Ausland", „Aus allen Weltteilen", „Natur und Offenbarung", „Historisch-politische Blätter", „Katholische Bewegung", „Alte und neue Welt", „Kölnische Volkszeitung" u. a. Seine Abhandlungen waren geschöpft aus der reichen Fülle der Erfahrungen und Kenntnisse, die er auf seinen langjährigen Reisen gesammelt hatte.

Im Jahre 1870 veröffentlichte er: „Die deutsche Kolonie in Peru. Schilderung einer Reise dahin; Natur, Klima, Produkte, Ackerbau; Geschichte der Gründung der Kolonie; Anfeindungen", Weinheim, Fr. Ackermann; 1878 „Das exakte Wissen der Naturforscher", Mainz, Fr. Kirchheim. Sein letztes Werk war der 1883 erschienene „Amazonas", den er nicht lange vor seinem Tode noch einer Durchsicht unterzogen hatte. Eine nachgelassene Arbeit über Westindien lieferte die Grundlage für das 1887 in Woerls Reisebibliothek erschienene, von Robert Springer herausgegebene Buch: „Westindien".

Freiherr von Schütz starb zu Bensheim an der Bergstraße, wo er nach längerem Aufenthalt in Worms am Rhein und Weinheim an der Bergstraße im Anfang der siebziger Jahre dauernd Wohnung genommen hatte, nach längeren Leiden, die wohl Folge seines angestrengten, wechselvollen Lebens sein mochten, am 23. Juni 1883.

Freiherr von Schütz war ein energischer, offener und gerader Charakter, ein treuer Sohn seiner Kirche und ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung. Zugleich zierte ihn eine bei seiner Begabung, seinen Kenntnissen und seinen Erfahrungen seltene Bescheidenheit. Unaufgefordert sprach er selten von sich und seinen Erlebnissen, aber wo es sich natürlich ergab, erzählte er gern und höchst

---

[1] S. darüber auch Anm. 1 S. 419 und Anhang Nr. 9, S. 421 ff.

[2] S. 221—284, S. 410—425. Die Litteratur über die Kolonie s. S. 430 ff.

Hosted by Google

interessant. Es ist zu bedauern, daß er über seine ersten Reisen in Texas, Mexiko und Californien, die ihn durch zum Teil noch unerforschte Gegenden führten, keine Aufzeichnungen hinterlassen hat. Was ihn besonders befähigte, die Verhältnisse und Sitten der von ihm bereisten Länder kennen zu lernen, war seine umfassende Kenntnis der Landessprachen, die er gewandt und sicher handhabte. Die fremdländischen Idiome, deren er sich bei seiner fast zwanzigjährigen Anwesenheit in den verschiedensten Teilen Amerikas bedienen mußte, blieben nicht ohne Einfluß auf seine Muttersprache und gaben derselben ein etwas fremdes Kolorit.

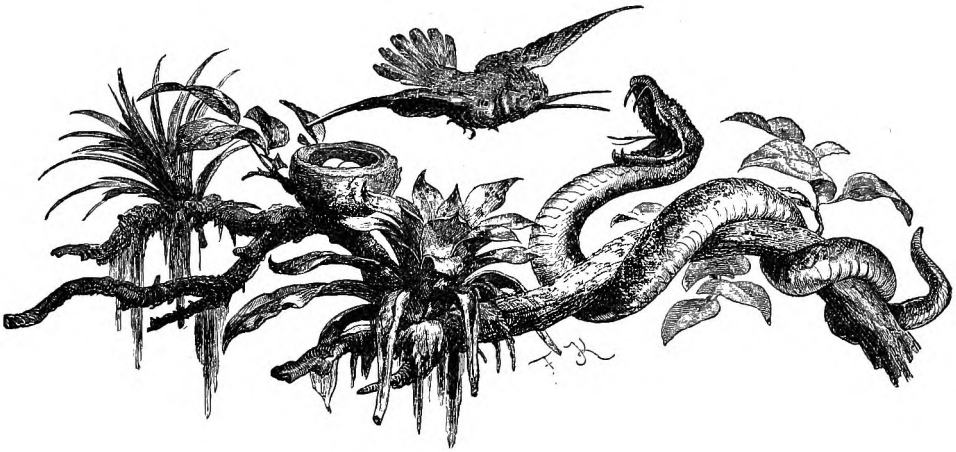
Eine ausführliche Karte über seine vielfachen Reisen in Peru, Bolivia und Nordbrasilien hat Freiherr von Schütz nicht hinterlassen. Die der 2. Auflage des „Amazonas" beigeheftete Karte von Dr. Paul Elfert, Mittleres Südamerika (Nr. 59 von Debes' Neuem Handatlas, Leipzig 1895), giebt eine gute Übersicht und berücksichtigt in dankenswerter Weise die neuesten Forschungen. „Südamerika in sechs Blättern" von Habenicht und Koffmahn (Stielers Handatlas, Gotha, Justus Perthes, revidiert 1888, Nr. 90. 91. 92. 93) zeichnet sich durch Zuverlässigkeit des Gebotenen aus. Eine gute Übersichtskarte von ganz Südamerika ist F. Handtkes stets in neuen Auflagen erscheinende Generalkarte von Südamerika (Glogau, Karl Flemming).

Die dem VI. Abschnitte beigefügte Skizze der Umgegend von Pozuzo ist, unter Benutzung der Vorarbeiten, im wesentlichen nach dem Entwurfe von Senator Jos. Manuel Pinzás[1] aus Huanuco wiedergegeben. Im einzelnen sei auf Blatt 17 der Raimondischen Karte von Peru verwiesen, das demnächst im Auftrage der geographischen Gesellschaft in Lima von Erhard Frères in Paris ausgegeben werden soll. Die bereits vorliegenden Blätter von A. Raimondis hinterlassenem Werke sind, wenn auch Unrichtigkeiten nicht fehlen, immerhin das Beste, was über Peru in seiner Gesamtheit vorliegt.

[1] Siehe S. 225, Anm. 1.

Hosted by Google

Hosted by Google



I.

Die peruanische Küste.

Reisevorbereitungen. — Trurillo. — Ruinen von Chimu. — Peruanische Eisenbahnen. — Sandwüsten. — Zuckerplantagen. — Chinesen, Neger, Weiße, Kreolen. — Thal von Magdalena. — Die Cordillera.

Das Reisen hat seit den vierziger Jahren große Veränderungen erfahren: der Dampfer hat das Segelschiff, die Eisenbahn die Postkutsche und das Reitpferd ersetzt, und Entfernungen, die ehedem viele Monate in Anspruch nahmen, legt man jetzt in ebensoviel Tagen zurück. Jedoch im Innern vieler überseeischen Länder herrschen noch immer dieselben Verhältnisse wie früher, so z. B. im Innern von Südamerika, in den vom Amazonas und seinen Zuflüssen durchströmten Urwaldregionen, wo es — abgesehen vom Hauptstrom und wenigen Nebenflüssen, die von Dampfschiffen befahren werden — heute noch geradeso aussieht, wie es vor Tausenden von Jahren ausgesehen haben mag. Ebenso wie in den fünfziger Jahren, als ich diese wilden Länder durchstreifte, ist dort auch jetzt noch, wenn die Weglosigkeit den Reisenden nicht zwingt, zu Fuße zu wandern und auch wohl mit dem Waldmesser sich freie Bahn zu schaffen, auf den Bergpfaden das Maultier und auf den Flüssen das von Indianern geruderte Kanoe das einzige Verkehrsmittel. Sonst aber ist in Amerika vieles anders geworden. Im Jahre 1846 dauerte meine Seereise von London nach Galveston in einem Segelschiffe 54 Tage, wozu man heute im Dampfer nur 14 Tage braucht; und im Jahre 1849 hatte ich unter den größten Beschwerden und Gefahren

Hosted by Google

7 Monate lang zu wandern, um von Texas nach den Goldminen Californiens zu gelangen, eine Reise, zu der man jetzt auf der Eisenbahn nicht einmal 7 Tage braucht. Damals mußte man zu Pferde reisen, vorausgesetzt, daß die Indianer nicht unterwegs die Pferde raubten, wie es mir erging, der ich darauf genötigt war, die schauerliche, wasserlose Coloradowüste zu Fuß zu durchwandern, und dabei nur mit knapper Not dem Verdursten entrann. Im Mai jenes Jahres war ich von Neubraunfels in Texas aufgebrochen und durch Gegenden, die außer einigen Pelzjägern nie zuvor der Fuß eines Weißen betreten hatte, an den Rio Grande, die Grenze von Mexico, gewandert. Von dort reiste ich durch die mexicanischen Provinzen Chihuahua und Sonora und durch das Küstengebiet von Californien nach Monterey. Hier, am Stillen Ozean, kam ich um Weihnachten an und konnte mich endlich von meinen großen Strapazen etwas erholen, nachdem ich diese 7 Monate fast immer, jeder Witterung ausgesetzt, unter freiem Himmel geschlafen hatte. Im März ging es wieder neuen großen Mühseligkeiten entgegen, nach den neuentdeckten Mariposaminen. Ein ganzes Jahr lang hielt ich es in den Goldgruben Californiens aus; ich verließ sie trotz der angestrengtesten Arbeit nicht reicher, als ich sie betreten, und wandte nun nach wenigen Monaten, die ich in San Francisco verlebte, meine Schritte nach dem südlichen Mexico. Auch dort fand ich nicht, was ich suchte, und schiffte mich im Sommer 1852 im mexicanischen Hafen Acapulco ein, um Peru zu besuchen, das Land, wohin ich mich schon als Knabe gesehnt. Fahrgelegenheit bot ein altes englisches Kohlenschiff, das nicht vorwärts wollte, wenn es den Wind nicht von hinten bekam, und so kam es, daß die Reise, die der Dampfer heute in weniger als 14 Tagen zurücklegt, 107 Tage dauerte. Hierbei kamen wir weit nach Südwesten und Süden, nach den Marquesas und der Osterinsel, von wo wir dann in nordöstlicher Richtung nach unserem Ziele Callao steuern konnten, wo wir endlich im September wieder das Land betraten.

Bald nach meiner Ankunft in Peru ward ich mit dem damaligen Premierminister Tirado näher bekannt, dem das Wohl seines Landes ernstlich am Herzen lag, was man leider nur von wenigen peruanischen Staatsbeamten sagen kann, die fast alle nichts weiter als ihr persönliches Interesse und müheloſen Gelderwerb im Auge haben. Ich hatte damals die Absicht, von Lima aus zu Lande durch Bolivia und Paraguay nach Buenos Aires zu reisen, um die La Plata-Gegenden zum Behufe einer spätern Kolonisation kennen zu lernen. Herr Tirado stellte mir vor, daß ich solche Pläne weit leichter in Peru würde ausführen können, wo im Osten ebenso reiche Ländereien und ebenso schöne Klimate zu finden wären als sonstwo in der Welt. Die Regierung sei entschlossen, durch alle möglichen Vorteile und Begünstigungen die europäische freie Einwanderung anzuziehen; sie sei im Begriff, mit Brasilien einen Schiffahrtsvertrag über die Befahrung des

Hosted by Google

Amazonenstromes mit Dampfschiffen abzuschließen, und werde nächstens ein Dekret erlassen[1], wonach jeder, der von der peruanischen Küste nach dem Amazonenstrom auswandern wolle, freie Reise, Land, Lebensmittel bis zur ersten Ernte und Werkzeuge erhalten solle.

Ich änderte also meinen Plan und machte mich bereit, nach dem Amazonenstrom und seinen Zuflüssen zu reisen, um jene wenig bekannten Gegenden zu besuchen. Infolge des oben erwähnten Dekretes hatten sich Abenteurer aus allen Gegenden der Welt gemeldet, zum großen Teil alte Californier, die Gold suchen wollten am obern Amazonenstrom, über dessen Goldreichtum die fabelhaftesten Gerüchte umliefen. Ich stellte Herrn Tirado vor, daß man mit solchen Elementen keine Kolonie bilden könne; denn wenn diese Leute kein Gold fänden, wie es höchst wahrscheinlich in den von allen Gebirgen so weit entfernten Alluvialgegenden des Amazonas der Fall sein würde, so würden sie sich nach allen Windrichtungen zerstreuen, und das viele Geld, das die Expedition gekostet, sei dann rein weggeworfen. Der Minister erwiderte, er wisse dies wohl, allein immerhin würde wohl ein Dritteil ausharren, und wenn dies der Fall wäre, so hätte man schon viel erreicht. Es liege der Regierung sehr viel daran, an der Grenze von Brasilien, wo jetzt nur wilde oder höchstens halbwilde Indianer lebten, Niederlassungen von Weißen zu gründen, die, wenn sie gediehen, bald neue Ansiedler anziehen und rasch zu Bedeutung gelangen würden. Da ich das Amazonenthal doch zu bereisen wünsche, so möge ich die Expedition bis zum Marañon begleiten und dann meine Reise weiter fortsetzen; durch meine Kenntnis mehrerer Sprachen könne ich mich ja mit allen jenen Leuten verständigen — es waren Nordamerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Peruaner und Deutsche, im ganzen mehr als 100 Köpfe — und so dem Chef der Expedition, Herrn Ijurra, der nur spanisch und sehr wenig englisch spreche, große Hilfe gewähren. Ich nahm also das Anerbieten an.

Es ward beschlossen, die Expedition solle den alten, schon in der Zeit der Eroberung durch die Spanier benutzten Weg über Truxillo, Cajamarca, Chachapoyas und Moyobamba nehmen; den dortigen Behörden wurden sofort die nötigen Befehle zugesandt, die Karawane mit Lebens- und Transportmitteln zu versehen. Auf diesem Wege über Truxillo und Moyobamba teilen sich die Andes in verschiedene Zweige, von denen keiner die Grenze des ewigen Schnees erreicht, die in Peru gewöhnlich zwischen 4500 und 5000 m liegt. Das Klima und die Produkte jener Gegenden wechseln oft ab und sind sehr verschieden, da man auf keinem Wege in Peru so häufig bedeutende Höhen erklimmt, um gleich darauf wieder in tiefe Thäler hinabzusteigen;

[1] Die beiden Aktenstücke sind von Herndon (Exploration of the valley of the Amazon by *Wm. Lewis Herndon* and *Larndner Gibbon*. Washington 1853) im I. Bd. 19. Abschnitt mitgeteilt.

Hosted by Google

so kommt es oft vor, daß der Reisende, der auf der Höhe in einem Kartoffel- oder Gerstenacker steht, im tiefen Thale wogende Zuckerrohrfelder mit ihren gelbgrünen Blättern unterscheiden kann.

Mitte Mai 1853 war alles für die Expedition bereit, und am 20. Mai schifften wir uns in Callao in einem Segelschiffe nach Huanchaco, dem Hafen von Truxillo, ein, wo wir schon nach zwei Tagen landeten. An Bord sah ich zum erstenmal die Mitglieder der Expedition, die im ganzen keinen sehr guten Eindruck auf mich machten. Es waren Leute, aus allen Weltgegenden zusammengekommen, von denen vielleicht schon mancher nähere Bekanntschaft mit dem Zuchthause gemacht hatte. Auch unter meinen Landsleuten sah ich nur wenige, die dem Anscheine nach mir im Notfalle eine Stütze sein würden. Die meisten derselben waren ehemalige schleswig-holsteinische Freiwillige, die auf dem Schiffe durch ihr keckes Benehmen Aufsehen machten. Einen tröstlichen Rat gab mir auch der italienische Kapitän des Schiffes, der mir im Vertrauen sagte, unter seinen Landsleuten bemerke er zwei Burschen, vor denen ich mich sehr in acht nehmen solle. Doch ging schließlich alles besser, als ich gedacht hatte.

Wohl über 30 Deutsche mochten sich in der Gesellschaft befinden. Daß das deutsche Element so stark vertreten war, hatte seinen besondern Grund. Kurz vor meiner Ankunft hatte ein peruanischer Spekulant, Antolin Rodulfo, gegen ein von der Regierung gezahltes Kopfgeld von 30 Dollars zahlreiche deutsche Auswanderer eingeführt. Die Leute hatten in Deutschland unklugerweise Verträge abgeschlossen, worin sie sich verpflichteten, 6 Jahre lang für einen Monatslohn von 8 Dollars nebst freier Kost und Wohnung zu dienen. Die Verträge enthielten aber die verdächtige Klausel, daß sie an beliebige andere Personen übertragen werden könnten. Diese Verträge wurden in Peru an Leute verkauft, die Arbeiter oder Bedienstete brauchten; es war dies also geradeso ein Sklavenhandel wie der mit chinesischen Kulis. Ein Teil der Deutschen vermochte sich dem Sklavenlose zu entziehen, sie blieben in Callao oder in Lima, wo sie Arbeit suchten und bald fanden und oft in kurzer Zeit zu Wohlstand gelangten. Nicht immer zeigte sich die Polizei den Drängern so willfährig wie in den vierziger Jahren einem deutschen Bergwerksbesitzer, dessen entwichene Arbeiter, die er aus Deutschland hatte kommen lassen, die Polizei in Lima mit Verbrechern zusammengekettet öffentlich arbeiten ließ. Die meisten der von Rodulfo Eingeführten, die die eingegangenen Verpflichtungen nicht brechen wollten oder konnten, erlagen in kurzer Zeit auf den Pflanzungen dem für den europäischen Feldarbeiter unerträglichen Küstenklima oder auch der schlechten Behandlung: von 1100 Personen, die Rodulfo eingeführt, sollen nach einem halben Jahre nur mehr 500 am Leben gewesen sein.

Als die Lage der noch auf den Plantagen lebenden Deutschen in Lima bekannt wurde, forderte die Presse ihre Befreiung, und selbst die Geschäfts-

Hosted by Google

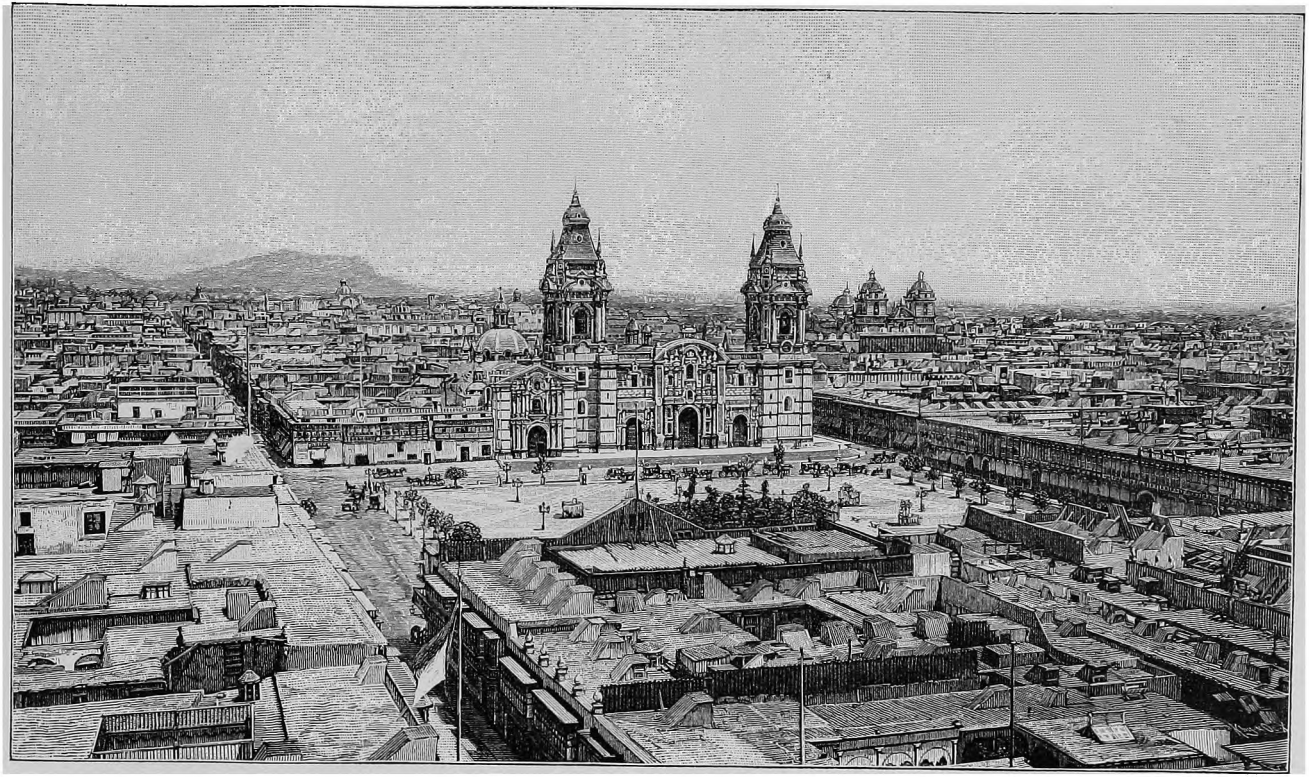


Fig. 1. Hauptplatz und Kathedrale von Lima.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 4.)

Hosted by Google

Hosted by Google

träger von Frankreich und England wurden bewogen, bei der Regierung Vorstellungen zu machen. Diese entschuldigte sich anfangs, die Sache sei ein reines Privatunternehmen, mit dem sie nichts zu thun habe. Die deutschen Konsuln konnten auch beim besten Willen nichts ausrichten, da sie ihren Forderungen nicht mit dem Hinweis auf die Kanonen von Kriegsschiffen den nötigen Nachdruck geben konnten; unter den deutschen Privatleuten hingegen waren einige, die den Mut nicht verloren und nicht müde wurden, sich ihrer betrogenen Landsleute anzunehmen. Namentlich zeichnete sich hierin ein alter Lübecker aus, Hermann W., der im Jahre 1826 nach Peru gekommen, als Dolmetscher der Regierung in Callao fungierte und mit vielen einflußreichen Personen bekannt war. Er war eine höchst komische Persönlichkeit, immer in Aufregung; in Callao kannte jeder Negerjunge den „Don German", der immer wie verrückt durch die Straßen rannte, was ihm bei den englischen und nordamerikanischen Matrosen den Beinamen „the flying Dutchman" zugezogen hatte. Seine größte Freude war es, sich „Vater der Deutschen" nennen zu hören, und er gab sich auch wirklich um dieselben viele Mühe.

So war ein deutsches Mädchen, das von einer Pflanzung desertiert war, von ihrem Herrn in Ketten gelegt, aber von mehreren jungen Deutschen mit Gewalt befreit worden, die sie zu Pferde nach Lima brachten. Vor dem Stadtthore wurden sie von der Polizei überrascht, die ihnen das Mädchen wieder abnahm und nach dem Gefängnis abführte. Der alte W. bekam gleich Wind davon, eilte zu den deutschen Konsuln, die ihm mit Achselzucken antworteten, und unmittelbar darauf, ohne den Mut zu verlieren, zu dem französischen Geschäftsträger, Grafen Ratti-Menton, einem sehr energischen und leicht erregbaren Manne. Er ging sofort mit Herrn W. zum Polizeiamt, wo er dem Intendanten erklärte, er verlange, daß das Mädchen auf der Stelle aus dem Gefängnis entlassen werde. Der Intendant erwiderte, er besitze dazu kein Recht, und fragte, auf welchen Befehl hin er dies thun könne. Der Graf, dem das Blut zu Kopf gestiegen war, schlug mit seinem Stocke auf den Tisch und rief: „Auf meinen Befehl, im Namen der Humanität." Der Intendant bekam einen Schrecken und gab das Mädchen sofort frei, das auch später nie wieder belästigt ward.

Bei einem drolligen Vorfalle, der sich im Jahre 1852 ereignete, spielte Don German wieder die Hauptrolle. Damals kam Garibaldi, der in jenen Jahren in den La Plata-Staaten als Freischarenführer sich einen Namen gemacht hatte, nach Peru. Die Italiener bereiteten ihm in Callao einen festlichen Empfang, und auch der alte W. glaubte mit den Deutschen nicht zurückbleiben zu dürfen. Er versammelte also in Callao alle dortigen deutschen Einwanderer, die sich bereits frei gemacht hatten. Mit Musik und schwarz-rot-goldener Fahne zogen sie alle, der alte Lübecker an der Spitze, Garibaldi

Hosted by Google

entgegen. W. hielt nun eine lange Rede und stellte darauf verschiedene der Leute dem „Helden der beiden Welten" vor, darunter auch einen schwäbischen Bauern Namens Dell, den W. ohne weiteres als Nachkommen von Wilhelm Tell bezeichnete. Garibaldi glaubte den Unsinn oder stellte sich wenigstens, als ob er es glaube, und sagte, es freue ihn, den Enkel eines so berühmten Vorkämpfers der Freiheit kennen zu lernen, und wenn er ihm irgendwie dienen könne, sei er gern dazu bereit. Nachdem dies Don German dem biedern Dell verdolmetscht, erwiderte dieser im schönsten schwäbischen Dialekt: „Ja, da ist mir gestern mein Esel gestohlen worden, und die Lumpen auf der Polizei wollen mir nicht helfen; wenn der Herr General mir ihn wieder verschaffen könnte, wäre er ein recht braver Mann." Don German übersetzte dies freilich nicht, sondern sagte irgend etwas anderes. Als Garibaldi zwei Stunden später, von den Italienern eingeladen, beim Gastmahle saß, kam der Alte wieder angezogen mit seinem ganzen Janhagel von Männern, Weibern und Kindern; deutsche Musikanten, Leute mit schwarz-rot-goldenen Fahnen und Raketen fehlten dabei nicht. Wohl oder übel, die Italiener mußten die ganze Bande einladen. Die Musik spielte deutsche Weisen, es ward getanzt — Garibaldi selbst walzte mit einer baumlangen Mecklenburgerin — und schließlich füllten Weiber und Kinder ihre Taschen mit den guten Sachen, die sich auf der Tafel vorfanden.

Lange blieben übrigens die Deutschen nicht mehr auf den Pflanzungen, wohin man sie verkauft hatte. Die peruanische Regierung gab endlich den Vorstellungen der Gesandten nach, und namentlich Herr Tirado, der damals gerade Premierminister geworden war, nahm sich der Sache mit großer Wärme an. Die Einwanderer erhielten alle ihre Freiheit, die Plantagenbesitzer wurden von der Regierung entschädigt, und der alte Don German erhielt noch den besondern Auftrag, die letzten, die auf einer Pflanzung bei Casma sich befanden, und von denen die Fieber schon viele hinweggerafft hatten, nach Lima zurückzubringen. Er brachte die letzten im Februar des Jahres 1853 dahin.

Doch kehren wir wieder zu unserer Expedition zurück, die wir im Hafen von Huanchaco gelassen haben. Huanchaco, der damalige[1] Hafen von Truxillo, ist einer der schlechtesten Ankerplätze an der Küste von Peru und vielleicht auch der gefährlichste wegen der furchtbaren Brandung, die dort

[1] Der Hafen von Huanchaco wird heute nicht mehr benutzt, alle Schiffe laufen die südlich von jenem ganz nahe bei Truxillo gelegene Station Salaverry an, die durch eine 11 km lange Eisenbahn mit Truxillo verbunden ist. Die Landung ist hier, wie aus einem Berichte von Marcel Monnier hervorgeht (Bullet. de la Soc. de géogr. de Paris 1889, p. 5—55) ebenso schwierig wie früher in Huanchaco. Der Verkehr in dem unscheinbaren Hafen Salaverry ist ziemlich bedeutend. Im Jahre 1877 z. B. liefen hier 311 Schiffe ein (darunter 261 Dampfer) mit 246 731 Tonnen Ladung.

Hosted by Google

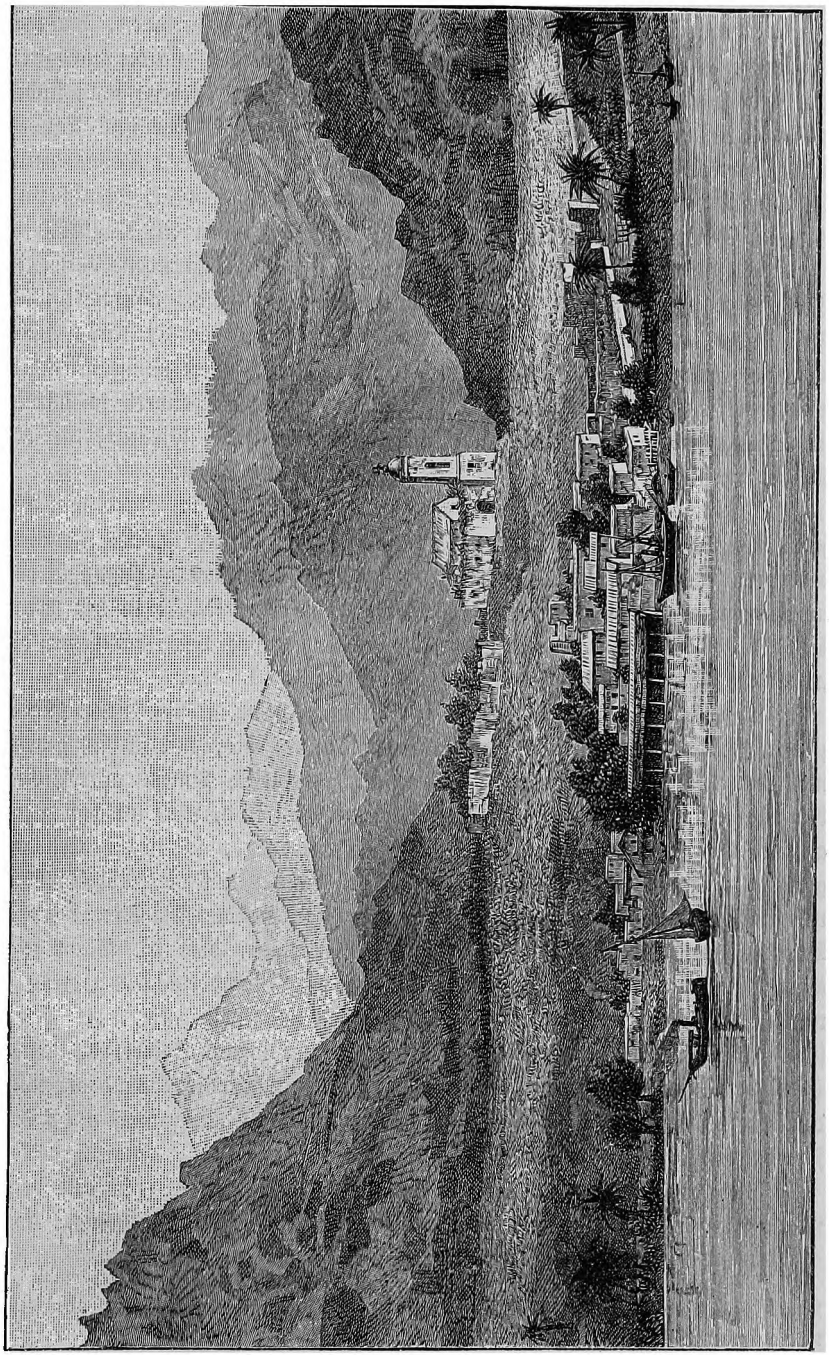


Fig. 2. Huanchaco.

Hosted by Google

herrscht. Die Schiffe mußten beinahe eine Meile vom Lande entfernt Anker werfen, und Passagiere und Waren wurden auf Flöße verladen, die von Indianern geführt wurden. Diese Indianer von Huanchaco sind die kräftigsten und bestgebauten Menschen ihrer Rasse, die ich in Peru gesehen; man findet unter ihnen wahre Athleten, die es vorzüglich verstehen, Flöße und Kanoes mit Sicherheit zu handhaben. Wenn man sie ihre Flöße oder Kähne durch die tosende Brandung leiten sieht, glaubt man jeden Augenblick, Mensch und Ladung seien verloren, und doch geschieht nur höchst selten ein Unglück.

Huanchaco ist von Truxillo zwei Leguas[1] (drei Wegstunden) entfernt; eine gute, teilweise mit Bäumen bepflanzte Fahrstraße führt von dort nach der Stadt. Die Spanier haben nämlich überall an der Westküste Südamerikas ihre Städte nicht hart am Meere, sondern immer einige Stunden davon entfernt erbaut wegen der im 16. und 17. Jahrhundert so häufig im Stillen Meere streifenden französischen und englischen Piraten, die die Küsten verwüsteten, sich aber nie ins Innere hineinwagten.

Truxillo, die Hauptstadt des Departements La Libertad, ward von Pizarro im Jahre 1535 gegründet und nach seiner Geburtsstadt in Spanien benannt. Die Stadt ist von einem grünen Kranze von Chacras (Landgütern) umgeben und sieht aus wie alle spanischen Städte der Küste: in der Mitte befindet sich der große Marktplatz mit der Kathedrale; von ihm gehen die in rechten Winkeln sich durchschneidenden Straßen alle aus.

Die Häuser sind alle aus an der Luft getrockneten Backsteinen (Luftziegeln, adobes) gebaut und haben flache Dächer, die, mit Schilf gedeckt und mit einer dünnen Lehmkruste überzogen, natürlich keinem ordentlichen Regenguße standhalten können. Regnet es aber wirklich, was an der peruanischen Küste kaum alle 20 Jahre einmal vorkommt, so tropft der aufgelöste Lehm zum Vergnügen der Insassen des Hauses auf die Möbel nieder und sucht sich die Tapeten hinab seine schmutzige Bahn. Die Straßen von Truxillo sehen aber ebensowenig wie die von Lima, dem die Stadt sehr ähnelt, einförmig aus. Dagegen sichern schon die vielen verschieden geformten und bemalten Balkone, die alle bedeckt und mit hölzernen Jalousien versehen sind. Truxillo ist der Sitz eines Bischofes, einer sogen. Universität, eines Seminars und eines Nationalkollegs, und hat außer der Kathedrale noch drei Pfarrkirchen, über deren äußere und innere Erscheinung man am besten schweigt, und zwei Nonnenklöster.

Die Bevölkerung der Stadt — gegen 10 000 Seelen[2] — ist aus denselben Elementen zusammengesetzt wie in allen Küstenstädten Perus. Die

[1] Auf einen Breitengrad gehen 20 peruanische Leguas; doch rechnet man die Legua gewöhnlich nicht zu 5572,70 m, sondern abgerundet nur zu 5500 oder auch nur zu 5000 m.

[2] *A. Ydiaquez*, Le Pérou en 1889 (Le Havre 1890), p. 72.

Hosted by Google

Aristokratie bilden die Abkömmlinge der Spanier, die in einigen angesehenen Familien sich ganz rein erhalten haben, und deren Frauen sich durch Schönheit auszeichnen; die Mittelklasse besteht aus Mestizen (Mischlingen von Weißen und Indianern) und einigen wenigen italienischen und baskischen Handwerkern und Krämern; die Plebs endlich bilden Neger und Zambos (Mischlinge von Negern und Indianern). Vollblutnegern und Mulatten begegnet man seltener, dagegen Mischlingen derselben in unendlichen Abstufungen überall, so daß es bei der großen Masse des Volkes schwer ist, die Abstammung richtig zu bestimmen, und manches Individuum wohl vierfach gemischtes Blut in den Adern tragen mag. Neuerdings kommt dazu als neues Element der Sohn des himmlischen Reiches, der die ohnehin schon so herabgekommene Rasse nicht sehr verbessern wird. Schon sieht man in Lima, wo bei einer Bevölkerung von 150 000 Seelen 8000 Chinesen wohnen, in der Nähe der Markthalle, wo die meisten von ihnen wohnen, einen Schwarm von meist ungeregelten Verbindungen entsprossenen Kindern, die durch den stumpfen Winkel ihrer Augen ihre Abstammung von Asiaten zu erkennen geben. Nur etwa 500 von den 8000 Chinesen in Lima sind Christen geworden, meistens um heiraten zu können (chinesische Frauen giebt es in Peru nicht); sie werden von zwei chinesischen Priestern pastoriert[1]. Die Heiden haben sieben Pagoden in der Stadt, in denen sie ihre Ceremonien unter Verbrennen von Papierschnitzeln, Feuerwerk und großem Lärm feiern. Hier wie in Nordamerika zieht der Chinese, sobald er kann, von den Pflanzungen, für die er angeworben wurde, in die Stadt, wo er Handel und Gewerbe treibt und an Pfiffigkeit und Schlauheit jeden Juden und Italiener weit hinter sich läßt. Fast sämtliche Garküchen für die niedern Klassen gehören Chinesen, wie solche überhaupt als Köche sehr anstellig sind und in dieser Eigenschaft auch vielfach in Privathäusern thätig sind, ohne jedoch daselbst zu wohnen: sie besorgen des Morgens von ihrem Quartier aus die nötigen Einkäufe, richten dann im Hause des Auftraggebers die Mahlzeit her und kehren wieder heim. Manche Chinesen haben sich auch als Hausierer und Viktualienhändler bedeutende Vermögen erworben. Früher waren in allen peruanischen Städten die Pulperias (Viktualienläden) ein Monopol der Italiener gewesen. Die Chinesen bereiten ihnen eine Konkurrenz, der sie kaum gewachsen sind. Der Chinese ist im Handel noch schlauer, in seinem Leben noch sparsamer; er begnügt sich mit einer Handvoll Reis, dem unverkäuflich gewordenen Brote und verdorbenen Fischen — und betreibt nebenbei noch allerhand unsaubere Geschäfte, die aber viel Geld einbringen, wie Wucher, Hehlerei u. dgl., wobei er sich stets mit der Polizei gut zu stellen weiß.

[1] Köln. Volkszeitung 1892, Nr. 705.

Hosted by Google

In allen Landstädten von Peru besteht eine Art von Aristokratie, die von Pflanzern, Bergwerksbesitzern, Beamten, Offizieren und Kaufleuten gebildet wird und streng eine komische Etikette befolgt. Der französische Reisende Wiener schildert dieselbe bei seiner Beschreibung von Cuzco sehr treffend. Wenn z. B. eine Dame einer ihrer Freundinnen einen Besuch macht, so umarmen sie sich zuerst, darauf fragt die Besucherin die Dame des Hauses: „Wie geht es dem Don Juan Mariano Pancho Concepcion, deinem Gemahl?" — „Tausend Dank, sehr gut." — „Und der Manonguita, der Pepita, der Chepita, deinen Töchtern?" Nach jedem Namen dieselben Danksagungen, dieselben Versicherungen, und so geht es weiter, ohne selbst die Hauskatze zu vergessen. Nachdem die Liste erschöpft ist, erhebt man sich, umarmt sich wieder zärtlich, und die Hausfrau begleitet ihre Freundin bis zur Treppe. „Hasta cada momento" (auf Wiedersehen jeden Augenblick) sagt die eine, und die andere erwidert dieselben Worte, die beim Abschied wenigstens fünf- oder sechsmal wiederholt werden.

Ist etwas zu bestellen, so ruft die Dame des Hauses ihre indianische Dienerin und sagt ihr etwa: „Du gehst jetzt zur Donna Rosario Melendez y Zegarra de Zaldivar y Martinez [1]; du weißt, was ich sagen will: es ist die Gemahlin von Don Pablo Antonio de Zaldivar y Martinez, meine Cousine, die im Hause ihres Vaters wohnt, bei dem alten Don Anastasip Melendez y Zegarra, meinem Onkel, dem Bruder meines Vaters. Du gehst also zu ihr und sagst ihr, du seiest von mir geschickt, ihrer Cousine, der Donna Gertrudis Isabel Valle y Martinez de Itureno; du sagst ihr ferner, daß ich sie liebe wie meinen Augapfel, daß mir auf der Welt nichts teurer ist als ihre Gesundheit, daß ich von ihr hören möchte, daß ich ihren Gemahl, meinen Vetter, der ein aller Hochachtung würdiger Herr ist, sehr hoch schätze, und daß ich sie bitte, ihm dies zu sagen, und daß ich ihr alles Glück wünsche, und daß ich sie frage, warum sie heute morgen nicht nach Santa Maria de Belen zur Messe gekommen sei, und daß ich sie bitte, mir doch sagen zu lassen, ob die Esel, die Klee und Mais von ihrer Pflanzung bringen sollen, schon angekommen sind, und wenn sie bereits angekommen sind, so hoffe ich, daß sie dir einige Choclos (unreife Maiskolben, die abgekocht ein Lieblingsgericht der Peruaner bilden) geben wird, wie sie es mir versprochen hat." — Der ganze Wortschwall wird also nur gebraucht, um einige Maiskolben zu bekommen; oft für eine noch geringere Sache.

Höchst interessant sind die bei Truxillo gelegenen Ruinen von Chimu, deren Erbauer nicht die Inkas waren. Nach der Ansicht des amerikanischen Gelehrten Squier, der Peru zum Zwecke archäologischer Durchforschung

[1] Dem Familiennamen einer verheirateten Frau wird stets der Name des Gatten mit einem „de" beigefügt.

Hosted by Google

bereist hat, gab es in den weiten Regionen, die das spätere Inkareich umfaßte, mehrere Mittelpunkte der Civilisation, die beinahe ebensosehr vorgeschritten waren als jene der Inkas selbst. Diese Kulturcentren mochten

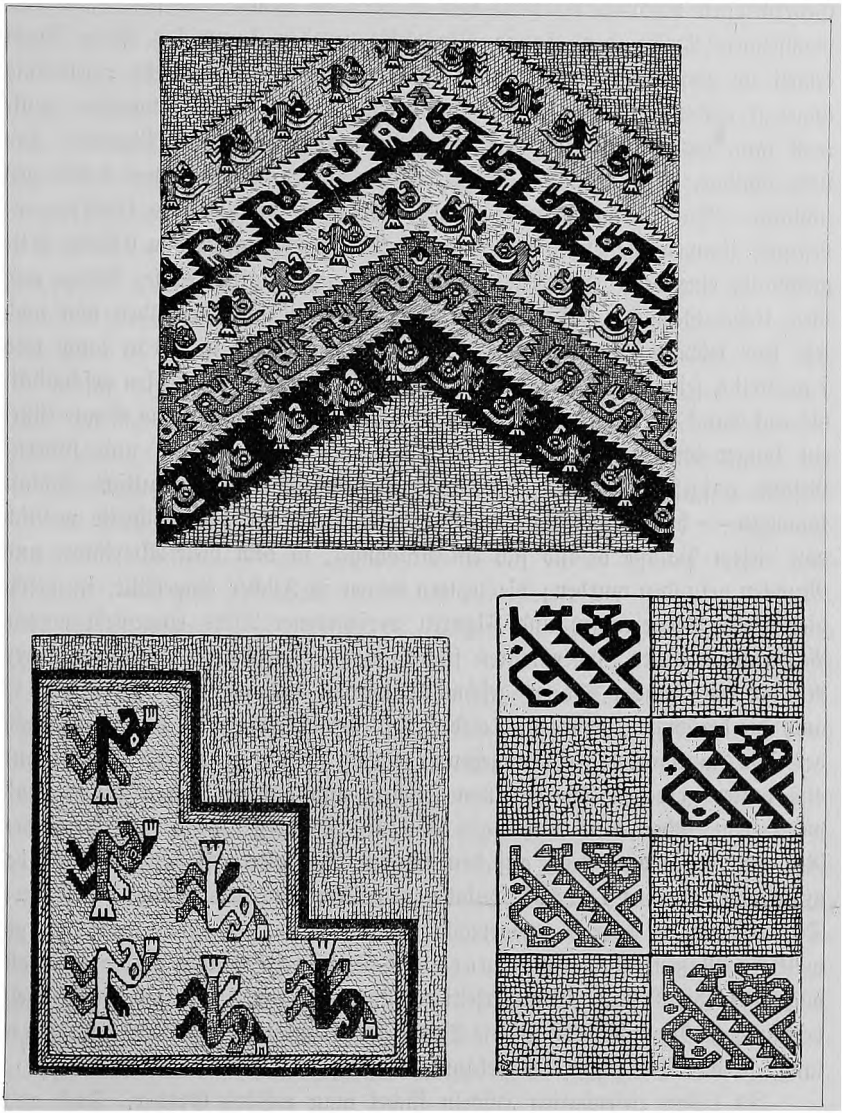


Fig. 3. Muster von Mumientüchern aus altperuanischen Gräbern.

mehrere kleinere Staaten oder Königreiche gebildet haben, die jedoch nur schwache Verbindung untereinander unterhielten und jedenfalls nur sehr geringen politischen Einfluß besaßen. Einer der merkwürdigsten dieser Staaten ist sicherlich das Reich des Gran Chimu gewesen, dessen Hauptstadt in der

Hosted by Google

Nähe von Truxillo in Trümmern liegt. Die Großartigkeit dieser Ruinen giebt uns einen hohen Begriff von den Kulturverhältnissen dieses Volkes, von dem wir wissen, daß es dem eroberungssüchtigen Inkageschlechte drei Generationen hindurch heldenmütigen Widerstand leistete, ehe sein Land dem wachsenden Reiche der Sonne einverleibt werden konnte[1]. Diese Stadt erhielt ihr Wasser durch Azequias (Bewässerungsgräben), die sehr regelmäßig angelegt waren und vom Flusse Moche mit Wasser versorgt wurden; heute noch kann man sie deutlich verfolgen. Auch große Erdhügel (Mounds) sind noch sichtbar, von denen der größte, 65 m hoch, eine Fläche von 8 Morgen umfaßte. Auf diesem Hügel, dessen Untergrund aus Adobes (Luftziegeln) bestand, standen wahrscheinlich Tempel. Der große Palast von Chimu hatte gleichfalls eine bedeutende Ausdehnung und enthielt große Säle, Gänge und viele kleine Gemächer. Die Wände sind zum Teil mit Gemälden von noch jetzt sehr lebhaften Farben bedeckt. Der größte Saal ist 33 m lang und 7 m breit[2], seine Wände sind mit vielfach verschlungenen Arabesken geschmückt, die auf Stuck in erhabener Arbeit angebracht sind. Von diesem Saale führt ein langer Gang nach einigen Verstecken, wo man goldene und silberne Gefäße aufgefunden hat. Die andern Gemächer — vermutlich Schlafkammern — halten nur 2 m im Quadrat. Ungefähr 100 Schritte westlich von diesem Palaste befand sich ein Grabhügel, in dem viele Altertümer und Mumien gefunden wurden; die letztern waren in Tücher eingehüllt, in welche vielfarbige Verzierungen und Figuren verschiedener Tiere eingewebt waren. Auf einigen dieser Tücher waren fischförmige Silberplatten angeheftet, deren Ränder mit bunten Federn geschmückt waren. Nicht weit von Chimu ist auch die berühmte „Huaca de Toledo", ein Grabgewölbe, in dem gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein ungeheurer Schatz gefunden ward. Er bestand aus lauter goldenen Figuren von Fischen und andern Tieren im Gesamtwerte von sicher weit mehr als 700 000 Dukaten; denn der spanischen Regierung, die das Recht auf den fünften Teil aller entdeckten Schätze beanspruchte, wurden 132 567 Dukaten abgeliefert, die gewiß nicht den fünften Teil des ganzen Wertes ausgemacht haben werden. Berühmt und von gewaltigen Maßen ist auch die Huaca del Sol[3], ein weithin sichtbarer Grabhügel, der die Gestalt einer vierseitigen Pyramide hat. Die Höhe des Hügels beträgt nach Monnier 120 m, die Seiten der Grundfläche sind 300 und 160 m lang, so daß der Hügel ein bekanntes Merkzeichen für die Seefahrer ist.

In diesen riesenhaften Hügeln findet man zahllose Gräber. Doch auch die ganze Umgegend ist nur ein gewaltiges Gräberfeld, das im Namen der

[1] Ausland 1871, S. 891.

[2] Monnier (Des Andes au Para) giebt die Maße 30 und 18 m.

[3] Die Bauart und die großen Backsteine bestätigen die volkstümliche Überlieferung, die in dieser Pyramide ein Werk der Inkas sieht (Middendorf, Peru II (1894), 396.

Hosted by Google

Wissenschaft und der Spekulation ausgebeutet wird. Eigentümlich ist die Stellung der Leichen in den peruanischen Gräbern; sie nehmen eine hockende Stellung ein; der Kopf ist auf die Brust gesenkt, die Kniee sind an das Kinn herangezogen. Es macht das den Eindruck, nicht als wenn sie schliefen, sondern als ob sie über etwas nachdächten und auf etwas warteten.

Jedenfalls sind die Ruinen von Chimu das Werk eines in der Civilisation schon weit vorgeschrittenen Volkes. Dies kann man schon an den bewundernswerten Wasserbauten, an dem, eine große Sorgfalt zeigenden Charakter der innern Einrichtung der Gebäude, an der großen Ausdehnung dieser letztern und den geschmackvollen Mustern sehen, nach denen die Arabesken an den Wänden sowie auch die verschiedenen Gefäße und Gewebe entworfen waren. Das Bedeutendste aber, was die Bewohner von Chimu geleistet haben, sind ihre Wasserbauten. Mächtige Dämme hatten sie an verschiedenen Höhen der Bergströme errichtet, um das Wasser abzuleiten, das sie in mit großer Kunst angelegten Kanälen, zum Teil hoch aus den Bergen, nach der dürren, wasserlosen Küste führten. Große Behälter dienten dann zur Ansammlung des Wassers. Einer derselben, im Thal von Nepeña gelegen, ist 1200 m lang und 800 m breit; er wird von einem massiven Steindamme gebildet, der an seiner Basis 27 m Mächtigkeit besitzt und zwischen zwei steilen Felsen eine tiefe Schlucht abschließt. Sein Wasser erhielt dieses Reservoir aus zwei Kanälen, von denen einer mehr als 20 km lang war.

Die Eisenbahn vom Hafenorte Salaverry nach Truxillo bildet einen Zweig des Eisenbahnnetzes von 2740 km, das der peruanische Staat zu der Zeit in Angriff genommen hat, da das Füllhorn mit Goldstücken im Staatswappen noch nicht zur Fabel geworden war, als das Guanomonopol und die Silbergruben von Cerro de Pasco sowie die Einfuhrzölle einen gewaltigen Ertrag lieferten und der Besitz der seitdem an Chile verloren gegangenen Salpeterlager an der Küste auch nach Erschöpfung der Guanolager eine Aussicht auf reichen Gewinn eröffnete. Zum Baue dieser Strecken, von denen übrigens nur ein Teil fertiggestellt wurde [1], hatte man in London zwei Anlehen im Betrage von mehr als 900 Millionen Mark aufgenommen: eine sechsprozentige von über 11 Millionen und eine fünfprozentige von mehr als 34 Millionen Pfd. Sterling. Man hatte gehofft, daß die Verwendung dieser großen Summen, von denen freilich sehr viel an den Händen der europäischen Finanzmänner und der peruanischen Machthaber kleben blieb [2],

[1] Z. B. ist von der Linie, die von dem nördlich von Salaverry gelegenen Hafen Pacasmayo nach Cajamarca führen sollte, nur die winzige Strecke bis La Viña gebaut worden. Nach dem Gothaer Kalender waren 1893 von staatlichen Strecken nur 1224 km in Betrieb, von Privatbahnen 199 km.

[2] Der Goldregen erstreckte sich sogar auf die Volksvertretung, deren Stimmen einfach gekauft wurden. Siehe E. W. Middendorf, Peru I, 364.

Hosted by Google

einen höchst günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Landwirtschaft, der Viehzucht und des Bergbaues äußern würde.

Alle diese schönen Hoffnungen sind jetzt geschwunden. Mit wenigen Ausnahmen bringen selbst die ganz fertiggestellten Bahnen kaum die Verwaltungs-, Betriebs- und Erhaltungskosten ein, und die meisten andern, von denen einige bald wieder verfallen dürften, auch das nicht einmal. Wahrscheinlich wären diese Bahnen schwerlich je in Angriff genommen worden, wenn die Gewalthaber nicht die gegründete Hoffnung gehegt hätten, daß dabei viel für sie und ihre Freunde abfallen werde. Und gehörig haben sie sich die Taschen gefüllt; doch ließ die Nemesis nicht lange auf sich warten — die ungerecht erworbenen Reichtümer sind längst wieder verflogen, unglückliche Spekulationen, Hazardspiel, der Krieg mit Chile und der Staatsbankrott[1] haben sie wieder verschlungen. Es wäre jammerschade um diese Bahnen, von denen einige zu den großartigsten Werken ihrer Art gehören, wenn sie verkommen sollten. Dies ist allerdings jetzt nicht mehr zu befürchten, nachdem sie aus den Händen des Staates, der sich bei ihrem Baue vollständig ruiniert hat, an die Staatsgläubiger[2] übergegangen sind, die jedenfalls im eigenen Interesse eine lebensfähige Linie nicht werden verfallen lassen.

Natürlich wurden diese Bahnen nicht von Peruanern gebaut, sondern von einem sehr tüchtigen nordamerikanischen Unternehmer, Henry Meiggs, der früher schon große Eisenbahnbauten in Chile ausgeführt hatte und, da ihn die peruanische Regierung nicht pünktlich bezahlte, zu Grunde ging. Auch die Ingenieure waren mit wenigen Ausnahmen Nordamerikaner oder

---

[1] Die trefflichen Vorschläge, die Friedrich Gerstäcker bei seinem Besuche in Peru im Winter 1860/61 zur Verwendung der damals noch überreich fließenden Staatseinnahmen gemacht hat, verhallten ungehört. Danach sollten die reichen Erträgnisse der Guanolager, deren Versiegen man damals schon in absehbarer Zeit in Aussicht stellen konnte, wirklich der Hebung des Landes dienen anstatt der Bereicherung der in schamloser Weise Unterschleif treibenden Beamten und der unnützen von den Machthabern beliebten Soldatenspielerei, die dem Lande die besten (meist indianischen) Arbeitskräfte entzieht. Gerstäcker vergleicht die Guanoschätze treffend mit einem ererbten Kapital, das ein junger Mann zu seiner Ausbildung aufwenden oder auch unnütz vergeuden kann. Ein Ende mit Schrecken hat seinen Mahnungen recht gegeben. Auf den Kopf einer Bevölkerung von knapp drei Millionen entfallen heute nach einer in der Kölnischen Volkszeitung 1894, Nr. 86 mitgeteilten Aufstellung 102,77 Dollar Schulden! Dabei übersteigt die Einfuhr die Ausfuhr immer noch um ein Drittel des Wertes. Mit andern Worten: man fährt fort, Schulden zu machen, schickt wenigstens das gemünzte Geld, das man so nötig hätte für Verbesserungen zu Hause, zur Anschaffung von Luxusartikeln ins Ausland. Von allen Staaten von Südamerika bleibt sonst nur noch Ecuador, allerdings nur ganz unerheblich, mit seiner Ausfuhr hinter der Einfuhr zurück.

[2] Der Vertrag ist mitgeteilt bei *A. de Ydiaquez*, Le Pérou en 1889 (Le Havre 1890), p. 166—185.

Hosted by Google

Engländer, die Arbeiter aber teils eingeborene Indianer — nur diese sind in den höchsten Gegenden zu gebrauchen, wo bei Fremden Atmungsbeschwerden eintreten — teils Chilenen und Chinesen. Die Bahn von Arequipa nach

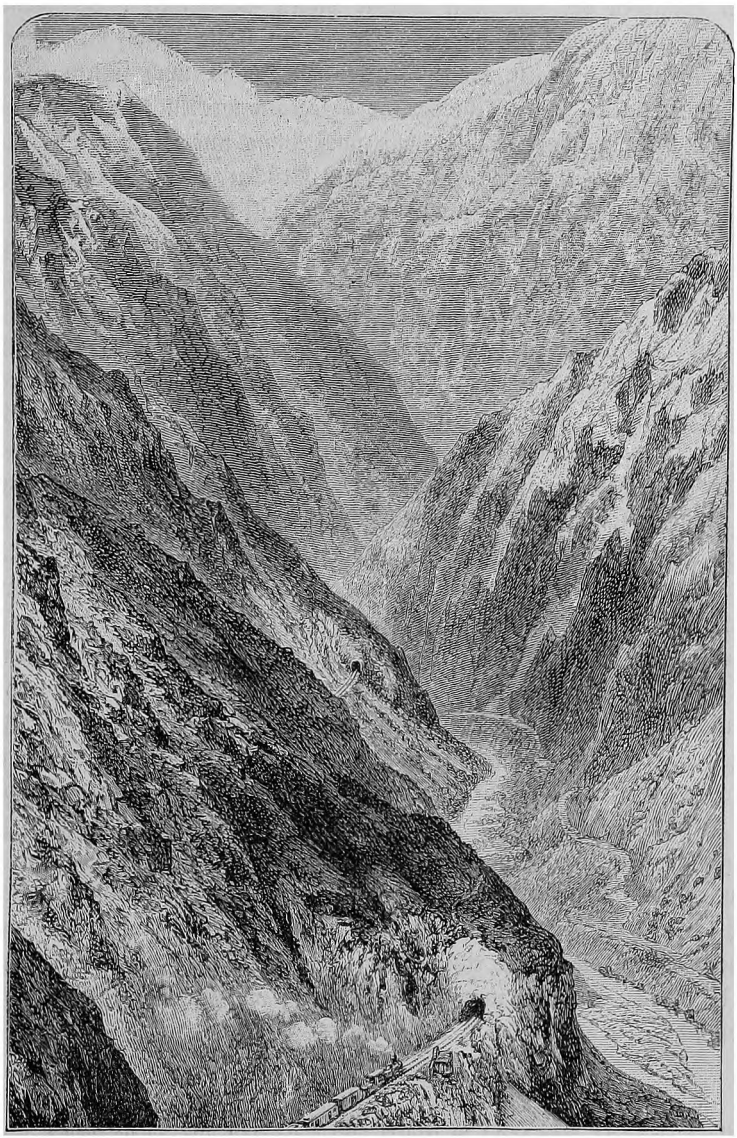


Fig. 4. Scene von der Oroyabahn.

Puno geht über einen Paß der Cordilleras, der 4580 m über dem Meere liegt, während der höchste Punkt der Gotthardbahn nur 1154 m, der Brennerbahn 1367 m und der Pacificbahn 2521 m über dem Niveau des Meeres

Hosted by Google

liegt. Welche Schwierigkeiten gab es hier sowie beim Baue der Oroyabahn zu überwinden! Man muß diese engen Schluchten, die himmelhohen, steilen Felsen und furchtbaren Abgründe gesehen haben, um sich einen Begriff von diesen Wundern der modernen Technik bilden zu können[1]. Während bei der Oroyabahn, von der vor dem Kriege mit Chile durch den Ingenieur Malinowski die 140 km lange Strecke von Callao nach Chicla (3723 m über dem Stillen Ocean) dem Verkehr übergeben werden konnte, viele lange Tunnels nötig waren, hat die Bahn nach Puno nur einen einzigen kurzen Tunnel und neben verschiedenen kleinen Brücken über Gebirgsbäche acht große Brücken, von denen die über den Rio Chili 515 m lang und die über den Rio Sumbay 76 m lang und 52 m hoch ist. Alle Brücken wurden in den Vereinigten Staaten konstruiert und mit außerordentlichen Schwierigkeiten an den Ort ihrer Bestimmung verbracht. Groß waren auch die Leiden der 4000 bis 5000 Arbeiter infolge der großen Kälte und der schlimme Atmungsbeschwerden verursachenden Dünne der Luft, wodurch die Herbeischaffung von Proviant und Brennmaterial — auf der steilen rauhen Westseite der peruanischen Cordilleras und deren kalten Hochebenen giebt es keine Wälder — außerordentlich erschwert war. Auf mehreren Strecken war meilenweit kein Wasser aufzutreiben, weshalb es von Maultieren herbeigeschleppt werden mußte. Beim Baue der Oroyabahn wurde der Fortgang der Arbeit anfangs, besonders im Jahre 1870, noch durch das Auftreten einer besondern Krankheit (Oroyafieber, veruga peruana) gestört, von der die Arbeiter beim Auflockern des Bodens[2] ergriffen wurden. Sie macht sich durch Anämie und Pusteln bemerklich, ist seit den Zeiten der Inkas bekannt, und der chilenische Arzt Isquierdo glaubt in einem besondern Bacillus den Krankheitserreger gefunden zu haben. Nach drei Jahren mühseliger Arbeit kam am Neujahrstage 1874 die erste Lokomotive der Punobahn an ihrem Endziele, dem Titicacasee, an. Bald fand ein ziemlich lebhafter Verkehr statt, und ein großer Teil des Handels von Bolivia nahm seinen Weg über diese Bahn. Leider hat der Krieg mit Chile einen langen Stillstand herbeigeführt, und jahrelang haben Handel und Wandel gestockt. In andern Ländern heilen die durch einen Krieg geschlagenen Wunden viel schneller als in Peru, wo die unnütze Bevölkerung müßig ihre Hände in den Schoß legt.

---

[1] Eine Fahrt auf der Bahn von Arequipa nach Puno schildert der Nordamerikaner Frank Vincent in seinem Werke Around and about South America p. 73 ff., die Oroyabahn der französische Tourist Ernestе Michel in seiner Reise A travers l'hémisphère sud und Mistreß E. G. Howard Vincent in ihrem 1894 in London erschienenen Buche: From China to Peru over the Andes p. 176—189.

[2] Unter den Erdarbeitern, die beim Baue der Gotthardbahn und des Panamakanales thätig waren, sind ähnliche Erscheinungen aufgetreten.

Hosted by Google

Die Bahn von Callao nach Oroya, deren Weiterführung von Chicla (140 km von Callao entfernt) nach dem Endpunkte, der 218,6 km von Callao entfernt ist, infolge des Krieges und des folgenden Staatsbankrottes lange Zeit ausgesetzt werden mußte, ist nach einer Bauzeit von 22 Jahren im Jahre 1892 vollendet worden. Am 1. Juli dieses Jahres hat der erste Eisenbahnzug durch den 1175 m langen Galeratunnel den Ostabhang der Anden erreicht. Die höchste Stelle der Bahnlinie an der östlichen Tunnelmündung, 30 km von Chicla entfernt, liegt 4774,66 m über dem Großen Ocean, also nur wenig tiefer als der Gipfel des Mont Blanc, ohne jedoch die Schneegrenze zu erreichen, die hier 5000 m hoch liegt. Die nächste östliche Station, Yauli, liegt noch 4090,60 m, die Endstation Oroya 3712 m über dem Meere. Die Höhe des durch den Galeratunnel durchschnittenen Kammes an seinem höchsten Punkte beträgt nach dem Kursbuch und nach Messungen des peruanischen Ingenieurs Arthur Werthemann aus Basel 5356,60 m über dem Meeresspiegel [1]. Die gewaltigen Steigungen der Oroyabahn werden durch Zickzacklinien (mit Umspannen der Lokomotive) überwunden. Die Lokomotiven werden bei dieser, wie bei vielen russischen Bahnen, mit Petroleum geheizt, da in Peru Erdöl wohlfeiler ist als Steinkohle, infolge der gewaltigen Asphalt- und Erdöllager, die sich, nach den russischen die reichsten der Welt, im peruanischen Departement Piura in einer Länge von 50 Leguas von der Punta de Aguja bis zu der durch Pizarros Landung berüchtigt gewordenen Bucht von Tumbez hinziehen. Da die Company Grace Brothers bei der Übernahme der Staatsbahnen die Verpflichtung übernommen hat, die Bahn von Oroya nach Cerro de Pasco weiterzuführen, in dessen Nähe reiche Steinkohlenlager liegen, so ist gegründete Aussicht vorhanden, daß in Peru, wo seither nur unverhältnismäßig teure englische Steinkohlen verbraucht wurden, die einheimischen Kohlenlager zur Verwertung gelangen. Ist einmal die Bahn nach Cerro de Pasco gebaut, so ist auch die schon vor 20 Jahren in Aussicht genommene Verbindung dieser Stadt mit dem Amazonenstrome kein Traum mehr. Schon damals plante man [2] eine Eisenbahn von etwa 220 km Länge von Cerro de Pasco nach Mairo, wo der Palcazu, ein Quellfluß des Ucayali, der mit dem Marañon und Huallaga den Amazonas bildet, für Dampfer schiffbar wird. Doch vergehen in Peru Menschenalter

[1] Siehe L. Friederichsen, Karte zur Veranschaulichung der Oroyaeisenbahn u. s. w. in den 1880 erschienenen Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878—1879.

[2] Bericht der peruanischen hydrographischen Kommission (Thomas Tucker, Raimondi, Pereira, Nyström) vom Jahre 1873 bei *J. Orton*, The Andes and the Amazon (3. edition, New York, 1876). Außer der Linie nach Cerro de Pasco und Mairo war noch eine östliche Verlängerung nach Tarma zum Anschluß an die Schiffahrt auf dem Tambo, dem südwestlichen Hauptarme des Ucayali, und eine südliche nach Jauja vorgeschlagen. Siehe auch *Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 173.

Hosted by Google

bis zur wirklichen Herstellung längst für notwendig erkannter Verbindungen, und Arbeiten, die von der einen Regierung in Angriff genommen waren, läßt die nächste wieder liegen, um ihre Sorge einem andern um kein Haar vorteilhaftern Plane zuzuwenden, dem dann nach Ablauf der Präsidentschaft — gewöhnlich dauert eine solche infolge der häufigen Schilderhebungen nicht einmal die gesetzliche Zeit von vier Jahren — dasselbe Schicksal beschieden ist, zu den Toten geworfen zu werden, einzig infolge der unseligen Sucht der Machthaber, sich durch möglichst neue Vorschläge[1] die augenblickliche Gunst der Menge zu verschaffen und bei der Bearbeitung der Projekte und Erteilung von Konzessionen für Wegebauten möglichst viel zu „verdienen und verdienen zu lassen". Die Wissenschaft steht in diesem Lande im Dienste der Protektion[2], so daß zuweilen notwendige Wegebauten zu Gunsten ganz sinnloser Vorschläge unterbleiben müssen.

In Huanchaco war alles für die Expedition bereit; der Präfekt von Truxillo, General Iturregui, war selbst gekommen, um uns zu empfangen; in seiner Begleitung befanden sich auch einige Damen, die das sonderbare Schauspiel des Ausmarsches mitansehen wollten. Über 200 Maultiere, teils zum Reiten teils zum Lasttragen bestimmt, erwarteten die Expedition, um sie bis Cajamarca (35 Leguas = 190 km) zu bringen, wo die Tiere gewechselt werden sollten. Alle Leute wurden beritten gemacht. Da ihnen besonders anbefohlen war, keine großen und schweren Koffer und Kisten mitzunehmen, ging das Beladen der Maultiere ziemlich leicht von statten. Auf jede Seite des Tieres kam eine Kiste, wobei die Arrieros (Maultiertreiber) Sorge trugen, immer zwei gleich schwere auszusuchen; obendrauf kamen kleinere Gegenstände, so daß die ganze Last durchschnittlich 125 kg betrug. Die meiste Schererei verursachten die Kochkessel und Pfannen, deren Geklirr die jüngern Tiere oft scheu machte. Das erste Aufsatteln und Aufpacken vor einer Reise ins Innere jener Länder ist immer sehr lästig; es empfiehlt sich darum das Verfahren, das dort in vergangenen Zeiten die Jesuiten einhielten. Sie sattelten und packten ihre Tiere schon des Abends, ritten dann ein paarmal im Hofe ihres Klosters umher, um zu sehen, ob alles gut paßte, sattelten wieder ab und traten ihre Reise erst am folgenden Morgen an.

Gute Reitsättel waren allerdings nicht für alle vorhanden, und manche mußten sich mit hölzernen Packsätteln begnügen, auf denen sie sich mit wollenen Decken einen bequemen Sitz bereiteten. Höchst komisch war das erste Aufsteigen. Wie lachten die Peruaner, und besonders die Damen, bei diesem Anblicke! Viele, namentlich von den Deutschen, hatten nie zuvor in

[1] Jos. Egg, Aus allen Weltteilen 6. Jahrg., S. 321.
[2] R. Payer, Petermanns Mitteilungen 1873, S. 151.

Hosted by Google

ihrem Leben ein Pferd bestiegen, und obgleich man für sie nur ganz zahme Tiere ausgewählt hatte, fielen doch einige, nachdem sie mühsam auf der einen Seite hinaufgeklettert waren, auf der andern Seite gleich wieder herunter. Doch Übung macht den Meister, und als wir Cajamarca hinter uns hatten, waren schon alle an das Reiten gewöhnt.

Endlich war die lange Karawane in Bewegung, und unsere erste Tagereise, die nur ein paar Stunden Weges betrug, ging beständig durch Flugsand, der so viele Gegenden der peruanischen Küste bedeckt und dieselbe mit einem Gürtel von 3 bis 15 Leguas Breite umzieht. Aber diese Küste, die dem Reisenden, der zum erstenmal den Boden Perus betritt, einen so trostlosen Anblick gewährt, ist nicht so unfruchtbar, als sie auf den ersten Anblick erscheint. Jener dürre Sand, in dem dem Anscheine nach nie ein Pflanzenleben aufkommen kann, bringt die reichsten Ernten hervor, sobald man ihm nur Wasser zuführen kann; ohne Bewässerung produziert er allerdings nichts in dem fast völlig regenlosen, aber auch weder von Kälte noch von übermäßiger Sonnenhitze heimgesuchten Lande. Wo immer ein Fluß oder Bach sich aus den Gebirgen herabwindet und die Bewässerung des Landes möglich macht, finden sich denn auch stets Oasen, die oft mehrere Meilen breit mit einer reichen Vegetation bedeckt sind.

Die Reisen durch diese Sandwüsten, wo kaum eine Spur von Vegetation zu sehen und oft mehr als 40 km weit kein Wasser zu finden ist, werden manchmal sehr gefährlich. Verirrt sich hier der Reisende, oder kann sein Pferd vor Ermüdung nicht weiter, so ist er verloren. Häufig ist der Weg, wenn von Flugsand bedeckt, nur geübten Pfadfindern sichtbar. Die Gerippe von gefallenen Pferden oder Maultieren, deren Knochen die Geier rein abgelesen und die Sonne gebleicht hat, sind dann die Hauptwegweiser. Das Maultier, das Hunger und Durst weit besser erträgt als das Pferd, ist das Kamel dieser Wüsten und auch auf den steilen Gebirgspfaden der Andes seines sichern Trittes wegen dem Pferde weit vorzuziehen. Ein gutes Maultier legt auf längern Reisen im Durchschnitt 10 Leguas (55 km) am Tage zurück, und mehr als einmal habe ich die 212 km lange Strecke von Lima nach Cerro de Pasco, bei der die hier über 5000 m hohe Cordillera zu passieren ist, auf dem Rücken eines Maultieres in vier Tagen zurückgelegt. Ohne Maultiere würden diese beschwerlichen Reisen durch Sandwüsten und über hohe Gebirge kaum möglich sein, denn nur wenige Pferde halten dieselben auf größere Entfernungen aus.

Die größten Gefahren bei den Reisen durch die Sandwüsten der peruanischen Küste verursachen die „Medanos“. Dies sind Sandhügel von sehr veränderlicher Gestalt, die bei starkem Winde rasch die Ebenen bedecken. Die Winde wirbeln oft ungeheure Staub- und Sandwolken auf, denen der Reisende nur durch schnelles Reiten entgehen kann. Oft bedecken auch diese

Hosted by Google

Medanos die niedern Hügelketten, die die Ebenen durchschneiden, und geben den einzelnen Hügeln eine kegelförmige Gestalt. Namentlich in den Sommermonaten, von November bis April, sind diese Sandwüsten fürchterlich. Die Sonnenstrahlen brechen sich auf der hellen Sandfläche und werden, alles versengend, zurückgeworfen. Keine Pflanze ist dann auf dem verbrannten Boden zu sehen, kein Tier findet Nahrung; nur am Strande des Meeres schwärmen gierige Aasgeier, herangelockt durch die vom Meere ausgeworfenen toten Seetiere, und Tausende von Seevögeln machen Jagd auf die unzähligen Fische, die der Ocean hier birgt.

An der Küste von Peru fällt bekanntlich nie ein eigentlicher Regen. Dies hat seinen Grund in der nahe bei und parallel mit der Küste vorbeiziehenden kalten Südströmung, der von Westpatagonien nach Norden fließenden antarktischen Humboldtströmung, und den dieselbe begleitenden kalten Südwinden sowie in der Nähe der hohen Cordillera, wo der vom Atlantischen Meere herkommende feuchte Südostpassatwind, nachdem er auf dem regenreichen Ostabhange des Gebirges in den Urwaldregionen des Amazonenthales den größten Teil seiner Wasserdämpfe zurückgelassen, den letzten Rest seiner Feuchtigkeit verliert. Die Luft auf den Hochebenen von Peru und Bolivia ist darum verhältnismäßig trocken und kühl, so daß bei ihrem Niedersteigen zur Küste des Stillen Meeres Niederschläge eher verhütet als bewirkt werden. Die den Humboldtstrom begleitende kalte, vom Südpol kommende Luftströmung wird während ihres Zuges zum Äquator allmählich erwärmt und dadurch befähigt, immer mehr Wasserdampf in sich aufzunehmen und festzuhalten. Infolgedessen hält sie eine große Menge des jungen Wasserdampfes fest, der in den Strömungen enthalten ist, die gelegentlich vom Ocean aus landeinwärts streichen. Daher kommt es, daß Regenfälle im Bereiche der Südströmung an der Küste seltene Ereignisse sind. Die antarktische Meeresströmung entfernt sich an der Küste von Chile mehr vom Lande, weshalb dort nicht immer die Südwinde herrschen und starke Regen eintreten; ebenso dreht sich in der Nähe des Kap Blanco, unter dem 3° südl. Br., die Strömung nach Westen: nördlich von da regnet es wieder. Ferner ist der größte Teil der peruanischen Küste, wie oben bemerkt wurde, mit Sand bedeckt. Dieser Flugsand ist ein guter Wärmeleiter, der sich im Sommer unter dem Einfluß der heißen Sonnenstrahlen sehr erhitzt und eine aufsteigende Luftströmung hervorbringt, deren hohe Temperatur jede Kondensation der Wasserdämpfe verhindert. Diese verbreiten sich in den hohen Schichten der Atmosphäre und werden nach den Cordilleras getrieben, wo sie sich wegen der niedrigen Temperatur verdichten und in der Form von Regen, Hagel und Schnee herabfallen und so die Bildung von Bächen und Flüssen im Gebirge verursachen. Wenn deshalb an der Küste heißer Sommer herrscht, regnet es im Hochlande von Peru. Im Winter ist die Atmosphäre an der

Hosted by Google

Küste kälter, und dann zeigen sich andere Naturerscheinungen. Da der Flugsand ein besserer Wärmeleiter ist als das Seewasser, so kühlt er sich auch schneller ab als dieses, und die Wasserdämpfe, die von der Oberfläche des Meeres aufsteigen, verdichten sich wegen der niedern Temperatur des Sandes ganz in der Nähe desselben und verursachen jene dichten Nebel, die während der Wintermonate die Küste von Peru bedecken. Zur selben Zeit und aus derselben Ursache, weil der Sand dann kälter ist als das Meerwasser, entsteht oft eine Luftströmung vom Lande nach dem Meere zu, welche die Ansammlung neuer Wasserdämpfe, die durch die herrschenden südlichen Seewinde herbeigeführt werden, verhindert, und deshalb regnet es an der Küste von Peru auch im Winter nicht.

Von November also bis April herrscht an der Küste beständige Trockenheit mit klarem Himmel und bedeutender, obgleich nicht übermäßiger Hitze im Schatten. In der Sonne ist allerdings die Hitze, zumal in den Sandwüsten, oft furchtbar. Von Juni bis September hingegen wird der Himmel oft wochenlang — wie in England — durch einen dichten Nebel verdunkelt, der zuweilen als ganz feiner Sprühregen herabfällt. An einem solchen nebeligen Morgen fühlt man oft die Kälte mehr als in Deutschland im März, obgleich das Quecksilber selten unter 15° C fällt. Eigentliche Stürme und Gewitter kommen das ganze Jahr nicht vor. Das Maximum der Temperatur beträgt im Februar, dem heißesten Monat, in Lima fast nie mehr als 30° C im Schatten, und das Minimum im Juli nie weniger als 12°. Übrigens wird das Klima in verschiedenen Teilen der Küste noch durch lokale Verhältnisse beeinflußt, so daß es nicht überall gleichartig zu nennen ist.

Dem Anscheine nach sind die Sandwüsten ohne jede Vegetation. Soweit das Auge reicht, sieht man nichts als eine trostlose Öde, und doch finden sich dort drei Arten von Kräutern, deren Wurzeln tief in den Boden dringen und die langen Perioden völliger Trockenheit überleben. Einige der kleinern Medanos sind oben mit schneeweißen Flecken übersät, die dem oberflächlichen Beobachter wie sehr weißer Sand erscheinen. Diese weiße Farbe kommt von unzähligen kleinen Ähren einer amarantartigen Pflanze, deren über den Boden kriechende Stengel sich über den Medano verzweigen und so weiterwachsen, wobei sie ihre Spitzen über den Sand erheben. Die zwei andern Pflanzen der peruanischen Wüste sind eine Martynie und eine Aniseia, beide mit eßbaren Wurzeln. Beide Pflanzen bewahren viele Jahre lang ein unterirdisches Leben und treiben nur dann Blätter aus ihren Stengeln, wenn genügende Feuchtigkeit bis zu den Wurzeln dringen kann, was nur in seltenen Jahren der Fall ist. In einigen Höhlungen, wo sich im Winter etwas Feuchtigkeit ansammeln kann, findet man auch höchst kümmerliches Zwergholz, eine Prosopis (Colicodendron), eine Capparis und eine Apocynea. Die

Hosted by Google

beiden letztern sind magere Sträucher und die Prosopis ein niedriger, verkrüppelter Baum. In einiger Entfernung vom Meere, wo der Boden schon höher wird, sieht man auch Kakteen, von denen einige sehr hoch und verzweigt sind.

Wenn im Winter die Nebel zu fallen beginnen, dann verändert sich der Anblick der sonst so dürren Hügel und Küstenberge wie durch Zauber. Bunte Blumen, unter denen sich namentlich eine prächtige gelbe Lilie und eine purpurrote Solanee auszeichnen, wilder Tabak, mehrere Kompositen, Cruciferen, eine Oxalis, Amarant, eine Salvie und verschiedene Gräser bedecken auf kurze Zeit die Höhen. Dann wird das Vieh auf diese Hügel getrieben, die in Peru Lomas genannt werden, und bleibt hier während des ganzen Winters Tag und Nacht im Freien. Leider dauert der liebliche Blumenteppich nicht lange, und ist der Winter zu Ende, dann bietet die ganze Landschaft wieder ihren öden, traurigen Anblick ohne eine Spur von Pflanzenleben. Zuweilen sieht man hoch oben in majestätischem Fluge den Kondor schweben oder eine Eidechse über den Weg huschen, sonst ist alles tot, sobald man sich vom Meeresstrand entfernt und in die Sandwüste eindringt.

Hat der Reisende aber nach vielen Stunden mühsamen Weges die trostlose Einöde durchritten, so ändert sich auf einmal die ganze Scenerie, und er erblickt vom Gipfel der mit vielen Beschwerden erklommenen Höhe tief unten vor sich ein breites, liebliches Thal mit lachendem Grün und üppigem Pflanzenwuchs. Die Wälder bestehen freilich nur aus Dickicht von feinblätterigen Algaroben, einer Mimosenart, aber der Lauf des Flusses wird durch schöne alte Weidenbäume (salix Humboldtiana), durch Gruppen von Palmen, Obstgärten und Felder von Luzerne (hier als Alfalfa das gebräuchlichste Viehfutter), Mais und Baumwolle bezeichnet. In einigen Thälern sind große Pflanzungen von Zuckerrohr, in andern widmet man sich mehr dem Anbau der Rebe und der Olive. Die wichtigsten Produkte dieser Küstenthäler sind Zucker, der in der peruanischen Ausfuhr früher die erste Stelle einnahm, Reis, Mais, Baumwolle, Wein und Traubenbranntwein. Die Algarobenwälder dienen als Weide für Rindvieh, Pferde und Ziegen, von denen nicht nur die Blätter, sondern namentlich auch die Fruchtschoten, die sehr nahrhaft sein sollen, mit Gier verzehrt werden.

In den ersten Tagen passierten wir verschiedene große Zuckerplantagen, die in Peru den allerhöchsten Ertrag abwerfen, natürlich nur in Gegenden mit dem erforderlichen Klima. Während nach einer Zusammenstellung des französischen Touristen Ernest Michel[1] ein Hektar auf Cuba und den Antillen 2500 kg, auf Réunion 5000 kg, in Brasilien bei der ersten Ernte

[1] A travers l'hémisphère sud (Paris 1887) 349.

Hosted by Google

6000, nach 5/4 Jahren aber 7500 kg Zucker einbringt, werden in Peru auf derselben Fläche im Durchschnitt 80 Tonnen Rohr erzielt, die 8000 kg Zucker liefern. Einige der auf unserem Wege liegenden Pflanzungen sind wegen bösartiger Fieber berüchtigt. Die Leute scheinen hier kein anderes Mittel dagegen zu gebrauchen als Rum, den sie, unmittelbar ehe der Schüttelfrost anfängt, in starken Dosen einnehmen; während der Hitze trinken sie ein kühlendes Getränk, das aus bitterem Orangensaft, Zucker und Wasser bereitet ist. Wird der Fall sehr gefährlich, so schicken die, die es bezahlen können, nach Truxillo, um ärztlichen Rat oder um irgend ein Laxiermittel und Chinin zu erhalten. Mit diesem letztern, das sie oft in übertriebenen Quantitäten einnehmen, zerstören sie dann gewöhnlich ihre Konstitution auf Lebenszeit. Man kennt übrigens viele Vorsichtsmaßregeln, um in tropischen Ländern mit nicht allzu schlimmem Klima seine Gesundheit zu bewahren. Dem nicht akklimatisierten Europäer ist häufiges Waschen und Baden, mäßiger Genuß tropischer Früchte, aber nie des Abends, sowie Vermeiden berauschender Getränke anzuraten, ferner ein Schirm gegen die glühende Mittagssonne und vor allem eine rationelle Diät und Vorsorge gegen Verdauungsstörungen.

Wegen der größern Rentabilität des Zuckerrohrbaues hat an der peruanischen Küste in neuerer Zeit die Kultur der Baumwolle abgenommen[1], trotzdem die peruanische Baumwolle zu den feinsten Sorten gehört und im Preise gleich nach der „Sea Island" kommt. Reis wird mehr gebaut, besonders in den nördlichen Provinzen, und findet in Chile und Californien einen guten Markt. Weinbau wird namentlich im Süden stark betrieben; der peruanische Wein ist sehr kräftig, dem Sherry ähnlich; auch der dort aus Weinbeeren bereitete Branntwein, der berühmte Pisco, wird sehr geschätzt und viel ausgeführt.

Namentlich aber hatte die Zuckerindustrie, die freilich durch den letzten Krieg mit Chile und seitdem durch die Konkurrenz des deutschen Rübenzuckers schwer leiden mußte[2], während einiger Jahrzehnte einen Aufschwung genommen, den man früher nicht für möglich gehalten hätte. Es gab Pflanzungen, zumal im Norden, die bis zu 30 000 kg täglich erzeugten. In der einem Deutschen Namens Solf zugehörenden Hacienda von Patapo bei Chiclayo wurden täglich 25 000 kg hergestellt. Ein anderer Deutscher, Ludwig Albrecht, hatte auf seiner großen Hacienda im Thale von Chicama (auf dem Wege von Truxillo nach Cajamarca) eine mit Dampf getriebene

[1] Der Wert der ausgeführten Baumwolle betrug noch 1878 zwei Millionen Dollar.

[2] Die Ausfuhr des peruanischen Zuckers, der zum größten Teile nach England geht, ist von 1870—1879 beständig gestiegen, seitdem um mehr als die Hälfte, und der Preis des Zuckers um 50 Prozent gefallen, so daß der Wert der Zuckerausfuhr gegenwärtig statt 40 Millionen kaum mehr 8 Millionen Mark beträgt. *Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 137 s.

Hosted by Google

Maschinerie aufgestellt, die in ganz Südamerika ihresgleichen suchte und täglich 40 000 kg Zucker liefern kann. Albrecht, ein geborener Bamberger, galt noch zu Anfang der achtziger Jahre für den reichsten Mann in Peru, dessen Vermögen man auf mehr als 40 Millionen Mark schätzte. Als Handlungskommis war er im Jahre 1854 nach Peru gekommen, heiratete zwei Jahre später die Tochter eines wohlhabenden Pflanzers, und von nun an begann er seinen großen Unternehmungssinn zu entfalten. Bei einer Reise ins Innere entdeckte er Spuren einer frühern Kultur, und begierig, zu erfahren, wie dieselbe möglich war, da doch jetzt dort weit und breit kein Wasser zu finden ist, suchte er den Bewässerungskanal zu entdecken, der früher bestanden haben mußte. Er fand auch seine Spuren und verfolgte sie bis zur Quelle. Dann kaufte er dort für einen Spottpreis ungeheure Ländereien, die ohne Bewässerung wertlos waren, und ließ den alten Kanal aus der Inkazeit wiederherstellen, was ihn die verhältnismäßig geringe Summe von 8000 Dollars kostete. Albrecht legte nun nach und nach 12 große Pflanzungen an, von denen er einige wieder vorteilhaft verkaufte. Seine ausgedehnten Ländereien stiegen immer noch an Wert, bis der unglückliche Krieg zwischen Peru und Chile Handel und Verkehr völlig stocken machte. Vor dem Kriege hatte Albrecht ungefähr 1500 chinesische Arbeiter auf seinen vier Pflanzungen; seine großartigen Maschinerien zur Zuckerbereitung repräsentierten einen Wert von 3 Millionen Mark und sein Zuckerrohr wohl ebensoviel. Da in der Kriegszeit, seit Einführung der unseligen Papierwirtschaft[1], das Silbergeld in Peru immer seltener geworden war und das Papiergeld in den Händen schmutziger Neger und Indianer bald zu unkenntlichen Fetzen wird, so ließ Albrecht, der viel Scheidemünze brauchte, um seine vielen Arbeiter zu bezahlen, in Nordamerika verschiedenartige Marken aus Guttapercha herstellen mit dem aufgedruckten konventionellen Wert von 2 und 4 Realen (der früher gebräuchliche Peso hatte 8 Realen im Wert von ungefähr 40 Pfennig). Diese Marken, deren Zahlung Albrecht garantierte, waren nach ihrem Werte auch durch verschiedene Farben kenntlich gemacht. Albrecht soll von diesen Marken für über 4 Millionen Mark im Umlauf gehabt haben; man nahm sie allenthalben viel lieber als das schlechte Papiergeld der bankrotten peruanischen Regierung, bei Albrechts gutem Kredit gingen sie weit über Truxillo und Cajamarca hinaus. Da Albrecht für das durch die Marken dargestellte Kapital keine Zinsen zu zahlen brauchte, auch manches Stück verloren ging und demnach nicht wieder zur Einlösung gelangen konnte, so machte er damit ein gutes Geschäft; doch führte der Stillstand der Ausfuhr in den folgenden Jahren seinen völligen Ruin herbei.

[1] Von der peruanischen Finanz- und Währungsnot während des Krieges und in den ersten Jahren nach demselben giebt E. W. Middendorf im I. Bande seiner Schilderung von Peru S. 468 ff. eine ausführliche Darstellung.

Hosted by Google

Albrecht mußte seine Hacienda Jaguay, am Ausgang des Thales von Chicama [1], die letzte von allen, im Jahre 1887 an seine Gläubiger abtreten und ist jetzt mit seiner Familie auf einen von diesen gezahlten Gnadensold angewiesen!

Da seit Aufhebung der Sklaverei im Jahre 1854 die Herren Neger das Arbeiten meist unter ihrer Würde halten, und da auch seit jener Zeit die Negerbevölkerung um mehr als die Hälfte abgenommen hat, so war man genötigt, Chinesen einzuführen, die sich schon in China durch Unterzeichnung eines Scheinkontraktes verpflichteten, für geringen Lohn (15 Mark monatlich) und die Kost acht Jahre lang im Dienste eines beliebigen Herrn zu arbeiten. Diese Kontrakte wurden in Peru je nach der Körperstärke des Chinesen zu 900 bis 1200 Mark verkauft; dadurch entwickelte sich ein sehr schwunghafter Sklavenhandel [2], dem indessen durch einen im Jahre 1874 zwischen Peru und China abgeschlossenen Vertrag ein Ziel gesetzt wurde. Infolge dieses Vertrages wurden die letzten unfreien chinesischen Arbeiter, die im Jahre 1874 ihren Vertrag geschlossen hatten, im Jahre 1882 gesetzlich frei. Infolge dieses Vertrages ist auch die Behandlung der Chinesen besser geworden, die früher auf manchen Haciendas — nicht auf allen, nicht einmal auf den meisten, denn auch in Peru giebt es viele humane Leute — wahrhaft barbarisch war, jedenfalls weit schlimmer als ehedem die Behandlung der Negersklaven. Leider muß hier erwähnt werden, daß auch ein deutscher Plantagenbesitzer seine Chinesen grausam behandelte. Um dem Selbstmord der Chinesen zu steuern, der wegen der grausamen Behandlung bedenklich zugenommen hatte, ließ dieser „aufgeklärte" Mann die Leichname der Selbstmörder verbrennen, worauf kein Chinese mehr Selbstmord beging — denn die Chinesen lieben es, ihre Gebeine in ihrem Vaterlande begraben zu lassen.

Auf vielen Pflanzungen erhielten die Kulis, wie mir ein glaubwürdiger Augenzeuge mitteilte, jeden Sonntag ihre Rationen von Reis und gesalzenem Fisch, die sie sich selbst zu kochen hatten. Eine andere Kost erhielten sie nie, sind übrigens auch von Haus aus an keine andere gewöhnt. Jeden Abend wurden sie in einem langen dunkeln Gebäude ohne Ventilation eingeschlossen, Kranke und Gesunde zusammen. Man kann sich denken, welche Atmosphäre in einem solchen Stalle herrschte, in dem sie zu allem andern auch ihre Mahlzeit bereiten mußten. Morgens um 4 Uhr ertönte die Glocke, die Leute bereiteten ihr Frühstück, das sie hastig verzehrten. Um 5 Uhr ging es an die Arbeit, die bis 12 Uhr dauerte. Die Aufseher, rohe Neger oder Zambos, gingen

[1] Hier wird ein feiner opalfarbiger Wein gezogen; siehe die Schilderung des Anwesens bei *Monnier*, Des Andes au Para 165 s.

[2] Infolge des in den Jahren 1849—1853 geltenden Einwanderungsgesetzes erhielten die Unternehmer vom peruanischen Staate noch eine Kopfprämie von 30 Pesos! Die Zahl der Chinesen im ganzen Lande betrug im Jahre 1892 ungefähr 40 000.

Hosted by Google

mit der Peitsche umher und züchtigten die Saumseligen. Wer sich ein Vergehen, eine Widersetzlichkeit hatte zu Schulden kommen lassen, mußte in Ketten arbeiten, in denen er auch schlafen mußte. Um 12 Uhr kehrten sie auf eine Stunde nach ihrem Stalle zurück. Bei der großen Entfernung des Zwingers von einigen Feldern verloren die Leute viel Zeit mit Hin- und Herlaufen. Um 1 Uhr ging es wieder an die Arbeit; viele hatten dann ihr Essen kaum bereitet und mußten es auf dem Rückmarsche im Gehen verzehren. So verlief jeder Tag im ganzen Jahre, einerlei ob Sonn- oder Werktag. Nur zu Neujahr, dem Hauptfeste der Chinesen, erhielten sie drei Tage frei. Ihr Monatslohn betrug etwa 13 Mark; derselbe ward großenteils zum Ankauf von Opium verwandt; doch sparten sich auch einige etwas davon.

In Bezug auf Kost und Prügel waren die Kulis auf den meisten peruanischen Pflanzungen nicht viel besser daran als auf der eben erwähnten. Doch hatten sie gewöhnlich eine etwas bessere Wohnung und konnten an Sonntagen für sich selber arbeiten, so daß viele sich ein hübsches Stück Geld verdienten. Leider ward der arme Chinese überdies noch von einigen Pflanzern um seine Arbeitszeit betrogen und gezwungen, länger als seine ausbedungenen Jahre auf der Pflanzung zu bleiben. Vor dem Abschluß des Staatsvertrages zwischen Peru und China im Jahre 1874 und vor der vor einigen Jahren erfolgten Errichtung einer chinesischen Gesandtschaft und eines Konsulates in Lima bekam der Unglückliche nirgends Recht, und er hatte niemand, an den er sich hätte um Hilfe wenden können. Die Mehrzahl von ihnen spart sich aber in den acht Jahren etwas zusammen, und mit diesem Kapitälchen wird dann eine Pulperia (Lebensmittelbude), eine Garküche oder Kneipe eingerichtet und so der Grund zu späterem Wohlstande gelegt, denn fast nie hört man, daß ein Chinese schlechte Geschäfte macht und bankrott wird.

In der Regel denkt aber nie ein Chinese daran, sich in Peru oder sonstwo in Amerika eine dauernde Heimat zu gründen. China, „das Blumenreich der Mitte", ist sein Paradies, außer diesem ist alles Hölle. Stirbt er im fremden Lande, so schließt er die Augen mit der festen Überzeugung, sie in China wieder zu öffnen, und mancher begeht Selbstmord, wenn das Heimweh ihn plagt. Die Seelenverkäufer in den chinesischen Häfen mußten daher versprechen, jeden Sohn des himmlischen Reiches wieder zurückzuliefern, wenn er während des Arbeitsvertrages starb, was freilich in Peru selten gehalten wurde, in Californien aber, wo der Kulihandel in den Händen mächtiger chinesischer Gesellschaften lag, wurde diese Bestimmung in der Regel befolgt. Von dort führen die Dampfer und Segelschiffe regelmäßig eine beträchtliche Anzahl gefüllter Särge nach China, von denen mancher auf endlosen Kanälen, über Berge und Thäler bis in sein Heimatsdörfchen gebracht wird, das vielleicht an der Grenze von Tibet oder Sibirien liegt.

Hosted by Google

Man kann tausend Chinesen fragen, wie es ihnen in Californien oder Peru, in Australien oder auf den Sandwichinseln gefallen habe, niemals wird auch nur ein einziger gestehen, daß das Leben dort zu ertragen sei. Das Geldmachen behagt ihm freilich, und hat er genug zusammengerafft, so schüttelt er voll Verachtung den Staub von den Füßen und kehrt als eingefleischter Chinese nach Hause zurück. Dort, wo oft eine Familie von 2 Thalern einen Monat leben muß, kann er mit Ruhe der Zukunft entgegensehen; denn fast jeder heimkehrende Chinese bringt mindestens ein paar Tausend Thaler zurück, manchmal sogar 20 000 bis 30 000 Thaler.

Die chinesische Einwanderung ist trotz der von ihnen gewährten, in dem dünn bevölkerten Lande unentbehrlichen Arbeitsleistung für Land und Volk von Peru auf die Dauer ebensowenig ein Vorteil, wie sie es für Californien gewesen ist. Meist der Hefe ihres Volkes entstammend, sind sie mit den schmählichen Lastern der Asiaten behaftet und verbreiten dieselben überall, wo sie sich niederlassen[1]. Doch ist ihnen eine gewisse Anstelligkeit für Handarbeiten und Handel nicht abzusprechen. Wie als Köche, sind sie in den Städten auch als Schuster viel beschäftigt und bereiten dem eingewanderten europäischen Handwerker empfindlichen Wettbewerb. Der Fett- und Schmalzhandel ist fast ganz in ihren Händen. In Lima giebt es auch mehrere chinesische Ärzte, die nur mit Kräutern aus ihrer Heimat heilen und auch bei den bessern Familien der Weißen wegen ihrer oft erstaunlichen Heilerfolge sich eines gewissen Ansehens und des entsprechenden Zuspruches erfreuen. In den letzten Jahren haben sich auch einige bessere Chinesenfamilien in Lima niedergelassen, die mit chinesischem Porzellan und Seidenwaren einen schwungvollen Handel treiben.

Unter der Masse der Chinesen sieht man selten ein anständiges, gefälliges Gesicht; sie sind mager und häßlich. Zum großen Teil kleiden sie sich noch nach chinesischer Art, tragen eine glänzende Bluse und hohe Sohlen an ihren gewebten Schuhen. Sie bewahren stets ihren sonderbaren Gang, bei dem sie die ausgebreiteten Arme eilig hin und her werfen.

Der gewöhnliche Chinese ist unverbesserlich. In Lima wie in San Francisco giebt es viele wohlhabende Leute, die eine besondere Vorliebe für chinesische Dienstboten haben und oft jahrelang dieselben Diener um sich sehen. In manchen Läden und Restaurationen dienen sie als Gehilfen, Köche und Kellner, und die Burschen müssen notgedrungen sauber, rein gewaschen und nett aussehen, was sie auch sehr schnell begreifen. Bald lernen sie Gabel und Messer, Teller und Servietten und hundert andere Dinge handhaben wie die Weißen. Sobald sie aber nach langen Jahren genug Geld erübrigt haben, um nach dem Blumenreiche zurückzukehren, so wird zuvor

[1] Köln. Volkszeitung 1892, Nr. 705.

Hosted by Google

alles, was an Amerika erinnert, vor der Abreise verschachert und der etwaige Rest noch vor der Ankunft in China über Bord geworfen, so daß sie womöglich noch unsauberer erscheinen als diejenigen, die auf den Pflanzungen nur unter ihresgleichen ihre Tage verbracht haben. Keiner will dann Gabel und Messer mehr kennen, und alle schaufeln wieder mit ihren Stäbchen den Reis in den Mund.

Wohl kann man den Chinesen Mäßigkeit im Essen und Trinken nachrühmen, nie sieht man unter ihnen einen Betrunkenen oder einen, dem die Schnapsflasche zur Tasche herausschaut; in den meisten Fabriken ist darum die Besorgung der Dampfmaschinen den hierin zuverlässigeren Chinesen anvertraut. Desto größer ist ihre Leidenschaft für das Opiumrauchen, und ein vollständiges Verbot desselben würde die Raucher in größere Verzweiflung versetzen, als wenn einem Haufen der unverbesserlichsten Schnapsbrüder auf einmal jeder Tropfen Branntwein entzogen werden sollte. Ebenso versessen sind sie auf das Hazardspiel, wobei ihre Leidenschaftlichkeit oft den höchsten Grad erreicht, und so sparsam die Chinesen sonst sind, so spielen fast alle, und wen dabei das Glück verläßt, gegen den hört dann von seiten seiner Genossen sofort jede Rücksicht auf; denn Mitleid kennt kein Chinese. Wer dann noch das Geringste einzusetzen hat, wagt stets von neuem mit Fortuna zu ringen; war aber das Letzte verloren, so machte der unglückliche Spieler gleich wieder einen Kontrakt, acht weitere Jahre als Kuli zu dienen. Auch läßt sich mancher eingefleischte Chinese taufen, wenn er einen reichen Paten bekommen und große Vorteile dadurch erhaschen kann. Er besucht regelmäßig die Kirche, wenn es ihm Nutzen bringt. Hat er aber das Schiff betreten, das ihn heimwärts bringen soll, so lacht und spottet er über das Christentum und ist wieder ein ärgerer Heide, als er je zuvor gewesen.

Besser als die Kulis wurden in Peru die Negersklaven behandelt, solange die Sklaverei dort noch bestand. Diese war in Peru so alt wie die spanische Herrschaft [1]. Die Chronisten erzählen, daß beim ersten Erscheinen der Spanier in Tumbez außer den weißen Fremdlingen zwei Dinge den Eingebornen besonders auffielen: ein mitgebrachter Hahn, dessen Krähen sie zu der naiven Frage veranlaßte, was denn der Vogel gesagt habe, und ein mitgekommener Mohr, den sie vergebens von der schwarzen Farbe rein zu waschen suchten. Die Ursache der Einführung der Neger nach Amerika ist bekannt. Schon in den ersten Jahren nach der Entdeckung der Antillen und Mexicos stand der völlige Untergang der Eingeborenen zu befürchten, die der ungewohnten Arbeit auf den Pflanzungen und in den Bergwerken nicht gewachsen waren. Namentlich die Indianer der Hochlande, die mit ihrer Hände Arbeit durch

[1] Siehe darüber auch die eingehende Darlegung bei E. W. Middendorf, Peru I, 226 ff.

Hosted by Google

einen ausgiebigen Getreidebau ihre Länder mit dem täglichen Brot versorgt hatten, starben, auf die Pflanzungen der Inseln und Küsten und in die Bergwerke gebracht, schnell dahin. Dieser trostlose Zustand erbarmte den mutigen Dominikanermönch Fray Bartolomeo de las Casas, der mit seinem Vater Antonio schon 1498 Kolumbus nach San Domingo begleitet hatte und nachher auf Cuba, seit 1525 in Nicaragua, Guatemala, Peru und Mexico als Missionär thätig war. Überall ist er, wie die Dominikaner überhaupt[1], für eine bessere Behandlung der Indianer und die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung eingetreten und machte sich damit hoch und nieder zu Feinden. In Spanien bestürmte er König Ferdinand den Katholischen, der nach dem Tode Philipps von Österreich (1506) in Spanien zum zweitenmal bis 1516 regierte, und dessen Nachfolger Karl I. (V.) mit Vorwürfen und Vorschlägen zur Besserung der Lage der Indianer. In diesem Vorgehen bei beiden Herrschern fand er lebhafte Unterstützung durch den Bischof von Tortosa, spätern Kardinal und Papst Adrian VI. (1522—1523), von Utrecht[2], der, seinerzeit von Kaiser Maximilian zum Lehrer seines Enkels Karl bestimmt, nach Karls Regierungsantritt in Spanien sich mit dem Kardinal Ximenes in die obersten Verwaltungsgeschäfte teilte, die er dort seit der Wahl Karls zum deutschen König (1519) ganz allein führen mußte. Man hat es de las Casas oft zum Vorwurf machen wollen, daß er dem Sklavenhandel gewissermaßen eine kirchliche Bestätigung verliehen habe. Dieser Vorwurf ist ungerecht. Die Neger, die seit 1506 auf den Pflanzungen vielfach an Stelle der Indianer traten, waren wirklich allein befähigt, das mörderische Klima und die geforderte schwere Arbeit auszuhalten. Sicher hat niemand mehr als de las Casas die Grausamkeiten beklagt, die auch bei der Behandlung der Negersklaven vorkamen, und sicher hat er besonders den dem Evangelium ebenso direkt zuwiderlaufenden Sklavenraub, der aber längst vorher in Blüte stand, von Herzen verabscheut. Jedenfalls ist durch Gestattung des Ersatzes der Indianer durch Schwarze die gänzliche Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung aufgehalten worden. In seinem rastlosen Wirken im Interesse der eingeborenen Bevölkerung, für die er von Karl die gesetzliche Anerkennung ihrer persönlichen Freiheit und eine wenigstens teilweise Befreiung von den

[1] Oskar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (1858) 550 ff. Die Dominikaner, die 1511 nach San Domingo gekommen waren, eiferten schon im folgenden Jahre für die Befreiung der Indianer. Montesino war auf der Kanzel für sie thätig. Ihre Vorstellungen erlangten Gehör bei König Ferdinand dem Katholischen; ein Konzil von Theologen und Juristen erklärte sie frei und empfahl, sie gegen Bezahlung als Arbeiter anzuwerben. In dem 1524 von Karl V. errichteten Consejo Supremo de las Indias setzte der erste Vorsitzende, der Dominikanergeneral Garcia de Loaysa, die Befreiung der Indianer von der Leibeigenschaft durch.

[2] Das Wirken dieses wenig gekannten Mannes, des letzten Papstes deutscher Nation, hat Konstantin Höfler, Adrian VI. (Wien 1880), geschildert.

Hosted by Google

drückenden Repartimientos erlangte[1], fand er in seiner Diöcese Chiapa in Mexico, der er 1544 bis 1547 als Bischof vorstand, und ebenso in Spanien so wenig Verständnis, daß er sich in das Kloster von Atocha zu Madrid zurückzog, wo er 1566 starb. Wie der Jesuit Friedrich Spee, der mit seinem Kampfe gegen die Hexenverfolgung mit wenigen andern erleuchteten Geistern seiner Zeit vorangeeilt ist, so hat sich Bartolomeo de las Casas mit seinen Ordensbrüdern durch mutiges Eintreten für die Rechte der Ureinwohner Amerikas den unverwelklichen Ruhmeskranz wahrhaft christlicher, heroischer Nächstenliebe verdient[2].

Der Neger war übrigens Eigentum, und es lag im Interesse seines Herrn, ihn gut zu nähren und zu verpflegen, damit sein Eigentum nicht zu rasch an Wert verlor; der Chinese hingegen war nur auf acht Jahre gebunden, daher suchte man in dieser Frist alles, was nur immer möglich, aus ihm herauszuprügeln. Im allgemeinen kann man sagen, daß der Negersklave in Peru vielleicht milder behandelt ward als in den meisten andern Sklavenländern. Auf den meisten Pflanzungen herrschte folgende Ordnung. Um 5 Uhr des Morgens mußten die Neger aufstehen, um gegen 6 Uhr an ihre Arbeit zu gehen. Um 9 Uhr ward ihnen das fertige Frühstück aufs Feld gebracht; um 12 Uhr gingen sie wieder nach Hause, wo sie bis 2 Uhr blieben, um auszuruhen und ihr Mittagsmahl einzunehmen, welches für die Unverheirateten eigens gekocht ward, während für die Verheirateten deren Frauen die Zubereitung zu besorgen hatten. Um 6 Uhr war die Arbeitszeit zu Ende. Täglich bekamen sie getrocknetes Fleisch (Charqui), Bataten oder Yucas (Cassavewurzeln), Bohnen oder Erbsen und Reis sowie auch etwas Schweineschmalz und Salz, bei sehr harter Arbeit statt des getrockneten frisches Rindfleisch. Die unverheirateten Männer schliefen alle zusammen im „Galpon", einem großen, jetzt für die Kulis bestimmten Gebäude, wo sie des Nachts eingeschlossen wurden. Die Verheirateten hatten ihre eigenen Räume. Wöchentlich erhielt der Neger einen Real für Tabak, mußte dafür aber am Sonntage vor dem Gottesdienst zwei Stunden arbeiten. Den Rest der Sonn- und Feiertage hatte er frei. Jeder bekam ein kleines Stück Land für seinen eigenen Gebrauch, um es an den Sonntagen zu bearbeiten, oder er konnte auch für eigene Rechnung Holz schlagen und Kohlen brennen; sein Herr lieh ihm dann die Esel, um das Holz oder die Kohlen zu Markte zu bringen. Jedes Jahr erhielt der Neger zwei vollständige Anzüge. Im allgemeinen wurden sie selten gepeitscht, ob-

[1] Die sogen. Ordonnanzen von 1542; leider war die spanische Krone schwach genug, drei Jahre später dem Drängen der Abenteurer nachzugeben und sie wieder zurückzunehmen.

[2] Seine bekannteste Schrift, die Brevisima relacion de la destruccion de las Indias, erschien im Druck zuerst in Sevilla 1552, in deutscher Übersetzung 1597.

Hosted by Google

wohl Ausnahmen vorkamen. So ließ einmal der Verwalter der Plantage von Caucato, ein europäischer Spanier, zwei Negerinnen, die Zuckerrohr gestohlen hatten, zur Strafe zwei Zähne ausbrechen; den ausgepeitschten Negern ließ er jedesmal die Wunden mit Essig auswaschen; später starb dieser Unmensch im größten Elende.

Ein fleißiger Neger konnte sich auf den meisten Pflanzungen in wenigen Jahren so viel verdienen, um seine Freiheit zu erkaufen, besonders wenn er zu den Hausssklaven gehörte, die sehr milde behandelt wurden, und es kam häufig vor, daß Neger, die sich das hierfür nötige Geld erspart hatten, es doch nicht zum Freikaufen verwandten, weil sie es für vorteilhafter hielten, Sklaven zu bleiben. In Peru hatten die Sklaven eigene Richter, deren Pflicht es war, sie gegen üble Behandlung zu schützen — leider waren allerdings hierin, wie es in Peru und im übrigen Südamerika immer geht, die Gesetze besser als ihre Ausführung. Außer dem Rechte, sich frei zu kaufen, hatte der Negersklave bei Mißhandlungen auch das Recht, sich an einen mildern Herrn zu verkaufen. Verlangte dann der Eigentümer einen zu hohen Preis, so hatte der Richter darüber zu entscheiden und diesen festzusetzen. In Lima bestand ferner seit alten Zeiten ein von einem Augustinermönche zu diesem Zwecke gestiftetes besonderes Hospital[1] für kranke oder arbeitsunfähig gewordene Neger.

Im Jahre 1854 ward die Sklaverei in Peru aufgehoben, und die Eigentümer wurden vom Staate entschädigt. Seit dieser Zeit hat sich die Negerbevölkerung in Peru ungemein vermindert. Sobald die Neger einmal frei waren, wurden sie, wie in allen andern Ländern Amerikas, wo sie plötzlich und ohne jede Vorbereitung ihre Freiheit erhielten, eine Pest für die Gesellschaft. Die meisten zogen vom Lande weg nach den Städten, wo sie gewöhnlich zwei Tage arbeiten und den Rest der Woche in Trunkenheit und Liederlichkeit verbringen. Fast alle Straßenräuber an der peruanischen Küste sind Neger, Mulatten oder Zambos, während man im Innern, wo es des kältern Klimas wegen nie Neger gegeben hat, mit aller Sicherheit ohne Waffen reisen kann. Bald kamen Epidemien, die Folge ihrer Laster, unter die Neger und haben in der kurzen Zeit, seit sie ihre Freiheit genießen, ihre Anzahl um weit mehr als die Hälfte reduziert. Ähnliche Resultate hat man überall gehabt, wo die Sklaverei unvorbereitet aufgehoben wurde. Von Jamaica kann man gewiß nicht sagen, daß dort wie in Peru oder in Colombia eine schlechte Regierung die traurigen Zustände unter der farbigen Bevölkerung hervorgerufen hat — doch in Jamaica, wie auch in

[1] Die Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten von Lima haben bei E. W. Middendorf, der für sie als praktischer Arzt ein besonders liebevolles Interesse bekundet, in eigenen Abschnitten eingehende Würdigung gefunden im I. Bande seines Werkes über Peru, der 1893 in Berlin erschienen ist.

Hosted by Google

andern westindischen Besitzungen Englands schien mir der Neger und Mulatte ebenso verkommen und verdorben zu sein wie in Peru. Man wird hier einwenden, dies seien die Nachwehen der Sklaverei; allein diese ist im englischen Westindien schon seit langer Zeit abgeschafft und fast alle dortigen Neger sind frei geboren.

Die Hauptursache dieser Erscheinung mag wohl die sein, daß der Neger im Durchschnitt geringere geistige Fähigkeiten besitzt als der Weiße. Man wird mir manche Ausnahmen anführen, allein diese sind eben nur Ausnahmen, und die meisten, die lange unter Negern gelebt und Gelegenheit gehabt haben, ihren Charakter länger zu beobachten, werden mir beipflichten. Doch will ich durchaus nicht leugnen, daß durch eine durch mehrere Generationen fortgesetzte bessere Erziehung der Neger auf das geistige Niveau des Weißen erhoben werden könne. Die Oberin des Sacré Coeur-Klosters in Lima, eine Dame, die sich jahrelang mit der Erziehung weißer und auch farbiger Kinder beschäftigt hatte, sagte mir, die Auffassungsgabe der Negerkinder sei so gut wie die der weißen, nur müsse man sie, wenn man gute Fortschritte erzielen wolle, von ihren Familien fernhalten, damit sie deren Beispiele nicht sähen. Was bei der Betrachtung des Negers am meisten Anlaß zu Täuschungen giebt, das ist seine große Nachahmungsgabe und die Leichtigkeit, womit er sich mechanische Fertigkeiten erwirbt; allein der Hauptimpuls, der alle seine Gedanken und Handlungen bedingt, ist die Sinnlichkeit. Ich bin weit davon entfernt, die Sklaverei in der Form, wie sie im Süden der Vereinigten Staaten und bis in die neueste Zeit auf Cuba und in Brasilien bestand[1], zu verteidigen. Allein ich bin ebensoweit davon entfernt, für den Neger, der, wenigstens heute noch, wegen seiner geringern Fähigkeit unmöglich dieselben Pflichten wie der Weiße gegen den Staat erfüllen kann, dieselben politischen Rechte zu beanspruchen. Er müßte jetzt noch als Unmündiger behandelt, durch den Staat gegen die Tyrannei der Weißen geschützt, im übrigen aber mit Strenge zur Arbeit angehalten werden, sonst wird er seinem natürlichen Hange zum Nichtsthun und zu Ausschweifungen nachgeben und als ein ganz unnützes Glied der Gesellschaft verkommen. Jedenfalls gehört eine große Naivetät dazu, zu glauben, in Nordamerika sei dem Neger aus reiner Humanität das Stimmrecht gewährt worden. Die republikanische Partei, die die Aufhebung der Sklaverei durchgesetzt hatte, wußte, daß ihr die Stimmen der Neger stets zu Gebote stehen,

[1] In Cuba wurden die Kinder von Sklaven seit 1870, in Brasilien seit 1871 frei geboren; die Befreiung aller Sklaven wurde in Cuba in den Jahren 1880—1886, für Brasilien durch Dekret der damaligen Regentin im Jahre 1888 durchgeführt. In beiden Ländern, wo der Befreiung eine längere Vorbereitungszeit vorausging, hat man damit, soviel sich bis jetzt darüber urteilen läßt, im Vergleich mit andern Ländern gute Resultate erzielt.

Hosted by Google

und hat sich nur durch sie so lange Zeit im ausschließlichen Besitze der Herrschaft wie auch der Ämter und Regierungskonzessionen und -Lieferungen erhalten können.

Noch eine andere Ursache trägt in Peru dazu bei, die Negerrasse nach und nach verschwinden zu machen, nämlich die Vorliebe, die die Negerinnen für die heller Gefärbten zeigen. Schon jetzt sieht man selten mehr ganz schwarze Ehepaare. Je mehr die Anzahl der Schwarzen abnimmt, desto rascher vermehren sich die Mischlinge, wozu sich das Land auch nicht gerade Glück wünschen kann; denn diese Mischlinge, bei denen das Negerelement vorherrscht, erben im allgemeinen wohl die Laster, aber nicht die Tugenden ihrer schwarzen, weißen und braunen Vorfahren. Besser sind die Mestizen, die Nachkommen von Weißen und Indianern, die namentlich im Innern sehr zahlreich vertreten sind. Immer aber halten sich die Mischlinge für weit vornehmer als ihre schwarzen Verwandten. Der Mulatte, der Nachkomme von Weißen und Schwarzen, hält sich für besser als der Neger, obgleich der Neger meist ein besserer Mensch ist als der Mulatte; dieser besitzt eine lächerliche Eitelkeit, große Abneigung gegen jede anstrengende Arbeit und eine ausgeprägte Sinnlichkeit; doch hat er ziemlich viel Geschmack, der dem Neger fast ganz abgeht, und viel Sinn für Musik. Noch schlechter als der Mulatte ist der Zambo (in Peru meist Chino genannt), der Abkömmling von Negern und Indianern; die meisten Räuber und gerade die grausamsten gehören dieser Rasse an. Je mehr aber der Mischling sich dem Weißen nähert, desto sanfter, aber auch indolenter wird er. Seitdem die meisten Handarbeiten an der Küste von Chinesen verrichtet werden, ist auch der Neger auf der socialen Leiter eine Stufe weiter vorgerückt. Jetzt ist der Chinese der eigentliche Paria, der jedoch, wenn die Einwanderung der Chinesen zunehmen sollte, dereinst zur Herrschaft in diesem Lande gelangen dürfte. Unter den weißen Mischlingen dritten oder vierten Grades giebt es manche, die kaum noch von den Weißen zu unterscheiden sind. Die weißen Kreolinnen entdecken indessen eine solche Abstammung auf den ersten Blick. Ein drolliger Irrtum passierte hierin einst einer Dame in Lima, die folgende Frage an mich richtete: „Nicht wahr, Ihre Mulatten in Deutschland sind die Juden?“ — „Wie kann es in Deutschland Mulatten geben, da keine Neger vorhanden sind?“ — „Dies glaube ich Ihnen nun und nimmermehr; ich sage Ihnen, die deutschen Juden stammen von Negern ab; ich entdecke jeden, der Negerblut hat, auf hundert Schritte, und ich sage Ihnen, die deutschen Juden sind Mulatten.“

Den weißen Kreolen endlich, den Nachkommen der Spanier, fehlt es durchaus nicht an Talent, allein sie sind denkfaul und lieben überhaupt keine Anstrengung, weder geistige noch körperliche. Deshalb wollen alle, die kein Vermögen besitzen, irgend eine Anstellung erhaschen, die ohne Arbeit

Hosted by Google

viel Geld einbringt. Dabei wird weniger nach der Höhe der Besoldung gefragt als nach den „buscas“, nach dem, was an den Fingern hängen bleibt. Deshalb giebt es eine so große Menge von höhern Offizieren im peruanischen Heere; auf ein Dutzend Soldaten kommt sicher ein Oberst[1]. Wenn man die Kreolen sprechen hört, so sollte man glauben, sie alle seien direkte Nachkommen von spanischen Herzogen oder Marquis: sehr vornehm ist jedenfalls ihre Abneigung gegen jede produktive Arbeit; denn es wird nicht leicht einer durch seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen suchen, dies wäre für ihn eine große Schande. Jedoch beschäftigt er sich mit dem Bergbaue oder auch der Landwirtschaft, wenn er eine größere Pflanzung geerbt hat, aber auch wieder nur als Grand Seigneur, der seinem Verwalter die Hauptsorge überläßt. Seine oberflächliche, mangelhafte Bildung sucht er durch gute Manieren und durch eine nie zu verblüffende Suade zu verdecken: er spricht über alles, über das, was er weiß, wie über das, was er nicht weiß, über Philosophie, Geschichte, Jurisprudenz, Theologie, Naturwissenschaften, Bergbau, Landwirtschaft, Politik, und wird unangenehm, wenn man ihm zu widersprechen wagt. In seiner heimischen Politik kennt er kein anderes Princip als das, seinem Vetter oder Gevatter zu Einfluß zu verhelfen, damit dieser ihm wieder einen guten Posten verschaffe. Seine Hauptleidenschaft ist das Hazardspiel, dem sie alle frönen, vom Präsidenten bis herab zum letzten Beamten. In der Gesellschaft liebt er es, sich als Freidenker aufzuspielen, versäumt aber keine Prozession und geht fleißig zur Kirche.

Fig. 5. Peruanischer Pflanzer.

Auf der andern Seite muß man dem weißen Kreolen aber auch manche guten Eigenschaften zugestehen. Trunkenheit kommt unter ihnen, wenigstens an der Küste, selten vor, desto häufiger aber im Innern, wo sie freilich sehr stark mit Indianern gemischt sind. Der weiße Kreole ist gutherzig und hilft gerne seinen Nebenmenschen, vorausgesetzt, daß es ihm keine Mühe verursacht. Ausgezeichnet ist auch seine Gastfreundschaft und groß seine Kinderliebe. Im ganzen liebt er die Fremden nicht, obwohl seine angeborene Höflichkeit ihm nicht erlaubt, es merken zu lassen; er sagt: „Der Gringo

[1] Das Mißverhältnis war vor nicht langer Zeit noch schreiender. Middendorf (Peru I, 388 ff.) führt eine im Jahre 1870 vom Kriegsminister dem Kongresse vorgelegte Denkschrift an, wonach auf ein „Heer“ von 4171 Soldaten 2668 Offiziere kamen, darunter 31 Generale und 1007 Stabsoffiziere, 575 mit Oberstenrang!

Hosted by Google

(Welsche, Fremde) stiehlt meinen Kindern das Brot aus dem Munde.“ Kommt man aber in einen Ort, wo kein Absteigequartier (Tambo) existiert, und hat man auch an niemand einen Empfehlungsbrief, so geht man ohne Umstände zum Pfarrer, wo man gewöhnlich gute Aufnahme findet. Besitzt

Fig. 6. Vornehme peruanische Dame, mit ihrem Teppichträger zur Kirche gehend.

man hingegen einen Empfehlungsbrief an irgend jemand, so reitet man einfach nach dessen Hause, sattelt ohne Umstände ab und übergiebt seinen Brief; es versteht sich dann von selbst, daß man dort ganz wie zu Hause ist, sein Bett erhält und am Tische des Hausherrn seine Mahlzeiten einnimmt.

Hosted by Google

Nur an den belebtesten Straßen, wie auf dem Wege von Lima nach Cerro de Pasco, hat die Gastfreundschaft schon sehr abgenommen.

Weit den Männern überlegen, sowohl was ihre äußere Erscheinung als ihre Begabung angeht, sind die Kreolinnen von spanischer Abstammung. Schöne Augen, schönes Haar, kleine Hände und Füße haben sie fast alle, meist auch schönen Wuchs und gute Zähne. Ihre natürlichen Anlagen sind gut, wenngleich wenig durch Erziehung ausgebildet. Sie besitzen ein klares Urteil und im allgemeinen ganz gesunde Ansichten über die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens. Unähnlich den Männern, haben sie meist einen energischen, entschiedenen Charakter und dominieren im Hause; dabei haben sie gefällige Manieren und verstehen es, sich taktvoll zu benehmen. Sie kleiden sich nach der neuesten Pariser Mode, wissen aber recht wohl, daß ihnen ihre Nationaltracht, die Manta, die den ganzen Körper umrahmt, am besten steht, weshalb sie dieselbe nicht aufgeben. Alle, von der Frau des Präsidenten bis herab zur Gemüseverkäuferin, tragen bei Tage diese kleidsame Tracht, besonders wenn sie zur Kirche gehen, wo die Damen nie im Hute erscheinen. Sehr gute Hausfrauen sind sie zwar nicht, sie brauchen gar zu viele Diener. In einem halbwegs anständigen Haushalte finden sich ein Koch, ein Kindermädchen, ein oder zwei Stubenmädchen, eine Näherin, ein männlicher Diener und ein kleiner Neger oder Indianer, der nichts zu thun hat, als seiner Herrin den Teppich nachzutragen, wenn sie zur Kirche geht — denn Betstühle und -Bänke giebt es in den Kirchen nicht. Alle diese Diener thun, was sie wollen, und Aufsicht oder Disciplin ist so gut wie gar nicht vorhanden. Weiße Diener kennt man nicht, dagegen sind alle andern Farben und Schattierungen, Neger, Mulatten, Zambos, Chinesen und Indianer, vertreten. Da die Damen spät aufstehen und daher dem zuweilen auch außerhalb des Hauses wohnenden Koche das Marktgeld am Abend zuvor übergeben, so kommt es vor, daß dieser es am selben Abend vertrinkt und nicht mehr nach Hause zurückkehrt. Dann ist große Not im Hause, und das Frühstück muß aus der nächsten Garküche geholt werden.

In einer jener Pflanzungen sah ich viele große Windhunde, die hier zur Rehjagd gebraucht werden, die man zu Pferde abhält. Es ist ein tolles, gefährliches Jagen, mit der Meute über Stock und Stein den Rehen nachzusetzen, durch Gestrüpp, Kaktus- und dornige Mimosenbüsche, womit die Flußthäler teilweise überwachsen sind. Im ganzen ist die Jagd an der Küste von Peru wenig ergiebig. Häufig sind in einigen Gegenden die Rehe. Das peruanische Reh ist ungefähr so groß als das deutsche, hat aber, wie alles Wild in Amerika, keinen Wildbretgeschmack. Füchse giebt es viele, zum Nachteile der Hühner und jungen Lämmer. Weit seltener sind der Kuguar (Puma) und die Unze (Jaguar). Diese erreicht zuweilen eine enorme Größe, zerreißt Pferde und Maultiere und wird selbst den Menschen gefähr-

Hosted by Google

lich. Die Jagd auf sie kostet häufig ihre Opfer. Von Vogeljagd ist nur die auf Tauben ergiebig, von denen mehrere Arten, große und kleine, in bedeutenden Schwärmen in die Maisfelder einfallen und oft großen Schaden anrichten.

Das für den Anbau geeignete Gebiet an der Küste könnte durch vermehrte Bewässerungsanlagen noch sehr vergrößert werden; denn wo man Wasser hinleitet, da entwickelt sich rasch eine üppige Vegetation. Wo dies aber unmöglich ist, da wächst absolut nichts; denn wie bereits erwähnt, fällt an der peruanischen Küste nie ein eigentlicher Regen. Dafür hat man überall, wo man bewässern kann, seine Ernten in der Hand und kann dieselben genau vorausberechnen; denn in einem Lande, wo weder übermäßige Hitze noch Kälte, weder Stürme noch verderbliche Regengüsse vorkommen, sind Mißernten unbekannt. Für den Anbau des Zuckerrohres giebt es, wie oben (S. 23 f.) dargelegt wurde, kein Land in der Welt, das sich mit Peru messen könnte, und in Nordamerika liefert es nicht den halben Ertrag von dem, was es in Peru abwirft.

Von Viehzucht wird nur die der Schweine auf einigen Pflanzungen der Küste im großen betrieben, und nirgends in der Welt habe ich solche Monstra von fetten Schweinen gesehen wie dort[1]. Überall, wo es Schweine

[1] Von darwinistischer Seite (Professor Karl Vogt in Genf) ward behauptet, die spanischen Schweine hätten sich in Amerika in der kurzen Zeit von drei Jahrhunderten bedeutend verändert, sie seien sämtlich schwarz geworden, und sogar ihr Skelett habe Umbildungen erlitten, und die Richtigkeit dieser Behauptung wurde von Naturforschern bestätigt, die das tropische Amerika flüchtig durchreisten und vermutlich der Landessprache nicht genügend mächtig waren, was sie verhinderte, näher nachzuforschen. Die ganze Sache beruht aber auf einem Irrtum. Schon bald nach der Entdeckung Amerikas brachten die Spanier spanische Schweine nach dem tropischen Amerika, die aber in den heißen Küstenstrichen kränkelten und deren Junge hier bald eingingen. Im kühlern Hochlande hingegen kamen sie gut fort und vermehrten sich rasch, und heute noch findet man hier ihre verschieden gefärbten Nachkommen, die wenig von den spanischen Schweinen abweichen. Da nun die Schweinezucht an der warmen Küste nicht gedeihen wollte, so brachten die Spanier später von Manila schwarze, nackte chinesische Schweine, die sich schnell vermehrten und deren Nachkommen jetzt ausschließlich in den Küstengegenden Südamerikas zu finden sind. Ich traf sie im südlichen Mexico, in Colombia, Ecuador, Peru und Nordbrasilien, und erfuhr, daß diese Rasse überall dort im Tieflande vorherrscht; auch werden sie von den Eingeborenen „chanchos chinos“ (chinesische Schweine) genannt. Diese schwarzen, nackten Schweine, die besonders in Peru oft ein enormes Gewicht erlangen, sind also chinesischer und nicht spanischer Herkunft und nur wenig von ihren Verwandten in China verschieden. Eine hierauf bezügliche Beobachtung machte ich in der deutschen Kolonie am Pozuzofluſſe. Diese liegt am Ostabhange der Andes ungefähr 1000 m über dem Meere und hat noch eine durchaus tropische Vegetation — Bananen und Kaffee gedeihen vollkommen, wenn auch der Kakao nicht mehr gut fortkommt. Die deutschen Kolonisten kauften im Anfange Schweine spanischer Rasse in den benachbarten Dörfern

Hosted by Google

giebt, ist der Reisende in Peru den lästigen Angriffen der Sandflöhe (Piques) ausgesetzt; auch mehrere Leute unserer Expedition hatten daran zu leiden. Diese Insekten bohren ein Loch unter die Haut, meist unter den Nägeln der Fußzehen, wo sie ihre Eier ablegen. Im Anfange empfindet man ein angenehmes Kitzeln; wenn man dies aber nicht beachtet und die Brut ungestört läßt, so entwickelt sich diese und dringt tiefer in das Fleisch. Bald darauf zeigt sich die Entzündung, die oft sehr gefährlich wird, namentlich dann, wenn man in Seewasser badet. In solchen Fällen wird zuweilen die Amputation des Fußes notwendig. Ich selbst bekam im Jahre 1861 auf den Galapagosinseln, wo viele verwilderte Schweine vorkommen, beide Füße voll von Sandflöhen. Auf der Seereise, die acht Tage dauerte, empfand ich im Anfang dasselbe angenehme Jucken, das ich, da es mir unbekannt war, nicht weiter beachtete. Bald aber stellte sich eine heftige Entzündung ein, die zuletzt so schlimm ward, daß ich, in Guayaquil angekommen, mich nach dem Wirtshause tragen lassen mußte, wo ich, nachdem die Tiere herausgenommen waren, noch einige Tage im Bett zu verbringen hatte. Am besten verstehen es die Negerinnen, die Eier der Sandflöhe zu entfernen. Mit einer Nadel öffnen sie die Haut rings um den die Eier enthaltenden Sack und ziehen ihn unversehrt heraus. Darauf streichen sie Öl und Cigarrenasche auf die Wunde, um, falls noch Eier oder Larven darin sein sollten, dieselben zu vernichten.

Nachdem wir die dürre Küste mit ihren Sandwüsten verlassen hatten, folgten wir beständig steilen Gebirgspfaden, die noch ebenso aussahen, wie zur Zeit, wo Humboldt denselben Weg passierte, und die nur für Maultiere und Lamas gangbar sind. Alle Wege, die von der peruanischen Küste nach den Gebirgen führen, haben einen ähnlichen Charakter. Sie folgen fast immer dem Laufe der Flüsse, die sich von den Cordilleren herabstürzen. Je höher man steigt, um so enger werden die Flußthäler, um so steiler die Pfade. Der Reisende, der zum erstenmal diese Gebirgswege im Innern von Peru betritt, schaudert bei ihrem Anblick. Oft wird die Schlucht so eng, und die Felsen nähern sich so sehr dem tosenden Flusse, daß kein Raum für den Pfad übrig blieb, der dann aus den über ihm hängenden Felsen gebrochen ist. Oft bilden die Felsblöcke Treppen auf diesen schauderhaften Wegen; bergauf und bergab führen sie, wie es gerade die Natur des Terrains erheischt, ohne die Kunst zu Hilfe zu nehmen. Die Formation an unserem Wege war meist ein roter Porphyr, dessen Stelle höher oben ein sehr grob-

auf der Westseite des Gebirges, die etwa 2400—3000 m über dem Meere liegen. Diese Schweine kränkelten am Pozuzo, und ihre Jungen krepierten. Darauf wurden „chinesische" Schweine hingebracht, die sich dort sehr wohl befanden und vermehrten. Die erstern werden von den Kolonisten „deutsche" (wegen ihrer Ähnlichkeit mit deutschen Schweinen), die letztern „amerikanische" Schweine genannt.

Hosted by Google

körniger Trachytporphyr einnahm. Oft wenden sich diese Pfade plötzlich in spitzen Winkeln, so daß man zuweilen unvermutet, ohne ausweichen zu können, andern Reisenden oder gar Truppen von Maultieren, die rasch getrieben werden, begegnet, wodurch schon manche Unglücksfälle verursacht wurden.

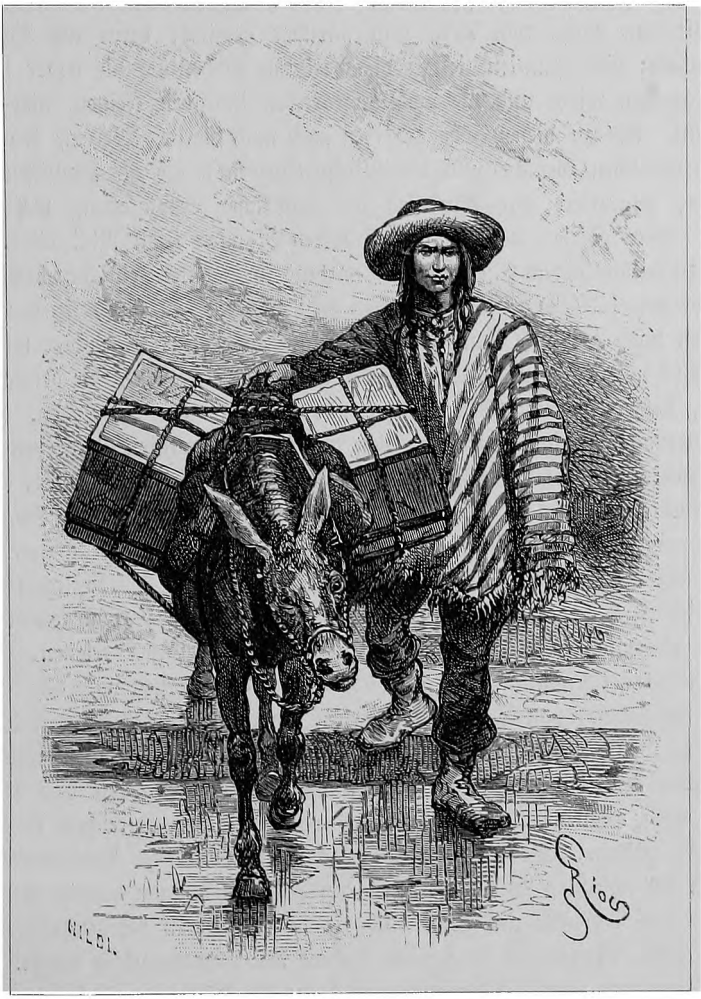


Fig. 7. Maultiertreiber.

Hat man die Bananengärten und Zuckerrohrfelder der Küste verlassen und steigt man den westlichen Abhang der Cordilleren hinauf, so bemerkt man an der allmählichen Abnahme der Temperatur und am Wechsel der Vegetation auch den Wechsel der Klimate, die hier sozusagen gürtelförmig übereinander gelagert sind. Bei 1600 m Höhe sehen wir noch Bäume und Sträucher von Laubholz, und es gedeihen noch alle Plantagengewächse der

Hosted by Google

warmen Zone bei einer durchschnittlichen Temperatur von + 22½° C (im Schatten); gedeiht doch der beste peruanische Kaffee, der von Huanuco und Ambo, auf einer Meereshöhe von 2000 m. Wieder 1600 m höher, d. h. bei 3600 m ungefähr, ist die Grenze für die verschiedenen Kakteen, die hier wie in Mexico ganze Waldungen bilden. Der holzige Schaft des Riesenkaktus, der oft eine Höhe von 7 m und darüber erreicht, dient als Bau- und Brennholz; die Opuntien liefern die wertvolle Cochenille, die leider in Peru nicht gezogen wird, und die wohlschmeckenden indischen Feigen, hier Tunas genannt. Bis zu dieser Höhe gedeihen auch noch Gerste, Weizen, Kartoffeln, die europäischen Gemüse und die Alfalfa (Luzerne), die als Hauptfutter für Pferde, Maultiere und Rindvieh bei künstlicher Bewässerung viel gebaut wird. Hier gefriert das Wasser in kalten Nächten (von Mai bis August) schon zu halbzolldickem Eise, während mittags im Schatten eine durchschnittliche Wärme von 12½° C (in der übrigen Zeit von + 17½° C), in der Sonne dagegen von + 44° C und zuweilen selbst noch mehr beobachtet wird.

Als wir im Juni durch diese Gegenden kamen, waren die benachbarten Berge, selbst in der Nähe der Küste, mit frischem Grün überzogen. In den Sommermonaten hingegen bieten diese nackten, verbrannten Berge den ödesten und traurigsten Anblick. Sobald aber mit dem Eintritt des Winters im Mai die Nebel herabfallen (s. S. 22), bedecken sich in wenigen Tagen Hügel und Berge mit Gras und Blumen; Herden von Rindvieh und Schafen weiden dann auf den grünen Matten und finden monatelang hinlängliches Futter. Obgleich sie auf den Höhen kein Wasser finden, leiden sie doch keinen Durst, indem die vom Nebel nassen Gräser das fließende Wasser ersetzen.

Prächtige Aussichten eröffnen sich oft von den Bergen nach den Thälern. Die Abwechslung von Gebüschen, Wiesen, Obstgärten und Feldern, das verschiedene Grün des Mais, des Weizens und der Luzerne, die schäumenden Gießbäche, die kleinen Indianerdörfer, die sich in einer Tiefe von 1000 m weit besser ausnehmen als ganz in der Nähe, die zahlreichen Viehherden auf den Höhen, alles dieses bildet zuweilen anmutige Landschaftsbilder. Wegen der schlechten Wege, die den Transport mit Wagen unmöglich machen, müssen alle Produkte auf dem Rücken von Maultieren fortgeschafft werden, deren große Menge den so starken Anbau der Luzerne nötig macht. Man kann annehmen, daß im Innern von Peru die Hälfte der spärlichen Bevölkerung entweder als Maultier- und Lamatreiber oder mit dem Anbau des für die Lasttiere nötigen Futters beschäftigt ist. Daraus kann man abnehmen, welch unendlichen Nutzen die Anlage guter Wege[1] — nicht Eisen-

[1] Zur Zeit der Inkas, wo großartige Kunststraßen den Verkehr mit der Küste vermittelten, versorgten die fleißigen, damals freilich noch zahlreichern Bewohner der Hochländer die ganze Küste mit Getreide. Heute ist Peru genötigt, Getreide aus Chile, Argentinien und den Vereinigten Staaten einzuführen.

Hosted by Google

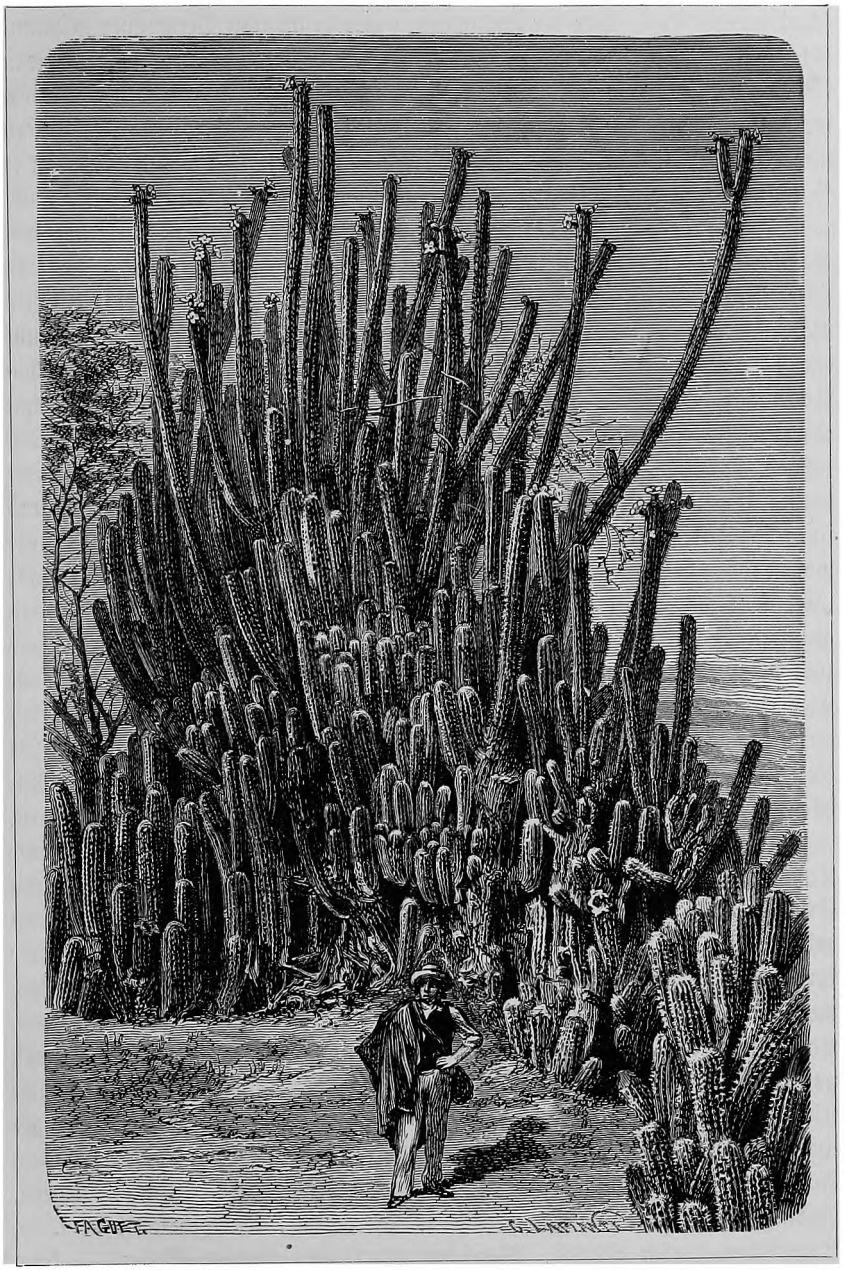


Fig. 8. Riesenkaktus.

bahnen, die sich noch lange nicht rentieren werden — dem Lande gewähren würde. Aber auch bessere Brücken hätte man nötig als die, die man oft in

Hosted by Google

schwindelnder Höhe über die schäumenden und brüllenden Bergwasser gespannt sieht. Diese Brücken bestehen aus Baumstämmen, die an vorspringenden Felsen oder auch zuweilen an Mauerwerk befestigt sind. Darüber liegen kreuzweise 6—8 cm dicke Stöcke, die mit klein gehauenen Steinen, Aloeblättern und Erde bedeckt sind und dem Reisenden arges Bedenken einflößen, wenn er sie hinter einem großen Trupp von Packmaultieren zu Pferde überschreiten muß.

Im Innern von Peru darf der Reisende keine großen Ansprüche auf Komfort machen. Sein Bettzeug muß er mit sich führen, teils unter teils über seinem Sattel, und ist er ein Neuling, der noch an alle möglichen Bequemlichkeiten gewöhnt ist, so hat er seine Bettstelle und Matratze auf einem Packmaultiere nachzuschleppen. Mir waren diese Überflüssigkeiten schon längst auf meinen Fahrten durch Texas, Californien und Mexico abgewöhnt worden. Der Reisende wird immer wohl daran thun, in seinen Satteltaschen Schokolade, Cognac und einige Lebensmittel mitzunehmen; denn häufig kommt er in Orte, wo auch rein gar nichts zu haben ist. Namentlich sind die Indianerdörfer in dieser Beziehung sehr schlimm. Die Indianer wollen nichts verkaufen. Auf alle Anfragen antworten sie: „Manam canchu", „Es ist nichts da", und manchmal sah ich mich auf meinen Reisen im Innern genötigt, ein Ferkel oder Huhn ohne Umstände totzuschießen, um nur etwas zum Essen zu haben. Wenn hernach der Indianer sein Geld für das getötete Tier erhielt, war er ganz zufrieden und ließ es mit großer Bereitwilligkeit durch seine Frau kochen; allein freiwillig wollten viele nichts hergeben. Ob hieran Abneigung gegen die Weißen oder, wie andere behaupten, ihre große Anhänglichkeit an ihre Haustiere die Schuld trägt, wage ich nicht zu entscheiden.

An den besuchtern Straßen sind in gewissen Entfernungen sogenannte Tambos oder Absteigequartiere errichtet, die aber selbst in den größern Städten nicht sehr einladend aussehen. Meist sind sie von Luftbacksteinen gebaut und mit Hohlziegeln oder Stroh gedeckt und haben, mit Ausnahme der Städte, wo sie viele kleine Zimmer ohne Fenster und Möbel enthalten, meist nur einen einzigen großen Raum, worin alle Gäste untergebracht werden. Ein gemauerter, drei Fuß breiter Vorsprung geht längs der Wand um den ganzen Saal und dient als Bettstelle, was auch genügt, da jeder Reisende seine eigene Matratze und Bettdecken mitbringt. Kommen mehr Gäste als auf dem Vorsprung Platz finden, so breiten die letzten ihre Decken auf dem Fußboden aus. Oft ist der Raum vollgepfropft mit Weißen, Negern, Indianern, Koffern, Kisten, Sätteln, Pferdezeug, Kampfhähnen u. s. w. Dazwischen laufen Hunde, Meerschweinchen und Indianerkinder — kurz, es ist ein höchst sonderbarer und komischer Anblick, nur nicht für den, der sich selbst dazwischen befindet. Ich für meinen Teil zog immer vor, im Freien zu übernachten, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht war. In diesen Tambos ist stets Chicha (Maisbier) oder Branntwein zu haben; oft

Hosted by Google

kann aber der hungernde Reisende kaum eine Kartoffel oder etwas Mais erhalten, und er kann Gott danken, wenn die Tambera sich herabläßt, für ihn eine Kartoffelsuppe zu kochen.

Eine Sache aber vergißt der Peruaner nie mitzunehmen, wenn er auf Reisen geht, nämlich sein Nachtgeschirr, das überhaupt in Peru eine bedeutende Rolle spielt und oft auch als Waschbecken dient. Keine Serrana (Frau aus dem Innern) steigt an Bord eines Dampfers, ohne ein solches Instrument in der einen Hand und ein oder zwei Kinder auf dem andern Arme zu tragen. Früher waren die Nachtgeschirre häufig von schwerem Silber, in neuerer Zeit aber haben unternehmende deutsche Juden sehr mit diesem Luxusgegenstand aufgeräumt, indem sie als Hausierer viele Geschäftsreisen in das Innere unternahmen und es verstanden, ihre geringwertigen Pforzheimer Goldwaren den biedern Serranos aufzuhängen und dafür schwere Silbergeräte einzutauschen. Dadurch sollen die deutschen Goldwaren im Innern sehr in Verruf gekommen sein, und das erste, wonach jetzt bei einem solchen Handel der Käufer fragt, ist, ob es deutsches oder französisches Fabrikat sei. Mir selbst ist es einmal bei einer Reise in das Innere begegnet, daß in einer Hacienda, wo meine beiden Begleiter und ich gastliche Aufnahme fanden, bei Tische für uns drei nur ein einziges Trinkglas hingestellt ward; beim Schlafengehen fand aber jeder ein massiv silbernes Nachtgeschirr vor.

Das Thal von Magdalena befindet sich am Fuße der Cordillera und wird nicht mehr zur Küstengegend, sondern zur Sierra, dem Gebirge, gerechnet. Die Gebirgsbewohner oder Serranos stehen in Peru im Rufe, mißtrauisch und weniger gastlich und freundlich gegen Fremde zu sein als die heitern, leichtlebigen Kreolen der Küste; dies mag vielleicht daher rühren, daß die sogen. Weißen im Innern fast alle mehr oder weniger Beimischung von indianischem Blute zeigen; überall aber, in Nordamerika sowohl als in Südamerika, hat der Indianer einen verschlossenen Charakter. Mir fiel damals schon dieser Unterschied zuerst im Thale von Magdalena auf, und neuerdings erwähnte ihn wieder der französische Reisende Wiener, der auch bei den Bewohnern von Magdalena keine gastliche Aufnahme fand, sondern genötigt wurde, mit seinen müden Tieren noch zwei Leguas (drei Wegstunden) weiter auf schauderhaften Gebirgswegen nach Niamas aufzusteigen.

Wenige Stunden hinter Niamas, in einer Höhe von etwa 3500 m[1] über dem Meere, wo zuweilen schon ziemlich hoher Schnee liegt, fängt man an, die Wirkungen des verminderten Luftdruckes zu verspüren. Menschen und Tiere bekommen oft schon hier die „Veta", die der Seekrankheit ähnelt und von furchtbaren Kopfschmerzen und großer Ermattung begleitet ist. Die

[1] Die Paßhöhe der Westcordillera auf dem Wege von der Küste nach Cajamarca wird von Dr. Alphons Stübel zu 3532 m angegeben (Petermanns Mitteilungen 1887, S. 44).

Hosted by Google

davon befallenen Pferde und Maultiere stürzen plötzlich nieder, und wenn man sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe bringt, so zittern sie an allen Gliedern und können sich vor Mattigkeit kaum von der Stelle schleppen, viel weniger noch einen Reiter tragen. Die Arrieros pflegen dann den Pferden die Nasenlöcher aufzuschlitzen, um ihnen das Atmen zu erleichtern; auch soll das Einreiben der Nasenlöcher mit Knoblauch ein gutes Schutzmittel gegen die Veta sein. Im ganzen sind die Maultiere dem Übel weniger ausgesetzt als die Pferde. Am meisten leiden die in der Küstengegend gezogenen Pferde, während die in der Sierra gezüchteten nichts davon merken lassen. Beim Menschen bestehen die ersten Anzeichen der Veta in Kopfweh, Übelkeit und Schwindel, doch bekommt sie nicht jeder; ich selbst z. B. habe in den hochgelegenen Gegenden nie etwas anderes davon verspürt als Appetitlosigkeit; korpulente Personen bekommen gewöhnlich stärkere Anfälle als magere. Die Spanier nennen die Krankheit „Veta" (Erzgang), weil sie glauben, daß sie von der Ausdünstung gewisser Erze herrührt; diese Ansicht entstand wohl dadurch, daß das Übel zuweilen in niedriger gelegenen Gegenden, wo viele Erzgänge vorkommen, häufiger auftritt als in höher gelegenen. Ein gutes Mittel dagegen ist der Genuß von Cocathee. Wegen seiner Ähnlichkeit mit der Seekrankheit (mareo) wird der krankhafte Zustand von den Spaniern auch „Mareo" genannt; doch fühlt man bei der Seekrankheit nicht die Atmungsbeschwerden wie bei der Veta, die manchmal sogar tödlichen Verlauf hat. Leute, die gerade von der Küste kommen, leiden darunter am meisten; nachdem man aber einige Zeit im Hochlande zugebracht, gewöhnt man sich an die dünnere Atmosphäre und spürt nichts mehr von der Veta. Merkwürdig ist, daß einige Haustiere sich gar nicht an diese Luftveränderung gewöhnen können. In einer Höhe von mehr als 4000 m über dem Meere krepieren fast alle Katzen unter furchtbaren Krämpfen, weshalb man in den Dörfern und Städten der Puna (kalte Hochebene) keine Katzen antrifft. Auch Hunde werden zuweilen von der Krankheit befallen, doch nie so stark wie die Katzen; auch erholen sie sich meist wieder rasch.

Die Hochebene oder Puna, die das große Thal von Cajamarca beherrscht, ist wenig breiter als eine Wegstunde, und von ihrem Rande sieht man tief unten im Hintergrunde des schönen weiten Thales, von verschiedenen Türmen überragt, die alte Residenz des unglücklichen Atahualpa, des letzten Inka von Peru. Das Hinabsteigen ist nicht leicht, das Terrain ist felsig und schlüpfrig, und man braucht reichlich anderthalb Stunden, bis man zu den ersten Häusern von Cajamarca[1] gelangt.

[1] Nach Stübel a. a. O. liegt Cajamarca noch 2749 m über dem Meeresspiegel; dagegen giebt *Ydiaquez* (Le Pérou en 1889) 2860 m, an einer andern Stelle 2737 m an.

Hosted by Google

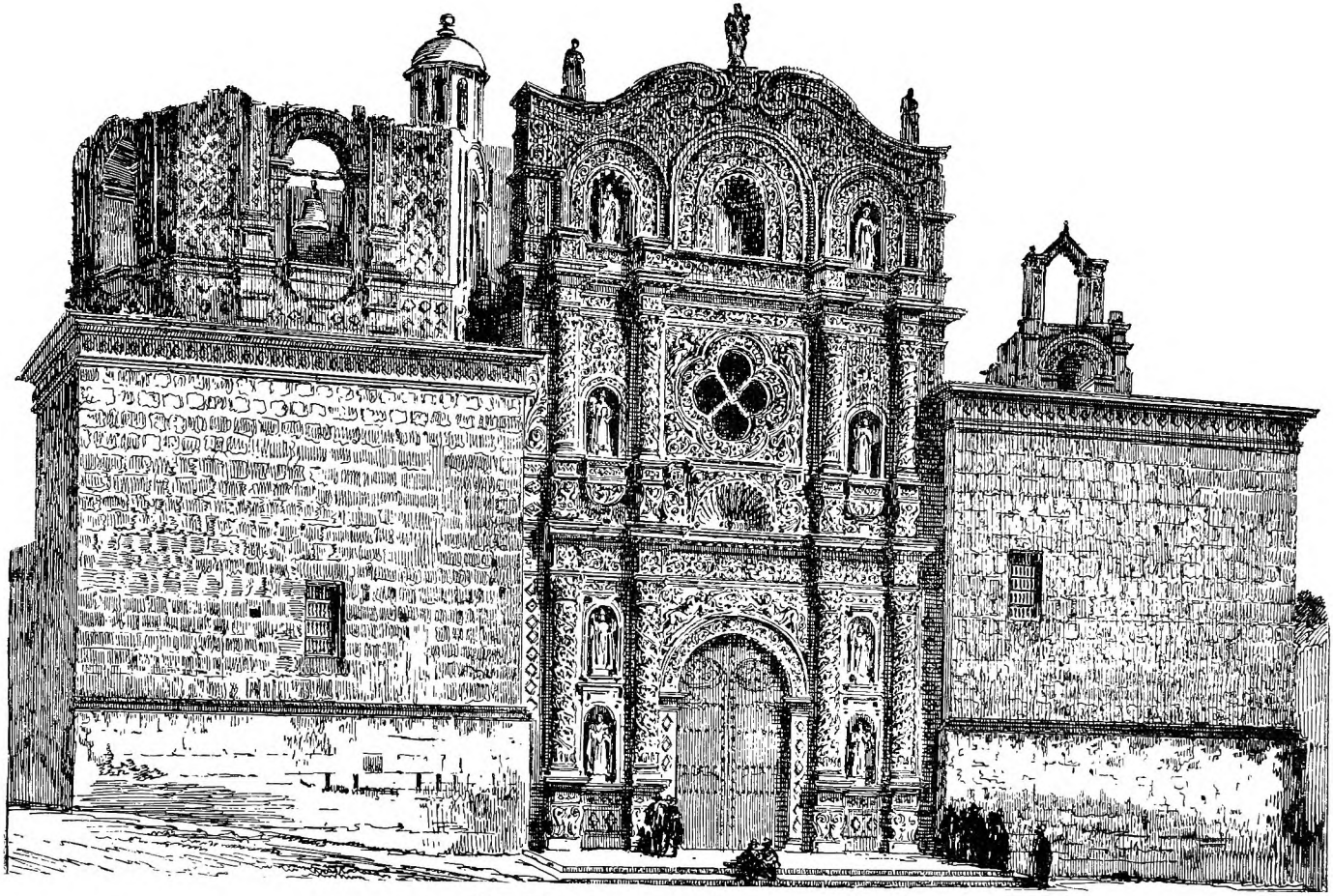
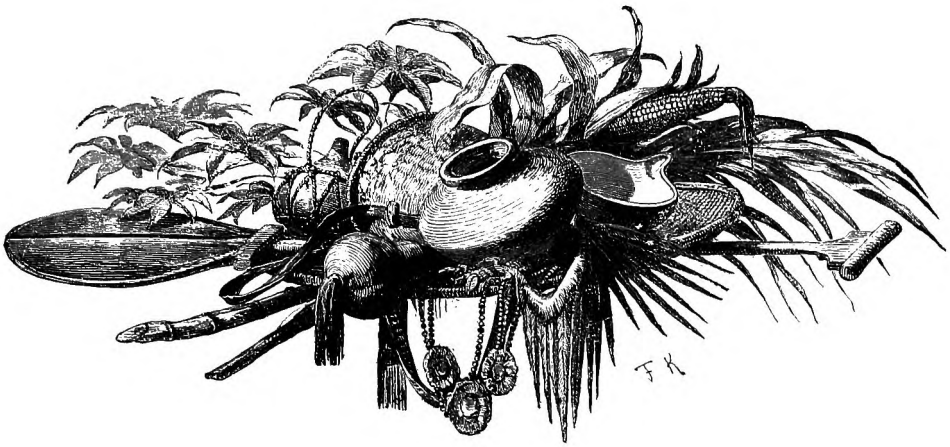


Fig. 10. Kirche von Belen zu Cajamarca.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 45.)

Hosted by Google

Hosted by Google



II.

Cajamarca.

Kultur der alten Peruaner. — Ihre Vernichtung durch die Spanier. — Die peruanischen Indianer der Gegenwart.

Die spanisch-amerikanischen Städte gleichen sich so ziemlich alle: dieselben geraden, sich rechtwinklig durchschneidenden Straßen, die alle von der Plaza, dem Marktplatze ausgehen; dieselbe Bauart der Häuser, nur daß sie in Peru an der Küste, wo es nie regnet, mit flachen Dächern, und im Gebirge der starken Regengüsse wegen mit steil abfallenden roten Ziegeldächern versehen sind. Das obere Stockwerk der Häuser — wenn eines vorhanden — tritt gewöhnlich etwas zurück, um für einen breiten Korridor Raum zu lassen, der unter dem weit vorspringenden Dache angebracht ist, und an der Plaza befinden sich häufig bedeckte Arkaden. In den meist von Indianern bewohnten Vorstädten trifft man oft zwischen indianischen, mit Stroh gedeckten Lehmhütten Obstgärten und grüne Felder mit wogender Gerste und Luzerne, und im Hintergrund erscheinen die schneebedeckten Bergriesen der Cordilleren.

Ähnliches sieht man auch in Cajamarca. Die Stadt zählt etwa 7—8000 Einwohner[1] und besitzt acht Kirchen, worunter sich die Hauptkirche Santa Catalina, die Kirche von San Francisco und die von Belen durch ihre schönen Fassaden auszeichnen, und viele Klöster. Die Stadt wird durch einen kleinen Fluß in zwei Teile geteilt, die durch schlechte Brücken

[1] *Marcel Monnier*, Des Andes au Para (Paris 1890) 188; *A. Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 76.

Hosted by Google

miteinander verbunden sind. In der Mitte ist der große Marktplatz mit einem schönen, aber ziemlich verfallenen Brunnen von Granit. Die Häuser sind von Adobes gebaut, von außen und innen weiß angestrichen und mit Hohlziegeln gedeckt. Alles Holz- und Eisenwerk an den Häusern, namentlich die Thüren, sind entsetzlich plump gearbeitet, ganz noch wie zu den Zeiten Pizarros. Die Fußböden sind nicht mit Dielen belegt, sondern mit Gips. Statt mit Teppichen sind sie mit Strohmatten bedeckt, und tapezierte Zimmer findet man nicht viele. Alle Häuser haben in der Mitte große, ziemlich rein gehaltene Höfe, und viele haben große Obstgärten, in denen man wenig tropische Gewächse, wohl aber Apfel- und Pfirsichbäume antrifft. Das Klima des Thales von Cajamarca ist eben für eine Höhe von fast 3000 m über dem Meere merkwürdig mild, da die Gegend wie der Boden eines ausgetrockneten Gebirgssees von Bergen umschlossen ist. Trotzdem ziehen die 3—4000 Bebauer dieses Hochlandes nur für ihren Bedarf ein wenig Mais, Kartoffeln und in den tiefern Lagen die Yuca[1], die in Peru ein Hauptnahrungsmittel darstellt.

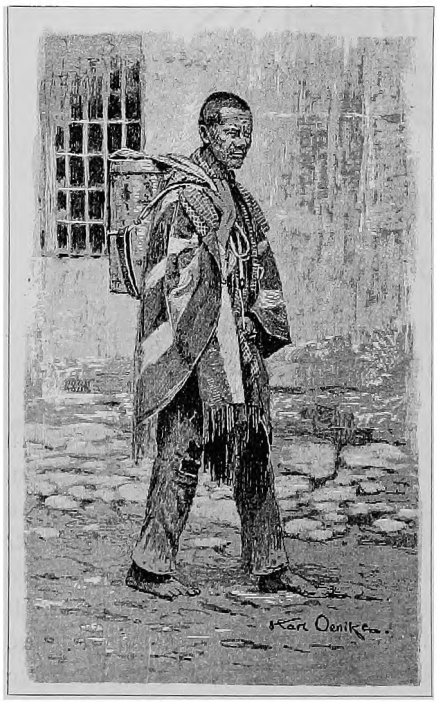


Fig. 9. Wasserträger in Cajamarca.

Wie bei den meisten Landstädten des spanischen Amerika ist auch der Eindruck, den man beim Betreten von Cajamarca empfängt, kein günstiger; man merkt ihnen allen an, daß sie wenig mit der übrigen Welt in Verbindung stehen, alles sieht verkommen und verfallen aus, überall herrscht die Langeweile. Das kirchliche Leben ist dürftig. Die Leute gehen zwar viel in die Kirche, aber oft mehr, um sich zu zerstreuen, um zu sehen und gesehen zu werden.

Wie langweilig und einförmig ist in allen diesen Landstädten das Leben der Männer und Frauen! Ohne Berührung mit der geistigen Bewegung der Welt, ist hier jedermann der ersten Elemente der Bildung bar, bar jeden Interesses für Natur, Kunst und Wissenschaft: roh sind die Vergnügungen, Trunk und Spiel, Stier- und Hahnenkämpfe, dürftig sind die politischen

[1] *Marcel Monnier*, Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1889, p. 559.

Hosted by Google

Verhältnisse, das Geld regiert allein. Der Kaufmann, der große Landbesitzer ist ein gemachter Mann; aber wenn er verarmt, so fühlt er sich auch als Maultiertreiber wohl und ist in dieser Hinsicht noch besser daran als unsere Geldprotzen und Börsianer in Europa, denen ihr Reichtum auch keine geistige Erhebung bringt, für die aber, wenn sie ihn verlieren, das Leben keinen Wert mehr hat.

Der alte Palast des Atahualpa, der später als Gefängnis und dann als Wohnung des Corregidors benutzt ward, gehört heute einem Indianer, der ihn mit einem von Ziegeln eingefaßten Strohdache bedeckt hat, das von halbverfaulten Balken getragen wird; und so ist aus der Wohnung des letzten Inka trotz ihrer prächtigen Granitmauern eine schmutzige, armselige Hütte geworden, in der Hunde, Hühner und Schweine ihr Lager mit den

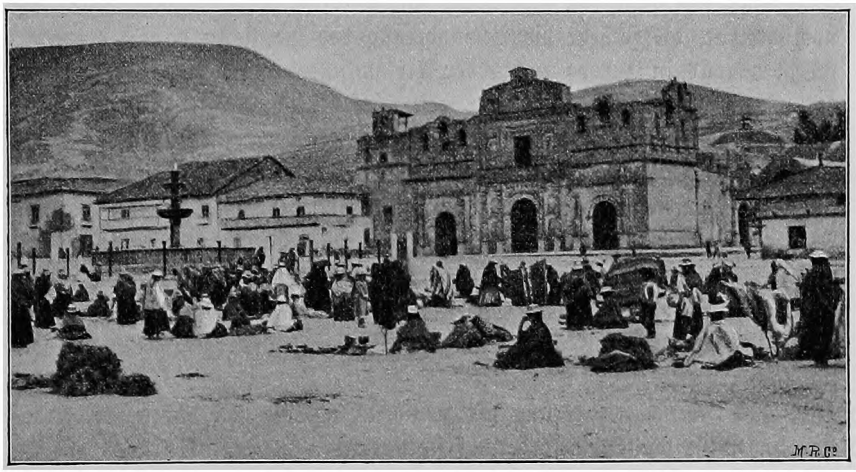


Fig. 11. Plaza von Cajamarca.

zerlumpten Indianerkindern teilen. Noch zeigt man darin den Strich an der Wand — ob echt oder später angebracht, mag unentschieden bleiben —, bis wohin der unglückliche Inka das Gemach mit Gold füllen wollte, wenn man ihm das Leben schenkte. Eine Legua östlich von der Stadt befinden sich die sogenannten Bäder des Inka, die noch wohl erhalten sind. Warmes schwefelhaltiges Wasser sickert hier aus dem Boden und bildet einen kleinen Bach, der sich in Wiesen verliert. Das Hauptreservoir, mit einer Grundfläche von ungefähr 10 m im Quadrat, ist von Mauerwerk eingefaßt, mit einer Granittreppe versehen und sieht noch so aus, wie es im 16. Jahrhundert ausgesehen haben mag. Am Allerseelentage werden hier große Feste gefeiert, zu denen die Indianer aus großen Entfernungen hinströmen. Sie glauben, der Teufel habe die Bäder geschaffen, und sie gießen an diesem Tage große Mengen Weihwasser in die Quelle. Ein merkwürdiges, buntes

Hosted by Google

Leben entfaltet sich dann auf diesen blumigen Wiesen. Indianerinnen kommen angeritten, wie Männer zu Pferde sitzend, andere treiben zu Fuß ihre mit Chicha und Eßwaren bepackten Eselein vor sich her; hier wird gekocht, dort wird getrunken und zum Klange einer Rohrpfeife getanzt, zugleich wird eine Art Jahrmarkt abgehalten, wobei auch die weißen Honoratioren der Stadt und selbst Mönche nicht fehlen.

Cajamarca ist seit einer Reihe von Jahren der Sitz einiger bedeutenden deutschen Importgeschäfte, deren Inhaber meistens, wie z. B. der dortige deutsche Konsul, aus Westfalen stammen. Auf Veranlassung des deutschen Konsuls in Piura, Hilbek, schicken manche wohlhabende peruanische Familien in neuerer Zeit ihre Söhne zur Erziehung auf das Realgymnasium zu Lippstadt in Westfalen[1].

Nicht sehr weit von Cajamarca sind die Reste der berühmten Inkastraße noch sichtbar, die so sehr die Bewunderung der spanischen Eroberer erregte, indem damals in Europa nichts der Art zu finden war. Die Straße führte von Cuzco nach Quito 2000 km weit über die schwierigsten Bergpässe der Welt; sie war 6 m breit und gepflastert. Felsen waren durchbrochen und Schluchten ausgefüllt, während Seilbrücken über die Flüsse führten. In kurzen Unterbrechungen waren Vertiefungen angebracht, um die großen Wassermassen der häufig wiederkehrenden wolkenbruchartigen Regen abzuleiten, und die Ruinen der Stationshäuser für die Läufer des Inka kann man stellenweise heute noch sehen. Diese Gebäude waren je nach der ebenen oder steilen Beschaffenheit der Straße in größern oder kleinern Entfernungen voneinander erbaut.

Nach einer Überlieferung der heutigen Indianer soll auf dieser Straße eine ungemein schnelle Beförderung stattgefunden haben. So wird erzählt, daß der Inka in Cajamarca täglich frische Fische verspeiste, die aus der Gegend von Huanchaco, aus einer Entfernung von über 200 km, bezogen wurden. Bedenkt man, daß an jedem Stationshause ein frischer Läufer bereit stand, der im vollsten Laufe zum nächsten Posten eilen konnte, so ist es nicht geradezu als unmöglich zu bezeichnen, daß die am frühen Morgen gefangenen Fische am Abend in den Händen des Inkakoches waren. Unzweifelhaft diente dieser Kurierdienst auch politischen Zwecken: durch denselben wurden die Inkas Meister der Entfernung und übten so den nachhaltigsten Einfluß auf die zahlreichen unterworfenen Volksstämme. Im Gegensatz zu den großartigen Straßen, die mit der peinlichsten Sorgfalt unterhalten wurden und auf denen Meilenzeiger aufgestellt waren, waren die Brücken der Inkas sehr unvollkommen. Man behalf sich, da die alten peruanischen Baumeister weder aus Holz noch aus Stein ordentliche Brücken bauen

[1] Mitteilung von Dr. W. Breitenbach in Odenkirchen.

Hosted by Google

konnten, mit einfachen Hängebrücken oder überschritt die Flüsse auf nebeneinander gelegten Fahrzeugen, also auf einer Art Schiffbrücke.

Nicht weniger bewundernswert als die Straßenbauten waren die Bewässerungsanlagen der alten Indianer. Im Thale von Nasca z. B. befindet sich ein kleiner Bach, der die Hälfte des Jahres trocken liegt. Schon die Vorgänger der Inkas — diese Inkas waren nämlich nicht die ersten Gründer der altperuanischen Kultur — hatten tiefe Gräben im Thale und weit hinauf ins Gebirge graben lassen, und wo dieselben ihren Anfang nahmen, wissen die heutigen Bewohner gar nicht mehr zu sagen. Diese Gräben sind über 1 m tief, ausgemauert und mit Steinplatten überdeckt. Weiter unten im Thale teilen sie sich in kleinere unterirdische Kanäle, die sich in verschiedenen Richtungen verzweigen und noch heute mehreren großen Pflanzungen das zur Bewässerung nötige Wasser gewähren. Ein anderer großer Kanal war zur Bewässerung ausgedehnter Ländereien mehr als 200 km weit längs des östlichen Abhanges der Centralkette der Cordilleras geführt, aber die Spanier ließen ihn ebenso wie die Straße der Inkas verfallen.

In der Keramik waren die alten Peruaner ziemlich weit vorgeschritten. Der französische Reisende Wiener, ein guter Kenner der altperuanischen Kunst [1], macht darüber folgende Bemerkungen: „Die Formen der verschiedenen Muster, die wir besitzen, scheinen zuerst den technischen Bedürfnissen entsprungen zu sein, später der praktischen Erfahrung und zuletzt einer servilen Nachahmung der Natur. Nirgends kann man eine reichere Mannigfaltigkeit der Formen beobachten als in Peru, und wenn man nicht das Leben der alten Peruaner und ihre Umgebung kennen würde, so müßte man die Wirkungen einer überreichen Einbildungskraft annehmen. Diese ist indessen durchaus nicht vorhanden, und wenn man die Formen der peruanischen Töpferei logisch einteilt, so findet man, daß diese Mannigfaltigkeit gerade von einem absoluten Mangel an Imagination herrührt, daß sie das Ergebnis einer sonderbaren Nüchternheit des Geistes ist, der sich dem Einflusse der vorhandenen Mittel unterwirft oder die Modelle blind nachahmt, die sich dem Handwerker darbieten." (Fig. 12 u. 13.)

Die Töpferscheibe kannten die Peruaner nicht. Trotzdem aber findet man unter den Erzeugnissen der Töpferei oft ganz symmetrische Formen. Vielfach zeichnen sich die Gefäße durch bedeutende Größe aus; sie dienten

[1] Die besten Werke über die altperuanische Kultur sind: W. Reiß und A. Stübel, Das Totenfeld von Ancon (Berlin 1880—87); M. Uhle, Kultur und Industrie südamerikanischer Völker (Berlin 1889); Seler, Peruanische Altertümer (Berlin 1893). In diesen Werken sind die Funde von Ancon sowie die reichen Schätze der Museen für Völkerkunde in Berlin und Leipzig in musterhafter Weise behandelt und in prachtvollen Abbildungen wiedergegeben.

Hosted by Google

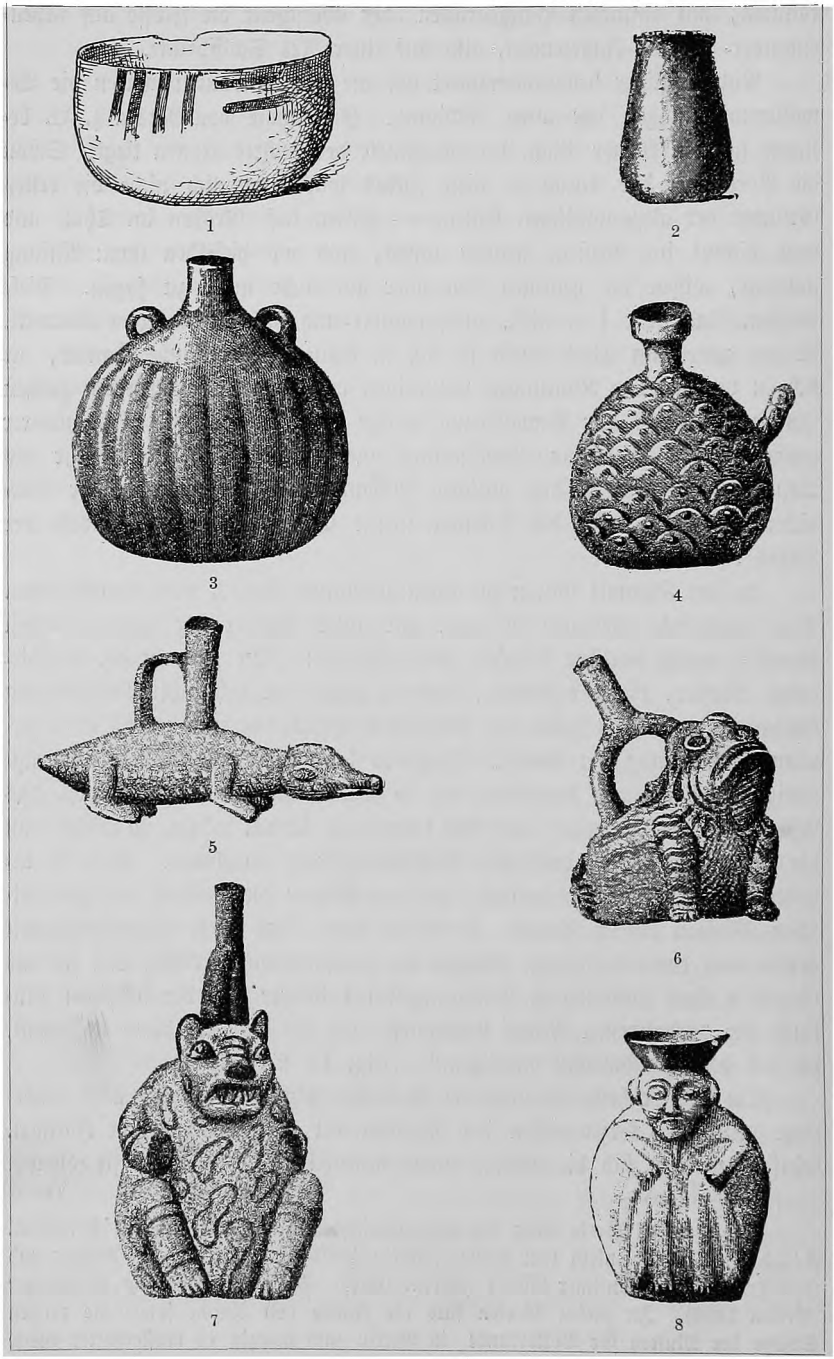


Fig. 12. Peruanische Thongefäße.

Hosted by Google

9

10

11

12

13

Fig. 13. Peruanische Thongefäße.

Hosted by Google

darum zur Aufbewahrung von Körnerfrucht oder als Graburnen. Die ältesten Muster sind natürlich die Töpfe, deren Formen an einen praktischen Zweck erinnern. Darauf folgen die Nachahmungen von Kürbissen und andern Früchten, später von Tieren und zuletzt von Menschen. Betrachtet man nun die sich durch nichts weniger als durch Schönheit auszeichnenden Indianer der Quichua- und Aymararasse, so begreift man, warum die altperuanische Keramik keine schönen menschlichen Formen hervorgebracht hat; die Töpfer ahmten eben nur das nach, was ihnen in die Augen fiel. An ihren kunstgewerblichen Erzeugnissen ist alles düster und kalt, gerade wie der Charakter der Indianer des peruanischen Hochlandes. Sehr häufig sind die sogenannten Gesichtsurnen. Dieselben finden sich in allen Stufen der Vollendung, von den rohesten Andeutungen bis zur vollendetsten Wiedergabe der Gesichtszüge. In den vollkommensten dieser Gesichtsurnen kommen selbst verschiedene Gemütsstimmungen zum Ausdruck. Adolf Bastian hat sogar eine altperuanische Vase beschrieben, auf der sich ein ganzer Totentanz dargestellt findet.

Auch in der kunstvollen Bearbeitung der Metalle waren die alten Indianer schon weit vorgeschritten; sie verarbeiteten Blei, Kupfer, Bronze, Silber und Gold, das Eisenerz dagegen verstanden sie nicht zu schmelzen. Nach dem Berichte des Inkaabkömmlings Garcilaso de la Vega[1] befanden sich in den Palästen der Inkas zahlreiche Statuen von Männern und Frauen, auch Nachbildungen von Vierfüßlern, Vögeln, Fischen und andern Tieren, sowie von Kräutern und Blumen, alles aus reinem Gold und Silber kunstreich angefertigt. Auch alle andern Hausgeräte sowie alles Eß- und Trinkgeschirr bestand aus Gold und Silber oder zum mindesten aus vergoldetem Kupfer; verreiste aber der Inka, so war es nicht nötig, alle diese Dinge mitzuschleppen, denn solcher Paläste nebst zahlreichen einfachern Absteigequartieren für den Hof gab es in jeder Provinz, so daß man daselbst allen Bedarf in Hülle und Fülle antraf. Auch an Bädern fehlte es in den kaiserlichen Palästen nicht: es gab große goldene und silberne Becken, in die nach Belieben warmes und kaltes Wasser floß. In den großen Gärten, die sich an die Paläste anschlossen, waren wie in einem modernen botanischen Garten alle Arten von Bäumen, Sträuchern und Blumen angepflanzt, die in Peru vorkamen, und damit nicht zufrieden, hatte man zwischen denselben wieder künstliche Bäume, Sträucher und Blumen angebracht mit allen dazu passenden Tieren, alles lebensgroße Nachbilder aus reinem Gold und Silber, ebenso wie menschliche Statuen, Gefäße und Springbrunnen mit goldenen Fischlein, gleich denen in den kaiserlichen Zimmern.

[1] Von dessen Angaben sind indessen manche wohl übertrieben, um die alte Dynastie in möglichst hellem Glanze erscheinen zu lassen.

Hosted by Google

Die Quichuasprache[1] ist reich und ausdrucksvoll, besitzt eine komplizierte Grammatik, und obgleich sie viele zusammengesetzte Wörter enthält, macht sie es doch möglich, die Gedanken kurz und bündig auszudrücken. Ihre Deklinationen und Konjugationen werden durch Anhängung von Partikeln an die Wurzel gebildet. Eine andere Eigentümlichkeit ist die Einfügung des persönlichen Pronomens — sowohl des Nominativs als des Accusativs — in das Zeitwort. Auch hat das Quichua zwei Formen des Plurals. Das Zahlensystem ist sehr vollständig, und man hat viele Worte, um die Verwandtschaftsverhältnisse auszudrücken. Obwohl die Inkas kein Alphabet und keine Schriftzeichen besaßen — nach Wiener soll ihnen indes eine Bilderschrift nicht fremd gewesen sein —, so konnten sie doch vermittelst

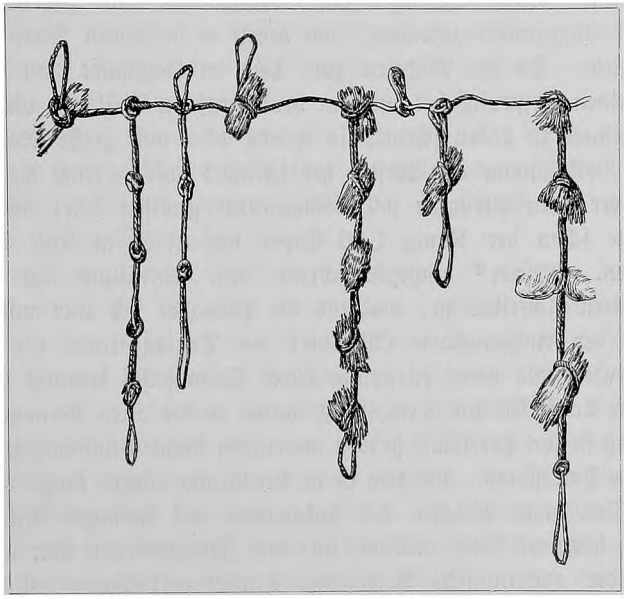


Fig. 14. Quipu (Knotenschrift).

der Quipus (Fig. 14), die in einem System von Knoten bestanden, die in verschiedenfarbige Schnüre geschlungen waren, statistische Berichte aufbewahren und so die komplizierten Geschäfte eines großen Reiches besorgen. Diese Quipuschrift ist freilich wenig geeignet zur Aufzeichnung von Begebenheiten und Namen, weshalb auch die ältere, von den spanischen Chronisten über-

[1] Die ersten Verdienste um die Quichua- und Aymarasprache erwarben sich die katholischen Missionäre durch treffliche grammatische und lexikalische Werke; in neuerer Zeit haben ihnen Kenner wie J. J. v. Tschudi und E. W. Middendorf Bearbeitungen angedeihen lassen, Middendorf in dem epochemachenden Werke: Die einheimischen Sprachen Perus, Bd. I. II. V, worin er von der heute gesprochenen Sprachform ausgeht.

Hosted by Google

lieferte peruanische Geschichte neben einem kleinen Kerne wirklicher geschichtlicher Überlieferung nur den Charakter von Mythen an sich trägt. Außer in dieser merkwürdigen Knotenschrift wurden noch Gedanken ausgedrückt durch kleine Steinchen, die in bestimmter Weise in kleine Quadrate gelegt wurden. Auch gab es eigentümliche Zählsteine, die nach Ratzel dazu benutzt wurden, die Abgaben der verschiedenen Stämme oder Völkerschaften zu verzeichnen. Nach Garcilaso de la Vega gab es auch Stadtpläne, in denen die Straßen und Häuser deutlich verzeichnet waren. Übrigens sollen die in Peru schon vor der Errichtung der Inkadynastie ansässigen Völker außer der Knotenschrift noch mehrere andere Schriftarten, Bilder- und Silbenschrift, besessen haben[1]. Auch hat in den sechziger Jahren der deutsche Forschungsreisende Keller-Leuzinger am Madeirafluſſe alte Schriftzeichen in Felsen tief eingegraben gefunden, von denen er in seinem Werke eine Abbildung giebt. Da der Madeira zum Teil im Hochlande von Peru und Bolivia seinen Ursprung hat und im brasilianischen Tieflande nie ein Kulturvolk existiert zu haben scheint, so würde dies auf große Wanderungen gebildeter Volksstämme von Westen her schließen lassen. Auch die Kalenderrechnung der alten Peruaner soll wohlgeordnet gewesen sein; nach Montesinos teilte schon der König Inti Capac das Jahr in 365 Tage und 6 Stunden. Peschel[2] hingegen schreibt diese Einteilung den nördlichen Kulturvölkern Amerikas zu, während die Peruaner sich nur mit der Beobachtung der Aufgangsorte (Azimute) des Tagesgestirnes zur Zeit der Sonnenwenden und deren Fixierung durch Steinpfeiler begnügt hätten.

Ihrer Tapferkeit und Kriegskunst hatten es die alten Peruaner zu verdanken, daß sie ihre Herrschaft so weit ausdehnen konnten und daß kein anderer eingeborner Volksstamm, mit dem sie in Berührung kamen, lange widerstehen konnte. Das rasche Wachsen des Inkareiches aus geringen Anfängen im Laufe von höchstens fünf, vielleicht nur drei Jahrhunderten hat, wie Peschel bemerkt, der amerikanische Archäologe Squier befriedigend erklärt. Der Keim des peruanischen Staates hat sich nämlich auf den Punas, den kahlen, 3000—4000 m hohen Hochebenen zwischen den doppelten oder dreifachen Ketten der Andes, entwickelt. Zwischen dem westlichen Abhange dieser Gebirge und dem Stillen Meere erstreckt sich, wie wir gesehen haben, ein schmaler Küstensaum, auf dem fast nie oder höchst selten Regen fällt, und der höchstens während sechs Monaten im Jahr von Nebeln befeuchtet wird. Nur wo von den Anden Küstenflüsse der Südsee zuströmen, ist Bewässerung und demnach Ackerbau und Baumzucht möglich. So konnten sich entlang jenen Gewässern wohl einzelne Stämme lange Zeit getrennt und unabhängig

[1] *Herrera*, Historia general de las Indias decad. V, lib. 4, cap. 1.
[2] Oskar Peschel, Völkerkunde 447.

Hosted by Google

voneinander behaupten; sowie aber auf den Hochebenen der erste kräftige Staat entstand, wurden die an den Küstenflüssen wohnenden Bevölkerungen, schwach und getrennt wie sie waren, der Reihe nach unterworfen und durch ihren Zuwachs die Macht des Reiches auf den Hochebenen vermehrt. Da, wo im Süden der regenlose Küstensaum aufhörte, nämlich bei dem heutigen Chile, erreichte auch die Herrschaft der Inkas ihre Grenze. Ebensowenig hat sie sich binnenwärts auf dem Ostabhang der Andes durch die Urwälder zu den Ebenen des Amazonas herabzusenken vermocht, wo noch heute rohe Jägerstämme in ungestörter Wildheit umherstreifen.

Peschel glaubt, daß drei Naturprodukten der peruanischen Hochlande die Erziehung der hier seßhaft gewesenen Kulturvölker zu verdanken war, dem Vorkommen der Lamaarten, der Kartoffel und der Quinoahirse. Ein anderer Grund, weshalb die Westküste Amerikas ausschließlich den Kulturvölkern gehörte, ist in ihrer vergleichsweise größern Trockenheit zu suchen. Ein Übermaß von Regen ergießt sich auf die Westküsten Nord- und Südamerikas nur unter hohen Breiten, und vom reichlichen Regen wird immer die Bildung von geschlossenen Waldungen abhängen. Große zusammenhängende Wälder füllten dagegen die Räume des Ostens aus, in Brasilien so gut wie in den Vereinigten Staaten.

Garcilaso de la Vega, selbst ein Nachkomme der Inkas, der uns die Sitten und Gebräuche der alten Peruaner so ausführlich beschrieben hat, bemerkt wiederholt, daß dort ein außerordentlicher Mangel an Fleischnahrung herrschte. Nur bei den großen Treibjagden, welche die Inkas veranstalten ließen, erhielt das unterjochte Volk Lama- oder Vicuñafleisch, wahrscheinlich weil es außerdem verdorben wäre; an sonstigen Festtagen wurde von ihnen überdies als Leckerbissen eine Kaninchenart verzehrt, die sie sorgsam hegten, die auch frühzeitig nach Spanien ausgeführt, dort aber wegen ihrer Unschmackhaftigkeit der Aufzüchtung nicht für wert gehalten wurde. Auf dem regenlosen Küstensaume vollends bestand die Fleischkost nur in dem, was der Fischfang gewährte. Es ist wahrscheinlich, daß zuerst von der Küste aus kühne Männer die Cordilleren erstiegen haben, um auf den Punas die flüchtigen Lamaarten zu jagen und zu zähmen. Doch hätten sie auf jenen luftigen Ebenen niemals dauernde Wohnsitze gründen und eine größere Kultur entfalten können, da dort der Mais nur an wenigen geschützten Stellen reift, wenn nicht die Kartoffel und die Quinoahirse selbst noch auf Höhen gediehen, die den höchsten Berggipfeln der Schweiz nur wenig nachgeben. Daß übrigens nicht von der atlantischen Seite her brasilianische Jägerstämme nach dem Hochlande von Peru gekommen sind, sondern umgekehrt von der pacifischen Küste aus die Puna erstiegen wurde, dürfen wir — wie Peschel bemerkt — deswegen voraussetzen, weil wir in den Händen der Andesbewohner bis hinab zum Feuerlande eine ungewöhnliche

Hosted by Google

Waffe finden, die kein waldbewohnender Jägerstamm jemals erfunden hat, die wir dagegen vorzugsweise bei Hirten antreffen: die Schleuder[1] und die ihr verwandten Waffen, den Lasso und die Bolas oder die Wurfleine.

Nach allem, was von den alten Peruanern bekannt ist, scheinen mehrere Kulturepochen aufeinander gefolgt zu sein, von denen die der Inkas die späteste war. Der Sage[2] nach hieß der Gründer der ersten peruanischen Dynastie Pirhua, wovon einige den Namen Peru ableiten wollen; ihm wird auch die Eroberung von Cuzco, der alten Hauptstadt des Reiches, zugeschrieben. Nach dem übrigens ganz unkritisch in phantastischen Sagen schwelgenden Montesinos, der sogar eine Reihe von 101 Monarchen bis zum letzten Inka namentlich aufführt — die meisten derselben sind natürlich Mythe oder willkürlich erfunden —, wäre unter einem König Manco Capac I., der nicht mit dem Gründer der Inkadynastie Manco Capac verwechselt werden darf, die erste fremde Einwanderung in Peru erfolgt. Später kamen neue Fremde ins Land, die als „Riesen" oder Chimus bekannt sind; sie nahmen Besitz von den Ufern der Südsee, wo sie ihre in der Nähe von Truxillo noch sichtbaren Denkmäler hinterließen. Nach ihnen kamen von Süden her aus der heutigen argentinischen Provinz Tucuman neue Stämme; andere zogen längs der Cordillera herab und behaupteten, aus einem Lande zu sein, wo sie ihrerseits durch Eindringlinge von mächtiger Körpergestalt vertrieben worden seien. Die zwei Jahrhunderte, die auf ihre Ankunft folgten, schildert Montesinos als den Glanzpunkt der altperuanischen Geschichte; unmittelbar darauf trat jedoch, durch den Einbruch wilder Horden veranlaßt, eine Epoche des tiefsten Verfalls ein, die den Untergang der ganzen Civilisation herbeiführte; der Gebrauch der Schrift ging verloren, und Cuzco, selbst von den Priestern der Sonne verlassen und gänzlich zerstört, hörte auf die Hauptstadt des Reiches zu sein. Der Beginn dieser düstern Epoche, die wohl ein Jahrtausend, bis zur Gründung der Inkadynastie, andauerte, ward ebenfalls durch den Einbruch zahlreicher wilder Horden gekennzeichnet, die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an des Reiches Grenzen erschienen. Um dieselbe Zeit ging aus den südlichen Thälern von Coquimbo der Held Cara hervor, der die Stadt Chucuvitu und die Inseln des Titicacasees sowie die Stadt Tiahuanuco, den Sitz eines gewaltigen Reiches weißer, bärtiger Männer, eroberte, dessen Einwohner er

[1] Damit darf die ebenfalls den Inkakriegern beigelegte Pfeilschleuder (Wurfbrett) nicht verwechselt werden, die gerade im Waldkampfe gute Dienste leistete. K. von den Steinen und P. Ehrenreich haben sie bei zwei Tupistämmen und bei den Trumai, letzterer bei den Karayá am Araguay gefunden. Siehe: Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens, von Karl von den Steinen (Berlin 1894), S. 231 ff.

[2] Wir folgen hier der Zusammenstellung der bei den spanischen Chronisten verzeichneten Sagen, die F. von Hellwald im Ausland 1871, S. 918 f. geliefert hat.

Hosted by Google

niedermachte. Nach seinen Siegen schlug Cara seinen Sitz zu Tapac-ri in der jetzigen bolivianischen Provinz Cochabamba auf, wo seine Nachkommen noch im 12. Jahrhundert herrschten, als sie der Inka Capac Yapanqui seinem Reiche unterwarf [1]. Im Norden des Reiches waren beiläufig im 9. Jahrhundert n. Chr. wilde Menschenfresser erschienen, die die Landenge von Panama durchzogen hatten. Fast gleichzeitig waren andere Völker unter einem Anführer Caran zur See im Norden angekommen, die im Laufe von einem oder zwei Jahrhunderten das ganze Gebiet des Rio Esmeraldas und endlich im 10. Jahrhundert das ganze Königreich Quito eroberten.

Dies sind die großen Fremdenzüge, die der Sage nach vor der Gründung des Inkareiches stattgefunden haben sollen. Der Ursprung der Inkadynastie wird auch verschieden erzählt und gemeiniglich auf Manco Capac zurückgeführt, der im 11. Jahrhundert n. Chr. gelebt haben soll und eine ebenso mythische Person [2] gewesen zu sein scheint wie sein Namensvetter Manco Capac I. und die übrigen von Montesinos angeführten Könige der Urzeit. Allgemein läßt man den Gründer der Inkadynastie zuerst in der Nähe des Titicacasees erscheinen; er soll nach Besiegung eines Amazonenvolkes Cuzco erobert oder nach andern erst gegründet haben. So viel geht aus allen diesen Sagen hervor, daß vor Gründung des Inkareiches seit den ältesten Zeiten zahlreiche Einwanderungen in die heutigen Gebiete von Ecuador, Peru und Bolivia, und zwar meistens in der Richtung von Nord nach Süd, stattgefunden haben, was sich beim Volke in Erinnerung erhalten hat.

Kaum minder dunkel und verworren sind die religiösen Mythen der Peruaner. Wie überhaupt die Naturvölker die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung beseelt zu denken pflegen und selbst Steinen und Felsen oft Willenshandlungen und menschliches Empfinden zutrauen, so glaubten die alten Peruaner, alle Dinge in der Natur hätten ein Ideal oder eine Seele, die dieselben regiere und leite und zu der man um Hilfe flehen könne. Dies war der Glaube des Volkes, der heute noch bei ihm nicht völlig ausgerottet ist. Aus diesem Glauben hat sich vermutlich später der Sonnenkultus der Herrscher entwickelt; gleichzeitig bestand aber auch unter den civilisierten Küstenvölkern der Glaube an einen Schöpfer der Welt, Pachacamac — das Wort bedeutet nach Tschudi: „er, der die Welt aus nichts erschuf", und ist zusammengesetzt auch paccha (die Erde) und camac, dem

[1] *Garcilaso*, Comment. reales III, cap. 14.

[2] Entgegen dieser Anschauung betont Dr. Reinhold Brehm die historische Persönlichkeit des Stifters der Inkadynastie, den er in der Mitte des 12. Jahrhunderts auftreten läßt. Siehe Das Incareich S. 420; ebenda S. 377 ff. ist die sagenhafte Vorgeschichte des Inkareiches nach den vorhandenen Quellen zusammengestellt.

Hosted by Google

Participium Präsentis von caman (etwas aus nichts hervorbringen). Die Küstenstämme scheinen auch ihre Orakel gehabt und an Wahrsagungen und Zauberei geglaubt zu haben.

Die Inkadynastie selbst leitete ihren Ursprung von der göttlich verehrten Sonne her; ihr mythischer Stammhalter Manco Capac galt für einen Sohn der Sonne. Trotz aller Mühe jedoch, die frühern religiösen Systeme zu unterdrücken, konnten die Inkas die Verehrung anderer, älterer Gottheiten nicht völlig verhindern und mußten sich begnügen, dieselben meist in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Sonnengotte zu bringen. Die wichtigste dieser ältern Göttergestalten ist der nach einer Sündflut dem Titicacasee entstiegene Viracocha, der die Sonne, den Mond und die übrigen Gestirne geschaffen hat und nach Garcilaso de la Vega dieselbe Gottheit war wie Pachacamac, der Schöpfer der Erde. Während Pachacamac besonders in den Küstengegenden neben dem Sonnengott, ja trotz den Anstrengungen der Inkas mehr als dieser verehrt wurde, war der Sitz der Verehrung des Tiksi-Viracocha bei den Aymará in der Gegend um den Titicacasee. Um dem Widerstande der ältern Kulte die Spitze zu nehmen, setzten daher auch wohl später die Inkas, die von den östlich vom Titicacasee wohnenden Paucartambo stammten, den Tiksi-Viracocha (an der Küste den Pachacamac) der Sonne gleich, indem sie sich als Söhne Viracochas bezeichneten [1].

Höchst wichtig zur Beurteilung der Kulturverhältnisse und des Ursprunges der alten Peruaner sind ihre Baudenkmäler, von denen noch viele vorhanden sind und von namhaften Archäologen untersucht wurden. Diese Ruinen sind über Peru, Bolivia und Ecuador zerstreut und lassen erkennen, daß sie aus verschiedenen Zeitepochen stammen, da verschiedene Baustile vorkommen. Jedoch trifft man denselben Baustil in sehr weit voneinander entfernten Gegenden wieder, woraus hervorzugehen scheint, daß diese Monumente wohl zu verschiedenen Zeiten, aber nicht von verschiedenen Völkerrassen erbaut wurden. Die ältesten derselben stammen wohl aus sehr früher Zeit, und im ganzen lassen sich — nach der Ansicht Clemens Markhams' — fünf bestimmte Baustile nachweisen, von denen jeder einen langen Zeitraum repräsentiert. Der älteste zeigt Wälle von unbehauenen Steinen und Lehm auf Terrassen oder Plattformen, und die noch vorhandenen Reste aus dieser sehr entfernten Periode hatten wahrscheinlich als Festungen zur Verteidigung gedient. Der dem Alter nach zweite Stil wird durch die cyklopischen Ruinen repräsentiert, die erst zu einer Zeit entstanden sein können, als die peru-

[1] A. Stübel und M. Uhle, Die Ruinenstätten von Tiahuanuco (Breslau 1892); in diesem Prachtwerke sind die Ruinen, die seit den photographischen Aufnahmen sehr stark gelitten haben, dem Gedächtnis der Nachwelt in mustergiltiger Weise wenigstens im Bilde erhalten.

Hosted by Google

anischen Herrscher große, dicht bevölkerte Länder erobert hatten, so daß sie, absolute Despoten wie sie waren, über zahllose Arbeitermassen nach Belieben verfügen konnten. Der cyklopische Baustil wird durch ungeheuere Steinblöcke charakterisiert, die nur da, wo sie an den nächsten stoßen, dort aber haarscharf behauen sind; ferner durch große Steinplatten und Steinbalken, durch das Bestreben, rohe Figuren an diesen Platten auszuhauen, durch kolossale, aber sehr rohe Figuren und durch Sitze und Treppen, die ganz genau aus riesigen Monolithen oder auch aus dem stehenden Felsen gehauen sind. In Peru finden sich noch sechs Ruinen dieser Art vor, sowohl im Norden bei Huaraz, als im Süden am Titicacasee; die letztern liegen jenseits der

Fig. 15. Kopf von Granit an einer Mauer.

Grenze in der heutigen Republik Bolivia und sind die merkwürdigsten von allen, die berühmten Ruinen von Tiahuanuco, im Gebiete der Aymará, speciell der Pecases. Über ihre Erbauer sind die Gelehrten durchaus nicht einig. Prescott, der sie natürlich auch für Werke eines civilisierten Geschlechtes hält, sagt: „Wer eigentlich dieses Volk war, von wo es kam, diese Frage bietet der spekulativen Untersuchung ein interessantes Feld.“ Squier, Markham und Bollaert halten sie für Werke eines ältern Volkes als die Aymará, die von den Inkas unterworfen wurden und noch heute in derselben Gegend, in der Nähe des Titicacasees, wohnen; zu diesem Urteile wurden sie durch die Wahrnehmung geführt, daß die Ruinen von Tiahuanuco keine Ähnlichkeit mit den andern Überbleibseln aus der Aymarázeit

Hosted by Google

zeigen, deren noch viele vorhanden sind. Dieser Grund ist unseres Erachtens hinfällig. Wir finden es nur natürlich, wenn ein Volk in verschiedenen, Jahrhunderte umfassenden Zeiträumen verschiedenen Baustilen huldigte, und stimmen dem deutschen Forscher E. W. Middendorf bei, der die Bauten von Tiahuanuco und Sillustani für Werke der Aymará hält, die, von Norden her (etwa von Cundinamarca in der heutigen Republik Colombia) eingewandert, sich endgültig am Titicacasee niedergelassen hätten. Infolge der Eroberung ihrer Wohnsitze durch die Inkas seien ihre Bauwerke unvollendet geblieben. Die Inkas selbst waren nach Middendorf ein alter Aymará- oder Collastamm, der sich frühzeitig von dem götzendienerischen Hauptstamm losgelöst hatte, um den Sonnendienst zu pflegen. Sie traten später als Eroberer auf, und da sie wegen ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl ihre Sprache den unterworfenen Völkern nicht aufzuzwingen vermochten, nahmen sie die Sprache des vornehmsten der unterworfenen Stämme, der Quichua, an und behielten ihre alte Mundart, das Aymará, nur als eine Art hieratischer Sprache bei. Hieraus erklärt Middendorf das Vorhandensein vieler gleichlautender Wurzeln im Ketschua und Aymará, während im Grunde beide Sprachen ganz verschieden voneinander seien[1]. Die Ansicht E. W. Middendorfs, der die Denkmäler von Tiahuanuco für ältere Bauten der Aymará erklärt hat, hat neuerdings eine weitere Stütze erhalten durch die Deutung, die A. Stübel und M. Uhle den Darstellungen auf dem berühmten Monolithportal von Tiahuanuco (Fig. 16) gegeben haben. Diese Darstellungen sind bei dem traurigen Zustande, in den die Überreste des in zwei Stücke geborstenen Portales im Laufe der letzten Jahrzehnte geraten sind, vielfach mißverstanden worden; so haben Wiener, Falb und andere[2] auf dem Gesichte der mittlern Hauptfigur des Portales strömende Thränen sehen wollen, während, wie gute Photographien des frühern Zustandes ausweisen, die kleinen Ringe nichts sind als Verzierungen zweier von den Augen herabhängenden Wollstreifen[3]. Stübel und Uhle deuten die große Figur in der Mitte des Portales als den Aymarágott Tiksi-Viracocha, die Gestalten auf den 48 Seitenfeldern als Bilder seiner ihn verehrenden Gehilfen oder Engel, und diese Deutung hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Vor nicht langer Zeit sah man dort noch eine große Monolithstatue derselben Gottheit aus Sandstein, an der Mund und Augen durch eingeritzte, kaum mehr erkennbare Striche bezeichnet waren. Außerdem befanden sich neben dem Eingang der Kirche des heutigen Aymarádorfes Tiahuanuco zwei menschliche Kolossalbüsten, die ihrer Ausführung nach einer viel spätern

[1] Über diese Fragen berichtet Professor Friedrich Müller im Ausland 1891, S. 651 ff.

[2] Z. B. Ausland 1882, S. 627. [3] Ausland 1891, S. 920.

Hosted by Google

Hosted by Google

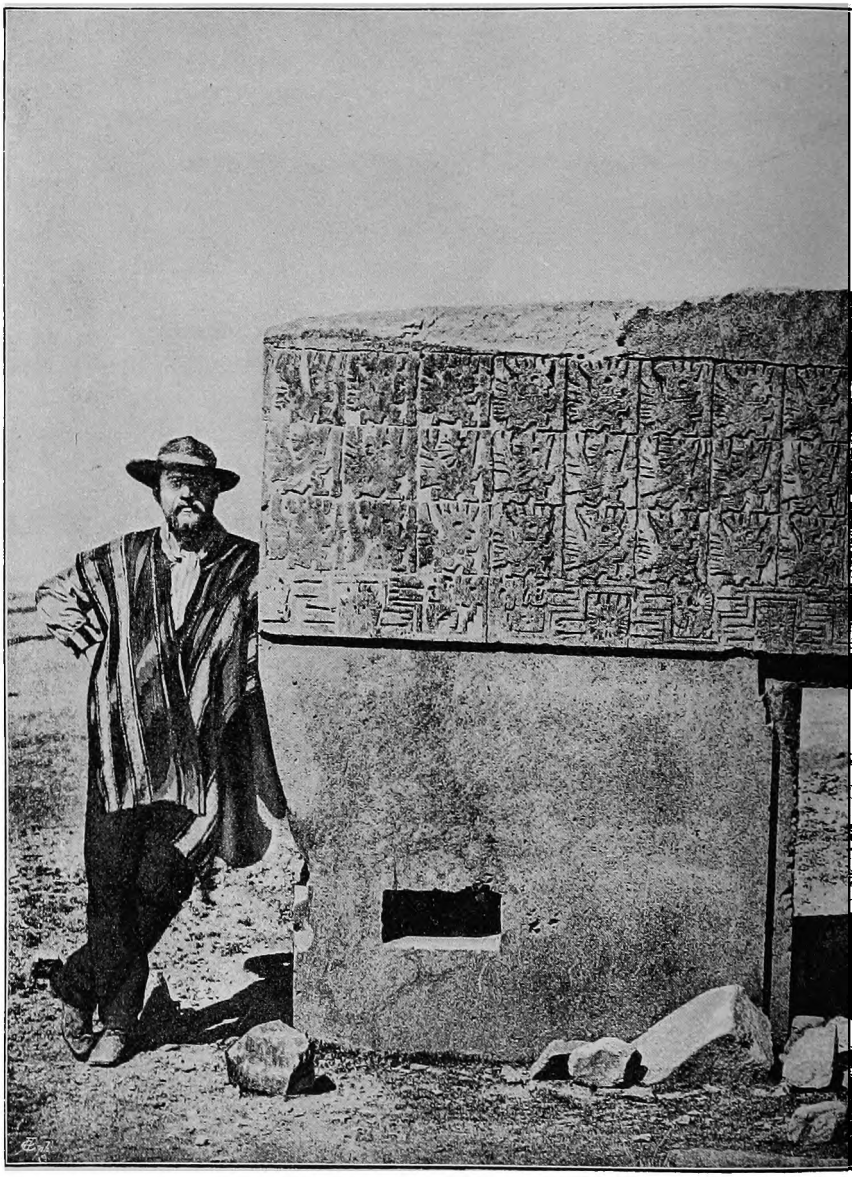


Fig. 16. Das Monoli
(Zu v. Schütz, Amaz

Hosted by Google

r von Tiahuanuco.
2. Aufl. S. 60.)

Hosted by Google

Hosted by Google

Periode angehörten. Der indianische Gesichtstypus war nur durch die übermäßig aufgeworfenen Lippen beeinträchtigt, das Haupt von einem runden, mit mäandrischen Zeichnungen verzierten Hute bedeckt, unter dem die noch heute auf der kalten Puna gebräuchlichen, von alters her von den Indianerfrauen gestrickten Luchos (wollene Mützen mit Ohrlappen) hervorsehen[1]. Alle diese Denkmäler wie auch die besonders in Pumapunca (dem Löwenthore) umherliegenden Quadersteine von zuweilen mehr als 3 m Länge, 2 m Breite und $1^1/_2$ m Höhe haben in den letzten Jahrzehnten gewiß auch durch die Rücksichtslosigkeit gelehrter und ungelehrter Besucher sehr gelitten. Merkwürdig ist, daß sich diese Reste eines großartigen Schaffens auf einer kahlen und öden Hochebene, wo nichts mehr gedeiht, 4000 m über dem Meeresspiegel befinden[2].

Der dritte peruanische Baustil, der viel jünger als der vorhergehende zu sein scheint, zeigt schon einen großen Fortschritt in der Kultur. Vernünftigere Herrscher sahen bereits ein, welch unnütze Verschwendung von Arbeitskraft darin lag, riesige Steinblöcke, die viele Hunderte von Zentnern wogen, abzusprengen und manchmal auf große Entfernungen weiter zu schleppen. Doch wurden die Mauern noch immer aus polygonförmigen Steinen errichtet, die zwar rauhe Außenflächen hatten, aber genau aufeinanderpaßten; nur war die Größe der Steine schon sehr vermindert, so daß sie leicht weitergeschafft und emporgehoben werden konnten. In den Mauern finden sich Reihen von Thorwegen und Vertiefungen mit steinernen Thürstürzen, die sich schief nach innen wenden. Dem vierten Stil sind regelmäßigere Lagen der Steine eigentümlich, wobei jedoch nicht alle Steine Parallelogramme sind, und zuweilen die obern und untern Steine schwalbenschwanzartig ineinandergefügt sind. Diese Mauern haben gewöhnlich ein Karnies unter der obersten Steinlage. Bei den Gebäuden der jüngsten Stilperiode endlich finden wir vollkommen horizontale Lagen und glatt behauene Steine. Hier sieht man rechtwinklige Thorwege, Fenster- und Mauervertiefungen, zuweilen auch Schlangen und andere Figuren in erhabener Arbeit an den Mauern ausgehauen. Die Paläste in Cuzco, der Hauptstadt der Inkas, die östliche Seite des dortigen Sonnentempels und die Gebäude auf den Inseln des Titicacasees gehören diesem Baustile an. In Cuzco sind die Steine ein dunkler Trachyt, dessen grobes Korn eine größere

[1] Ausland 1882, S. 626 ff.

[2] Der Umstand, daß die aus Andenlava mit geometrischer Genauigkeit gearbeiteten Blöcke mit genau aufeinander passenden Falzen und Rinnen versehen sind, läßt darauf schließen, daß die Steinmetzen aus einer wärmern Gegend kamen und hier, wo ihnen infolge der Kälte das Holz fehlte, die Technik der Holzarchitektur auf das spröde Steinmaterial übertrugen. Siehe Stübel und Uhle, sowie Richard Andree, Globus LXIV (1893), 10 ff.

Hosted by Google

Adhäsion zwischen den Blöcken bewirkte. Die Arbeit ist unübertrefflich, und was das Behauen und Einfügen der Steine angeht, so findet man in der ganzen Welt nichts so Kunstvolles, wie in den Ruinen der Inkapaläste zu Cuzco. Kein Cement ward angewandt, und die größten Steine befinden sich in der untersten Reihe, wobei jede Lage immer schmäler wird, was sich sehr gut ausnimmt. Der Sonnentempel war überall mit Goldplatten ausgelegt, von denen noch einige, so dünn wie Papier, in Privathäusern zu Cuzco aufbewahrt werden. In Cuzco sind überhaupt noch viele Reste von Palästen und Tempeln vorhanden, auf deren Erhaltung nur mehr Sorgfalt hätte verwandt werden müssen; im allgemeinen sind ihre Mauern glatt, doch finden sich auch auf manchen Steinen in erhabener Arbeit dargestellte Schlangen, und es ist wahrscheinlich, daß die Inkapaläste mit vielen Skulpturen geschmückt waren, die später zerstört wurden. Vor nicht langer Zeit sollen dort noch zwei große aus den Gärten des Sonnentempels stammende Steinfiguren eines unbekannten Tieres zu sehen gewesen sein, die aber schon Squier bei seinem Besuche nicht mehr vorfand. Das Gewölbe scheint die Peruaner nicht angezogen zu haben, wenigstens kennt man nur ein einziges Beispiel davon in den Ruinen von Tiahuanuco; auch der Rundbogen gehört zu den ganz besondern Seltenheiten; doch fand sich dieser, und zwar in sehr schöner Form oben an dem Sonnentempel zu Cuzco, von dem uns Dr. J. J. v. Tschudi in seinem großen Werke Antiguedades peruanas eine schöne Zeichnung hinterlassen hat.

Obwohl man berechtigt ist, die Stämme, die vor der Gründung des Inkareiches die peruanischen Hochlande bewohnten, als die Besitzer einer schon weit vorgeschrittenen Kultur zu betrachten, so läßt sich doch über ihre staatlichen Verhältnisse kaum etwas Sicheres aussprechen. Von den verschiedenen alten Kulturmittelpunkten auf dem weiten Gebiet des spätern Inkareiches ist die Republik von Gran Chimu, deren Hauptstadt bei Truxillo in Trümmern liegt, oben[1] erwähnt worden. Auf kaum geringerer Stufe standen nach Ratzel die Aymarástämme, welche ihre Kultur, die sicher nicht geringer war, als die der Inkas gewesen, schon vor diesen besessen haben. Ganz im Norden des Reiches endlich, auf der Hochebene von Quito, hatte sich in frühern Jahrhunderten eine bedeutende Kultur entwickelt und unter der Dynastie der Schyris von Caran ein Staat herangebildet, der als selbständiges Königreich von Quito fortbestand bis zum Jahre 1487 unserer Zeitrechnung, wo es von dem mächtigen Inka Huayna Capac erobert und zu einer Provinz von Peru herabgedrückt ward.

Der Ursprung der altperuanischen Kultur verliert sich in der Nacht der Zeit. Betroffen von der Höhe derselben haben gar manche, weil sie

[1] S. 11 ff.

Hosted by Google

die Anlagen des sogenannten roten Mannes unterschätzten, angenommen, sie sei aus der Alten in die Neue Welt auf den Flügeln des Zufalls übertragen worden. Bald sind es Ägypter, bald Phönicier, Karthager, Chinesen oder gar Israeliten und Normannen gewesen, die die Mexicaner und Peruaner civilisierten. Die Möglichkeit, daß aus der Alten Welt Seefahrer bis nach Amerika verschlagen werden konnten, läßt sich nicht bestreiten; ist doch im Jahre 1731 eine Barke mit einer Bemannung von fünf oder sechs Köpfen, die mit einer Weinladung auf der Fahrt von Teneriffa nach einer westlichen Kanarieninsel vom Sturm ergriffen ward, schließlich vom Passatwinde nach Westindien getragen worden und in Trinidad angelangt. Allein eine höhere Kulturstufe läßt sich höchst schwer nur durch wenige Leute übertragen, denn deren Fortschritte entstehen, wie Peschel richtig bemerkt, nur unter einer verdichteten Bevölkerung durch eine fortgesetzte Teilung der Arbeit, die jeden einzelnen hineinfügt in eine höchst verwickelte, aber äußerst wirksame Gliederung. Wird aus diesem Ganzen der eine oder der andere abgesondert, so erscheint er viel hilfloser als der Naturmensch — wie man ja viele Beispiele kennt, daß Europäer unter Wilden völlig verwilderten, ohne irgend einen civilisatorischen Einfluß auf sie auszuüben —, „ja er ist nicht mehr wert, als etwa zur Teilung der Zeit das Rad einer zertrümmerten Uhr". Deshalb ist es wahrscheinlich, daß die peruanische Kultur eine amerikanische war, daß sie aber von Norden hergekommen ist, worauf nicht nur die Schöpfungssagen der Inkas deuten, sondern auch der Typus der Baudenkmäler, der mit dem der Monumente der mexicanischen Tolteken vielfach übereinstimmt.

Wenn aber auch die Kultur der Peruaner in Amerika entstanden zu sein scheint, so ist damit nicht gesagt, daß die peruanischen wie überhaupt alle andern Rothäute nicht ursprünglich aus der Alten Welt eingewandert sein könnten. Die ersten Einwanderungen aus Asien können bereits zu einer Zeit stattgefunden haben, als die Behringsstraße noch nicht eine Meerenge, sondern eine Landenge vorstellte. Damals würde auch das Klima dort viel milder als heutzutage gewesen sein, weil keine Strömung aus dem Eismeere in den Stillen Ocean eindringen konnte. Überdies findet heute noch ein Verkehr zwischen den asiatischen und den amerikanischen Küstenbewohnern der Behringsstraße statt, und leicht können selbst in früher Zeit, wo die Schifffahrt noch in ihrer Kindheit war, größere asiatische Horden die schmale Meerenge passiert haben. So gut außerdem malaiische Einwanderer die Osterinsel besiedeln konnten, ebensogut konnten sie auch noch etwas weiter bis zur Westküste von Südamerika gelangen. Überhaupt ist mir oft in Nordamerika sowohl als in Südamerika aufgefallen, daß sich unter den Indianerstämmen zwei verschiedene Typen erkennen lassen, wovon der eine die echten Mongolenmerkmale, dicke, runde Köpfe, platte Gesichter, breite,

Hosted by Google

scharf vortretende Jochbeine, schiefe, oft geschlitzte Augen, straffes, pferdeartiges Haar und Armut oder gänzlichen Mangel an Bartwuchs zeigt, während der andere sehr an den polynesischen oder malaiischen und selbst an den Hindutypus erinnert. Oft trifft man ganz nahe zusammen solche in ihrem Aussehen ganz verschiedene Stämme; so am Ausflusse des Huallaga in den Marañon die Cocamas und am Ucayali die Conibos mit mongolenartigen, breiten Gesichtern und Stumpfnasen, während die nicht weit von ihnen am Marañon wohnenden Yaguas hübsche ovale Gesichtsformen und gebogene Nasen haben. Ich kann daher jener weitverbreiteten Ansicht nicht beipflichten, daß alle Ureinwohner Amerikas sich untereinander gleichen „wie Vollblutjuden", und daß die einzige Rasse, zu der sie in nähere Verbindung gesetzt werden können, die mongolische sei[1].

Im Gegensatz zu Martius, A. v. Humboldt, dem Prinzen von Wied und andern Forschern, die eine Einheitlichkeit der amerikanischen Rassen mit Einschluß der Kulturvölker annahmen, ist Dr. J. J. v. Tschudi infolge vieler Schädelmessungen, die aber auch angefochten wurden, zu der Ansicht gelangt, daß drei ganz scharf zu unterscheidende Rassen vor Gründung des Inkareiches auf diesem Gebiete wohnten: die Chunchas, die den schmalen Küstenstrich zwischen dem Stillen Meer und den Cordilleras bewohnten, die Aymarás, die Bewohner der kalten Hochebenen, die in ihrem Schädelbau eine große Ähnlichkeit mit den Guanchen, den alten Bewohnern der Canarischen Inseln, zeigen, und endlich die Huancas, die gleichfalls im Hochlande, aber nur zwischen dem 9.—14.° südl. Br., zwischen der Küstencordillera und der Centralkette der Andes, wohnten. Nach Ratzel gelingt es indessen heute keinem Anthropologen mehr, diese drei Rassen aufzufinden, so daß ihre Existenz zweifelhaft bleibt. Der französische Forscher Marcoy, der gleichfalls sehr viele Gräber untersucht hat, sagt, man könne auf den ersten Blick erkennen, welchem Volke die in den Gräbern gefundenen Mumien angehören: bei den Aymarás, den Bewohnern der südlichen Hochlande, sitze der Tote im Grabe, bei den Huancas liege er auf dem Rücken, und bei den Quichuas seien der Leiche die Kniee bis zum Kinn hinaufgebogen. Dem sei nun wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß im Gebiete des alten Inkareiches — Ecuador, Peru, Bolivia — sich zum wenigsten zwei sehr deutlich voneinander geschiedene Kulturstufen nachweisen lassen — die der vorinkasischen und die der inkasischen Epoche.

---

[1] Friedrich Ratzel, Völkerkunde III, 360 f., betont die ausgesprochene Verwandtschaft der Amerikaner in körperlicher Beziehung mit den Völkern mongoloider Zugehörigkeit, die Grundübereinstimmung der sogen. amerikanischen mit der großen mongolischen Rasse Ost- und Südostasiens, des malaiischen Archipels und der Inseln des Stillen Oceans.

Hosted by Google

Was nun die sogenannte väterliche Regierung der Inkas angeht, so war ihr socialistisch-theokratisches System der vollendetste Staatsabsolutismus, der sich denken läßt; es herrschte darin eine Vielregiererei, wie sie der strammste deutsche Bureaukrat nicht schöner wünschen kann. Nichts war der Initiative des Einzelnen überlassen, das Individuum ging völlig im Staate unter; und dies ist auch der Grund, weshalb den Spaniern, nachdem sie sich einmal des Inka bemächtigt hatten, die Eroberung des großen, mächtigen Reiches so leicht geworden ist. Ebenso war zur Inkazeit in Peru kein Eigentum denkbar, denn es herrschte dort eine strenge Gütergemeinschaft oder vielmehr es gab nur einen einzigen Eigentümer, den Inka, der durch seine Beamten den Unterthanen Frondienste auferlegte und alle Erzeugnisse der Arbeit wieder unter sie verteilen ließ. Das Regierungssystem der Inkas liefert auch wieder einen Beweis, daß ohne Staatsabsolutismus kein Socialismus oder Kommunismus möglich und daß diese mit der persönlichen Freiheit unvereinbar sind. Für das Wohl des Volkes war indessen auf das beste gesorgt, nur war jede Einzelheit, sogar des häuslichen Lebens, auf das genaueste im voraus bestimmt und beaufsichtigt. Das ganze Reich war in vier große Provinzen eingeteilt, deren jeder ein Statthalter vorstand. Unter dem Statthalter standen die Beamten, die je 1000 Familien zu regieren hatten, unter diesen wieder in regelmäßiger Ordnung die, die für 500, 100, 50 und 10 Familien zu sorgen hatten. Des Decurio Pflicht war es, Saatkorn für die Felder und Wolle zum Weben herbeizuschaffen und über die Bedürfnisse seiner Pflegebefohlenen zu berichten, Vergehen zu bestrafen sowie statistische Aufzeichnungen über Geburten, Krankheiten, Sterbefälle, Ernten u. s. w. anzufertigen. Armut war unbekannt, und der Tyrannei und Willkür der Unterbeamten ward durch die das Land stets bereisenden Inspektoren gesteuert. Die höhern Beamten sammelten zu bestimmten Zeiten alle Berichte und alle Einnahmen und übergaben alles dem Curaca oder Gouverneur.

Dieser komplizierten Staatsmaschinerie machten die spanischen Eroberer ein jähes Ende, wobei ihnen allerdings die innern Wirren, von denen das Land gerade zu jener Zeit heimgesucht war, sehr viel Vorschub leisteten[1]. Wenige Jahre vor der Landung Pizarros in Tumbez hatte der vorige Inka Huayna Capac vor seinem Tode gegen das Herkommen seinem jüngern Sohn aus einer Ehe mit einer Prinzessin des Hauses Schyri von Caran, das früher in Quito regierte, Atahualpa, den nördlichen Teil des Reiches vermacht. In den Augen des bevorrechteten Stammes, der Sonnenkinder, ein illegitimer Usurpator, hatte Atahualpa unter den Stammes-

[1] Vgl. darüber E. W. Middendorf, Peru I, 23; J. Kolberg, Nach Ecuador (3. Aufl.) 177.

Hosted by Google

genossen (den Inkas) auf das grausamste gewütet, auch seinen ältern Bruder Huascar, den eigentlichen rechtmäßigen Erben des Inkathrones, in seine Gewalt gebracht und ihn ertränken lassen, aus Furcht, die Spanier möchten Huascar gegen ihn zum Thron verhelfen. Sowenig also das grausame Verfahren Pizarros gegen den in seine Gewalt geratenen unglücklichen Atahualpa gerechtfertigt werden kann, so muß doch gesagt werden, daß der Inka durch seinen Tod eine noch schwerere tragische Schuld sühnen mußte. Nach der Eroberung des Landes verteilte Pizarro entsprechend seinen weitreichenden Vollmachten an seine Gefährten Encomiendas oder große Lehensgüter. Die Lehensträger bekamen außer den Ländereien, die oft Hunderte von Quadratmeilen umfaßten und auf zwei Leben ausgedehnt wurden, auch noch das Recht auf die persönlichen Dienste der darauf wohnenden Eingeborenen, waren aber verantwortlich für das richtige Eingehen des Tributs an die Krone und hatten die Verpflichtung, die Eingeborenen gerecht zu behandeln und zu beschützen sowie in jedem Bezirke einen Seelsorger für sie zu bestellen. Allein hier hatte man den Bock zum Gärtner gemacht. Die rohen, habgierigen Abenteurer begingen solche Ausschreitungen und Grausamkeiten, daß Bischof Las Casas und andere wohlmeinende Männer den Kaiser Karl V. bewogen, im Jahre 1542 die sogenannten „neuen Ordonnanzen (Gesetze)" zu erlassen, denen zufolge die Encomiendas gleich nach dem Tode des Lehensträgers an die Krone zurückfielen, die Indianer eine feste Kopfsteuer als Tribut zu zahlen hatten und die Zwangsarbeit derselben verboten ward. Diese „neuen Gesetze" erregten einen wahren Sturm unter den Abenteurern; Gonzalo Pizarro, ein Bruder des ermordeten Eroberers, trat an die Spitze einer allgemeinen Erhebung der Spanier gegen die Krone; obgleich diese unterdrückt ward, war man doch in Madrid schwach genug, die neuen Gesetze, gegen die die Abenteurer noch immer protestierten, im Jahre 1545 wieder aufzuheben. Im Jahre 1629 wurden die Encomiendas sogar auf drei Leben verlängert.

Im Jahre 1568 ward ein sehr strenger Vicekönig, Don Francisco de Toledo, nach Peru geschickt, der das harte Regierungssystem entwarf, unter dem die eingeborne Bevölkerung von Peru zwei Jahrhunderte lang zu leiden hatte. In seinem Libro de Tasas (Taxenbuch) ward der Tribut, den die Indianer zu zahlen hatten, genau festgesetzt; nur die Männer über 50 und unter 18 Jahren waren davon befreit. Übrigens war er ein tüchtiger Administrator und sah bald ein, daß das System der Encomiendas bedeutend geändert werden, und daß man bis zu einem gewissen Grade wieder zum alten System der Inkas seine Zuflucht nehmen müsse. Die Indianer sollten wieder von ihren eigenen Häuptlingen regiert werden, die wie in der Inkazeit den Tribut einzutreiben, denselben an die spanischen Corregidores (Präfekten eines Departements) abzuliefern und gewisse richter-

Hosted by Google

liche Funktionen auszuüben hatten. Diese Häuptlinge oder Curacas hatten Unterbeamte unter sich, die über 500 Familien gesetzt waren, unter denen wieder andere standen, die nur 100 Familien regierten. Viele Curacas waren Abkömmlinge der Inkas oder von Adeligen aus der Inkazeit. Außer dem Tribute aber, an den die Indianer von früher her gewohnt waren, führte Toledo noch zwei Einrichtungen ein, die zu den schändlichsten Mißbräuchen und furchtbarsten Erpressungen Anlaß gaben, nämlich die Mita und die Repartimientos. Die Mita war Zwangsarbeit in den Bergwerken, Pflanzungen und Werkstätten. Toledo bestimmte, daß der siebente Teil der männlichen Bevölkerung jedes Indianerdorfes zu diesem Dienste herangezogen werden, dafür aber Bezahlung erhalten solle; auch durften sie nicht weit von der Heimat weggeführt werden. Jeder Spanier, der Arbeiter nötig hatte, konnte sie vom Corregidor zugewiesen bekommen unter der Bedingung, dem Indianer einen halben Thaler täglich für Arbeit in den Bergwerken und einen Viertelsthaler für Feldarbeit zu zahlen sowie jährlich der Regierung eine Taxe von acht Pesos zu entrichten an Stelle des Tributs, von dem der Indianer befreit ward. Außerdem gab es unter den Indianern noch eine Klasse, die schon zur Inkazeit aus Kriegsgefangenen gebildet worden war; sie hießen Yanaconas und wurden zu häuslichen Arbeiten verwandt.

Toledo, dessen einzige Absicht bei der Einrichtung der Mita gewesen war, das Land zu heben und seinen Reichtum zu vermehren, hatte wohl ihre schrecklichen Folgen nicht vorausgesehen. Aber schon im Jahre 1620 berichtete der Vicekönig Prinz von Esquilache nach Madrid: der Arm des Vicekönigs sei nicht mächtig genug gegen die Nachlässigkeit und die schlechte Verwaltung der Corregidoren. Im Jahre 1697 klagte der Vicekönig Herzog von Palata über die Entvölkerung der Indianerdörfer, die davon herrühre, daß man die Indianer in den Bergwerken, Plantagen und Fabriken übermäßig lange Zeit mit Gewalt zurückhalte. Ebenso erklärten noch andere Vicekönige, dieser Ursache sei die rasche Entvölkerung des Landes zuzuschreiben. Eine ausführliche Schilderung der Mißbräuche, die mit der Mita getrieben wurden, hat der ehrenwerte spanische Staatsmann Don Antonio und sein Neffe Don Jorje Juan de Ulloa[1], die im Auftrage der spanischen Regierung die in Peru herrschenden Zustände genau untersucht hatten, in ihrem im Jahre 1740 geschriebenen geheimen Berichte geliefert, aus dem wir hier einiges mitteilen wollen.

[1] Die beiden Ulloa begaben sich im Jahre 1735 im Auftrage ihrer Regierung nach Quito, um an den Arbeiten bei der Vermessung einiger Breitengrade in der Nähe des Äquators teilzunehmen, durch die die Theorie von Newton und Huygens über die Abplattung der Erde nach den Polen zu ihre Bestätigung erhielt; zum selben Zwecke hatte Frankreich 1736 de la Condamine, Godin und Bouguer nach Peru gesandt.

Hosted by Google

Die Indianer sollten eigentlich, wie in dem Bericht der beiden Ulloa bemerkt wird, nur für den Zeitraum eines Jahres die Mita leisten und nach Ablauf dieser Zeit nach ihren Dörfern zurückkehren. Andere hätten sie dann ablösen sollen, sie selbst aber sollten freibleiben, bis sie wieder die Reihe traf. Aber diese Formalität werde, obgleich durch das Gesetz vorgeschrieben, selten mehr beobachtet, und für die armen Indianer bleibe es auch ganz dasselbe, ob sie für einen Pflanzer oder für einen Bergwerksbesitzer Mita leisten oder als sogenannte freie Leute für den Corregidor arbeiten — die Qual bleibe immer dieselbe.

Auf den Pflanzungen erhielt nach dem Berichte der zur Mita verpflichtete Indianer 18 Pesos Lohn im Jahre und ein Stück Feld, ca. 30 m im Quadrat, um seine Lebensmittel darauf zu ziehen. Dafür mußte er 300 volle Tage im Jahre arbeiten, die übrigen 65 verblieben ihm für Sonn- und Festtage, für seinen eigenen Feldbau, Krankheiten u. dgl. Von diesen 18 Pesos wurden nun vorweg die 8 Pesos Tribut abgezogen, die sein Herr für ihn jährlich an die Regierung zu entrichten hatte, es blieben ihm also nur 10 Pesos übrig. Hiervon gingen 2 Pesos ab für 2 m Stoff zu seiner Kleidung, und mit dem Reste von 8 Thalern sollte er seine Familie, wenn er eine solche besaß, ernähren und kleiden. Da das ihm überlassene Feld zu klein war, um darauf den für ihn und seine Familie notwendigen Mais zu ziehen, so mußte er von dem Gutsherrn noch Mais kaufen, der ihm natürlich doppelt angerechnet wurde; dadurch geriet er wieder in Schulden, die er im nächsten Jahre abzuarbeiten hatte. Dies war aber noch nicht alles. Häufig ging auf der Weide irgend ein Stück Vieh ein, und um seinen Wert nicht zu verlieren, ließ es der Gutsherr dann nach Hause schaffen und das Fleisch, das oft kaum für Hunde gut genug war, pfundweise an die Indianer verkaufen.

Noch ein anderer grausamer Mißbrauch wurde mit den armen Indianern getrieben. In schlechten Jahren stieg nicht nur der Preis des Brotkorns, des Mais, zu enormer Höhe, sondern im selben Verhältnisse auch der Preis aller andern Bedürfnisse, nur nicht der Lohn des zur Mita verpflichteten Indianers. Dieser zog in seinem Gärtchen, das ihm der Gutsherr zur Benutzung überließ, etwas Mais und Kartoffeln, womit er in guten Jahren sich und seine Familie teilweise ernährte, in schlechten Jahren aber reichte der Ertrag kaum für einen Monat hin. Fleisch bekamen die Indianer nur zu kosten, wenn ein Stück Vieh einging. In schlechten Jahren geriet also der unglückliche Mann tief in Schulden, der Gutsherr hatte aber dann als Gläubiger das Recht auf seine Person erlangt und nötigte ihn, im Dienste zu verbleiben, bis die Schuld abverdient war. Oft war ihm dies unmöglich, und dann blieb er zeitlebens ein Sklave; sogar seine Kinder waren gegen alles Recht verpflichtet, mit ihrer Arbeit für die Schuld des

Hosted by Google

Vaters zu haften. Und dieses schändliche System den Indianern gegenüber ist — so sonderbar es auch klingen mag — in manchen Teilen der freien „Republiken" von Peru und Bolivia noch heute im Gebrauche. Obschon ungesetzlich, zwingen die Gutsherren dort die Indianer noch oft, für die Schulden ihrer Väter einzustehen und dieselben abzuarbeiten, wodurch die Indianer in ewiger Knechtschaft gehalten werden.

Noch schlechter als auf den Pflanzungen und selbst schlechter als in den Bergwerken, wo sie wenigstens höhern Lohn erhielten, erging es den Indianern in den Tuch- und Baumwollfabriken. Die Arbeit begann hier vor Tagesanbruch, jedem Indianer ward das Tagewerk, das er verrichten mußte, aufgegeben und dann die Thüre verschlossen. Gegen Mittag ward sie wieder geöffnet, damit die Weiber ihren Männern das kärgliche Mahl bringen konnten; dieses mußte rasch verzehrt werden, worauf die Thüre wieder verschlossen ward. Nach dem Dunkelwerden erschien der Aufseher, um die Arbeiten einzusammeln; diejenigen Indianer, die ihre Arbeiten nicht beendigt hatten, wurden, ohne daß man ihre Entschuldigungen anhörte, auf die grausamste Weise bestraft. Peitschenhiebe regneten förmlich auf sie herab; darauf wurden sie entweder wieder in demselben Saale eingesperrt, um die Arbeit zu vollenden, oder sie wurden in das Loch geworfen und in den Stock gesteckt, wobei es wieder Hiebe absetzte. Jedes andere Vergehen oder Versehen ward gleichfalls stets mit Auspeitschung bestraft, und jeden Tag wurden sie in den Fabriken auf dieselbe Weise behandelt — ein um so infamerer Gebrauch, als dem Indianer ohnehin schon jeder Fehler in seiner Arbeit angerechnet ward und er nach dem Ende des Jahres alles Versäumte noch besonders an den vorbehaltenen freien Tagen nachholen mußte. So wuchs auch oft in den Fabriken die Schuld dieser unglücklichen Leute von Jahr zu Jahr und zuletzt ward der Indianer mit seinen Kindern der Sklave des Fabrikherrn.

Die Folge dieser schrecklichen Behandlung war nur zu oft, daß die Indianer bald nach ihrer Ankunft in der Fabrik erkrankten. Der Hunger, die schlechten Lebensmittel, die so oft wiederholten grausamen Strafen, Krankheiten u. s. w. rieben die Indianer rasch auf, und oft starben sie, ehe sie durch ihre Arbeit den Tribut bezahlen konnten. Dies war eine der Ursachen der so raschen Abnahme der indianischen Bevölkerung in Peru.

Der Gebrauch, die Indianer zur Strafe nach den Fabriken zu bringen, war so allgemein geworden, daß dies schon wegen geringer Vergehen geschah, ja selbst für kleine Privatschulden wurden sie oft dorthin geschickt. Allgemein war in Peru die Ansicht verbreitet, daß ohne die Mita die Indianer einem vollständigen Müßiggange frönen und dann Ackerbau und Bergbau unmöglich sein würden. Allein diese Annahme, betont der Bericht, sei grundfalsch. Es sei wohl wahr, daß die Indianer gleichgültig seien und es

Hosted by Google

viele Mühe koste, sie zur Arbeit zu bewegen; doch komme dies großenteils daher, daß diese Unglücklichen so niedergedrückt und durch die üble Behandlung, die sie von den Spaniern erfahren, so mutlos geworden seien, daß es nicht zu verwundern sei, wenn sie alles mit Widerwillen verrichteten. Man könne allerdings nicht leugnen, daß die Indianer wenig Liebe zur Arbeit zeigten, denn sie schienen auch von Natur langsam, phlegmatisch und fahrlässig zu sein. Allein ebenso gewiß sei es, daß ihre Trägheit sie nicht am Arbeiten hindere, wenn sie davon für sich selbst irgend einen Vorteil zu erwarten hätten. Die ökonomischen Grundsätze, die in jenen Ländern herrschten, seien in Bezug auf die Indianer so unsinnig, daß es für diese vollkommen gleichgültig sei, zu arbeiten oder nichts zu thun, und deshalb dürfe man sich nicht wundern, wenn sie mehr zur Trägheit als zur Thätigkeit hinneigten. Für den Indianer sei es ganz dasselbe, Geld zu verdienen oder nicht, er könne sich doch keinen Genuß dafür verschaffen; denn je mehr er arbeite, desto rascher gehe das Geld aus seinem Besitze in den der Gutsbesitzer, Beamten und Pfarrer über. Mit weit mehr Recht könne man die Spanier gottlose Tyrannen als die Indianer träge Faulenzer nennen.

Der Bericht weist sodann auf die großartigen Werke hin, die zur Inkazeit ausgeführt wurden, Bewässerungen, Brücken, Wege u. s. w., welche die Spanier aus Nachlässigkeit zum Teile wieder verfallen ließen, und bemerkt dann weiter, daß die freien Indianer auch damals noch ihre Ländereien mit Sorgfalt bebauten. Nur seien ihre Ackergüter viel zu klein, weil man ihnen nicht genug Land übriggelassen habe. Die Kaziken, denen man größere Besitztümer gelassen habe, bebauten große Felder, züchteten viele Herden und benützten alles mögliche, ohne dazu gezwungen zu werden und ohne ihre Diener mit Grausamkeit zur Arbeit anzuhalten. Auch die andern Indianer benützten, wenn sie nicht gerade Frondienste leisten müßten, jede Stunde Zeit, um für sich selbst zu arbeiten. Wenn aber den Indianern die Mita als Strafe für ihren Hang zur Trägheit auferlegt werden müßte, so würden eine solche Strafe noch weit mehr alle Kreolen und Mestizen verdienen, die es für eine Schande hielten, zu arbeiten, und zu gar nichts gut seien. Dem könnte man noch hinzufügen, daß sich in dieser Beziehung — d. h. was die weißen Kreolen und Mestizen betrifft — seit den Zeiten der Ulloa bis heute wenig geändert hat, sowie man überhaupt einen großen Teil des Werkes mit der nötigen Abänderung von Namen und Jahreszahlen nur abzuschreiben brauchte, um ein getreues Bild der heute noch in jenen Ländern herrschenden Zustände zu liefern. Wie Dr. Robert Abendroth[1] bemerkt, übertrifft der Eingeborene in Bezug auf Kenntnis seiner vaterländischen Produkte, Mäßigkeit und Ausdauer bei weitem die

[1] Die Kolonie Pozuzo in Peru (Dresden 1870) 42.

Hosted by Google

eingewanderten Nationen. „Erwägt man hiernach, was bei entsprechender Erziehung zum Landbau, in Kolonien, aus diesen Menschen zu machen wäre, was sie unter vernünftiger Leitung und Verwendung zu leisten im stande wären, so muß man tief beklagen, daß die einheimischen Kräfte auf die inhumanste, unklugste Weise vertilgt worden sind, obwohl die Eroberer und Kolonisatoren bis auf den heutigen Tag nicht im stande waren, diesen Abgang in den heißen Klimaten entsprechend zu ersetzen.“ [1] Auch die wilden Indianer Südamerikas, fügt Woldemar Schultz bei, ließen sich bei entsprechender Erziehung für die Civilisation gewinnen, wie die frühern großartigen Erfolge der Jesuitenmissionen bewiesen, deren Andenken noch jetzt in Segen unter den Indianern lebe, die von der „Regierung“ der Padres wie von ihrem goldenen Zeitalter redeten. Wo die Indianer lohnende Arbeitsgelegenheit finden, wie in der deutschen Kolonie Pozuzo [2] und bei einigen deutschen Pflanzern im Chanchamayothale [3], stellen sie sich dazu aus weit entfernten Gegenden ein und leisten für die Hälfte des Lohnes und der Kost das Doppelte wie der europäische Arbeiter.

Eine weitere unsinnige Maßregel, die die „väterliche“ spanische Regierung zum Wohle der Indianer erfand, waren die Repartimientos. Es ward nämlich verordnet, die Corregidoren sollten für ihren Distrikt die nötigsten Waren anschaffen und dieselben zu mäßigen Preisen unter die Indianer verteilen, damit diese etwas hätten, womit sie arbeiten könnten, ihre angeborene Trägheit ablegten und das zu ihrem Lebensunterhalte und zur Bezahlung des Tributs Nötige erwürben. Nach dem Bericht der beiden Ulloa bestanden die Repartimientos aus Maultieren, einheimischen und europäischen Fabrikaten und Getreide. Die Corregidoren nahmen nun sämtlich ihre Waren in Lima auf Kredit, da sie bei ihrem Amtsantritte fast nie Geld besaßen und nichts bar bezahlen konnten; natürlich mußten sie alles nehmen, was der Kaufmann ihnen aufhängen wollte, und außerdem hohe Zinsen für das Geld entrichten, das ihnen der Kaufmann zur Anschaffung der Transportmittel vorschoß.

War der Corregidor in seinem Bezirke angekommen, begann er seine Funktionen damit, daß er die Indianer jedes Dorfes zählte und mit der größten Willkür für jeden die Quantität, Qualität und den Preis der

---

[1] Woldemar Schultz, Natur- und Kulturstudien über Südamerika. Dresden 1868.

[2] Abendroth a. a. O.

[3] Ausland 1870, S. 1194. Die Ansiedlungen im Chanchamayothale, meist in französischem Besitz, liegen östlich von Tarma in der Nähe des 11. Grades südlicher Breite; ihre Höhe über dem Meere (ca. 800 m) ist dieselbe wie bei der unterm 10. Grad südlicher Breite ebenfalls jenseits der zweiten Andeskette gelegenen deutschen Kolonie Pozuzo, von der sie in gerader Linie ungefähr 40 Stunden entfernt sind.

Hosted by Google

Waren festsetzte, die er zu empfangen hatte, ohne daß die Leute selbst erfuhren, was ihnen zugewiesen ward. Darauf übergab er dem Kaziken die Waren zur Verteilung nebst einer Liste sämtlicher Steuerpflichtigen und begab sich sofort nach einem andern Orte, um dort dieselbe Arbeit fortzusetzen. Nachdem der Kazike und die Indianer die Waren und Preise angesehen hatten, so begann ihr Jammer; vergeblich waren alle ihre Vorstellungen und Klagen: sie mochten noch so sehr beteuern, daß ihre Kräfte nicht ausreichten, so hohe Summen zu zahlen, oder daß diese oder jene Waren für sie völlig unnütz oder die Preise übertrieben seien — es half ihnen alles nichts. Nach anderthalb Jahren war die Schuld fällig und dann ward wieder zu einem neuen Repartimiento geschritten. Den Indianern war es nicht freigestellt, an andern Orten Waren zu kaufen, sie mußten sie vom Corregidor entnehmen, der in den indianischen Dörfern außer seinem Kramladen keinen andern erlaubte. Auch ward den Leuten kein Rabatt bewilligt, wenn sie die aufgedrungenen Waren gleich bar bezahlen wollten, der festgesetzte Preis mußte entrichtet werden.

Unter allen Repartimientos war der schlimmste der der Maultiere. Der Corregidor kaufte sie zu je 15—18 Pesos und verkaufte sie dem Indianer für 40—50 Pesos, wobei er nach Gutdünken für jeden vier oder sechs gute oder schlechte Tiere bestimmte. Die Leute konnten aber ihre Maultiere nicht benutzen, wie sie wollten, sondern durften nur für solche Kaufleute Fracht annehmen, die ihnen der Corregidor zuwies, um so, wie es hieß, den Schmuggelhandel zu verhindern. Kam nun ein Reisender nach einem dieser Orte, so hatte er sich wegen Beschaffung der nötigen Transportmittel an den Corregidor zu wenden, der ihm einen indianischen Maultiertreiber zuschickte. Noch heute muß man sich im Innern von Peru meistens an die Behörden wenden, um Pferde oder Maultiere zur Reise zu erhalten. Der Corregidor empfing den Betrag des Frachtpreises, wovon er die Hälfte auf Rechnung der Schuld für sich zurückbehielt. War so nach und nach die Schuld getilgt, so wies der Corregidor dem Indianer keine Reisenden mehr zu, und seine Maultiere konnten nun zwecklos auf der Weide umherlaufen, oder der Corregidor zwang ihn, wieder neue Tiere von ihm zu kaufen.

Durch diese Repartimientos wurden den Indianern auch oft die unnützesten Sachen aufgehängt, wie Samt, seidene Strümpfe, Rasiermesser — obschon sie keinen Bart haben —, Spiegel, Papier, Schreibfedern — nur die wenigsten können schreiben —, kurz, alle Ladenhüter, die der Kaufmann dem Corregidor auf langen Borg mitgab. Ebenso mußten sie Wein annehmen, Speiseöl, Oliven — alles Dinge, die der Indianer nie anrührt und die er daher zu Spottpreisen wieder an die Kreolen verkaufen mußte. Konnte aber der Indianer nach Ablauf des Termins nicht zahlen, so ward er in die Fabriken oder Bergwerke geschickt. Ein so furchtbarer Unfug

Hosted by Google

wurde mit diesen Repartimientos getrieben, daß jeder Corregidor in seinem Bezirke durchschnittlich jährlich für 100 000—150 000 Pesos Waren verteilte.

Im Jahre 1780 hielten die Corregidoren von Chayanta und Tinta drei Repartimientos auf so skandalöse Weise, daß sich die Indianer unter der Führung des Kaziken Tupac Amaru, eines Abkömmlings der Inkas, erhoben und beinahe alle Corregidoren sowie überhaupt alle Spanier, die ihnen in die Hände fielen, ermordeten. Sämtliche Truppen von Lima, Santiago und Buenos Aires wurden nach dem Innern von Peru geschickt und das ganze Land verwüstet und ausgemordet, bis endlich nach einem dreijährigen Vernichtungskriege, nachdem Tupac Amaru in Gefangenschaft geraten war, die Indianer unter das spanische Joch zurückgebracht werden konnten. Der unglückliche Kazike ward zum Tode verurteilt und nach dem Richtplatze geschleppt, wo vor seinen Augen seine Gattin, seine Kinder und nächsten Verwandten erdrosselt wurden. Dann ward ihm vom Henker die Zunge ausgerissen, worauf man ihn durch vier nach verschiedenen Richtungen angetriebene Pferde vierteilen ließ. Nachher wurden alle noch lebenden Nachkommen der Inkas nach Spanien geschleppt, wo sie — 250 Jahre nach der Zerstörung des Inkareiches durch Pizarro — in verschiedenen Kerkern umkamen. So groß war aber damals noch die Verehrung der Indianer für die Inkafamilie, daß, als Tupac Amaru vor seiner Hinrichtung durch die Stadt geführt wurde, sämtliche Indianer trotz aller Drohungen der Spanier vor ihm auf die Kniee fielen. Die Repartimientos waren auch die Ursache der großen Erhebung der Indianer im Jahre 1742, wo die wilden Chunchos unter der Führung des civilisierten Abkömmlings der Inkas, Juan Santos Atahualpa, den die Antis (oder Campas, die noch im Gebiete des Chanchamayo, Perené und Tambo hausen) zu ihrem Häuptlinge erwählt hatten, sämtliche Missionen der Franziskaner zerstörten. Daß dieser Erhebung nicht religiöser Fanatismus, sondern nur die Auflehnung gegen unerträgliche Bedrückungen zu Grunde lag, beweist die Thatsache, daß die seitdem von Christentum und Civilisation isolierten Campas (Antis) in ihrem Gebiete gelegene alte christliche Kapellen bis in unsere Zeit mit der größten Sorgfalt und Ehrfurcht im Stande gehalten haben[1].

Noch von einer andern Art, die Indianer zu berauben, ist in dem Berichte der Ulloa die Rede. Kurz nach der Eroberung wurden nämlich jedem Kaziken zur Verteilung unter die ihm untergebenen Indianer gewisse Ländereien zugewiesen, die aber nach und nach so beschnitten wurden, daß sich zur Zeit der Abfassung des Berichtes nur noch geringe Strecken im Besitze der Indianer befanden und die Mehrzahl der Eingebornen gar kein

[1] Herndon (p. 21), A. Werthemann und Olivier Ordinaire (Le Tour du monde 1887, t. I, p. 332) führen Beispiele dafür an.

Hosted by Google

Grundeigentum mehr besaß. Einigen ward ihr Land abgeschwindelt oder auch mit Gewalt abgenommen, andere wurden durch die benachbarten Gutsbesitzer genötigt, ihnen ihr Gütchen für das, was die Blutsauger geben wollten, zu verkaufen, und wieder andere wurden durch falsche Vorspiegelungen überredet, ihr Land freiwillig abzutreten. Viele Gutsbesitzer ließen durch ihre Verwalter die armen Indianer so lange quälen, bis sie, der schlimmen Nachbarschaft müde, ihre Ländereien zu Spottpreisen verkauften und nach andern Gegenden wegzogen.

Selbst der Klerus, der doch die armen Indianer gegen die Bedrückungen der Beamten in Schutz nehmen sollte, handelte nach dem Berichte teilweise im Einverständnisse mit den Bedrückern: wieder eine der verderblichen Folgen des Staatskirchentums, das in den spanischen Besitzungen vorzugsweise blühte.

Der Bericht der beiden Ulloa verurteilt in dieser Beziehung ebensosehr die spanisch-amerikanischen Ordensgeistlichen wie die Weltgeistlichen [1], wobei er nur die Jesuiten ausnimmt, über die folgendes bemerkt wird: „Die Jesuiten sind von großem Nutzen in den Städten, indem sie die Jugend unterrichten, an bestimmten Tagen der Woche den Indianern predigen und ihnen nützlichen Unterricht erteilen; ferner halten sie Missionspredigten in den Städten und Dörfern und lassen nicht nach in ihren Bemühungen, den Lastern zu steuern. Zu jeder Stunde der Nacht sind sie bereit, Beichte zu hören oder entfernt wohnenden Kranken den Trost der Religion zu spenden, während sich die andern Orden um alle diese Dinge nicht kümmern und nur auf die Wahrung ihrer weltlichen Interessen bedacht sind."

Dadurch machten sich die Jesuiten bald die übrige Geistlichkeit zu Feinden — wie sie auch heute noch dort ihre Hauptgegner in den Reihen des verweltlichten Klerus finden —, und zugleich erweckte der Umstand, daß sie die Indianer zu heben und sie beständig gegen alle Unterdrückungen in Schutz zu nehmen suchten, den Haß der spanischen Beamten und großen Landbesitzer. Der große Kontrast, der zwischen den Indianern der Jesuitenmissionen und denen ihrer eigenen Städte und Pflanzungen herrschte, mußte diese Räuber immer mehr erbittern und vermehrte ihr Geschrei gegen den Orden; stets wuchs die Anzahl ihrer Feinde, mit immer mehr Anklagen wurden die Kabinette von Madrid und Lissabon gegen die Jesuiten bestürmt, bis sie, eifersüchtig auf die große Macht des Ordens und bereits unter dem Einflusse der Geheimbünde stehend, die Austreibung beschlossen — zu ihrem eigenen Schaden! Denn die Vertreibung der Jesuiten hat viel dazu beigetragen, das Ende der spanischen und portugiesischen Herrschaft in Süd-

[1] Die heutigen Zustände im Klerus hat M. Monnier (Des Andes au Para 123 ss.) mit erschreckender Wahrheit geschildert; seine Schilderung wird durch E. W. Middendorf bestätigt.

Hosted by Google

amerika zu beschleunigen. Nach ihrer Entfernung, nachdem ihr Einfluß auf die Eingebornen verschwunden war, blieb dem Staate und der Kirche keine andere Macht mehr über die Bevölkerung in der Hand als die, welche eine Klasse von Beamten und josephinischen Geistlichen bewahren konnte, deren Leben beständig Grund zu Ärgernis gab, deren Unwissenheit sie verächtlich und deren Habsucht sie verhaßt machte. Auf das niedere Volk aber wirkt ein gutes Beispiel weit mehr als die schönsten Reden, und wie konnte es von denen Gehorsam lernen, die ihren eigenen Vorgesetzten nicht gehorchten? Wenn es, unterdrückt durch Beamte und Gerichte, Trost bei seinen Pfarrern suchte, fand es diese im Bunde mit den Unterdrückern; und konnten die Ärmsten die Erpressungen ihrer Pfarrer nicht mehr ertragen, so wurden sie noch obendrein bestraft, wenn sie Klage bei den Behörden erhoben. Diese Mißhandlung der Indianer zerstörte rasch die jenem Volke so eigene und ihm von den Inkas anerzogene Unterwürfigkeit, und sicher wäre die Revolution der spanischen Kolonien verhindert oder wenigstens noch auf lange Zeit hinausgeschoben worden, wenn die Jesuiten dort geblieben wären; denn der Einfluß dieses Ordens auf die Indianer war ganz außerordentlich. Sie gehorchten ihnen blindlings und betrachteten sie gleichsam als höhere Wesen. Wenig Mühe würde es die Jesuiten gekostet haben, die Indianer allenthalben zu bewaffnen und sie zu bewegen, für den König und gegen die Revolution zu kämpfen, während sie so während der Dauer des Unabhängigkeitskrieges unthätig blieben und weder für die Royalisten noch für die Republikaner Partei ergriffen. Die Kreolen wären sonst verloren und der Ausgang des Krieges nicht zweifelhaft gewesen.

Auch W. E. Middendorf, der ausgezeichnete Kenner des peruanischen Landes und Volkes und ihrer Geschichte, der übrigens auch die Verdienste, die sich die heutigen Jesuiten in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Lima durch ihre Thätigkeit im höhern Unterricht und in der Seelsorge erwarben, nur anerkennt[1], schließt sich der Ansicht des Herausgebers des geheimen Berichtes der beiden Ulloa an, nach welcher für die spanischen Kolonien die Ausweisung der Jesuiten ein Verlust war, der durch nichts ersetzt wurde, und für die Krone eine der Hauptursachen, daß sie ihre Kolonien verlor[2].

„Was über den Sittenverfall der religiösen Orden gesagt ist," bemerkt Middendorf, „gilt nicht in Bezug auf die Jesuiten; denn gleich von der Zeit ihrer Niederlassung an nahmen die Mitglieder der Gesellschaft eine

[1] Middendorf, Peru I, 296. 433. 447 f. 584; die S. 298 mit Bedauern vermerkte, nach nur einjähriger Thätigkeit im Jahre 1886 verfügte neuerliche Ausweisung der Väter aus Lima ist weder unter der Präsidentschaft von Caceres (1885 bis 1889) noch unter der des 1894 verstorbenen Bermudez ausgeführt worden.

[2] S. 310.

Hosted by Google

von den übrigen Ordensgeistlichen in jeder Beziehung verschiedene Stellung ein. Daß es ihnen möglich war, dieselbe zu bewahren, verdankten sie vor allem ihrer besondern innern Ordnung, dem innigen Verbande, in dem sie mit Europa blieben, und dem Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen ihre Obern. Zwar kam es zuweilen vor, daß das schlechte Beispiel der andern Orden auch auf einige Väter der Gesellschaft seinen ansteckenden Einfluß ausübte, allein die Erschlaffung der Regel dauerte nie lange, es kamen Visitatoren, die trotz aller Bemühungen und Verwendungen hochgestellter Personen mit unerbittlicher Strenge die verdorbenen Elemente ausstießen. Die Gesellschaft Jesu bewahrte ihre Sittenreinheit in der allgemeinen Verderbnis, und das Volk, unter dem sie wirkte, rechnete es ihr mit Recht als ein hohes Verdienst an. Die Verehrung und das Vertrauen, das die Jesuiten in allen Kreisen der Bevölkerung genossen, war ohne Grenzen. In den großen Städten leiteten sie die Erziehung der Jugend in ihren Kollegien, und da sie an Bildung weit über den andern Mönchen standen, so konnten sich in Lima die Schulen der Dominikaner, Mercennarier und Augustiner nicht lange gegen sie halten und gingen bald wieder ein. Durch ihr würdevolles Auftreten und ihre feinern Sitten wurden sie Beichtväter und Ratgeber der vornehmen Familien. Im Innern des Landes war ihr Ansehen so groß, daß ein ganzer Ort es sich zur Ehre anrechnete, wenn einer seiner jungen Leute in die Compagnie aufgenommen wurde. Die Indianer vollends, die von ihnen in den Missionen zum Christentum bekehrt worden waren, betrachteten die Väter als eine Art höherer Wesen, höher als die übrigen Spanier, und hatten darin recht. Kein anderer Orden hat in Peru im Missionswerk annähernd das geleistet, was die Jesuiten gethan haben, und so oft auch Väter durch Krankheiten oder die Waffen der Wilden in ihrem Berufe erlagen, so erboten sich alsbald neue, an die Stelle der gefallenen Märtyrer zu treten."

„Allein so groß auch ihre Verdienste sein mochten, oder vielleicht eben weil sie so groß waren, vermochten sie nicht ihren Untergang abzuwenden. Die beiden Ulloa hatten ihnen in ihrem Berichte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber da einmal ihre Ausweisung aus Spanien beschlossen war, so konnte sie in Amerika nicht unterbleiben, „aus Gründen, deren Erwägung der König für sich behielt — causas reservadas en el real animo —, wie es im Dekrete heißt. Der vornehmste dieser Gründe aber war, daß sie zu reich an Besitz und Einfluß geworden waren, und daß ihre Macht die Eifersucht und das Mißtrauen des Monarchen erregt hatte" [1]. Mit der

[1] Middendorf, Peru I, 309 f. In einer Besprechung der 1. Auflage des „Amazonas" war bemerkt worden, der Verfasser stehe wohl mit seinem Urteil über die Thätigkeit der Jesuiten in Südamerika allein. Wir haben es darum für nötig gehalten, das unbefangene Urteil Middendorfs anzuführen, dem gewiß niemand

Hosted by Google

Vertreibung der Jesuiten gaben so die spanischen Bourbonen ihrer Herrschaft in Amerika den Todesstoß.

Wenn nach dem rückhaltlosen Berichte der beiden Ulloa die Bedrückungen und Greuel der Spanier gegen die unglücklichen Indianer, von denen wir lesen, zum großen Teile wahr sind, so standen ihnen doch königliche Befehle entgegen, daß man wenigstens die Dienstleistungen der Indianer bezahlen sollte; leider wurden diese humanen Befehle nicht befolgt. Indes lag das ganze Verfahren im Geiste der Zeit, und andere Nationen haben es nicht besser gemacht. Die Geschichte der spanischen Kolonien kennt — wie Peschel bemerkt — keinen Fall, der sich an Verworfenheit mit dem messen könnte, daß Portugiesen in Brasilien die Kleider von Scharlach- oder Blatternkranken auf dem Gebiet der Eingebornen ablegten, um die Seuche künstlich unter ihnen zu verbreiten, oder daß die Brunnen in den Wüsten Utahs, welche von Rothäuten besucht zu werden pflegten, von Nordamerikanern mit Strychnin vergiftet wurden, oder daß, wie in Australien, zu Hungerszeiten Ansiedlerfrauen Arsenik unter das Mehl mischten, mit dem sie die bettelnden Eingebornen beschenkten, oder daß, wie in Tasmanien, die englischen Ansiedler die Eingebornen niederschossen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden. Solche Schändlichkeiten haben die Spanier nie begangen, auch haben sie nicht wie die Nordamerikaner ganze Völkerschaften mit Vorsatz ausgerottet, die Indianer wie wilde Tiere niedergeschossen oder sie um das Land, das ihnen in feierlichen Friedensverträgen von den Regierungen garantiert worden war, auf die niedrigste Weise beschwindelt. Immerhin muß man den Spaniern lassen: sie waren besser als ihr Ruf [1]. Sie sahen in dem zwar geknechteten und auf jede Weise ausgebeuteten Indianer immer noch den Mitmenschen, und das Beispiel des edlen Bischofs von Chiapa, Las Casas, dieses begeisterten Anwaltes der Unterdrückten, steht nicht allein, wie wir aus dem Verfahren des ersten Bischofs (seit 1543) und Erzbischofs (seit 1548) von Lima, Fray Geronimo de Loayza aus dem Dominikaner-

---

Voreingenommenheit für katholische Einrichtungen vorwerfen wird. Die Anerkennung der Verdienste der Jesuiten um Südamerika hat überhaupt mit der Konfession des Beurteilers nichts zu thun, sie ist einfach eine Forderung der Gerechtigkeit, wie ein Vergleich der jetzigen jammervollen Zustände mit den immer noch großartigen Spuren jenes „goldenen" Zeitalters zeigt. Darüber herrscht unter Kennern, wie Woldemar Schultz, Franz Keller-Leuzinger, H. von Ihering, W. Breitenbach, Karl von den Steinen, Moriz Schanz (für Brasilien und Bolivia), B. Förster (für Paraguay, siehe Deutsche Kolonien im obern La Plata-Gebiet [2. Aufl., 1886]) nur eine Stimme.

[1] Auch Monnier (Des Andes au Para 192—198) hebt gegenüber den Anklagen der heutigen Kreolen als Lichtseiten der spanischen Herrschaft hervor, daß unter ihr das Volkstum der Indianer in Südamerika erhalten wurde, deren Sprache dort noch lebendig ist, daß den Indianern überhaupt ein Lohn und den Bergarbeitern sogar ein Gewinnanteil werden sollte, daß auch für den Unterricht von Weißen und Indianern viel geschehen ist.

Hosted by Google

orden, ersehen, der sein ganzes Vermögen zur Gründung eines Hospitals für Indianer (des noch bestehenden Hospitals von Santa Ana in Lima) aufwandte, gleich als ob er, wie Middendorf bemerkt, die vielen Ungerechtigkeiten, die sich seine Landsleute gegen jene Menschenklasse zu Schulden kommen ließen, soviel in seiner Macht lag, wieder gutmachen wollte [1]. Zeugen

Fig. 17. Quichua-Indianer aus dem peruanischen Hochlande.

dieser Gesinnung sind auch die vielen Hunderte von Missionären, besonders aus dem Jesuiten- und Franziskaner- (Barfüßer-) Orden und zum großen

[1] In gleicher Richtung war der 1538 geborene zweite Erzbischof von Lima, Toribio de Magrobejo (1581—1606), thätig, dessen Gedächtnistag die Kirche am 23. Mai feiert. Über sein Wirken siehe Spillmann, In der Neuen Welt I, 73 f.

Hosted by Google

Teile aus Spanien stammend, die seit der Entdeckung Amerikas bis zum heutigen Tage ihr Blut vergossen haben bei dem Versuche, den wilden Indianern Südamerikas Christentum und Civilisation zu vermitteln.

Betrachten wir die großartigen Bauten, die aus der Inkazeit noch übrig sind, und werfen wir einen Blick auf die heutigen Indianer von

Fig. 18. Aymará-Indianerin aus dem Hochlande von Bolivia.

Bolivia, Peru und Ecuador, auf die Nachkommen jener, die diese Werke errichtet hatten, so erscheint es fast unglaublich, daß beide zur selben Rasse gehört haben könnten, so sehr sind diese Indianer jetzt verkommen! Allein den Nachkommen der Azteken und Tolteken ist es nicht besser ergangen. Es giebt wohl keinen mehr degenerierten Volksstamm als die Diggers in der

Hosted by Google

Sierra Nevada von Californien, und doch sind diese nahe Verwandte der mutigen Schoschonen und stammen mit diesen und den wilden Comanches von den Azteken ab — wenigstens ist nach Buschmann ihre Sprache mit dem Nahuatl oder Altmexicanischen verwandt.

Die heutigen peruanischen Indianer sind ein Beispiel jenes bodenlosen Stumpfsinnes, wozu eine starre socialistische Theokratie, ein vollendeter Staatsabsolutismus, der für individuelle Freiheit keinen Raum läßt — wenn er auch sonst noch so wohlwollend für alle Bedürfnisse des Volkes sorgt —, und eine darauffolgende, jahrhundertelang dauernde Unterdrückung durch fremde Eroberer ein Volk herabwürdigen können: Reichtum, Ehre und selbst Furcht haben auf die Mehrzahl keinen Einfluß mehr — „Ich habe keinen Hunger", ist die Antwort, die man oft hören kann, wenn man einen indianischen Arbeiter mieten will.

Charakteristisch für den peruanischen Indianer ist seine unendliche Gleichgültigkeit — Glück oder Unglück, Reichtum oder Armut, gute oder schlechte Kost, alles gilt ihm gleich; wenn er sich nur den Bauch füllen und Coca kauen kann, ist er zufrieden. Selbst seine natürlichen Fähigkeiten, die, den vorhandenen Altertümern nach zu schließen, früher nicht unbedeutend gewesen sein können, erscheinen heute noch geringer als die des Negers. Großen Lastern ist er nicht ergeben, ausgenommen dem allgemeinen indianischen Fehler: der Trunksucht und kleinen Diebereien. Im ganzen aber sind die peruanischen Indianer ein ziemlich harmloses Geschlecht. Nur in den großen Städten, wie Lima, Cerro de Pasco, Arequipa und La Paz, wo sie in beständige Berührung mit den Weißen und Mestizen kommen, sind sie sehr verdorben, und einige der grausamsten dortigen Banditen waren Indianer.

Im allgemeinen ist der peruanische Indianer nachlässig und langsam und braucht für alles, was er anfängt, lange Zeit. Daher kommt das peruanische Sprichwort für alle Arbeiten, die Zeit und Geduld erfordern: „Das ist Indianerarbeit." Zu dieser Langsamkeit gesellt sich noch ihre Trägheit, die jetzt so tief eingewurzelt zu sein scheint, daß selbst ihr eigenes Interesse sie nur schwer dazu bringt, dieselbe abzuschütteln. Die Kreolen pflegen zu sagen: „Nur durch Gewalt und Schnaps bringt man den Indianer zur Arbeit, und nichts ist ihm heilsamer als Prügel." Diese Ansicht teile ich nun nicht unbedingt, da verschiedene Fälle gerade das Gegenteil beweisen. Auch fängt bereits der Indianer bei der sich mehrenden Niederlassung von Europäern im Innern von Peru an zu begreifen, daß er bei den Fremden besser aufgehoben ist als bei den Kreolen. Schon gehen häufig Indianer aus den kalten Hochebenen hinunter nach der deutschen Kolonie am Pozuzofluß, um Arbeit zu suchen, weil sie dort genügende und gute Kost und ihren Lohn regelmäßig ausgezahlt erhalten. Auch in Huanca-

Hosted by Google

bamba sowie im Chanchamayothale finden die Pflanzer wenig Schwierigkeit mehr, sich indianische Arbeiter zu verschaffen; ein Preuße Namens Mörner hatte zuweilen 40—50 Indianer auf seiner Pflanzung beschäftigt.

Von ihren auf der Hochebene gelegenen Dörfern kommen die Indianer, wie mir Herr Mörner erzählte, oft 150—220 km weit nach dem Chanchamayo. Selten bleiben sie aber länger als einen Monat und ziehen dann mit dem Ersparten nach ihrer kalten Heimat zurück. Ob nun das Erworbene der Arbeitszeit und auch der Zeit entspricht, die sie zur Hin- und Herreise bedürfen (etwa 8—10 Tage), ist ihnen ganz gleichgültig; der Wert der Zeit, die Mühen der Reise sind ihnen ganz unbekannt. Der indianische Arbeiter trägt 50 und mehr Kilogramm in Lebensmitteln auf dem Rücken, die er aus der Heimat mitbringt, damit sie ihm da, wo er zu arbeiten gedenkt und sich selbst zu beköstigen hat, zum Lebensunterhalt dienen; oft bringt er Frau und Kinder mit, die gleichfalls schwer bepackt sind. Sind die Lebensmittel zu Ende, dann fordert er seinen Lohn und zieht frisch und froh heimwärts. An Orten, wo der Arbeitslohn hoch war, verdiente der Mann vor dem letzten Kriege etwa 15 Soles Silber (60 Mark) im Monate; Frau und Kinder, die bei leichterer Arbeit, wie bei der Kaffee-, Baumwoll- und Cocaernte beschäftigt werden, verdienten die Hälfte. Aber auch zur ständigen Arbeit kann der Indianer erzogen werden. In dem Berg- und Hüttenwerke des Breslauers Pflücker in Morococha, einem der wenigen Orte in Peru, wo die indianischen Arbeiter regelmäßig bar ausbezahlt, und wo sie gut, aber streng behandelt und zur Ordnung angehalten wurden, war es gar nicht selten, daß ein Indianer nach mehreren Jahren sich so viel ersparte, um sich Grundstücke anzuschaffen und eine Hütte darauf zu bauen[1]. Nur braucht der Indianer einen strengen Vormund, er ist nicht selbständig.

Daß der Indianer nicht rechnen kann, zeigt sich auch in einem für ihn höchst ungünstigen Kontrakte, der in der Montaña von Huanuco und auch am Pozuzo oft abgeschlossen wurde; diese Verträge sind von alters her in Gebrauch, und der Indianer ist ein „Gewohnheitstier". Der indianische Cocapflanzer, Mejerero genannt, rodet den zur Pflanzung nötigen Wald, pflanzt und erntet die Coca bis zur ersten Vollernte, wozu er drei Jahre braucht. Der Ernteertrag wird gewogen und gehört dem Eigentümer der Pflanzung, der aber dem Mejerero den doppelten Preis dafür vergütet. Danach hat der Indianer keinen Anspruch mehr auf einen Lohn. Auf Rechnung dieser ersten Ernte erhält er in den drei Jahren, die er zu arbeiten hat, Vorschüsse, um damit seine Nahrung und übrigen Bedürfnisse zu bestreiten, wobei der Eigentümer Sorge trägt, nie größere Vorschüsse zu gewähren, als voraussichtlich nach drei Jahren der doppelte Preis der Cocaernte betragen wird.

[1] Ausland 1870, S. 1193.

Hosted by Google

Der Indianer ist ein Feind aller Veränderung, er ist der Typus der Stabilität und thut nur gerne, wie sein Vater und Großvater gethan. Während der Mestize, weniger stabil als der Indianer, die warme Kleidung nach Umständen mit einer leichtern vertauscht, benutzt der Indianer in jedem Klima — sowohl in seiner kalten Puna wie in den warmen Waldthälern — dasselbe dicke wollene Hemd, dieselben weiten, nur bis über die Kniee reichenden baumwollenen Beinkleider. Wollene lange Strümpfe und aus roher Kuhhaut geschnittene Sandalen, die mit Riemen am Fuße befestigt werden, und ein um den Leib geschlungenes wollenes Tuch vollenden den Anzug.

Und so arbeitet dieser Mann von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, den Strahlen einer tropischen Sonne ausgesetzt, sei es daß er Bäume fällt, sei es daß er Lasten von 50—75 kg auf dem Rücken fortschafft, oder daß er Erdarbeiten, wie Jäten u. dgl., gebückt verrichtet. Obgleich der Indianer nur langsam arbeitet, so könnte doch der Europäer dieses wenige unter gleichen Verhältnissen nicht leisten, ohne seine Gesundheit zu Grunde zu richten. Wenn deshalb der Europäer seine Ackergerätschaften zweckmäßig einrichtet, um nicht gebückt arbeiten zu müssen, und dadurch vermeidet, die sengenden Sonnenstrahlen auf den Rücken zu bekommen, so ist es doch vergebens, den Indianer von diesen Vorteilen überzeugen zu wollen. Er schaut die neuen Gerätschaften an, nimmt sie gleichgültig hin, arbeitet aber damit schlecht, oft weniger als bisher, und wenn ihm die Wahl bleibt, so greift er bald wieder zu seinen alten Werkzeugen, so wenig praktisch, so unbequem sie auch sein mögen.

Der Indianer spricht wenig. Macht man ihm einen Vorschlag oder giebt man ihm einen Rat, so sagt er nicht nein, selten ja: er antwortet ausweichend, und man muß oft staunen, mit welcher Geschicklichkeit, welcher Wendung der Sprache — kurz, man bleibt ebenso klug wie vorher, man hat eine Antwort erhalten und weiß doch nicht, woran man ist. Die meisten getauften Indianer von Peru sprechen, wenn auch nur notdürftig, spanisch; unter sich aber sprechen sie stets nur Quichua, die Hauptsprache des Inkareiches. Sie essen mäßig, wenn sie sich selbst die Kost stellen; werden sie aber auf der Pflanzung ernährt, so können sie Erstaunliches im Essen leisten. In der Regel halten sie nur zwei Mahlzeiten — die eine, wenn sie zur Arbeit gehen, vor 6 Uhr morgens, die andere, nachdem sie von der Arbeit gekommen, etwa um 7 Uhr abends. In kleinen irdenen Töpfen, für welche ein paar auf der Erde zusammengehäufte Steine den Herd bilden, bereiten sie ihre Speisen, und zwei oder mehr Personen führen gewöhnlich die Küche gemeinschaftlich, indem sie ihre Lebensmittel zusammenlegen, d. h. wenn sie auswärts in einem Bergwerke oder auf einer Pflanzung arbeiten, ohne ihre Familie bei sich zu haben.

Hosted by Google

Ist die Mahlzeit bereitet, so verzehren sie sie auf der Erde sitzend; Kürbisschalen dienen dabei statt der Teller, die Finger an Stelle der Gabel, die guten Zähne statt des Messers; ein Holz- oder Blechlöffel ist alles, was sie bedürfen; ein solcher aber ist genug für vier oder fünf Personen. Die Bestandteile des Mahles sind fast immer dieselben, Mais- oder Gerstenmehl, gerösteter Mais, Kartoffeln, und zuweilen, aber sehr selten, an der Sonne getrocknetes Schaf- oder Rindfleisch. Der Mais ist stets ein Hauptbestandteil der Mahlzeit; er vertritt, gekocht oder geröstet, die Stelle des Brotes und ist sehr nahrhaft. Der Indianer aber ist genügsam, und solange er sich eine Mehl- oder Kartoffelsuppe mit etwas Zwiebeln, spanischem Pfeffer und Schweinefett anmachen kann und Mais als Zukost hat, ist er zufrieden. Nur darf ihm dabei eine Sache nicht fehlen — die Coca.

Nachdem der Indianer seinen Morgenimbiß eingenommen, geht es um 6 Uhr an die Arbeit. Zuvor aber setzt er sich mit seinen Landsleuten auf die Erde oder die umliegenden Baumstämme, ein jeder nimmt seine Ledertasche hervor, in der die Cocablätter aufbewahrt sind; aus derselben Tasche nimmt er ein Kürbisfläschchen heraus, in dem sich pulverisierter Kalk befindet, den er zum Cocakauen benutzt. Wie bei dem Betel der Malaien wird nämlich auch bei der Coca ungelöschter Kalk oder die scharfe, beißende Asche gewisser Pflanzen, besonders der Quinoa, gebraucht, um den Geschmack und die Wirkung der Blätter zu vermehren. Der Genuß der Coca ist dem Indianer eine Notwendigkeit, ohne sie wird ihm jede Arbeit schwer und mühselig, und er ist nur dann zufrieden, wenn ihm seine Ration Coca nicht fehlt. Diese besteht aus etwa 60 g täglich. Für den mit dem Genusse Unbekannten hat sie einen adstringierenden, herben, aber nicht unangenehmen Geschmack. Wahrscheinlich wirkt der Genuß narkotisch, vielleicht auch verdauend; ihre nervenstärkende Wirkung habe ich selber erprobt; denn als ich einmal eine Meereshöhe von 5000 m zu ersteigen hatte, trank ich zuvor etwas Cocathee und blieb von der Veta befreit. Das übermäßige Cocakauen zeigt aber ähnliche Erscheinungen wie das Opiumrauchen, und man wird nicht fehlgehen, wenn man die physische Schlaffheit und Gleichgültigkeit der heutigen peruanischen Indianer außer den jammervollen socialen Lebensbedingungen auch dem ununterbrochenen Gebrauche dieses Reizmittels zuschreibt.

Fast unglaublich ist es, wie wenig Nahrung der Indianer für eine lange Zeit nötig hat und welch schwere Arbeit er dabei verrichtet. Mit etwas geröstetem Mais oder Gerstenmehl unterzieht er sich langen Reisen. Die indianischen Briefträger (chasques) legen oft in 24 Stunden 15 geographische Meilen zurück, wobei sie allerdings oft abgelöst werden[1]. Der Indianer wandert bergauf, bergab, oft mit schweren Lasten auf dem Rücken,

[1] Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1880, S. 426.

Hosted by Google

zuweilen Tag und Nacht hindurch — er marschiert immer vorwärts, ohne müde zu werden. Sagt man dem Indianer: wache die Nacht hindurch — er kann es nicht ohne Coca; giebt man ihm diese, so wird es ihm ein leichtes sein.

Die meiste häusliche Arbeit überläßt der Indianer der Sorge seiner Frau. Die Weiber spinnen — immer kann man sie mit ihren Spindeln einhergehen sehen, auch wenn sie schwere Lasten tragen —, besorgen die Küche, kochen die Kartoffeln, rösten den Mais und bereiten das Maisbier (Chicha), während die Männer zusammengekauert, den Kopf auf den Ellenbogen und diesen auf das Knie gestützt, dasitzen und auf die Weiber hinstarren oder Chicha trinken und sich nicht rühren, bis sie der Hunger dazu treibt. Die einzige Arbeit, die sie für ihre Familie vollbringen, ist die Bebauung eines kleinen Feldes, aber auch hierbei besorgen die Weiber das Jäten, Säen und Ernten. Was die Männer außerdem als Taglöhner, Schäfer oder in den Bergwerken verdienen, wird meist für Schnaps und Coca ausgegeben. In seinem Dorfe — ausgenommen die Indianer, die einem Gutsherrn verschuldet und vollkommen dessen Leibeigene sind — arbeitet der Indianer fast nie für andere, geht aber auf zwei oder drei Monate nach einer benachbarten Stadt, in ein Bergwerk oder in die Waldregion (Montaña), um dort zu arbeiten, und kehrt dann mit etwas Geld zurück, um es daheim zu vertrinken.

Geriebene Spitzbuben giebt es sehr wenig unter den Indianern: dazu sind sie zu unpraktisch. Man kann dem Indianer große Summen vorschießen, er arbeitet sie redlich ab; mit kleinern Beträgen läuft er davon. Bezahlt man einem indianischen Maultiertreiber die ganze Fracht voraus, so besorgt er sie ehrlich an Ort und Stelle; schießt man ihm aber nur ein paar Thaler davon vor, so läßt er die Ladung oft irgendwo liegen und entflieht. So stehlen auch die Indianer nie große Summen, man kann ihnen solche ruhig anvertrauen, aber Kleinigkeiten stehlen sie wie die Raben; fährt man den Sünder dann an: „Du bist ein Schuft", so antwortet er gleichmütig, wie wenn sich das von selbst verstände: „Si, Señor!" (Ja, Herr!) Der Eigensinn dieser Leute geht über alle Beschreibung. Sehr schwer ist es, ein Verbrechen durch Zeugenaussagen zu entdecken. Der Indianer sagt nichts aus, wenn man ihn mit Gewalt dazu zwingen will.

Immer ist es schwer, den Indianer aus seiner Trägheit aufzurütteln. Wenn ein Reisender seinen Weg verfehlt hat und in einer Indianerhütte einen Wegweiser verlangt, so versteckt sich der Indianer und läßt seine Frau antworten, er sei nicht zu Hause. Betritt nun der Reisende die Hütte, so kann er weder die Anwesenden noch sonst irgend etwas sehen, denn es ist inwendig zu finster und alles mit Rauch erfüllt; es ist nur eine meterhohe Thüre und sonst keine Öffnung an der Hütte vorhanden. Der Reisende

Hosted by Google

mag nun bitten und versprechen, was er will, alles ist umsonst, durch nichts kann er den Indianer bewegen, aus der Hütte zu treten, als nur durch die Peitsche. Dasselbe ist der Fall mit irgend einer andern Beschäftigung, die er dem Indianer vorschlägt, oder mit irgend einer Sache, die er verweigern kann. Sie verkaufen nichts, und ihre beständige Antwort, wenn man sie auch nur um einen Trunk Wasser anspricht, ist: „Manam canchu“ (Es ist nichts da), so daß nichts übrig bleibt, als mit Gewalt zu nehmen, was man braucht.

Vom Christentum wissen die Indianer sehr wenig, und alle Pfarrer klagen über ihre Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, während die Neger durchschnittlich frömmer seien. Wenn die Indianer im Katechismus unterrichtet werden, so machen sie nie Einwürfe, geben alles zu, glauben aber in Wirklichkeit nichts. Werden sie auf ihrem Todbette ermahnt, als gute Christen zu sterben, so hören sie ruhig zu, ohne jede Spur von Aufregung. Die Idee des Todes und die Furcht, die seine Nähe bei andern Menschen erregt, hat weniger Gewicht bei dem Indianer als bei dem Weißen oder Neger. In ihren Krankheiten empfinden sie nichts als die Schmerzen; sie begreifen nie, daß ihr Leben in Gefahr sein könne, noch scheinen die Ermahnungen der Priester Eindruck auf sie zu machen.

Nur die Kirchenfestlichkeiten, wobei stark getrunken wird, beobachten sie regelmäßig — ihr größter Genuß ist eben neben dem Cocakauen die Trunkenheit. Solche Festlichkeiten dauern gewöhnlich drei Tage, und das schlimmste dabei ist, daß selbst gewissenlose kreolische Priester dieselben oft begünstigen, da dies das einzige Mittel ist, die Indianer zu reichlicher Beisteuer zu bewegen. Der Indianer setzt großen Stolz darein, zum „Mayordomo“ (Verwalter) eines Festes ernannt zu werden. Er erklärt öffentlich in der Kirche, die Unkosten tragen zu wollen, und wird darauf vom Pfarrer zum Mayordomo ernannt. Die oft sehr beträchtlichen Unkosten bestehen in den Ausgaben für die Prozession, Wachskerzen, Raketen, den Gebühren für den Geistlichen und für große Mengen von Branntwein und Chicha. Viele Indianer ruinieren sich damit so vollständig, daß sie nicht nur ihre ganze Habe verkaufen, sondern selbst genötigt sind, sich in Schulden zu stürzen, wodurch sie auf Lebenszeit zu Leibeigenen irgend eines benachbarten kreolischen Gutsbesitzers herabsinken.

Jede Taufe und jedes Begräbnis wird gleichfalls durch starkes Trinken verherrlicht. Die Hütte, in der ein Indianer gestorben, wird dann mit irdenen Krügen voll Chicha angefüllt, und nicht nur die Verwandten und Freunde des Verstorbenen ertränken ihren Schmerz in Chicha, sondern sie nötigen auch jeden Vorübergehenden, einzutreten und zur Ehre des Verstorbenen zu trinken. Diese Ceremonie dauert drei bis vier Tage. Ein besonders freudiges Ereignis, das mit Tanzen und Trunkenheit gefeiert wird,

Hosted by Google

ist der Tod eines ganz kleinen Kindes, da dieses nach dem Volksglauben unmittelbar in einen Engel verwandelt wird[1].

Dem Spiele sind die Indianer nicht ergeben, und in dieser Beziehung ahmen sie das Beispiel der weißen Kreolen und Mestizen nicht nach. Ihre Hauptnahrung ist in Peru gekochter oder gerösteter Mais und Kartoffeln, in Ecuador ist es die „Macha", geröstetes Gerstenmehl. Dies nehmen sie trocken und setzen Wasser oder Chicha darauf; die Chicha ist eine gegorene Maisabkochung; sie ist kühlend, öffnend und wirkt, im Übermaß genossen, berauschend. Sie ist sehr nahrhaft, und deshalb sind die Indianer so gesund, kräftig und fähig, die größten Strapazen zu ertragen. Höchst merkwürdig ist die lange Lebensdauer der peruanischen Indianer; in keinem Lande der Welt kommen wohl so viele Hundertjährige vor wie unter den Indianern des peruanischen Hochlandes, wo sogar ein Alter von 130 Jahren keine sehr große Seltenheit ist. Und doch sind ein Beweis des Verkommens der Indianer die häufig wiederkehrenden Pocken- und Typhusepidemien, die in den letzten 40 Jahren wohl ein Viertel der indianischen Bevölkerung von Peru hinweggerafft haben, während nur wenige Weiße davon befallen wurden.

Die Wohnungen der Indianer sind kleine, elende Hütten von kreisrunder Form mit einer einzigen niedrigen und engen Öffnung, die als Thüre dient. Sie sind aus unbehauenen Steinen gebaut und mit getrocknetem Grase bedeckt. Sie haben keine Abteilungen in der Hütte, die ganze Familie wohnt darin nebst Schweinen, Hunden, Hühnern, Lämmern und Meerschweinchen. Ihr sämtliches Hausgeräte besteht in einigen irdenen Geschirren und Kürbissen, etwas Wolle oder Baumwolle zum Spinnen für die Weiber und einigen Schaffellen (gewöhnlich voll von Läusen), worauf sie schlafen, nachdem sie sie auf dem feuchten Boden ausgebreitet haben. Viele Indianer legen sich zum Schlafen nicht nieder, sondern sitzen zusammengekauert mit den Ellbogen auf den Knieen. Sie entkleiden sich beim Schlafengehen nie; in den kältern Gegenden waschen sie sich höchst selten. Das Feuer befindet sich in der Mitte der Hütte und erfüllt sie mit Rauch.

Obgleich sie einige Hühner und Schweine ziehen, so essen sie doch selten Fleisch; sie fühlen so große Zuneigung zu ihren Haustieren, daß sie sich schwer entschließen, eines zu töten. Auf Reisen führt der Indianer häufig seine ganze Familie mit sich, wobei die Mutter die kleinen Kinder in ein wollenes Tuch geschlungen auf dem Rücken trägt. Die Thüre des Hauses wird mit einer Schnur zugebunden, da inwendig nichts vorhanden ist, was die Habsucht reizen könnte. Die Haustiere werden der Sorge eines Nachbars anvertraut, wenn die Reise länger dauern soll — wenn nicht, so

[1] Die Sitte, den Tod unschuldiger Kinder freudig zu feiern, besteht übrigens auch bei der weißen Bevölkerung von Südamerika, z. B. in Chile und Uruguay.

Hosted by Google

haben die Hunde die übrigen Tiere zu bewachen. Die Indianerhunde sind so treu, daß sie niemand der Hütte sich nähern lassen; im allgemeinen hassen sie die Weißen, während die Hunde der Weißen die Indianer nicht leiden mögen.

Die Indianer des Innern sprechen alle die Quichua- oder Inkasprache (im Süden von Peru und im größten Teile von Bolivia das Aymará), welche auch von den Mestizen unter sich in den meisten Städten des Gebirges gebraucht wird. In den Schulen (wo solche vorhanden sind) müssen sie jetzt Spanisch lernen, aber sie sprechen es nie gerne, selbst mit Personen, die kein Quichua verstehen, und oft sind sie so eigensinnig, auf spanische Fragen keine Antwort zu geben, wenn sie das Spanische auch wohl verstehen und sprechen. In den Küstenstädten hingegen thun viele Mestizen und Indianer, als ob sie das Quichua nicht verständen, und halten es für eine Schande, es zu sprechen.

Alle Indianer sind höchst abergläubisch, und in einigen Gegenden haben sie noch Überbleibsel ihrer Religion beibehalten, die alle Bemühungen der Geistlichkeit nicht ausrotten konnten; sie besitzen gewisse Mittel, wodurch sie glauben die Zukunft deuten oder einen glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen bewirken zu können. In den Mund der Toten stecken sie Cocablätter und hängen um den Hals des Leichnams ein Säckchen mit Coca und Mais. In jedem Hause, wo im letzten Jahre ein Angehöriger gestorben ist, wird am Allerseelentage ein Tisch gedeckt mit Branntwein, Coca, Papiercigarren und den Lieblingsgerichten des Verstorbenen. Die Hütte wird den ganzen Tag verschlossen gehalten, denn die Verwandten des Verstorbenen glauben, daß er an diesem Tage wieder seine alte Wohnung besucht und die dort vorrätigen Speisen kostet.

Für seine Verstorbenen läßt der Indianer gern vom Priester Gebete verrichten, wobei er namentlich darauf hält, daß der Name des Verstorbenen laut und deutlich genannt werde. Auch soll während des Gebetes womöglich ein Teil des Verstorbenen oder etwas, was ihm zu Lebzeiten gehört hatte, z. B. ein Kleidungsstück, zugegen sein. So brachte um die Zeit, als Friedrich Gerstäcker die deutsche Niederlassung am Pozuzo besuchte, ein Indianer dem dortigen Pfarrer Joseph Egg zu diesem Zwecke aus weiter Ferne den in ein Tuch gewickelten Kopf eines vor Jahren verstorbenen Angehörigen mit, für den er um die Abhaltung eines Jahresgedächtnisses oder um ein sogenanntes Responso (Fürbitte für einen Verstorbenen mit Weihwasserbesprengung) nachsuchen wollte.

In der Ehe sind die Indianer sehr eifersüchtig, und grausame Morde werden aus diesem Motive begangen. Unter den jetzigen Umständen ist auch jeder Versuch, die Indianer zu bessern, unnütz; zudem sind die Kreolenregierungen zu erbärmlich, um in dieser Hinsicht etwas thun zu können oder zu wollen. Da keine Strafe bei den Indianern für eine Schande gilt, so ist auch keine streng genug, um sie im Zaume zu halten. Körperliche Züchti-

Hosted by Google

gungen haben noch den meisten Erfolg bei ihnen, da sie Schmerz verursachen, und vor ihnen haben sie die meiste Scheu; bald nachher aber, wenn der betreffende Körperteil nicht mehr weh thut, haben sie auch diese vergessen. Sowie die Erfahrung die Schwierigkeit gezeigt hat, die Fehler der Indianer zu ändern, so kam auch zuletzt der bessere Teil des Klerus (leider schwach genug in Peru vertreten) zur Überzeugung, man werde am besten thun, einen Teil ihrer Laster einstweilen weniger zu berücksichtigen und die Anstrengungen nur auf die Besserung der gefährlichsten zu beschränken. Die Jesuiten hatten dies schon lange eingesehen und verstanden es besser als alle andern, die Indianer zu behandeln; diese eifrigen Priester haben in Peru sowohl wie in Paraguay die Indianer zur Arbeit erzogen und zu bessern Menschen gemacht.

Da die Fähigkeiten der Indianerkinder so wenig durch die Erziehung, die sie jetzt erhalten, entwickelt werden, so ist ihr Stumpfsinn ganz natürlich; doch bei solchen, die ein wenig Unterricht genossen haben, ist schon ein bedeutender Unterschied wahrnehmbar, obgleich sie nicht die schnelle Auffassungsgabe der Kreolenkinder besitzen. Wenn die Kinder von Indianern sowohl wie von Negern gehoben werden sollen, so müssen sie durchaus von ihren Eltern getrennt werden, da deren schlechtes Beispiel jede Besserung hindert und jeden Unterricht unnütz macht.

Höchst sonderbar ist die instinktive Scheu, die der Indianer vor dem Weißen hat, obgleich sie, wenn von Weißen angeführt, oft großen Mut zeigen. Ein einziger Weißer genügt zuweilen in einem Dorfe, um alle indianischen Bewohner im Zaume zu halten. Diese Furcht scheint von alten Überlieferungen herzurühren, die auch den Spaniern die Eroberung erleichterten. Der Inka Viracocha soll schon im 14. Jahrhundert die Unterjochung des Landes durch weiße, bärtige Leute prophezeit haben, und noch heute nennen die Indianer den Weißen „Viracocha“. Wenn die Indianerkinder diesen schrecklichen Namen hören, laufen sie weg und verstecken sich.

In allen Gegenden, wo, wie z. B. im Bezirke von Jauja, keine großen Pflanzungen vorhanden sind, in denen die Indianer durch verschiedene Mittel vollständig zu Leibeigenen gemacht werden, besitzen sie etwas Eigentum und sind verhältnismäßig wohlhabend. In Vilcabamba bei Cuzco giebt es selbst Indianer, die 50 Pferde und 1000 Schafe besitzen. Die Wolle verkaufen sie oder weben sie selber, verkaufen aber nie ein Schaf. Diese Indianer sind viel sittlicher und weniger dem Trunke ergeben als ihre Stammesgenossen in den übrigen Teilen des Bezirkes von Cuzco, wo es im Interesse der Weißen liegt, sie im Trunke und dadurch in Schulden und Knechtschaft zu erhalten. Auf noch einfachere Weise verstand es der Richter von Santa Ana bei Cuzco, Leibeigene zu erwerben. Jeden Verbrecher schickte er auf seine Cocapflanzung, wo er ihn arbeiten ließ und von wo der Sträfling

Hosted by Google

so bald nicht wieder loskam. Andere Richter, die selbst in der Nähe keine Pflanzungen besaßen, pflegten die Sträflinge gegen Vergütung an benachbarte Pflanzer abzutreten, wo sie oft zeitlebens Leibeigene blieben.

In Huanuco erfuhr ich manches, wie die dortigen reichen Pflanzer die Indianer in der Leibeigenschaft erhalten. Ein Indianer sieht sich z. B. genötigt, 10 oder 12 Dollars zu leihen, und verspricht die Schuld abzuarbeiten. Nachdem er eine Woche lang auf der Pflanzung gearbeitet hat, wird ihm sein Tagelohn nicht von der Schuld in Abzug gebracht, sondern in Waren zum doppelten Preise ihres Wertes ausbezahlt, in Rohrzucker, Mais, Coca u. s. w. Braucht der Ärmste Zeug zu Kleidern, so darf er es nicht kaufen, wo er will, sondern muß es in der Pflanzung zu doppelten Preisen entnehmen. Wollte sich irgend ein Händler dazu herbeilassen, in der Pflanzung Waren zu billigen Preisen anzubieten, so würde er bald hinausgeprügelt oder mit Hunden hinausgehetzt werden. Keine Behörde würde es wagen, ihn zu beschützen. Die Schuld des Indianers steigt also beständig, und nach seinem Tode müssen seine Kinder für diese Schuld haften und werden dadurch gleichfalls Leibeigene der Pflanzung. Dieses Verfahren ist freilich ungesetzlich, allein im Innern von Peru haben die Gesetze gar keine Kraft, die großen Gutsbesitzer sind dort feudale Herren, die thun und lassen, was sie wollen. Jeden Tag wird dem Indianer seine Aufgabe bestimmt, die er zu arbeiten hat; Trägheit, Trunkenheit oder Diebereien werden mit Ketten oder Peitschenhieben bestraft. An ein Entfliehen ist kaum zu denken, da die verschiedenen Pflanzer unter sich eine gute Polizei organisiert haben, die jeden Flüchtling bald gebunden zurückbringt — seine Strafe sind dann 50 Peitschenhiebe. Die auf der Pflanzung geborenen Indianer müssen drei Tage in der Woche für die Kost und drei Tage für Kleidung, Coca und Tabak arbeiten — sonst erhalten sie nichts. All dies ist der Regierung in Lima wohl bekannt, aber sie versucht nicht einmal etwas dagegen zu thun. Kein Präfekt wagt es zu verhindern, im Gegenteil, sie unterstützen es und suchen den mächtigen Gutsherren, die es in ihrer Macht haben, sie wegzujagen, zu schmeicheln.

Die Mißachtung der Behörden und Gesetze im Innern von seiten der meisten Bewohner ist allgemein. Die Indianer respektieren keinen Präfekten oder Unterpräfekten, der kein Grundeigentum in der Provinz besitzt; die Geistlichkeit hat auch nicht mehr den Einfluß wie früher, und so ist in vielen Gegenden des Innern keine andere als die feudale Gewalt der Gutsherren geblieben; fast jedes Thal besitzt dort seinen Herrn. Diese haben noch ein anderes sehr mächtiges Mittel, die Indianer zu fesseln, nämlich die Anhänglichkeit des Indianers an die Scholle, wo er geboren wurde, und seine Sucht, sein eigenes Stück Land zu bearbeiten, das ihm der Gutsherr oft überläßt unter der Bedingung, daß der Indianer drei Tage in der

Hosted by Google

Woche für ihn arbeitet. So können viele Landbesitzer in Tarma so viel Arbeiter umsonst bekommen, als sie haben wollen, während Fremde, die gut bezahlen, oft die größte Mühe haben, Arbeiter zu finden.

Auch die Unwissenheit der Indianer wird oft benutzt, um sie zu knechten. So kannte ich im Gebirge östlich von Cerro de Pasco einen Gutsbesitzer, dessen Indianer in der spanischen Zeit „Yanaconas" (fronpflichtig) gewesen waren, wofür der Gutsherr einen jährlichen Tribut an die spanische Regierung zahlen mußte. Die armen Indianer waren in dieser abgelegenen Gegend in dem Glauben gelassen worden, sie seien noch immer „Yanaconas", mußten für den Gutsherrn ohne Lohn arbeiten und bekamen von diesem nur ein Stück Land, das ihre Frauen und Kinder bebauten.

Ist es demnach ein Wunder, daß der Indianer so stumpfsinnig geworden ist, wenn jeder ihn mißhandelt und jeder ihn mißbraucht? Am Wegebau muß er umsonst arbeiten, für Botendienste (im Auftrage der Behörden) wird er nicht bezahlt. Kommt irgend ein Reisender in einem Orte an und braucht ein frisches Pferd oder Maultier, so wendet er sich an den Alkalden und bezahlt diesem die Taxe. Der Alkalde nimmt dem ersten besten Indianer ein Tier weg — was er bei keinem Weißen, Mestizen oder Neger wagen würde — und schickt es auf die Reise, von wo es oft zusammengebrochen zurückkehrt, ohne daß der Indianer vom Alkalden etwas ausbezahlt bekommt.

Einer der schändlichsten Mißbräuche des Landes ist die gewaltsame Aushebung der Rekruten, und da dieselben fast nur aus der arbeitenden Bevölkerung, den Indianern, genommen werden, so wird dem Lande dadurch ein ungeheurer Schaden zugefügt. Dem Gesetze nach dürfen nur Vagabunden mit Gewalt unter das Militär gesteckt werden, sonst ist das Heer durch Freiwillige zu rekrutieren; allein die schlimmsten Vagabunden finden sich gerade unter Kreolen, Mestizen und Mulatten, und diese dienen nur als Offiziere, nie als gemeine Soldaten. Neger finden sich auch nicht viele im Heere, nur in der Kavallerie, da sie sich nicht so leicht pressen lassen wie die Indianer.

Der Indianer ist im Innern von Peru wie im ganzen andern spanischen Amerika die melkende Kuh, an der alle saugen, und trotz aller schönen demokratischen Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, womit die Verfassungen jener Republiken gespickt sind, ist er noch immer ein so vollkommener Sklave wie zu den Zeiten der Spanier. Unter diesen Umständen ist es nur zu verwundern, daß der Indianer nicht noch tiefer heruntergekommen ist, und daß man unter ihnen überhaupt noch fähige, intelligente Leute antrifft.

Hosted by Google

III.

Chachapoyas.

Die Punaregion. — Das Vicuña. — Der Marañon. — Die Stadt Chachapoyas. — Der Ackerbau in der Sierra. — Die Kreolen im Innern. — Justiz und Verwaltung. — Der Klerus. — Don Pedro Ruiz. — Abenteuer eines Goldsuchers. — Gesundes Klima.

In Cajamarca wohnte ich im Hause des Unterpräfekten, der mich mit der größten Zuvorkommenheit aufnahm; die Expedition ward in einem der aufgehobenen Klöster bequem untergebracht. Allgemein herrscht in Peru große Gastfreundschaft und große Höflichkeit; doch muß man sich hüten, alle Höflichkeitsphrasen allzu wörtlich zu nehmen. In allen spanisch-amerikanischen Ländern sind sehr viele Artigkeitsformeln und banale Etikettenphrasen im Gebrauche, und man macht alle möglichen liebenswürdigen Versprechungen, ohne daß man dabei im geringsten daran denkt, sie auch zu halten, und sich sogar wundert, wenn jemand so naiv ist, an deren Erfüllung zu glauben[1]. Daher kommt es, daß viele Europäer, denen diese absurde Sitte noch unbekannt ist, meinen, sie hätten es mit lauter falschen, perfiden Menschen zu thun, die kein wahres Wort zu sprechen vermögen. Man erzählt vom General Bolivar, daß er diese Sitte sehr gut auszunutzen verstand, um seine Kavallerie mit guten Pferden zu versehen.

[1] Dies bestätigt auch Middendorf, Peru I, 208.

Hosted by Google

„Que hermosos caballos!“ (Welch prächtige Pferde!) pflegte er zu sagen, wenn er auf einer Pflanzung brauchbare Pferde erblickte.

„Estan todos à la disposicion de V.“ (Sie stehen Ihnen alle zu Diensten), beeilten sich die Eigentümer zu sagen.

„Muchas gracias!“ (Besten Dank!)

Und sofort befahl der General einem Soldaten, die Tiere wegzuführen.

Oft wird im Innern die Gastfreundschaft lästig, namentlich das viele Nötigen zum Essen und Trinken. Alle Augenblicke heißt es beim Mahle: „Um Gottes willen, wie wenig essen Sie! Ich darf Ihnen doch noch ein anderes Stück anbieten? Nehmen Sie diesen Bissen, er ist besonders gut!“ und ähnliche Phrasen mehr, durch die der Eingeladene gegen seinen Willen zum Essen genötigt wird, um nicht für unhöflich zu gelten. Oft reicht noch die Frau vom Hause als Zeichen ihrer besondern Gewogenheit an ihrer Gabel einen ausgesuchten Bissen von ihrem Teller, den man bei Leibe nicht zurückweisen darf, denn dies wäre die größte Beleidigung; ebenso muß man durchaus trinken, wenn irgend eine der anwesenden Damen dazu einladet, und genau so viel, als sie vortrinkt. Diese Damen im Innern sind gar nicht ätherischer Natur und können einem gehörig zusetzen.

Bei dieser Gelegenheit will ich einige der gebräuchlichsten Gerichte beschreiben, welche die peruanische Küche liefert. Den ersten Rang nimmt der „Puchero“ ein, in Spanien „Olla potrida“ genannt, der durch die Menge seiner Bestandteile allein schon ein vollständiges Mittagsmahl ausmacht. Um den Puchero nach den Regeln der peruanischen Gastronomie zu bereiten, werden in einen großen Topf frisches und auch etwas getrocknetes Rindfleisch, Speck, Schweinsfüße, Wurst, Kohl, Bataten, Yucas, Bananen, Kartoffeln, Quitten, Erbsen und Reis geworfen; alles dieses läßt man mit Salz und der nötigen Wassermenge sechs Stunden lang auf gelindem Feuer kochen, worauf dieses monströse Gericht auf den Tisch kommt. Wer einen Teller voll von diesem Puchero gegessen hat, läuft keine Gefahr mehr, in den nächsten 24 Stunden an Entkräftung zu sterben.

Ein anderes Nationalgericht ist das unvermeidliche „Chupe“, jedenfalls weit schmackhafter als der Puchero. Es wird aus Kartoffeln bereitet, die in Wasser oder Milch gekocht werden, wozu noch Krebsschwänze, gebackener Fisch, Käse, Eier, Schweinefett und Salz kommen. Viele andere peruanische Lieblingsgerichte schmecken fade, z. B. der „Tamal“, eine aus Maismehl; Erdnüssen, spanischem Pfeffer, Schweinefleisch und sehr viel Fett bestehende Masse, die zusammengeballt in Wasser abgekocht wird. Die Nationalgerichte par excellence sind aber die „Picantes“. Sie bestehen aus verschiedenem Fleisch, Fisch, Kartoffeln u. s. w. und sind eher Gifte als Nahrungsmittel wegen der enormen Masse von spanischem Pfeffer, die sie enthalten. Dem neu angekommenen Europäer pressen sie Thränen aus,

Hosted by Google

wenn er sie in den Mund bringt. Das brennendste von allen ist der „Ceviche". Er wird aus kleinen Stücken rohen Fisches bereitet, die einige Tage lang mit sehr viel spanischem Pfeffer und Salz in sauern Orangensaft gelegt werden, bis der Fisch ganz vom Pfeffer durchdrungen und hierdurch sowie durch die Säure der Orange gar geworden ist. Mancher Europäer, der diesen Ceviche zum erstenmal versuchte, stand minutenlang da mit weit geöffnetem Munde und fühlte in seinem Magen alle Qualen der Hölle. Um die Schärfe des spanischen Pfeffers zu mildern, wird viel Chicha dazu getrunken. Die peruanischen „Dulces" (Süßigkeiten) und Backwerk, die zu allen Tageszeiten in Masse genossen werden, können nur einem peruanischen Gaumen behagen. Europäer rühren sie selten an.

In Cajamarca wurden sämtliche Reit- und Lasttiere der Expedition gewechselt und andere genommen, die uns bis Chachapoyas — 230 km weit — zu tragen hatten. Bald hinter Cajamarca stieg der Weg allmählich bis zu einer Höhe von über 3500 m über dem Meere[1], wo wir wieder die Punaregion mit ihren düstern, monotonen Hochebenen und ihrem unfreundlichen Klima betraten. Hier friert es Sommer und Winter fast jede Nacht; manchmal fällt sogar das Thermometer bis —6° C, während es im Sommer um die Mittagszeit, aber nur auf wenige Stunden, oft bis zu 22° C steigt. Die kalten Winde, Hagelschauer und Schneestürme und furchtbare Gewitter machen diese Punaregion zu einer der unangenehmsten der Welt — es ist das Sibirien unter den Tropen. In der trockenen Jahreszeit dagegen richten sich im Hochgebirge unwillkürlich und mehr als sonst wo die Blicke des Reisenden auf zum Himmel. Bei Tag erscheint dieser dunkelblau, strahlend; des Nachts glänzen seine Gestirne mit einer Pracht und Majestät, wie wir sie annähernd nur in kalten, klaren Winternächten sehen. Die volle Mondscheibe sieht man in einem rötlichen Lichte, auch wenn erst ein schmaler Streifen ihres Randes wirklich erleuchtet ist; dies ist eine Folge der größern Durchsichtigkeit der Luft und des kleinen Dunstkreises, den das Auge in diesen Hochländern leichter durchdringt. Die Mondsichel hat in diesen Breitengraden noch die Eigentümlichkeit, daß sie nicht, wie bei uns, mit den Spitzen nach links oder rechts gerichtet erscheint, je nachdem sie zu- oder abnimmt, sondern nach unten oder oben. Ein Sonnenaufgang bei hellem Wetter bietet in diesen Höhen, wo man fühlt, daß man die reinste Luft atmet und über die Dünste der tiefern atmosphärischen Schichten erhaben ist, ein Schauspiel von wunderbarer Farbenpracht! Zuerst Veilchenblau, das in Purpur und dann in Rosa übergeht, darauf sich aber in Silber und zuletzt in Gold verwandelt, zumal da, wo im Osten der Hori-

[1] Nach Dr. A. Stübel beträgt die Höhe des Passes 3797 m (Petermanns Mitteilungen 1887, S. 44).

Hosted by Google

zont durch die Schneekette der Cordilleren begrenzt wird. Das Sonnenlicht ist in den Hochländern viel greller als in den gemäßigten und warmen Zonen und greift nicht selten die Sehnerven der Ausländer an. Die Luft ist sehr reich an Elektricität, deren Ausströmen sich oft durch blau leuchtende Büschel und Streifen (das sogen. St. Elmsfeuer) an den Spitzen der Felsen und verkrüppelten Sträucher kundgiebt [1].

Die Punas sind mit kurzem, bräunlichgrünem Grase bedeckt, ihr Boden ist im allgemeinen feucht und enthält ebenso wie die ihnen ähnlichen sibirischen Tundren viele Torfmoore, die dem Reisenden, wenn er den Weg verfehlt, gefährlich werden; denn schon manchmal sind Roß und Reiter in diesen trügerischen, mit grünem Rasen überzogenen Sümpfen versunken. Hier, wo kein Holz vorkommt, dient der Torf sowie getrockneter Kuhdünger als Brennmaterial. Und doch könnten wohl Lärchen, Föhren und Birken in den geschützten Schluchten dieser hohen Regionen angepflanzt werden, um dem Bewohner Feuerung und das für den Bergwerksbetrieb so notwendige Bauholz zu gewähren. Allein an solche Dinge denkt keine peruanische Regierung.

Auf den ungeschützten, allen Winden ausgesetzten Hochflächen aber ist kein Anbau möglich. Nur Gerste, die aber nicht in Ähren schießt, wird als Viehfutter noch bis zu 4000 m Höhe gezogen, ebenso die Maca, eine rübenartige Wurzel von nicht unangenehmem Geschmack. Man kann sie ein ganzes Jahr lang aufbewahren, wenn man sie ein paar Tage zum Trocknen in die Sonne legt und dann gefrieren läßt. Die Indianer machen von diesen Macas eine Art Sirup von unangenehm süßlichem Geruch und Geschmack, dem sie große Heilkräfte nachrühmen. Da die Bewohner dieser Hochebenen ihre Hauptnahrungsmittel aus den oft weit entlegenen wärmern Thälern holen müssen, so gebrauchen sie verschiedene Mittel, um ihren Bedarf an Lebensmitteln, z. B. Kartoffeln, auf längere Zeit zu erhalten. Diese Mittel sind gewöhnlich Trocknen und Gefrieren, und namentlich die Kartoffeln präparieren sie auf sehr verschiedene Weise. Die gewöhnlichsten Speisen hier sind der Chuno und die Chochoca. Ersterer wird bereitet, indem man die rohe Kartoffel einige Tage in Wasser legt, sie dann vollkommen trocken auspreßt und hernach gefrieren läßt. Bei der Bereitung der Chochoca wird die Kartoffel gekocht, dann geschält und zuletzt läßt man sie gefrieren. Beide Arten der Zubereitung geben sehr gesunde und nahrhafte, leicht verdauliche Speisen, die die Arrow-Root völlig ersetzen, und würden auf langen Seereisen vortreffliche Dienste leisten.

Auf diesen Hochebenen wird viel Rindvieh- und Schafzucht getrieben; auf manchen Gütern werden über 20000 Schafe und 500 Kühe gehalten. Viele Stiere gehen hier monatelang ganz allein und werden dann sehr wild und gefährlich; der Indianer scheut es sehr, sich ihnen allein zu nähern.

[1] E. Mosbach, Ausland 1871, S. 300 f.

Hosted by Google

Die Schäfer wohnen in kleinen runden Hütten, deren etwa 1 m hohe Mauer aus Steinen aufgebaut ist, auf denen ein spitzes Dach von dick aufeinandergelegten Binsen ruht. In dieser Hütte haben sie aus Lehm roh zusammengeklebte und von ihnen selbst aufgestellte Öfen, die so gut geformt sind, daß sie tüchtig ziehen und die Hütte gehörig durchwärmen. Rings im Innern läuft eine Bank von an der Sonne getrockneten Rasenstücken,

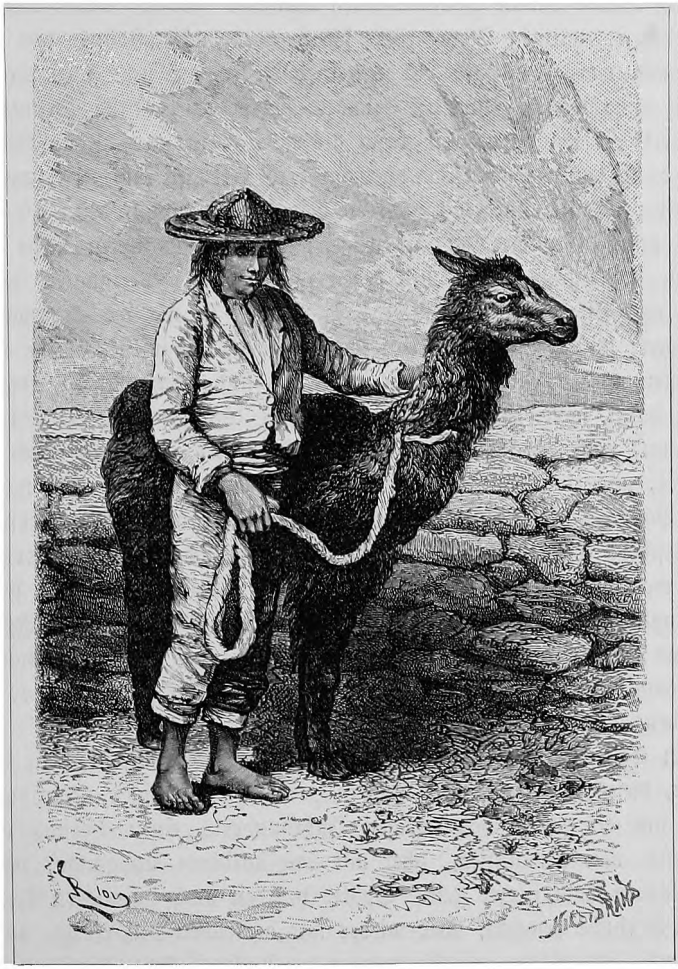


Fig. 19. Lamatreiber.

die — zuweilen auch zur Feuerung benutzt — über Tag als Sitz und des Nachts als warme Lagerstätte dient. Der Rauch zieht natürlich durch das Dach oder wo er eben sonst einen Ausweg findet — Schornsteine kennt man nicht.

Die Schafe weiden an den Berghängen und trockneren Stellen der Punas, die Lamas hingegen halten sich lieber an den tief gelegenen

Hosted by Google

sumpfigen Stellen auf, die das Schaf vermeidet. Das Lama hat aber auch breitere Hufe, mit denen es nicht so tief in den weichen Boden einsinkt, kann vielleicht auch eher das saure Gras vertragen als das Schaf. Diese Punas sind die eigentliche Heimat des Lamas, das aber nicht mehr wild hier angetroffen wird, sondern überall in zahmen Horden beisammenlebt. Das Lama findet sich in allen Farben, schwarz, weiß, hellbraun, gefleckt, und eine Herde Lamas gewährt einen hübschen Anblick, wenn diese netten, langhalsigen, zottigen Tiere, nicht scheu, aber doch erstaunt, den zierlichen Kopf emporwerfen, sobald ein einzelner Reiter die stille Öde ihrer kalten Weiden unterbricht. Zuweilen kommen sie bis zur Küste herunter, aber man treibt sie stets wieder so rasch als möglich in ihre kältere Bergheimat zurück, da sie das warme Klima durchaus nicht ertragen können. Zum Tragen von Lasten sind sie übrigens nicht so besonders wertvoll, denn 40—50 kg ist das größte Gewicht, das sie tragen; bürdet man ihnen mehr auf, so legen sie sich einfach nieder und gehen nicht weiter. Verlangten sie so viel Futter wie Pferde und Maultiere, so würden sie nie die Unterhaltskosten einbringen; so aber kostet ihr Unterhalt nicht das mindeste, da sie mit dem dürftigsten und geringsten Futter zufrieden sind; vielmehr ist jede Arbeit, die sie dabei leisten, reiner Gewinn. Von den Verwandten des Lamas kommt nur noch das Vicuña, eine kleinere Art, in Nord- und Mittelperu vor, und zwar nur wild; die Alpacas und Guanacos sind nach Südperu, Bolivia, Chile und Argentinien zurückgedrängt. Die Vicuñas sind äußerst scheue Tiere. Bei aller Scheu sind sie aber sehr neugierig. Begegnet man einem einzelnen Tiere oder einem kleinen Rudel, so stehen sie bewegungslos, spitzen die Ohren und stieren den Menschen an; dies dauert aber nur einen Augenblick, worauf sie schnell wie der Wind davoneilen. Ihre Neugierde macht sich der Jäger aber doch zu nutze, indem er sie auf verschiedene Weise anlockt.

In Spanien sowohl als in Peru wurden schon verschiedene Versuche gemacht, dieses Tier zu zähmen und in Herden zu vereinigen. Ferdinand VI. machte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Versuch auf den Hochebenen von Andalusien, aber mit unglücklichem Ausgange, denn alle Tiere starben nach kurzer Zeit. Später wurden auch in andern Teilen von Europa Versuche gemacht, aber wieder mit demselben Mißerfolge, außer daß einige zoologische Gärten mit Exemplaren der Auchenia-Arten bereichert wurden. Im Jahre 1826 hielt man in der peruanischen Stadt Puno (mit 3824 m Meereshöhe) einige zahme Vicuñas, und vielleicht hätte man mit diesem Versuche im großen fortgefahren, wenn die republikanische Regierung seine Wichtigkeit eingesehen und Belohnungen ausgesetzt hätte. Später vereinigte der Pfarrer Cabrera eine Herde von 50 Stück und kreuzte sie mit Alpacas, deren Nachkommen sich aber als unfruchtbar erwiesen. Zur spanischen Zeit

Hosted by Google

ward die Wolle dieser Tiere häufig nach Spanien geschickt, und in Segovia ward feines Tuch aus dieser Wolle bereitet. Noch heute werden die aus Vicuñawolle verfertigten Strümpfe, Handschuhe, Decken und Hüte in Peru teuer bezahlt.

In Bolivia fangen die Indianer die Vicuñas im sogenannten Chacu. Dieser wird in kreisrunder Form in einer freien Ebene, nahe den Weideplätzen der Tiere angelegt. Pflöcke werden in kurzen Entfernungen voneinander in den Boden getrieben und durch Seile verbunden, an denen Fetzen farbigen Tuches hangen, die die Tiere erschrecken. Die Indianer treiben zu Pferde die Vicuñas vor sich her und zwingen sie, durch eine große Öffnung in den Chacu einzugehen. Darauf wird die Öffnung geschlossen und die Tiere werden mit dem Lasso eingefangen, getötet oder auch nur geschoren und dann wieder freigelassen. Wird aber zufällig auch ein Guanaco mit den Vicuñas eingetrieben, so bricht es gewöhnlich aus und führt dann auch die Vicuñas mit sich fort. Der Chronist Augustin Zarate erzählt, daß diese Chacus schon zur Zeit der Inkas mit Tausenden von Treibern veranstaltet wurden und sich auf eine Ausdehnung von mehreren Meilen erstreckten, wobei auch Raubtiere, Schlangen, Kaninchen und Rebhühner in die Hände der Jäger fielen. War der Inka selber bei der Jagd zugegen, so wurden zuweilen 100 000 Mann zu diesen großen Kesseltreiben aufgeboten. Der Wildstand war übrigens durch strenge Gesetze geschützt; so durfte nur alle vier Jahre in derselben Gegend gejagt werden, bis die Wolle der Vicuñas jene Länge und Feinheit erreicht hatte, die die Anfertigung der feinen Gewebe erforderte. Getötet wurden außer den Stücken für die kaiserliche Tafel nur die alten Tiere und deren Fleisch dem Volke überlassen, die übrigen Wolltiere wurden geschoren und darauf wieder in Freiheit gesetzt [1].

Auch das Alpacaschaf oder Paco hat man in Europa der feinen Wolle wegen zu akklimatisieren versucht. Seine Heimat sind die kalten Regionen der Andes von Südperu und Bolivia, für deren Klima die Natur dieses Tier bestimmt zu haben scheint; denn in andern Ländern will es nicht heimisch werden noch sich fortpflanzen trotz aller Versuche, die man in England, Frankreich, Deutschland und Holland gemacht hat. Der König von Holland machte damit die ersten Versuche; er kaufte eine ziemlich bedeutende Anzahl dieser Tiere, trat sie aber bald, da er kein Glück damit hatte, an eine französische Akklimatisationsgesellschaft ab. Beinahe zur selben Zeit wurden in England und Schottland von dem Herzog von Montrose, dem Marquis von

[1] R. Brehm, Das Inkareich 239 ff. Auch Bolivar erließ 1823 ein Gesetz, wonach die Vicuñas nur geschoren, nicht getötet werden durften. Bei der Wildheit der Tiere ist dies aber ohne Aufbietung großer Menschenmassen, die den Inkas leicht war, kaum möglich.

Hosted by Google

Breadalbane und andern großen Landbesitzern Versuche angestellt; die Wolle fiel aber weit schlechter aus als die peruanische, und das englische Landvolk konnte sich an den Geschmack des Alpacafleisches nicht gewöhnen. Ähnlich ging es in Belgien und Frankreich. Bisher ist es also in Europa nicht gelungen, Alpacas zu ziehen, die dieselbe feine Wolle geben wie in Peru, noch pflanzten sie sich so leicht fort wie in ihrer Heimat. Die Ursachen sind noch nicht hinreichend bekannt; sei es die große Erhöhung ihrer Heimat über dem Meere, die verschiedene Qualität der peruanischen Alpengräser, die tropische Sonne in Verbindung mit der dünnen Luft der andinischen Schneeregion — so viel ist gewiß, daß die peruanische Alpacawolle der Wolle von in Europa gezüchteten Tieren an Feinheit weit überlegen bleibt. Nur die Wolle und das Fleisch der Alpacas wird in Peru benutzt, als Lasttiere können sie nicht gebraucht werden. Zuweilen wird eine Kreuzung zwischen Alpacas und Lamas vorgenommen; allein die daraus hervorgehenden Bastarde sind nicht fruchtbar, taugen auch nicht zu Lasttieren, und ihre Wolle, obgleich viel feiner als die Lamawolle und reichlicher als die der Alpacas, dient nur zur Verfertigung von groben Zeugen.

Außer dem Vicuña lebt auch der Puma und der Kondor im Hochlande von Peru (Fig. 20). Der gewöhnliche Aufenthalt des Kondors sind Luftschichten von 3000—6000 m Meereshöhe. Die Nacht verbringt er in jenen öden, wilden Regionen, auf kahler Felsenspitze ruhend; nach Sonnenaufgang erhebt er sich noch mehrere tausend Meter, um ohne Flügelschlag schwebend auf viele Meilen weit das Land zu überschauen. Wo irgend ein gefallenes Tier liegt oder ein Puma seine Beute verschlingt, da finden sich mit wunderbarer Schnelligkeit die Kondors zusammen. Wie scharf muß ihr Auge sein, das aus so weiter Ferne den Fraß zu erspähen vermag! Nur um der Beute willen kommt der Kondor auch zur Küste herab; doch lebt er nicht ausschließlich vom Aase, sondern greift auch weidende Schafe, Vicuñas und selbst Rinder an. Seine Gefräßigkeit ist ungeheuer groß; hat er sich recht vollgefressen, so fliegt er, wenn ihn die Last des Genossenen nicht vorerst zu ungeschickt macht, wieder auf in seine Höhen. Hauptsächlich auf des Übersättigten Ungeschick im Auffliegen gründet sich die Kondorjagd. Man legt ein Stück gefallenes Vieh in eine Umzäunung, überrascht die Gierigen beim Fressen, fängt sie mit dem Lasso und schlägt sie tot.

Der Puma oder Kuguar ist nicht auf die Punas allein beschränkt, sondern hat eine so ausgedehnte Verbreitungssphäre wie wenig andere Tiere. Er kommt in den tropischen Wäldern am Ostabhange der Andes vor, in den kalten vegetationsarmen Punas noch 5000 m über dem Meere, in Chile, in den Pampas von Argentinien, in dem naßkalten Klima des Feuerlandes und der Magalhäesstraße, in Mexico und Nordamerika bis nach Canada hin. In der Puna und den ihr benachbarten Regionen lebt er

Hosted by Google

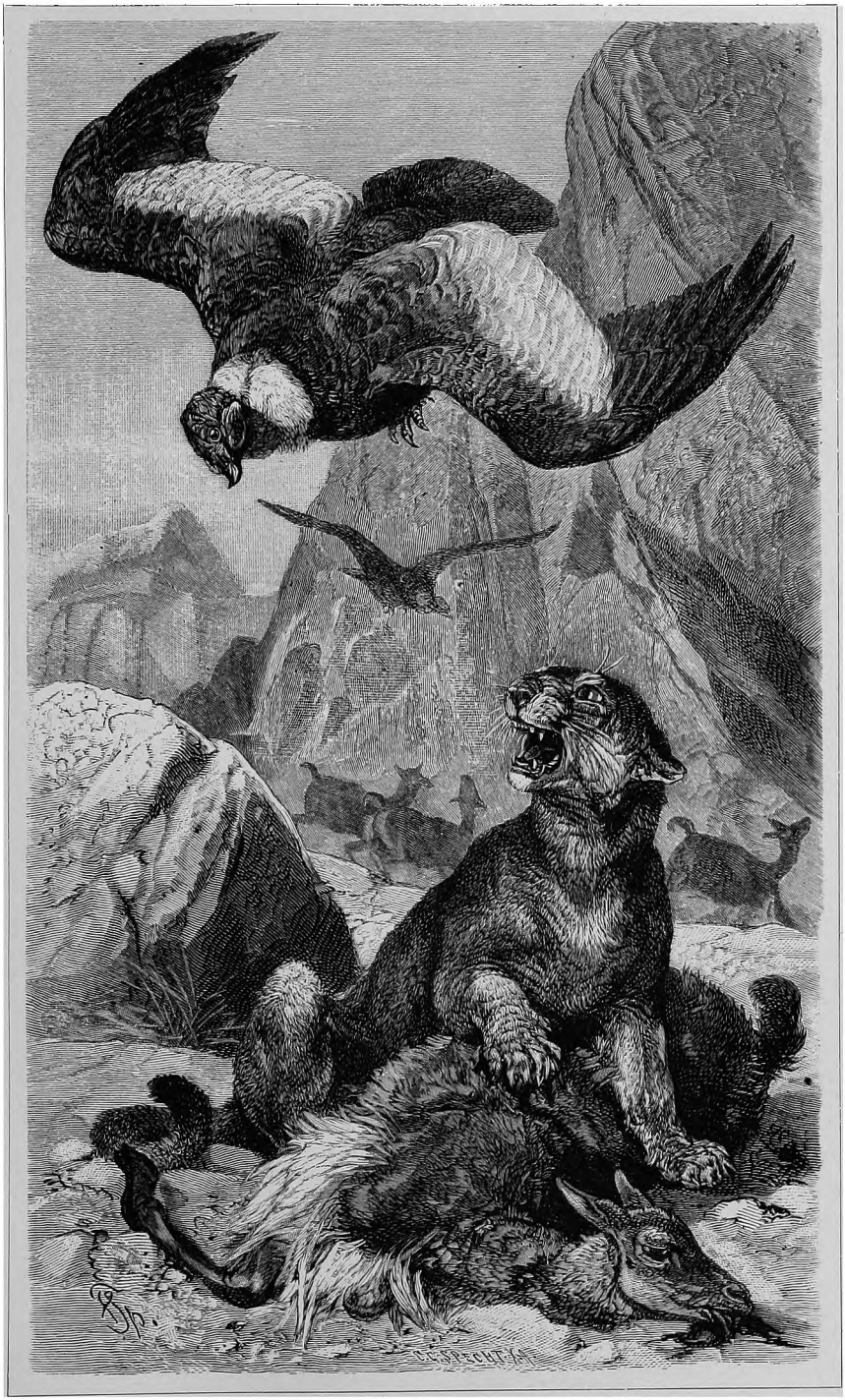


Fig. 20. Vicuña, Puma und Kondor.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 98.)

Hosted by Google

Hosted by Google

von Vicuñas, Hirschen, Lamas, Schafen, Füllen und Kälbern und ist, ähnlich wie der Kondor, ein sehr gefräßiger Geselle. Darwin sagt von ihm — wozu ich aber drei Fragezeichen setze, wie Darwin auch von den Galapagosinseln, wo ich acht Monate lang gelebt habe, manches erzählt hat, was ich nicht unterschreiben kann[1] —, der Puma fresse sich satt an seiner Beute; was übrig bleibe, bedecke er mit Zweigen, womöglich in einem Busche, und bewache es. Dann aber kämen die Kondors aus der Höhe, um am Fraße teilzunehmen, und dadurch erfahre der Jäger, wo der Puma liege. Dieser springe nämlich auf, um die Kondors zu vertreiben. Das Fleisch des Puma soll namentlich gekocht sehr gut schmecken, bei den Gauchos gilt es als Leckerbissen. Der Puma, von den spanischen Kreolen vermutlich wegen seiner Farbe „Löwe" genannt, ist von allen Katzentieren, wie Musters richtig bemerkt, das katzenähnlichste. Seine großen braunen, prachtvoll glänzenden Augen erregen Bewunderung; es sprüht aber aus ihnen ein solcher Grimm, daß die Behauptung der Eingebornen erklärlich ist, der Puma habe Teufelsaugen. Er wird zuweilen bis 1,4 m lang ohne den Schweif, der ungefähr halb so lang ist wie der Körper. Der Puma ist feige. Er läuft stets vor einem Reiter, vor einem Fußgänger wenigstens bei hellem Tage fort. Allerdings greift er, namentlich zur Paarungszeit, oder wenn er sehr hungrig ist, dann und wann einen Fußgänger an; man ist aber allemal sicher vor ihm, wenn man ein Feuer anzündet, denn einem solchen kommt er nicht nahe. Ein verwundeter Puma kann übrigens sehr gefährlich werden, und die Hunde werden von ihm zuweilen ganz erbärmlich zugerichtet. Die argentinischen Gauchos wissen seiner am sichersten habhaft zu werden, indem sie ihn mit dem Lasso fangen und diesen anziehen; dann bleibt er wie tot liegen und kann in aller Bequemlichkeit abgeschlachtet werden.

Nur wenige Leguas hatten wir hier durch die öde Puna zu reisen, dann ging es wieder bergab in liebliche Thäler. Schon nach wenigen Stunden befand man sich in einem verhältnismäßig milden Klima, denn hier wuchsen die ersten Kartoffeln, hier begann schon etwas Gerstenbau — diese Gerste bringt aber noch keine Körner, sondern wird als Futter für die Maultiere abgemäht —, hier war schon freundlich grünes Gras an den Berghängen und dicht an dem Bergbach standen wieder Sträucher, die ihre überhängenden Zweige in die rasch vorbeischießende Flut tauchten. Noch weiter unten fanden sich Mais und verschiedene Gartengemüse, und dann öffnete sich das Thal etwas mehr und zeigte breitere grüne Flächen, auf

[1] Siehe Ausland 1867, S. 603. Hier ist jedenfalls nicht an Unehrlichkeit zu denken, sondern es liegen höchstens Beobachtungsfehler oder von andern übernommene unzuverlässige Angaben zu Grunde. Daß übrigens Darwins Theorien wissenschaftliche Genauigkeit abgeht, ist von diesem selbst anerkannt worden; vgl. Athenäum vom 4. März 1871; Globus XIX (1871), 126. (Anm. d. H.)

Hosted by Google

denen ganze Scharen von Maultieren und Rindern grasten. Diese Gebirgsthäler (die eigentliche Sierra, wie sie in Peru genannt wird) zwischen den verschiedenen Ketten und Ausläufern der Cordilleras sind selten so heiß, daß tropische Gewächse in ihnen gedeihen. Die angrenzenden Hügel und Berge gewähren noch immer einen dürftigen Anblick und sind noch nicht mit jenen prachtvollen Urwäldern bekleidet, welche die Vorberge und warmen, feuchten Ebenen im Osten der letzten Andeskette bedecken. Nur Agaven und Kaktus sieht man an den Abhängen, sowie an den Ufern der Bergströme und Bäche Weiden, Erlen und Quinoabäume (Buddleia Incana) mit rauher Rinde, die man leicht mit der der Cinchonen verwechselt, denen übrigens die düster aussehenden Quinoabäume mit ihren dunkeln Blättern gar nicht ähnlich sehen, und die nur in den Urwäldern im Osten der zweiten Andeskette vorkommen. Hier gedeihen fast alle europäischen Feldfrüchte: Weizen, Gerste, Kartoffeln, Mais, Hülsenfrüchte und Luzerne. Von Gemüsen sieht man nur Kohl, Salat, Radieschen, Zwiebeln und Knoblauch, obgleich alle europäischen Gemüse gut fortkommen. Äpfel und Birnen sind schlecht, da nicht die geringste Sorgfalt darauf verwandt wird; hingegen findet man zuweilen recht gute Pfirsiche und Aprikosen, und herrliche Trauben könnten in einigen besonders günstig gelegenen Thälern gezogen werden.

Nochmals passierten wir dann eine andere hohe[1] Gebirgskette und sahen nun von ihrem Rücken tief unten zu unsern Füßen das enge Thal des Marañon oder Amazonenstromes. Später sah ich seinen Ursprung im See von Lauricocha zwischen den hohen Schneebergen nordwestlich von Cerro de Pasco, und viele hundert Stunden Weges habe ich diesen Riesenstrom befahren auf schwankem Kanoe durch die unendlichen Wildnisse, die sich längs seiner Ufer und der seiner Nebenflüsse erstrecken. Ich habe gesehen, wie auf ihm das erste Dampfboot bis zur Grenze Perus hinauffuhr und die wilden Indianer erschreckte, die bei dem schrillen Pfeifen und dem Schnauben und Brausen des Dampfers von Entsetzen ergriffen in die Wälder flohen. Als ich dann nach langer Kanoefahrt, zusammengebrochen von den Strapazen, in Pará an seiner Mündung ankam, hatte ich nur den einen Wunsch, den mächtigsten Stromriesen der Welt dereinst wiederzusehen, durchfurcht von Dampfern und seine Ufer bedeckt mit wogenden Feldern, freundlichen Dörfern und reichen Städten: doch selbst heute noch dienen die tiefen Einöden des Amazonenstromes und seiner Zuflüsse — des reichsten Flußgebietes der Welt — fast nur dem ungezähmten Indianer und den wilden Tieren des Waldes als Zuflucht.

[1] 3100 m nach W. Reiß in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1877, S. 131. Die Cruz de Celendin, von wo man den Marañon erblickt, steht 3160 m hoch, während Celendin selbst noch 2648 m Meereshöhe hat (Stübel in Petermanns Mitteilungen 1887, S. 44).

Hosted by Google

Als Quellfluß gilt jetzt der unter 10° südl. Breite im See von Lauricocha in einer Meereshöhe von 3653 m entspringende[1] Tunguragua oder Marañon. Obwohl nämlich der mächtige südlichere Zufluß Ucayali vielleicht einen längern Lauf hat, auch an Wassermenge hinter dem Marañon kaum zurückbleibt, so hat man doch seit 1707, wo der deutschböhmische Jesuit Samuel Fritz seine Karte des obern Gebietes des Amazonenstromes veröffentlichte, seinem Vorschlage zugestimmt und den Marañon als den obern Lauf des Amazonas betrachtet. Dieser Vorschlag ist darum berechtigt, weil der Marañon durch die Senkung zwischen dem 5. und 6. Grad südl. Breite direkt in deren Fortsetzung nach Osten eintritt, in die Westostrinne, die die Hydrographie des äquatorialen Südamerika beherrscht[2].

Der Marañon geht im Anfange in sehr gewundenem Laufe unter beständigen Stromschnellen und Wasserfällen zwischen den beiden Hauptketten der Andes in einem wilden Felsenthale über vier Breitengrade nordwärts und ist nirgends schiffbar bis zur Mündung des Chinchipe bei Tomependa in der Provinz Jaen, von wo aus man mit großer Gefahr und Schwierigkeit auf Flößen und Kanoes den Fluß hinab gehen kann. Von hier aus sind immer noch 27 „Pongos" oder Felsenthore zu passieren, durch die der Strom mit furchtbarer Schnelligkeit seine Gewässer durch die Centralcordillere drängt; nach einer Fahrt von vier Tagen erreicht man endlich die letzte Stromschnelle, den berüchtigten Pongo de Manseriche, wo der Fluß, der, an einer Stelle auf 50 m eingeengt, mit einer Geschwindigkeit von 4 m in der Sekunde dahinschießt, die Ostcordillera durchbricht und in die Ebene tritt, wo die ungehinderte Schiffahrt beginnt.

Auf unserem Wege, wo wir den Marañon zum erstenmal sahen, ist das Thal nicht zwei Stunden breit, keine Luft erhebt sich bei der drückenden Hitze, von allen Seiten ist die Schlucht eingeschlossen von hohen Bergen, die sich in die Wolken verlieren und sich mehr als 2000 m über den 900 m über dem Meere liegenden Spiegel des Flusses erheben, der hier, zwischen dem Städtchen Celendin (auf dem linken Thalrande) und Balsas je nach dem Wasserstande nur 75—150 m, bei Tomependa schon 500 m breit ist[3]. Auf Flößen ward über den Strom gesetzt, der damals etwa die Breite der untern Lahn hatte und noch weit von Tomependa entfernt ist. Wegen der fehlenden Ventilation ist die Luft im Thale drückend heiß und sehr ungesund. Berüchtigt

---

[1] Ein noch etwas längerer Quellbach entspringt als Rio Rupe unter 10° 22′ s. Br.

[2] Karl Schichtel, Der Amazonenstrom (Straßburg 1893) 79; vgl. ebend. S. 11. *de la Condamine*, Relation d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale (Maëstricht 1778) 85.

[3] Angabe der Karte bei *Orton*, The Andes and the Amazon (3. edition, New York 1876). Der Flußspiegel liegt nach Raimondi (Mapa del Perú 7) zwischen den Mündungen des Utcubamba und Chinchipe nur noch 369 m über dem Meeresspiegel.

Hosted by Google

sind die Tercianas (intermittierende Fieber) von Balsas, dem Indianerdorfe am rechten Ufer, durch das wir kamen. Zum erstenmal in Peru sahen wir

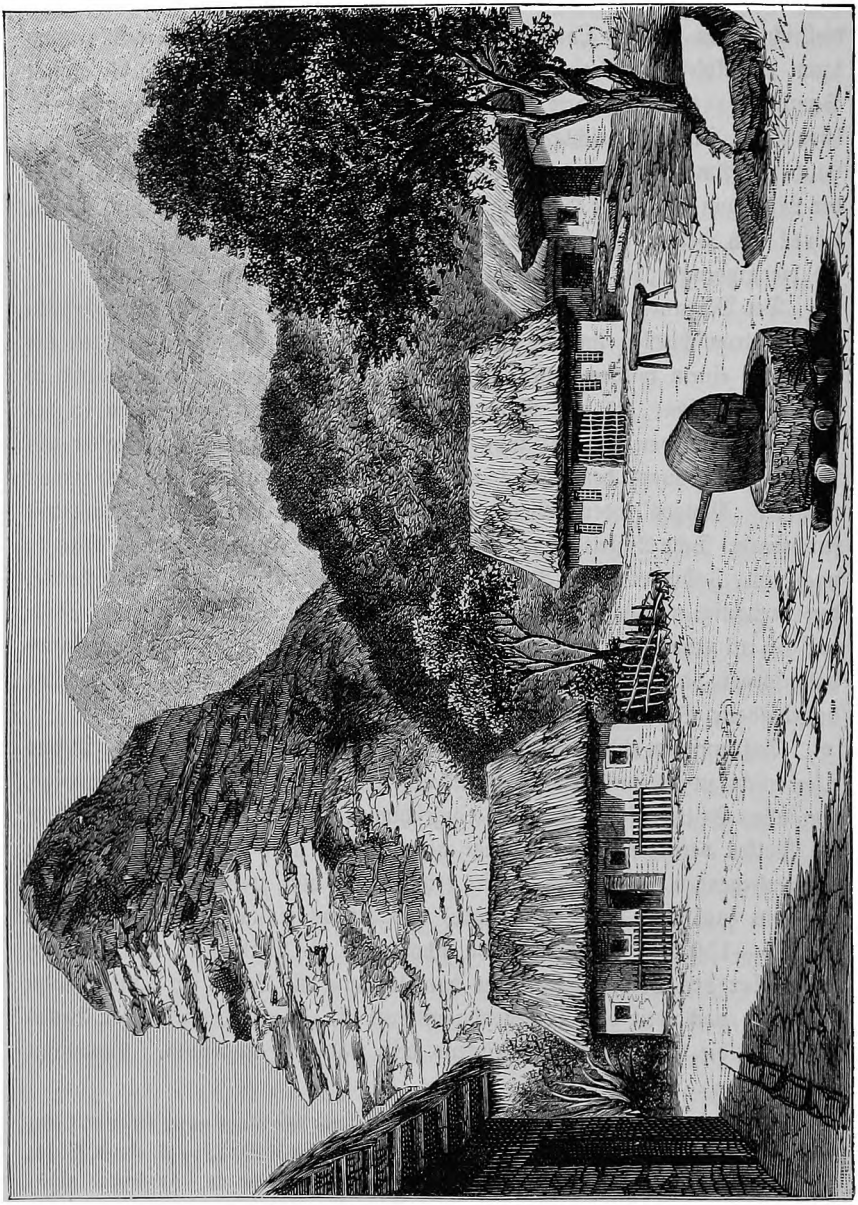


Fig. 21. Bergwerk des Herrn Werthemann bei S. Thomas.

hier eine echt tropische Vegetation — dichten, wildverwachsenen Wald im Thal mit riesigen Bäumen, Palmen, Schlingpflanzen, baumartigen Farnen und Orchideen; die Hütten lagen versteckt in Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen.

Hosted by Google

Ebenso weit, als wir heruntergestiegen waren, hatten wir auf der andern Seite wieder bergauf zu klettern, ohne jedoch bis zur Punaregion zu gelangen. Die Paßhöhe zwischen dem Marañon und dem Utcubambathale, dem der Weg dann bis Chachapoyas folgt, beträgt 3751 m[1]. Auf dem linken Ufer dieses Nebenflusses des Marañon in der Gegend von Santo Thomas finden sich reiche Erzlager[2] (Gold, Silber; auch Zinnober kommt vor), deren eines von dem Ingenieur Arthur Werthemann sehr rationell ausgebeutet wird (s. Fig. 21). Weiter nördlich kommt man an dem Städtchen Jalca (auf dem rechten Ufer des Utcubamba) vorüber, das einige alte, wohlerhaltene und von den heutigen Indianern in Gebrauch genommene Steinhäuser aufweist (Fig. 22); noch weiter nördlich liegen auf der linken Seite des Flußthales die gigantischen Ruinen von Cuelap mit cyklopischen Mauern und vielen Gräbern. Von Balsas aus gelangten wir nach einem Ritte von 25 Leguas auf einem Wege, der im Innern von Peru als gut, in Deutschland aber als halsbrechender Alpenpfad gelten würde, nach Chachapoyas, einer Stadt von 4000—5000 Einwohnern; Chachapoyas ist Sitz eines Bischofs und eines höheren Gerichtes und Hauptstadt des Departements Amazonas. Die Stadt liegt noch 2324 m über dem Meeresspiegel[3].

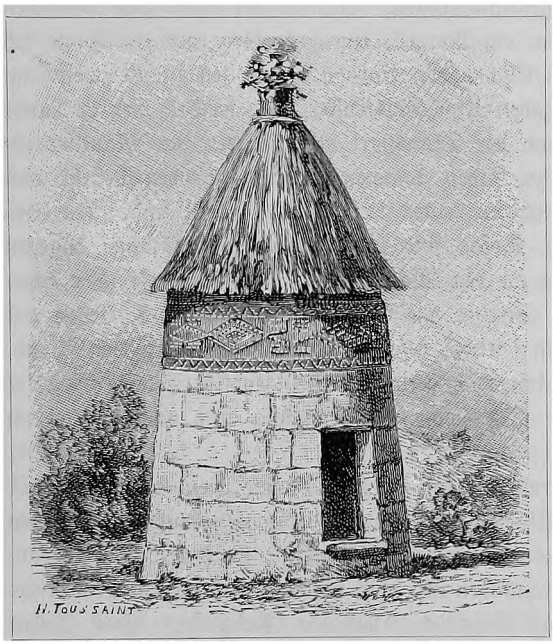


Fig. 22. Haus in Jalca.

Die Häuser von Chachapoyas, das 1536 von Pizarro gegründet wurde, sind, wie überall in der Sierra, von Adobes (ungebrannten Backsteinen) gebaut, mit Hohlziegeln gedeckt, und haben große Gärten im Hintergrunde,

[1] Stübel in Petermanns Mitteilungen 1887, S. 44.

[2] Dieselben sind verzeichnet auf der Werthemannschen Karte in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1889, Tafel I.

[3] Werthemann in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1880, S. 218. Stübel giebt a. a. O. 2351 m an.

Hosted by Google

voll von Obstbäumen, deren Schatten während der warmen Mittagsstunden einen angenehmen Aufenthalt gewährt. Wie in allen spanischen Städten sind auch hier die Straßen in geraden, parallelen Reihen angelegt und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Ein Häuserblock (Quadra) gleicht an Größe dem andern. Die Straßen haben, wie es mit Ausnahme der größten Städte im ganzen spanischen Amerika der Fall ist, keinen Namen, die Häuser keine Nummern. Es ist in diesen Städten oft eine förmliche Entdeckungsreise notwendig, um die Wohnung einer bestimmten Persönlichkeit ausfindig zu machen. Man muß dazu den Stammbaum der Familie und sämtliche Taufnamen kennen, denn im spanischen Amerika sind bekanntlich die Taufnamen die wichtigsten und gebräuchlichsten. Da aber hier unter sechs Menschen mindestens ein José Maria, ein Manuel, ein Francisco und ein Juan sich befinden, so bringt dieses Chaos den Europäer zuweilen in Verzweiflung.

Die meisten Häuser haben keine Glasfenster, die, weil es hier zu Lande keine Glasfabriken giebt und der Transport aller Waren per Maultier geschehen muß, sehr teuer zu stehen kommen. Der Fußboden besteht aus Backsteinen, die nur bei reicheren Leuten mit Matten bedeckt sind. Die Einrichtung ist äußerst einfach, Sofas sind keine häufige Erscheinung; dagegen stehen Reihen von Stühlen an den Wänden und geben dem Zimmer einen unheimlich öden Anstrich. Spiegel, meist sehr kleinen Formates, stehen auf den Schränken und Simsen; selten befestigt man dieselben an der Wand, an der sich außer einigen schrecklich gekleckten Heiligenbildern keine Gemälde befinden. Kurz, hier ist alles noch sehr urwüchsig und noch wenig von der Kultur beleckt.

In den paar Hauptstraßen ist fast jedes Haus eine Tienda (Kramladen), indem hier, wie in allen Städten des Innern die wohlhabenderen Personen verschiedene Geschäfte zusammen treiben, Ackerbau, Handel und Bergbau. In der Mehrzahl dieser Kramläden ist nichts vorhanden als ein paar Botijas (große thönerne Gefäße) mit Schnaps, Chancaca (Rohzucker), Brot, Tabak und Coca. In den größeren Buden finden sich Calicos, Wollenzeuge, Tuche, ordinäre Seidenwaren und Bänder, Leder, Seife, englisches Bier, katalonischer Wein, schlechte Cigarren, Wachs, Indigo und Eisenwaren. Indigo ist ein bedeutender Handelsartikel, die Indianer gebrauchen ihn viel, um damit ihre selbstgewebten Baumwollen-, oder Wollenzeuge blau zu färben; Blau ist nämlich ihre Lieblingsfarbe. Wachs wird sehr viel bei den vielen Kirchenfestlichkeiten verbrannt; das Pfund galt in Chachapoyas 10 Real Silber (4 Mark).

Die meisten Krämer sowie die Besitzer von kleinen Landgütern (große Pflanzungen wie an der Küste kommen hier nicht vor) sind Mestizen, die sich selbst gente de razon (Leute von Vernunft) nennen zum Unterschied von den Indios brutos (unvernünftige Indianer). Hier verstehen alle

Hosted by Google

Mestizen oder sogenannten Weißen, deren Hautfarbe oft irgend einer andern Farbe ähnlicher ist als der weißen, die Quichua- oder Inkasprache; die Indianer aber sprechen diese unter sich ausschließlich, obgleich hier noch viele von ihnen Spanisch verstehen.

Die meisten Mestizen besitzen kleine Landgüter, deren Ertrag an Mais, Weizen, Gerste, Klee und Kartoffeln sie in stand setzt, ihr Leben in Trägheit zuzubringen. Gewöhnlich sieht man sie den größten Teil des Tages, in echt spanischer Weise in ihre Mäntel gehüllt, an den Straßenecken zusammenstehen oder in den Krambuden plaudern. Ist das Wetter schlecht, so wird Hazard gespielt oder den Hahnenkämpfen zugesehen. Die Feldarbeiten werden sämtlich von Indianern verrichtet, denn der Mestize als caballero blanco (weißer Herr) steht zu hoch, um sich durch Handarbeit zu erniedrigen.

Der Ackerbau liegt hier im Innern von Peru sehr im argen. Die Leute düngen nie, beobachten keine Fruchtfolge und haben noch ganz antediluvianische Ackergerätschaften. Ihre Pflüge, von zwei Stieren gezogen, schneiden nur in den Boden ein und lockern ihn höchst unvollständig, ohne die Schollen umzukehren und sie den atmosphärischen Einflüssen zugänglich zu machen. Andere Ackerwerkzeuge zum Gebrauche nach dem Pflügen, wie Eggen, Walzen oder Kartoffelpflüge kennt man nicht. Auf unebenem Boden gebrauchen sie statt des Pfluges eine sonderbare Art von Spaten, dessen Eisen sehr schmal und stark ist. An diesem Eisen steckt ein 2 m langer Stiel, der unten mit einem Querholze versehen ist, worauf der Arbeiter springend seinen Fuß setzt. Oben am Stiele ist ein anderes Querholz befestigt, das der Arbeiter mit seinen Händen ergreift; dann setzt er, von oben herab auf den abschüssigen Boden springend, den Spaten in die Erde. Es ist zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit die Indianer auf diese Weise graben, besonders da an diesen Bergabhängen das Terrain meist sehr steinig ist; ein Ungeübter würde unfehlbar bei dem zufälligen Berühren eines Steines das Gleichgewicht verlieren und den Abhang hinabrollen.

Das Pflügen und Graben muß im Gebirge bald nach der Regenzeit geschehen, denn später wird der Boden so trocken und hart, daß er nicht mehr zu bearbeiten ist. Anders verhält es sich mit dem Lande, das bewässert werden kann; dieses ist aber überall in der Sierra sehr teuer, da hier keine so großen kulturfähigen Flächen vorhanden sind wie an der Küste. Im Thale von Arequipa wurde vor dem Kriege mit Chile bewässertes Land sogar mit 2000 Dollars per Hektar bezahlt. Mit Ausnahme der Gegend von Huanuco oder von Cuzco, Puno und Cajamarca wird nirgends in der Sierra der Ackerbau im großen betrieben. Alle Arbeit wird hier von den Indianern verrichtet, die entweder für (oft nur nominellen) Taglohn oder für eigene Rechnung arbeiten; in letzterem Falle bebauen sie meist nur ganz kleine Flecken Landes, die kaum für ihre eigenen Bedürfnisse hinreichen. Einer

Hosted by Google

der Hauptfeinde der Landwirtschaft sind hier die Nachtfröste, die manchmal ganze Ernten vernichten und furchtbare Hungersnot verursachen. Man sieht daher oft große Prozessionen durch die Dörfer der Sierra ziehen, wenn die klaren Nächte im Februar einen starken Frost befürchten lassen.

Hier in der Sierra werden hauptsächlich Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste, Quinua und Luzerne gezogen. Die Kartoffeln, deren eigentliche Heimat das chilenische und peruanische Gebirge ist, sind hier ungemein mehlig und schmackhaft und gedeihen vortrefflich. Mehrere Arten kommen hier vor, deren beste die kleine, runde, goldgelbe ist, vielleicht die wohlschmeckendste Kartoffel, die es in der Welt giebt. Auch die längliche, blaue Sorte, „Chaucho" genannt, ist sehr gut und giebt reichen Ertrag[1]. Von andern kartoffelähnlichen Knollengewächsen, die in Peru gezogen werden, sind noch zu nennen: der Ulluco (Tropaeolum tuberosum), kleiner als die Kartoffel und von süßem, sehr angenehmem Geschmack. Das Kraut gleicht etwas der Kartoffelpflanze, nur sind die Blätter kleiner und denen der Petersilie ähnlich. Die Knolle hat eine gelblichrote Farbe und kann ein ganzes Jahr und selbst länger aufbewahrt werden, wenn man sie mehrere Tage lang abwechselnd der Sonne und dem Froste aussetzt. Die Oca (Oxalis tuberosa) ist größer als der Ulluco, außen hellrot und innen weiß. Ihr Geschmack ist süßlich, und durch Trocknen in Sonne und Frost wird sie noch süßer und mehliger. Die Maca ward bereits oben (S. 94) erwähnt. Von noch schlechterem Geschmacke ist die Masgua, die nur ein Indianer essen kann.

Der Weizen, der durch Pferde ausgedroschen oder vielmehr ausgetreten wird, giebt ein schweres schwarzes Brot, unserm Roggenbrot an Geschmack ähnlich. Die Gerste besteht mehr aus Kleie als aus Mehlsubstanz; durch Düngen würde gewiß ein besseres Korn erzielt werden, allein es fehlt an Dünger, da der Transport des Guano zu teuer zu stehen käme und die Leute zu träge sind, auf andere Weise Dünger zu sammeln. Das Korn der Quinua (Chenopodium Quinoa), einer Meldenart, giebt eine nahrhafte und gesunde Speise von nicht unangenehmem Geschmacke. Es kann jahrelang aufbewahrt werden und wird entweder in Fleischbrühe oder Milch abgekocht, auch werden die jungen Blätter als Gemüse gegessen. Da die Quinua nur in sehr kalten Regionen fortkommt, wo nichts als Kartoffeln und Hafer gedeiht, da sie sich mit magerem Boden begnügt und die Ernte selten fehl schlägt, so würde sich vielleicht ihr Anbau in den kalten Gebirgsgegenden Deutschlands empfehlen.

[1] Mit beiden Sorten machte ich in Deutschland Anpflanzungsversuche. Von beiden gingen die Samen auf, aber die goldgelbe Sorte gab gar keinen Ertrag und die Chaucho brachte ganz kleine Knöllchen, etwa erbsengroß, die ich im folgenden Jahre wieder pflanzte, wo sie etwas größere Knollen hervorbrachten.

Hosted by Google

Die Weißen und Mestizen des Innern sind sehr gesellig. Fast jeden Abend werden in den Städten Tertulias gegeben, wobei gesungen, Guitarre

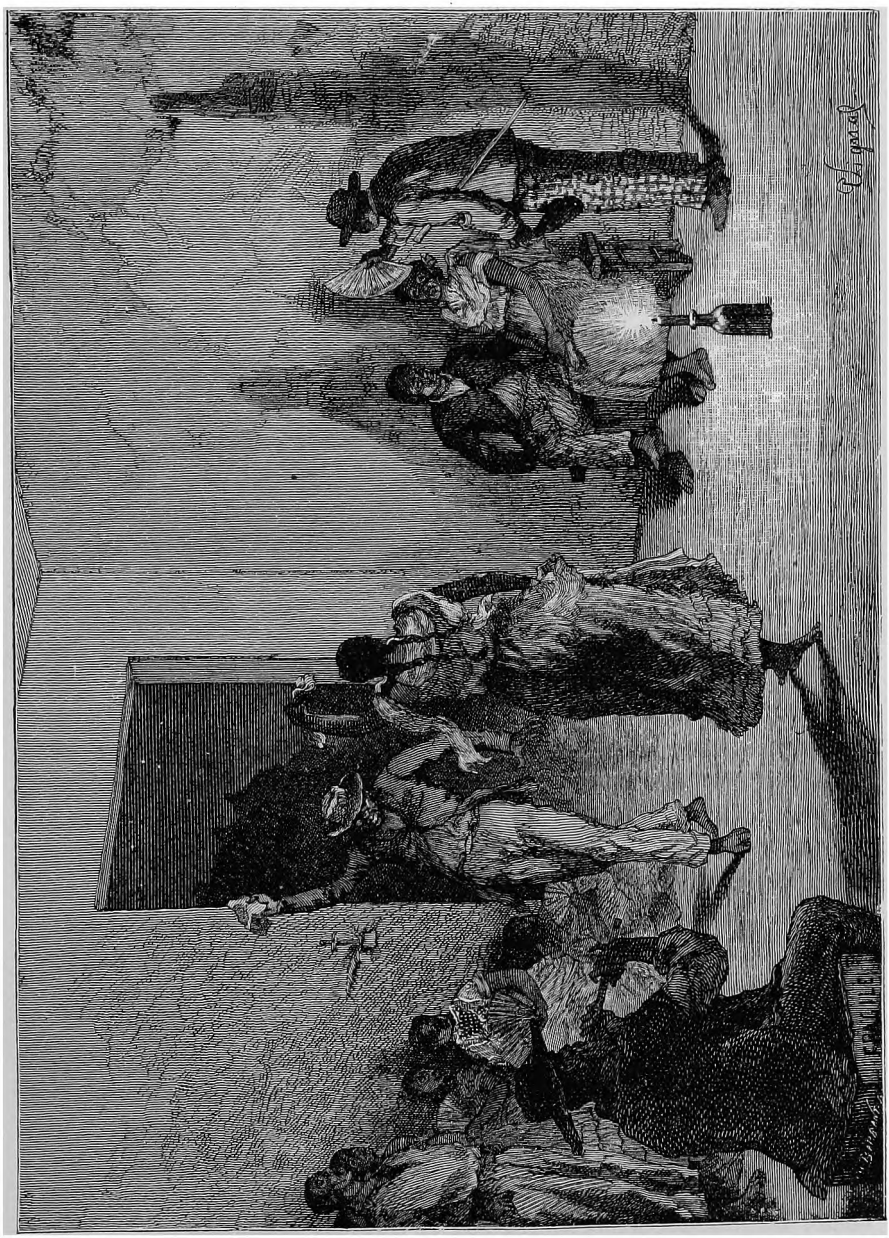


Fig. 23. Fandango.

gespielt, getanzt und stark gezecht wird (Fig. 23). Sobald sich die Gesellschaft versammelt hat, werden Flaschen voll Branntwein oder Wein und Gläser

Hosted by Google

herumgereicht, und dann trinken alle, Damen wie Herren, auf das Wohl der ganzen Gesellschaft. Doch fehlt es gewöhnlich sehr an Gläsern; manchmal giebt es für 30 oder 40 Personen nur etwa sechs Gläser, so daß ein und dasselbe Glas von Mund zu Mund geht. In den noch naturwüchsigen Orten des Innern, wie z. B. in Chachapoyas, ist es Sitte, daß bei dem Fandango der Herr die Dame zum Tanze engagiert und mit ihr in der Mitte des Saales herumgleitet, bis sich die Dame ermüdet fühlt. Während der ganzen Zeit begleitet die herumstehende Gesellschaft die Musik mit Händeklatschen und ruft Vivat, wenn besondere Geschicklichkeit und Anmut oder originelle Bewegungen bei dem Tanze gezeigt werden. Der Tänzer bietet dann seiner Dame ein Glas an, führt sie zu ihrem Sitze zurück und sucht sich eine neue Tänzerin. Wird aber der Tänzer während des Tanzes müde, so wird eine allgemeine Runde getrunken, und die Dame hat die Wahl eines neuen Tänzers. Bei diesen Gelegenheiten wird namentlich der Fremde stark in Anspruch genommen, insofern er viel zu trinken hat, da ihm die meisten Damen zutrinken und er genau so viel nachtrinken muß, um nicht der Dame ein Desaire (Geringschätzung) zu erweisen. Doch muß man deshalb nicht glauben, daß die Kreolen im Innern so furchtbare Trinker seien; sie zechen nur in Gesellschaft, heimliche Trinker kommen fast gar nicht vor.

Allein wenn der Kreole nicht stark trinkt, so trinkt der Indianer desto mehr; jeden Sonn- oder Festtag kann man sie zu Dutzenden betrunken auf den Straßen umherliegen sehen. Meist trinken sie einen abscheulichen, übelriechenden Rum oder Chicha (Maisbier). In vielen Orten des Innern wird die Chicha auf eine eigene, nicht sehr appetitliche Weise von den Indianern bereitet. Anstatt den gemalzten Mais zwischen zwei Steinen zu zerreiben, wie dies in den civilisierteren Landesteilen Brauch ist, kauen ihn die Indianerweiber und spucken ihn in ein Gefäß. Diese gekaute Masse wird in Wasser abgekocht und das Ganze der Gärung überlassen: dies ist die berühmte Chicha mascada (gekaute Chicha), die noch besser schmecken soll als die andere. Der Masato der wilden Indianer der Urwälder des Ostens wird auf dieselbe Weise von Yucas (Kassavewurzeln) bereitet.

Die Kreolinnen im Innern von Peru haben nicht die feinen Gesichtszügen und Formen ihrer Schwestern von Lima und der Küstengegend, aber eine gesundere Gesichtsfarbe, wenn auch meist etwas dunkler; sie schminken sich nie, wie dies so viele Damen Limas thun, haben vollere, kräftigere Gestalten und dieselben schönen Augen und üppigen schwarzen Haare, die sie in zwei Zöpfe geteilt herabfallen lassen. Meist trugen sie noch in den fünfziger Jahren ein buntes Musselinkleid, dessen oberen Teil sie im Hause gewöhnlich herabhängen ließen, wenn kein Besuch da war, und darüber einen schwarzen Shawl, den sie graziös über die linke Schulter warfen und womit sie beim Ausgehen den Kopf

Hosted by Google

und einen Teil des Gesichtes bedeckten[1]. Im ganzen sind sie lange nicht so hübsch wie die eleganten Damen Limas, vielleicht auch deshalb nicht, weil sie in den Toilettenkünsten nicht so bewandert sind wie die Limeñas; allein sie haben angenehme und freie Manieren und einen offeneren Charakter.

Was dem neuangekommenen Europäer an ihnen am meisten auffällt, ist die ungenierte Art und Weise, womit sie, sowie selbst viele Damen aus den höhern Ständen Limas, über ganz obscöne Dinge reden, worüber mancher junge Deutsche erröten würde. Dies kommt zum Teil von der großen Familiarität, die in Peru zwischen Herrschaften und Dienstboten — meist Neger, Mulatten oder Indianer — herrscht, zum Teil auch daher, daß sie nicht den geringsten Anstand nehmen, in Gegenwart ihrer Kinder über die geheimsten Dinge zu sprechen. Die Kinder der Herrin und der Dienerin — diese fast immer außerehelich — wachsen zusammen auf, und letztere lernen bald auf der Straße die schmutzigsten Sachen, die sie dann ihren vornehmeren Gespielen erzählen. Die Peruaner besitzen überhaupt keinen Takt in der Behandlung ihrer Diener und wissen sich nicht bei ihnen in Respekt zu setzen. Manchmal behandeln sie sie mit großer Brutalität und gleich darauf wieder mit der größten Vertraulichkeit.

Chachapoyas ist der Sitz eines höheren Gerichtes; darum will ich hier einiges über peruanische Justiz und Verwaltung mitteilen. Die Selbstverwaltung ist eine Sache, die für ein spanisch-amerikanisches Volk paßt wie die Faust aufs Auge. Schon für die europäischen Spanier der südlichen Provinzen scheint sie nicht recht zu passen — sagte doch Karl V: „Die Spanier scheinen klug zu sein, sind es aber nicht"; wie viel schlimmer steht es mit ihren Vettern in Amerika, jenem Gemisch von Spaniern, Indianern und Negern, das viele Laster, aber wenig Tugenden von seinen Vorfahren geerbt hat und die zügelloseste Anarchie jeder geordneten Regierung vorzieht, namentlich in jenen Staaten, wo das Negerelement stark vertreten ist! Die Mehrzahl der spanischen Kreolen kann man geschminkte Barbaren nennen, deren glänzender Firnis von französischen Schneidern und Friseuren herstammt, und deren Civilisation von einer verschwindenden Minderheit vertreten wird, bestehend aus Advokaten, Ärzten, höhern Offizieren, Kaufleuten und reichen Bummlern, die die oberflächliche Bildung der europäischen und nordamerikanischen Handelsstädte in einem noch oberflächlicheren Abklatsch herübergebracht haben. Nur in Chile, wo der englische und deutsche Einfluß sich mehr bemerkbar machen, ist es besser, ebenso in Südbrasilien, zum Teil auch in Argentinien und Costarica.

Die Krebsschäden der spanisch-amerikanischen Gesellschaft sind teils den in ihr fast überall vorherrschenden Mischlingsrassen angeboren — mehr den

[1] In neuerer Zeit verschwinden auch in Peru die alten kleidsamen Frauentrachten immer mehr, um den europäischen Moden Platz zu machen.

Hosted by Google

Abkömmlingen von Negern als denen von Indianern —, teils sind sie eine Erbschaft des spanischen Kolonialreiches. Die weiße Bevölkerung der spanischen Kolonien war nicht aus guten Elementen zusammengesetzt, sondern nur aus Beamten, Soldaten und aus Abenteurern, die in diesen gold- und silberreichen Ländern durch Bedrückung der Eingeborenen rasch Geld zusammenscharren wollten, um dann als reiche Leute in die Heimat zurückzukehren. Gewöhnlich nahmen sie indianische Weiber, die sie dann mit ihren Kindern sitzen ließen, wenn sie nach Spanien zurückkehrten, und so hat sich nach und nach die jetzige Mischlingsbevölkerung herangebildet. Die ursprünglichen Elemente waren also schlechter als in Nordamerika, wohin viele arbeitsame, unternehmende Leute auswanderten, obwohl auch dort ein böser Sauerteig, nämlich der Einfluß all jener unzähligen Schwindler und Verbrecher, die aus Europa dorthin zogen und noch ziehen, immer mehr die Massen durchdringt und früher oder später bei sich mehr drängender Bevölkerung die größten Gefahren herbeiführen muß. In den ersten Jahrzehnten seiner Unabhängigkeit, als die europäische Einwanderung noch nicht den heutigen gewaltigen Umfang angenommen, hatte Nordamerika wenig von diesen Übeln zu leiden; auch ging die Einführung der republikanischen Regierungsform ohne alle Konvulsionen vor sich, da diese Kolonien von je her an Selbstregierung gewöhnt waren.

Allein im spanischen Amerika mit seiner buntscheckigen, verkommenen und großenteils halbwilden Bevölkerung die Republik sofort einzuführen, war die Höhe des Wahnsinns. Wenn die Spanier auch in ihren Kolonien Erziehung und Nationalgefühl gewaltsam unterdrückt hatten, so hielten sie doch Ordnung und beförderten wenigstens einigermaßen den materiellen Wohlstand; aber seit der Unabhängigkeitserklärung wurden in den meisten dieser neuen Republiken alle Bande der Gesellschaft gelockert und scheint bei ihren Machthabern jedes Gefühl für Ehre verschwunden zu sein. Anstatt anständige und einigermaßen gebildete Leute bei der Verwaltung anzustellen, wurden solche überall entfernt und die einträglichsten Stellen überall mit Demagogen und Günstlingen[1] besetzt, die nur zu oft aus dem Abschaum der Bevölkerung stammten. Straflosigkeit der Verbrechen und Verachtung jeder Moral waren die Folge. Lediglich die Zugehörigkeit zu der jeweils herrschenden politischen Partei, nicht Kenntnisse, Tüchtigkeit und Ehrlichkeit, verschafft auch heute noch Ämter, Würden und Einkommen.

In den meisten spanischen Republiken ist es schon so weit gekommen, daß ein ehrlicher Beamter ein „candido“ (Einfaltspinsel) genannt wird, weil er, „an die Krippe gebunden, nicht frißt“; da er die andern am Fressen hindert, so wird er unversöhnlich verfolgt. Nur zu oft werden die ver-

[1] Beispiele dafür führt der Verfasser an im „Ausland“ 1871, S. 63.

Hosted by Google

dorbenſten und verächtlichſten Menſchen zu Präſidenten gewählt, und man kann ſich leicht denken, was Geſetze, Konſtitutionen und Kongreſſe in ſolchen Ländern ſein werden, wo keine Elemente ſind, um einen guten Beamten- und Richterſtand zu bilden. Es fehlt hier ein fleißiger, ſittlicher Bauernſtand, eine intelligente, betriebſame Bürgerklaſſe und eine gebildete, ehrenhafte Ariſtokratie. In den Städten ſind die thätigeren Kaufleute und geſchickteren Handwerker meiſtens Fremde; anſtatt eines unabhängigen Bauernſtandes oder ſolider Arbeiter findet man im Innern nur ſtumpfſinnige Indianer und an den Küſten einen verworfenen, allen Laſtern ergebenen, farbigen Pöbel von Negern, Mulatten und Chineſen; die höhern Stände endlich ſind teils eine niedere, aufgeblaſene Geldariſtokratie, teils werden ſie von käuflichen Beamten, Offizieren und Advokaten vertreten; anſtändige Leute findet man noch am meiſten unter den Gutsbeſitzern und Kaufleuten.

Wie es demnach in den ſpaniſchen Republiken mit der Juſtiz[1] beſtellt iſt, kann man ſich denken. Macht man eine Reiſe in das Innere, ſo kann man vielleicht ſchon in den erſten Tagen Abgeſandten eines Präfekten oder Subpräfekten begegnen, die hinter einigen armen Teufeln von Indianern her ſind, um ſie mit Gewalt nach ihren Dörfern zurückzuſchleppen. Die Indianer waren ihr Elend zu Hauſe müde geworden und nach der Küſte entflohen, um dort Arbeit und Verdienſt zu ſuchen. Allein der Indianer hat kein Recht, aus ſeiner Heimat wegzulaufen, denn er iſt Höriger eines Gutes (peon de hacienda) und darf ſich ohne Erlaubnis ſeines Herrn nicht entfernen. Hält ſich der Reiſende ein paar Tage in einer der Binnenſtädte auf, ſo trifft es ſich vielleicht gerade, daß ein Volkshaufe das Haus des Subpräfekten umgiebt und mit großem Geſchrei verlangt, dieſer oder jener ſolle als Hexenmeiſter verbrannt werden. Um den Angeklagten zu retten und doch der öffentlichen Meinung nicht zuwiderzuhandeln, muß der Subpräfekt einen Scheiterhaufen anzünden laſſen, während der Zauberer verſteckt und des Nachts durch eine Hinterthür entlaſſen wird.

Wenn man den peruaniſchen offiziellen Berichten Glauben ſchenken könnte, was leider nicht oft der Fall iſt, ſo würden in dieſem Lande weit weniger Verbrechen begangen als in Europa. Allerdings liefert die im Innern ſehr zahlreiche indianiſche Bevölkerung, welche mehr als die Hälfte aller Einwohner des ganzen Landes ausmacht, im allgemeinen nur ein geringes Kontingent zu den Verbrechen, obgleich es auch hier Ausnahmen giebt, z. B. in der Minenſtadt Cerro de Pasco, wo die Indianer ſchon ſehr verdorben ſind. Die weißen Kreolen und Meſtizen werden durch ihre Energieloſigkeit an vielen gefährlichen Verbrechen gehindert, aber dafür

[1] Die Ausführungen E. W. Middendorfs (Peru I, 361 ff. u. 418 ff.) beſtätigen nur die Darlegung des Verfaſſers über Verwaltung und Juſtiz in Peru.

Hosted by Google

hausen die Mulatten, Neger und Zambos, jetzt keinem Zügel mehr unterworfen, ganz wie sie Lust haben. Verfolgt die Polizei einen Dieb oder Mörder, so wird er in den meisten Häusern, in die er sich flüchtet, versteckt, und man hilft ihm fort; schon um später die wertvolle Protektion eines Banditen zu genießen, thun dies viele Leute. Einige der gefährlichsten Banditen kommen immer frei, da sie hohe Beamte oder Generale zu Freunden haben; andere stehen mit dem Kriminalrichter auf gutem Fuße, oder sie helfen sich durch Bestechung, der die meisten Untergerichte zugänglich sind. Auch in den höhern Gerichtshöfen wird diese angewandt, nur kostet es hier mehr Geld und kann daher nur bei bedeutenderen Fällen eintreten. Immerhin kann ein reicher Mann thun, was er will, nie wird er bestraft; zumal die großen Landbesitzer im Innern sind völlig unabhängig, denn keine Behörde würde es wagen, sie wegen begangener Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. Auch arme Leute kommen straflos durch, wenn sie „empeños“ (Verwendungen mächtiger Personen) erlangen können.

Im ganzen kann man annehmen, daß ein Verbrecher straflos bleibt, wenn nicht mächtige Freunde seines Opfers ihn verfolgen. Wird ein Fremder mißhandelt oder ermordet, der keine einflußreichen Freunde besitzt oder einer Nation angehört, die ihre Ansprüche nicht mit Kanonen unterstützen kann, so wird dem Verbrechen gar nicht nachgeforscht. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn den Unterthanen einer starken Nation ein Unrecht geschehen ist. Überhaupt gehen einige Vertreter der Seemächte schlimm mit den Regierungen der schwachen spanischen Republiken um, und besonders zeichneten sich hierin von je her die Vertreter Frankreichs aus.

Im Jahre 1851 ward in Lima eine Französin unter empörenden Umständen ermordet. Der französische Gesandte, ein sehr energischer Mann, vor dem die peruanische Regierung zitterte, verlangte kategorisch die Bestrafung der Mörder und wollte keine Entschuldigung anhören. Unterdessen hatte man sechs indianische Maultiertreiber aufgegriffen, auf denen ein leichter Verdacht ruhte, und um den Gesandten zufriedenzustellen, wurden zwei von ihnen erschossen. Später stellte es sich heraus, daß sie unschuldig waren; die wahren Mörder aber, schwarze Banditen, wurden nie bestraft!

Im Jahre 1858 wurde in Callao ein Franzose, Durhin, ein notorisch schlechtes Subjekt, wegen Prügelei durch die Polizei festgenommen. Sofort ging der französische Geschäftsträger zum peruanischen Minister des Auswärtigen, um seine Freilassung zu erwirken. Der Minister ließ sich von dem betreffenden Richter die Akten ausliefern, was dieser nie hätte gewähren dürfen, und ließ dieselben aus Nachlässigkeit in seinem Pulte liegen. Hierdurch entstand eine Verzögerung von zwei Monaten, während deren Durhin im Gefängnisse verblieb; dafür erhielt er 2000 Dollars Entschädigung. Ein noch besseres Geschäft machte ein anderer französischer Vagabund,

Hosted by Google

Zuderell, der im Jahre 1854 schmutzige Schmähschriften über den Präsidenten unter das Volk verteilt hatte, festgenommen ward und vier Tage lang gefangen saß. Die Peruaner mußten diesem Burschen 1000 Dollars Entschädigung für jeden Tag seiner Gefangenschaft zahlen!

An der Straflosigkeit der meisten Verbrechen trägt außer den schlechten Gerichten und dem Kongresse die Polizei die meiste Schuld; denn die wenigsten Verbrechen werden entdeckt. So überfielen einmal in Lima des Abends um 6 Uhr, als es noch ziemlich hell war, zehn Banditen einen Laden, raubten ihn rein aus, töteten einen Diener und verwundeten den Eigentümer schwer am Kopfe. Sie nahmen sich eine Stunde Zeit zu ihrem Geschäfte, wobei einer der Räuber, ein riesiger Neger, ausrief: „Eilet euch nicht, wir haben nichts zu fürchten." Nachdem die Banditen abgezogen, erschien die edle Polizei, feuerte mehrere Stunden lang ganz gewaltig, als ob sie in beständigem Kampfe wäre, und zog erst am Morgen wieder nach Hause. Keiner der Banditen ward entdeckt.

Einer meiner Freunde brachte einst einen Dieb, der seit längerer Zeit täglich Obst aus seinem Garten gestohlen hatte, zum Polizeidirektor von Lima. „Was wollen Sie, daß ich in der Sache thue?" fragte der Beamte; „hier wird ja nicht einmal Raub und Mord von den Gerichten bestraft." In demselben Augenblicke kam ein Mann zur Thüre herein, klagend, in seinem Hause sei eingebrochen worden. „Haben Sie den Dieb?" fragte der Direktor. — „Nein." — „Was soll ich also hierin thun?"

Eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel war der Oberst Suarez, der im Jahre 1848 Polizeidirektor (Intendente) von Lima war. Er war vielleicht der einzige energische Intendente, den Lima je besessen. Damals hatten die Intendenten von Lima noch mehr Macht als heutzutage und standen direkt unter dem Ministerium, nicht wie seitdem unter der Präfektur. Suarez hob die schreiendsten Mißbräuche, die sich noch aus der spanischen Zeit her in Lima erhalten hatten, alle auf. Der Geistlichkeit wurde das ewige Läuten untersagt (in Lima werden die Glocken nicht durch Seile geschwungen, sondern mit eisernen Klöppeln geschlagen, was einen Höllenlärm verursacht), und nur eine gewisse Anzahl Glockenschläge blieb erlaubt. Die unebenen Straßen wurden geebnet und ihre Reinlichkeit sowie die Straßenbeleuchtung verbessert. Arbeiter wußte Suarez sich immer zu verschaffen: alle Vagabunden wurden aufgegriffen und zu öffentlichen Arbeiten verwandt — was man auch in Deutschland nachahmen sollte —, die öffentlichen Dirnen mußten die Straßen fegen oder in den Hospitälern Dienste leisten. Die unzüchtigen Negertänze wurden verboten und mit Peitschenhieben bestraft. Aus den Spielhäusern ließ er die vornehmsten Leute, Generale und Obersten ausheben und ohne Gnade eine Nacht im gemeinen Gefängnis neben Dieben und betrunkenen Negern verbringen. Schlimm ging es allen

Hosted by Google

denen, die glaubten durch empeños (Verwendungen einflußreicher Personen) freizukommen. Ein Mann, der eine Schwindelei begangen, brachte einen Empfehlungsbrief des Präsidenten des obersten Gerichtshofes. Sofort ließ ihn Suarez zwei Tage einsperren. Darauf erst ward der Mann verhört und erhielt acht Tage Gefängnis. Nachdem er seine Strafe abgesessen, gab ihm Suarez einen Brief an den Herrn Präsidenten mit, worin er sagte, er habe seine Empfehlung nach Gebühr berücksichtigt. Fleißige Handwerker, die sich einmal betrunken oder geprügelt hatten, behandelte Suarez glimpflich, desto schlimmer aber alle Faulenzer, wenn sie auch den höhern Ständen angehörten. Gefängniß war während seiner Verwaltung stets mit Zwangsarbeit verbunden, und Vornehme und Geringe hatten zu arbeiten. Damals war der mächtige General Don Ramon Castilla Präsident von Peru[1], der das energische Auftreten des Intendenten gerne sah und ihn immer beschützte. Leider hat Lima nie wieder einen so tüchtigen Polizeidirektor und Peru nie wieder einen so tüchtigen Präsidenten besessen. Bezeichnend für peruanische Verhältnisse ist indessen folgende Geschichte, die im Jahre 1861, als Gerstäcker in Lima war, über Castilla umging und allgemein geglaubt wurde, und die, selbst wenn sie erfunden sein sollte, immerhin zeigt, wessen die öffentliche Meinung selbst diesen rauhen, eine große Autorität genießenden Kriegsmann, einen modernen Marius, für fähig hielt. Danach hatte Castilla den Chef der Finanzen um eine Anweisung von 50 000 Soles zur Bezahlung einer Spielschuld gebeten. Als dieser Anstände erhob, habe ihn Castilla beschwichtigt mit den Worten: „So, nicht möglich? dann schreiben Sie 100 000 und behalten die Hälfte!"

Ein Segen wäre es wohl für das spanische Amerika, wenn in einer seiner Republiken ein unerbittlicher Despot, wie es der Diktator Rosas[2] von Argentinien war, aber ein Mann von reinerem Charakter und mehr patriotischem Eifer, zur Macht gelangte, entschlossen, diese Länder von der Unterdrückung gieriger Demagogen zu befreien, der herrschenden Korruption zu steuern und ihnen Ordnung und Ruhe zu geben. Allein ein solcher hat sich noch nicht gezeigt; Diktatoren sind schon zu Dutzenden dagewesen, aber einer immer habsüchtiger, verworfener und unfähiger als der andere.

Gerade die Peruaner waren, wie Middendorf[3] mit Recht hervorhebt, von jeher gewohnt, monarchisch regiert zu werden, und waren damit zufrieden. „So zahlreich und lästig auch die Mißstände der spanischen Kolonial-

[1] 1845—1851; provisorisch 1855—1858; zuletzt 1858—1862. Siehe über ihn die ausführliche Schilderung seines Charakters und seiner Lebensschicksale bei E. W. Middendorf, Peru I.

[2] Über seine Willkürherrschaft siehe A. Schupp, Ein Besuch am La Plata (Freiburg, Herder, 1891) 112 ff.

[3] Peru I, 366.

Hosted by Google

regierung[1] sein mochten, so hätten doch die Peruaner schwerlich das Joch abgeschüttelt. Die Unabhängigkeit wurde ihnen von ihren Nachbarn zum Geschenke gemacht, und bis zum heutigen Tage wissen sie nicht, was sie mit einem Gute thun sollen, das sie sich nicht selbst erworben haben. Die große Mehrzahl der Bevölkerung, und zwar nicht allein die indianische, sondern auch die weiße, würde wahrscheinlich mit Freuden auf das Recht der Selbstregierung Verzicht leisten, wenn ihnen dagegen die Aussicht geboten würde, unter dem gerechten, wenn auch strengen Scepter eines Monarchen in Frieden zu leben. Genau besehen, ist das ganze politische Treiben in Peru nichts anderes als ein Kampf weniger Leute um eine Macht, die sich von einer monarchischen bloß durch ihre beschränkte Dauer unterscheidet, deshalb aber nur die Nachteile einer solchen, nicht ihre Vorteile besitzt; denn in einer kurzen Regierungsperiode läßt sich wenig dauernd Nützliches schaffen, aber viel schaden. Die nachteiligste Verfügung der peruanischen Verfassung ist daher neben der Kürze der Regierungszeit das Verbot, den Präsidenten und die Vicepräsidenten für die nächste Regierungsperiode wiederzuwählen. Bei so raschem Wechsel wird in einem Lande, dessen politische Lebensgewohnheiten ohnehin noch so geringe Festigkeit besitzen, ein stetiger Fortschritt unmöglich gemacht. Schon die beiden Männer, denen Peru vor allen seine staatliche Selbständigkeit zu verdanken hat, San Martin, der Gründer der Unabhängigkeit, und Bolivar, der Befreier, erachteten monarchische Einrichtungen für die von Spanien losgetrennten Kolonialländer, insbesondere für Peru, für die passendste Staatsform. Allein San Martins Absichten, die auf Berufung eines europäischen, wenn möglich spanischen Prinzen abzielten[2], wurden durch den Widerstand Bolivars vereitelt, und die Pläne dieses scheiterten durch die Maßlosigkeit seines Ehrgeizes", da er als lebenslänglicher Diktator *ganz* Südamerika als Vereinigte Staaten beherrschen wollte.

Heutzutage würde sich übrigens auch ein Monarch im spanischen Amerika nicht lange halten können, weil alle Elemente fehlen, auf die er sich stützen könnte, und er nirgends sicher gegen Verrat wäre. Auch würden die Nordamerikaner, die in Wirklichkeit allein den Kaiser Maximilian von Mexico gestürzt haben, wie sie auch einer Wiederherstellung des Thrones in Brasilien feindlich gegenüberstehen, einen Monarchen schwerlich lange regieren lassen, weil sie selbst auf eine spätere Annexion dieser Länder spekulieren und es daher in ihrem Interesse liegt, sie nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

---

[1] Mißgriffe der Regierung des Vicekönigs, dem ein geheimer Rat (Audienz) von vier Personen zur Seite stand, Bestechlichkeit der Beamten, Übergriffe der Inquisition ꝛc.

[2] Middendorf, Peru I, 370.

Hosted by Google

Einstweilen verdienen die Mittel, die Middendorf zur Besserung der heutigen unleidlichen politischen Verhältnisse in Peru vorschlägt, die volle Beachtung der Peruaner, die es mit ihrem Lande gut meinen. Ein Hauptübel sieht Middendorf in dem Zuge der so wenig zahlreichen weißen Bevölkerung des Innern nach der Küste, besonders nach der Hauptstadt. Dem müsse durch Decentralisation entgegengetreten werden. Die Interessen der verschiedenen Landesteile sind oft ganz verschieden. In diesen einzelnen Teilen solle man das bisher fehlende Interesse am staatlichen Leben dadurch wecken, daß man sie zu Einzelstaaten, mit möglichst großer Selbständigkeit für die innere Verwaltung ausgestatteten Gliedern eines Bundesstaates erhebt, der seinen Regierungssitz naturgemäß in der alten Inkahauptstadt Cuzco (Fig. 24) finden würde. Durch eine solche Ordnung der Dinge würde die Centralregierung und der Kongreß dem entnervenden Klima der Küste und dem entsittlichenden Einflusse von Lima entzogen.

Ebenso verkommen wie alles andere ist in den meisten Ländern des spanischen Amerika auch der Klerus. Schon in dem Berichte der Ulloas wird als Grund dieser Verkommenheit die allgemeine Sittenlosigkeit angegeben, die sich in jenen Ländern vorfand; ferner der Reichtum der Klöster und Pfarreien, der übrigens heute nicht mehr vorhanden ist, und namentlich die üble Gewohnheit, die in gewissen Orden Spaniens herrschte, ihre Klöster dadurch zu säubern, daß sie stets ihre schlechten Subjekte nach Amerika schickten, eine Unsitte, die sich namentlich bei den Dominikanern und den beschuhten blauen Franziskanern[1] verhängnisvoll erwies; diese entzogen sich in Südamerika gänzlich der kirchlichen Jurisdiktion und nahmen, um in ihrem Wohlleben und in ihrer geistigen und sittlichen Versunkenheit nicht gestört zu werden, bis in die neueste Zeit[2] keinen Ausländer als Novizen auf: das beste Mittel, um den in andern Provinzen rege gebliebenen Ordensgeist von sich fernzuhalten. Kein Wunder, daß der Klerus

[1] Im Gegensatz zu ihnen haben die unbeschuhten Franziskaner, los Descalzos (Barfüßer), wie auch Middendorf (I, 300) rühmend hervorhebt, den Geist, der ihren frommen Stifter beseelte, stets bewahrt. „Gegenwärtig (nachdem die Jesuiten 1886 wieder ausgewiesen waren — vollständig wurde die Ausweisung indes nicht durchgeführt) sind die Insassen ihres Klosters in Lima die einzigen Ordensgeistlichen, die streng nach ihrer Regel leben und darum allgemeine Achtung genießen. . . . Unter den 33 Mönchen sind die meisten Spanier, einige Bolivianer und Ecuadorianer; kein Peruaner ist darunter! Sie sind Beichtväter vieler angesehenen Familien. Einer derselben, der Vater Gual, hat in einem großen Werke über das Leben Jesu das Buch Ernest Renans bekämpft. Ein anderer, der Vater Cortès, ist ein hervorragender Kanzelredner."

[2] Bei der Dominikanergemeinde in Lima hat endlich vor einigen Jahren Pater Nardini die so notwendige Reform durchgeführt; am Feste des hl. Thomas von Aquin haben die Dominikaner 1892 in Lima ein Gymnasium mit sieben Klassen eröffnet und ringen seitdem wieder mit den Jesuiten im höhern Unterricht um die Palme.

Hosted by Google

Hosted by Google

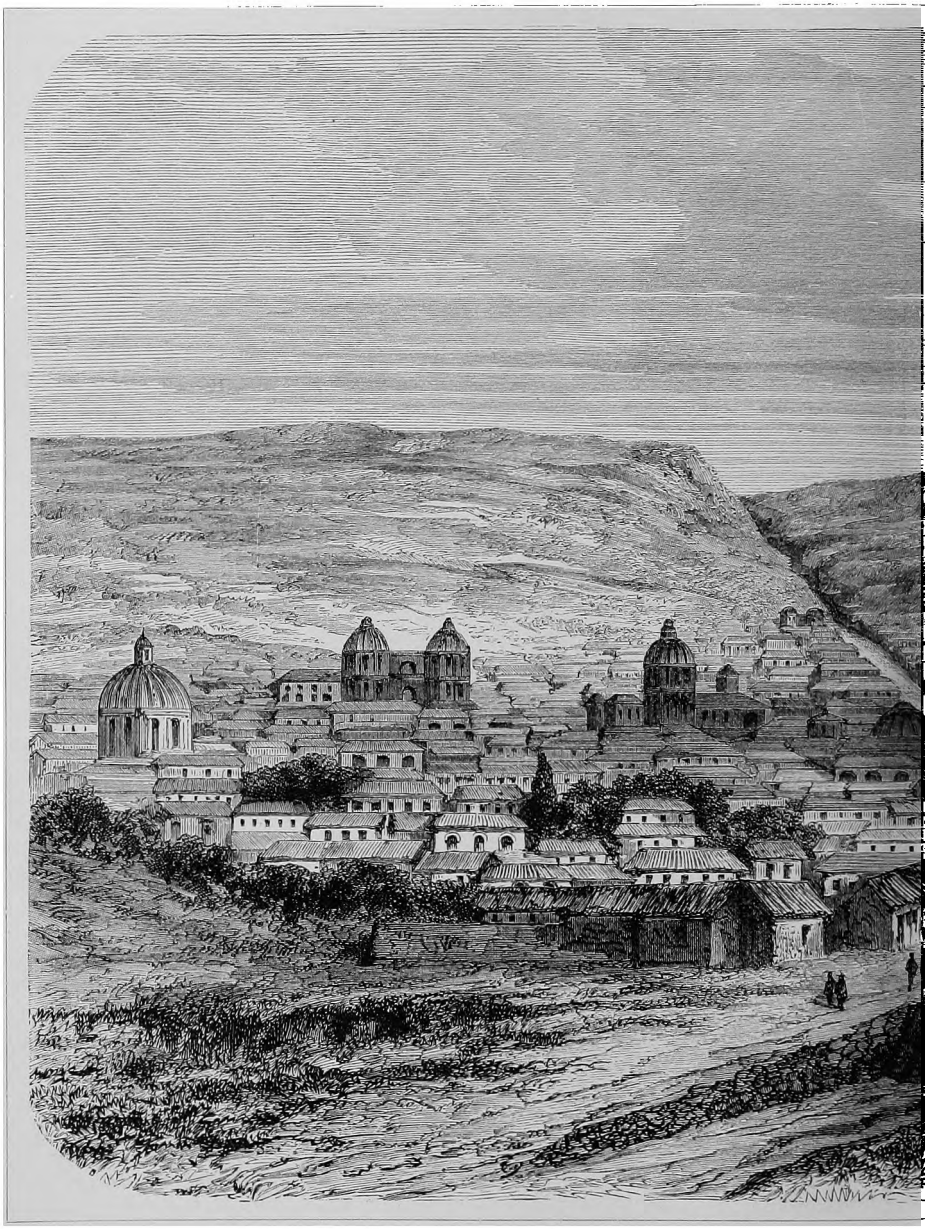


Fig. 24
(Zu v. Schütz, Amaz

Hosted by Google

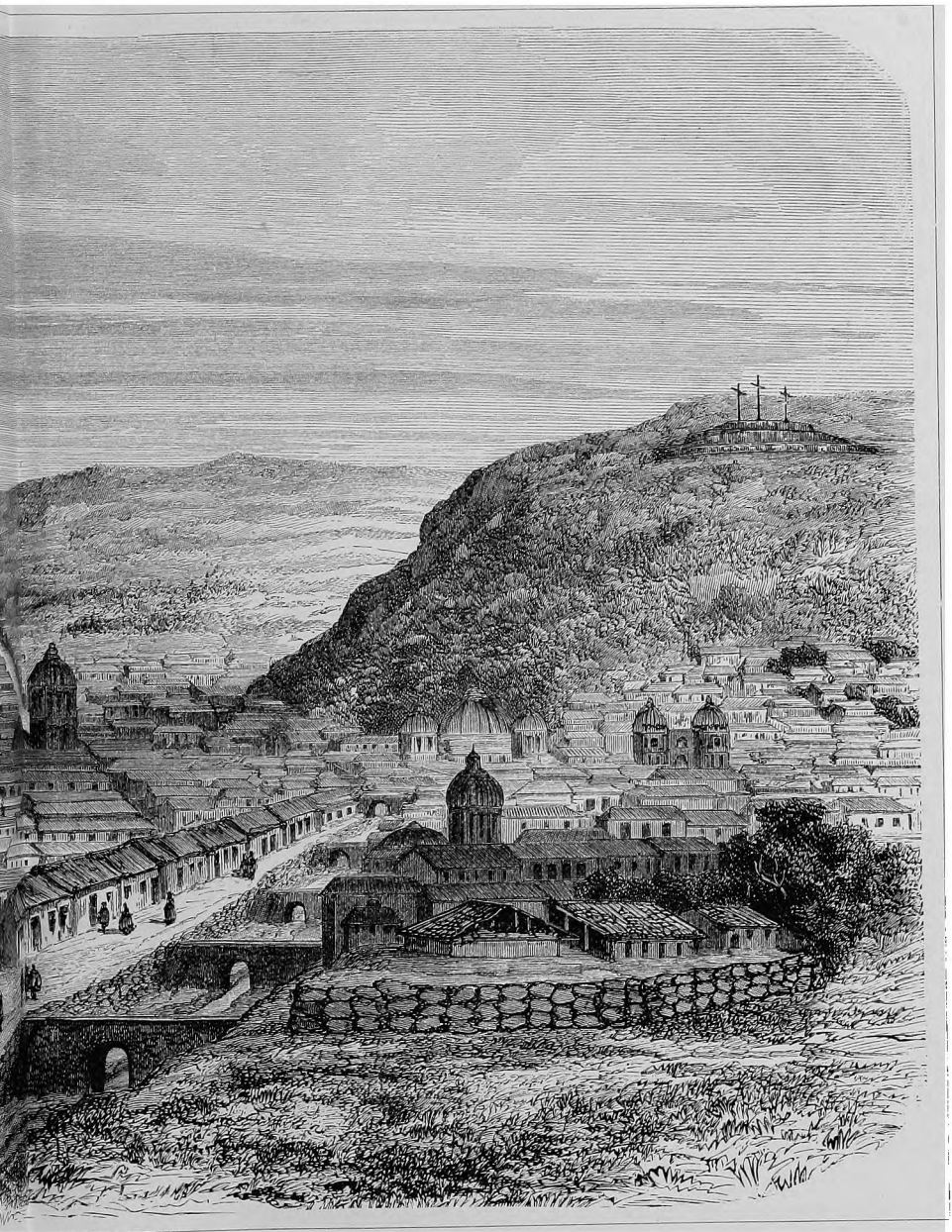


Fig. 4. **Cuzco.**
(S. Kaymas. 2. Aufl. S. 116.)

Hosted by Google

Hosted by Google

dort so verdorben war und es großenteils noch ist; allein ein Hauptgrund der Entsittlichung, der allerdings zur Zeit der Ulloas noch nicht so zu Tage getreten war wie heute, ist das von der Krone Spaniens und Portugals überkommene Staatskirchentum.

In jenen Ländern herrschten bekanntlich die Geheimbünde unumschränkt, und die beiden Hauptparteien dort, die sich auch „Konservative" und „Liberale" nennen, werden von zwei rivalisierenden Geheimbündlercliquen geleitet. Feste Principien haben diese Parteien nicht: es handelt sich bei ihnen hauptsächlich um den Besitz der Ämter, und dies ist auch der Grund der ewigen Revolutionen[1], die freilich nicht so gefährlich sind wie die Revolutionen in Europa, da es fast nur Militäraufstände sind, an denen das Volk wenig teilnimmt. Wird nun ein Bischofssitz vakant, so ernennt in der Regel die gerade am Ruder befindliche Partei[2] einen ihrer Schützlinge zum Bischofe, der seinerseits wieder gebunden ist, jede erledigte Pfarrei an einen Parteigenossen zu vergeben. Unter solchen Umständen ist es wirklich noch zu verwundern, daß der dortige Klerus und das Volk, das er zum Guten führen soll, nicht noch schlechter geworden, als sie es bereits sind. Alle Schritte, die von Rom aus gegen diese heillose Wirtschaft versucht wurden, haben bis jetzt (1883) wenig ausgerichtet[3]. Vor nicht langer Zeit versuchte der päpstliche Nuntius die Reform der Klöster durchzuführen, wobei ihn auch der damalige Präsident Balta trotz des Lärmens der Geheimbündlerpresse, die ohne Ausnahme die Partei der schlechten Mönche nahm, kräftig unterstützte. Der Nuntius hatte bereits begonnen, die Klöster der Dominikaner, Augustiner, Mercedarier und beschuhten Franziskaner von den schlimmsten Subjekten zu säubern, da ward plötzlich Präsident Balta ermordet, und die Reform war zu Ende. In Ecuador that Präsident Garcia Moreno dasselbe. Ich war mit ihm persönlich bekannt, noch ehe er Präsident war, und damals sagte er mir, als sich unsere Unterhaltung einmal um die spanisch-amerikanischen Zustände drehte: diese Länder könnten nur gebessert werden, wenn eine gründliche Reform des Klerus

---

[1] Schon Bolivar, „der Befreier", hat sich zu der Verfügung veranlaßt gesehen: „In Erwägung, daß die Geheimbünde die Vorbereitung politischer Umwälzungen zum Hauptzweck haben, . . . wird deren Auflösung angeordnet." Garcia Moreno ließ den Geheimbündlern in Ecuador durch ein Gesetz das Wahlrecht aberkennen, falls sie nicht darauf eingehen sollten, ihre Sitzungen öffentlich abzuhalten.

[2] Über die Parteiumtriebe bei Abtswahlen in früheren Zeiten siehe Middendorf, Peru I, 125.

[3] Ein päpstliches Rundschreiben vom 1. Mai 1894 legt den peruanischen Bischöfen die wissenschaftliche Bildung der künftigen Kleriker, die Fernhaltung von sittenlosen, unwissenden Mietlingen vom geistlichen Amte, die Vermehrung der Missionen und Missionäre bei den Eingeborenen und die Bekämpfung der dem Glauben und der christlichen Sitte feindlichen Litteratur neuerdings eindringlich ans Herz.

Hosted by Google

vorhergegangen wäre. Nachdem er Präsident geworden, jagte er — unter Mitwirkung der höhern geistlichen Behörde — alle Mönche, die sich weigerten, sich den Reformen zu unterwerfen, aus den Klöstern heraus, und bald zeigte sich die gute Wirkung dieser strengen Maßregel. Ein besserer Geist zog in die Klöster und überhaupt in die größeren Städte von Ecuador, und der sittliche Zustand begann sich zu heben. Die Spuren dieser Geistes-erneuerung haben auch nach der Ermordung Garcia Morenos[1] nicht verwischt werden können, trotzdem es an Anstrengungen, dies zu erreichen, nicht fehlt. Überall in Südamerika kann man dasselbe beobachten: stets ist die schlechte Presse mit dem schlechten Klerus im Bunde, und alle Anstrengungen, die der bessere Teil der Geistlichen und namentlich die Jesuiten — die übrigens in den meisten Staaten gewöhnlich vertrieben sind und gerade den verdorbenen Klerus zum Hauptgegner haben — gegen die Korruption machen, werden von der sogenannten „freisinnigen" Presse als „ultramontaner Fanatismus", „jesuitische Herrschgelüste" u. dgl. verdächtigt.

So sehr man aber auch die vielen und großen Fehler der spanischen Kreolen verurteilen mag, die Gerechtigkeit erfordert es, daß man auch wieder ihre guten Seiten betont, ihre Gutmütigkeit und Gastfreundschaft, die auch in Chachapoyas und der Umgegend von Weißen und Mestizen — nicht von Indianern — vielfach geübt wird. Man kann wirklich sagen, daß bei den Pflanzern dieser Regionen die Gastfreundschaft die vorherrschende Tugend ist. Sie ist so vollständig, so naiv, so uninteressiert, daß man sich bei uns zu Lande und überhaupt in Ländern mit entwickeltem Verkehrsleben davon kaum einen Begriff machen kann. Kommt man im Hofe einer Pflanzung an, so wird man vom Eigentümer empfangen, der sich nach unserem Befinden erkundigt und uns auffordert, abzusteigen. Von diesem Augenblicke an ist man wie zu Hause, sagt seinen Namen und wird den verschiedenen Familiengliedern vorgestellt. Niemand findet etwas dabei, wenn man seinen Aufenthalt auf einen ganzen Monat verlängert, stets wird man mit dem Taufnamen mit vorgesetztem „Don" angeredet, wie überhaupt im spanischen Amerika die Zunamen selten gebraucht werden. Man erhält sein Schlafzimmer, das ebensogut ausgestattet ist wie das des Besitzers, nimmt seinen Sitz an dem Speisetische der Familie und hat den guten Leuten keine andere

[1] Ein Lebensbild des hervorragenden Mannes, der in mehr als einer Hinsicht in der Geschichte der südamerikanischen Staaten eine außergewöhnliche Stellung einnimmt, von A. George-Kaufmann entworfen, ist in der Herderschen Sammlung historischer Bildnisse erschienen: Don Gabriel Garcia Moreno (Freiburg 1891). Nie hat ein südamerikanischer Staat seine Postmarken mit größerem Rechte mit dem Bilde eines seiner Staatsmänner versehen als Ecuador mit dem „Don Gabriels", der im Volksmunde als nationaler Held und fast als Heiliger fortlebt. Siehe auch *Monnier*, Des Andes au Para 84, und J. Kolberg, Nach Ecuador (3. Aufl.) 193. 387 ff. 537 ff. 549 f.

Hosted by Google

Vergütung zu geben, als daß man ihnen die neuesten Nachrichten aus Lima mitteilt oder von den Wundern Europas erzählt, wobei nicht nur die Familie, sondern auch die ganze indianische Dienerschaft mit offenen Augen und Ohren zuhört, obgleich diese meist kein Wort Spanisch und folglich auch die Unterhaltung nicht versteht; sie will sich aber den Anschein geben, als verstehe sie alles und nehme an allen Freuden der Familie den regsten Anteil. Erklärt man schließlich seinen Entschluß, abzureisen, so bitten alle Familienglieder, Männer und Frauen, so dringend und in Ausdrücken so warmer Freundschaft, man möge noch bleiben, daß man nicht umhin kann, noch etwas länger zu verweilen; und muß man endlich aufbrechen, so wird man von dem Besitzer und dessen Söhnen oder Brüdern noch eine Legua weit zu Pferde begleitet — noch ein Händedruck, und man sieht sich wahrscheinlich nie mehr wieder. Die nächste Nacht hat man vermutlich im Freien zu kampieren, und wie angenehm ist man dann überrascht, wenn man beim Auspacken seiner Reiseutensilien einen Sack mit allerhand Lebensmitteln und Leckerbissen findet, den die vortrefflichen Leute beim Aufladen unter das Gepäck geschoben haben. Diese Art von Gastfreundschaft ist in vielen Gegenden des Innern von Peru und Bolivia ganz allgemein, und wenn es auch Ausnahmen giebt, so bestätigen diese doch nur die Regel.

Zur Zeit, als wir nach Chachapoyas kamen, war der ehrwürdige Don Pedro Ruiz Bischof dieser Stadt. Er behandelte unsere Expedition mit der größten Freundlichkeit, besuchte die Leute häufig und gab ihnen viel Schokolade und eingemachte Sachen für die Reise mit. Er war überhaupt ein Freund der Fremden. Enthusiastisch war er eingenommen für die Kolonisierung der das Amazonenthal begrenzenden Hochlande, für die Errichtung von Verbindungswegen zwischen den Städten des Innern und den schiffbaren Zuflüssen des Amazonenstromes, und besonders lag ihm am Herzen die Bekehrung und Civilisierung der dort hausenden wilden, zum Teil noch menschenfressenden Indianerstämme. Ich selbst verdanke dem frommen Bischofe die Erhaltung meines Lebens. Im Jahre 1855 grassierte das gelbe Fieber, und auch ich ward davon befallen. Mein deutscher Arzt hatte mich bereits aufgegeben, als der Bischof, der von meiner Krankheit gehört, mich besuchte. Gleich sagte er, es sei unrecht, schon alle Hoffnung aufzugeben, ohne weitere Versuche zu machen; er eilte sofort weg und kam bald zurück mit einem spanischen Arzte, der mich wiederherstellte. Als ich, zum Skelette abgemagert, zum erstenmal wieder ausging, sah ich beim Vorbeigehen in einer Obstbude wunderschöne Pfirsiche, deren Anblick ich nicht widerstehen konnte. Die Händlerin, eine alte Negerin, sah mich groß an, schüttelte den Kopf und sagte: „Ihnen verkaufe ich keine Pfirsiche, es wäre Ihr Tod.“ Es giebt also auch unter Negern ebensogut wie unter Weißen Leute, die das Herz auf dem rechten Flecke haben.

Hosted by Google

Bischof Ruiz war der Hauptpionier des obern Amazonenthales; er besuchte die wilden Stämme am Marañon, Ucayali, Pastaza und Morona und entdeckte zuletzt, nachdem er verschiedene Male vergebens in die Wildnis eingedrungen, im Jahre 1862 einen bequemen Verbindungsweg zwischen seiner Vaterstadt Chachapoyas und dem schiffbaren Rio Cristallino-Nieva, der in den Marañon mündet. Die furchtbarsten Strapazen hatte er auf dieser letzten Reise ausgestanden, fast war er vor Hunger dabei umgekommen, und sein nicht sehr starker Körper erlag am Ende allen diesen Mühseligkeiten. Auf der Rückreise bekam er eine heftige Dysenterie, so daß er nach Chachapoyas getragen werden mußte, wo er ein paar Tage nachher starb.

Nur ein Mann, der selbst Entdeckungsreisen in den Urwäldern des tropischen Amerika gemacht hat, ist im stande, die Arbeiten dieses frommen und aufopfernden Apostels gehörig zu würdigen. Die steilen Gebirgspfade, die zwischen fürchterlichen Abgründen sich hinwinden, die tiefen Moräste, die dichten und wild verwachsenen Forste, die von wilden Indianern, Raubtieren und giftigen Schlangen drohenden Gefahren, die schlechten und spärlichen Nahrungsmittel, die oft sündflutartigen Regengüsse und schrecklichen Gewitterstürme, die tosenden und schäumenden Gebirgsströme, wo das schwache Kanoe jeden Augenblick in Gefahr ist, an den Felsen zu zerschellen — alles dies sind Hindernisse, vor denen die meisten Männer erzittern. Hier treibt den kühnen Pfadfinder nicht das Bewußtsein, das den Krieger erregt, daß er sich mit Ruhm bedeckt, wenn er die feindliche Batterie nimmt, und daß so viele Augen in der Schlacht auf ihn gerichtet sind — allein oder nur in Begleitung von wenigen Indianern dringt er in den finstern Urwald, und erliegt er endlich den Strapazen, so stirbt er einsam und verlassen, den wilden Tieren eine Beute und auf ewig verschollen!

Im Jahre 1854 ging eine Expedition, meist aus Californiern bestehend, lauter abgehärtete und erfahrene Hinterwäldler, von Chachapoyas ab nach den Goldwäschereien, die sich am Marañon oberhalb seiner letzten Wasserfälle befinden sollten. Sie nahm eine ähnliche Richtung, wie sie Bischof Ruiz auf seiner letzten Reise eingeschlagen, aber die wenigsten von diesen Leuten kamen wieder zurück. Die übrigen waren in den Wasserfällen oder durch Fieber und Hunger umgekommen. Einer der Überlebenden, ein junger Holsteiner von 20 Jahren, der schon unsere Expedition mitgemacht, dem das Leben am Amazonenstrome aber nicht behagt hatte, schilderte mir später die Abenteuer seiner Reise, die ich hier kurz wiedergeben will [1].

Als der Holsteiner auf seiner Rückreise vom Amazonenstrome wieder nach Chachapoyas kam, traf er dort die Yankees, mit denen er sich, da er

[1] Im „Ausland" 1867, S. 414 ff., habe ich sie eingehend beschrieben.

Hosted by Google

kein Englisch sprach, nicht verständigen konnte. Bald stellte sich aber heraus, daß auch ein Berliner sich bei der Bande befand, der, als er merkte, daß unser Holsteiner Spanisch sprach und gerade vom Amazonenstrome kam, ihn gleich seinen Kameraden vorstellte, die nun freundlicher gegen ihn wurden, da ihnen ein solcher Mann, der manchen Aufschluß geben konnte, sehr erwünscht kam. Sie erzählten, sie hätten in californischen Zeitungen gelesen, die reichsten Goldminen befänden sich am obern Amazonenstrome oder Marañon, oberhalb des Pongo de Manseriche, was ihnen in Lima von Leuten, die auch das Innere kannten, bestätigt worden sei. Des Holsteiners Einwurf, er selbst habe kein Gold am Amazonenstrome gesehen, verlachten sie. „Nur ein Dutchman", meinten sie, „könne dort unten Gold suchen, am untern Sacramento gäbe es auch keines, in den Bergen werde es schon anders aussehen."

Sie luden ihn dann ein, mit ihnen zu trinken, und als der gute Holsteiner halb betrunken war, überredeten sie ihn, ihren Zug nach dem Eldorado mitzumachen. Er unterschrieb dann auch seinen Namen und zahlte gleich 20 Pfund Sterling als seinen Beitrag zu den Kosten ein. Die Californier führten teilweise viel Gold mit sich, der Holsteiner hielt es aber für geratener, ihnen zu verheimlichen, daß er auch noch Mittel besitze, und nähte am folgenden Tage seine ganze Barschaft — etwa 100 Pfund Sterling — in seinen Überrock ein. Die Gesellschaft bestand aus 30 Yankees, dem Holsteiner, dem Berliner und einem Peruaner, der sich ihnen noch in Chachapoyas anschloß. Der Bischof von Chachapoyas besorgte ihnen noch zwei indianische Wegweiser, und schon nach zwei Tagen ward nach den Goldminen des Marañon aufgebrochen.

Schon in den ersten Tagen merkte unser Freund, in welche Bande er geraten war. Es war der roheste Auswurf von bestialischen Yankees, wie ihn nur Californien zu jener Zeit aufweisen konnte. Er wollte gleich zurückkehren, aber der Berliner bestimmte ihn zuletzt doch, weiter mitzugehen. „Haben wir Gold genug gefunden," sagte er, „so brechen wir des Nachts mit jenen beiden Indianern auf und überlassen die Bestien ihrem Schicksale. Viele von ihnen haben schon dreimal in Californien ein Vermögen gemacht und es wieder durchgebracht, einige Spieler sind unter ihnen, die sich nicht mehr Gewissen daraus machen, unser Geld wegzunehmen und uns eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als einen Hund totzuschießen; aber die Burschen haben im Goldsuchen viel Erfahrung — ist Gold vorhanden, die finden es gewiß."

Die meisten dieser Abenteurer betrugen sich auf die brutalste Weise gegen jeden, der nicht Nordamerikaner war. Die beiden indianischen Wegweiser wurden oft auf das unmenschlichste mißhandelt; des Nachts banden sie dieselben immer fest, damit sie nicht entfliehen konnten. Den armen

Hosted by Google

Peruaner, der kein Wort Englisch sprach, traten und stießen sie, wenn er ihnen in den Weg kam, ebenso die Indianer, wenn sie nicht verstanden, was die Yankees wollten. Konnten diese kein Vieh erhandeln, so trieben sie es ohne Umstände weg. Natürlich ward dies bald unter den Indianern bekannt, so daß sie stets, ehe die Expedition sich sehen ließ, alle ihre Habseligkeiten in Sicherheit brachten und versteckten. Doch erlangte der Holsteiner, der Spanisch und auch etwas Quichua sprach, manches, was sich die Amerikaner nie verschaffen konnten.

Bald hörten alle Wege und Ansiedelungen auf, und man mußte sich einen Weg durch den dicht verwachsenen Urwald hauen. Die Amerikaner arbeiteten wie die Bären, ohne je den Mut zu verlieren, ließen aber ihre indianischen Wegweiser nie aus den Augen, so daß diese nie Gelegenheit fanden, zu entschlüpfen. Manchmal kamen sie zu kleinen Savannen, wo sie einen Tag lang rasteten, um Maultiere und Schlachtvieh sich erholen zu lassen. Ermüdete ein Maultier, so ward es zurückgelassen. Immer vorwärts, hieß es, obgleich es beständig regnete — die Regenzeit war bereits eingetreten; einige bekamen Fieber — einerlei, immer vorwärts. Der arme Peruaner konnte zuletzt nicht mehr weiter — ohne Mitleid ward er zurückgelassen, um im Urwalde zu verschmachten. Nie mehr ward etwas von ihm gehört, wahrscheinlich haben ihn die Tiger[1] zerrissen!

Trotz all dieser Eile dauerte es zwei Monate, bis sie am Nievaflusse ankamen. Hier wurden nun acht Flöße gezimmert, das sämtliche Vieh geschlachtet und trockenes Fleisch bereitet — den Pferden und Maultieren, die von nun an unnütz wurden, schenkte man die Freiheit. Nachdem alles Gepäck auf die Flöße geladen war, schiffte sich die Gesellschaft ein und überließ sich der Strömung. Wie viele andere hatte sich der Holsteiner durch die beständige Nässe das Fieber zugezogen — doch darauf achtete niemand; wer zurückblieb, war verloren. In den ersten sechs Stunden ging alles gut, der Fluß floß ruhig, und schon glaubten die Reisenden alle Gefahr überstanden. Aber nach und nach ward die Strömung stärker, der Strom schoß nun durch Felsen und war mit Klippen besät; das Brüllen des Wassers ward immer fürchterlicher — an einen Widerstand war nicht mehr zu denken. Mit Sturmesschnelle wurden sie fortgerissen einen 3 m hohen Wasserfall hinab in den schäumenden Wirbel. Drei von den acht Flößen verschwanden und neun Mann ertranken; fast das ganze Gepäck der Überlebenden war verloren. Der Holsteiner, der sich an sein Floß geklammert hatte, rettete nur das nackte Leben; selbst sein Rock, den er ausgezogen und in den er alles Geld eingenäht hatte, war vom Wasser weggespült worden.

[1] So heißt der Jaguar im spanischen Amerika.

Hosted by Google

Nur einen einzigen Sack Reis hatten sie bei dem Schiffbruche gerettet sowie etwas Pulver, das sie wieder trockneten, acht Schießgewehre, mehrere Revolver, Äxte, Schaufeln und Pfannen. Der Holsteiner hatte beständig Fieber und konnte sich kaum regen. Hauptsächlich den beiden Indianern dankte er sein Leben; da er der einzige war, mit dem sie sprechen konnten, so hatten sie ihn lieb gewonnen und pflegten ihn in seiner Krankheit. Mit ihren Blasrohren schossen sie oft Federwild, sammelten Waldfrüchte, die die Amerikaner nicht kannten, Palmkohl, wilde Kartoffeln u. dgl., was sie immer mit dem armen Kranken teilten und für ihn zubereiteten.

Endlich hörten sie ein entferntes dumpfes Tosen, und schon glaubten sie, daß wieder neue Schrecknisse, Wasserfälle und Schiffbruch auf sie warteten, da mündete der Nieva in einen Strom, der, nachdem sie eine kurze Strecke weiter gefahren, auf der andern Seite einen bedeutenden Zufluß aufnahm. Nun war kein Zweifel mehr, sie hatten ihr Ziel erreicht! Der Zusammenfluß von drei Strömen — es paßte ganz zu der Beschreibung, die sie durch den Bischof in Chachapoyas erhalten hatten: der Nieva (auf der rechten Seite), Marañon und Paute-Santiago (links) vereinigen sich kurz vor dem Pongo de Manseriche, den letzten Stromschnellen des Marañon. Hier mußten die Goldlager sein[1].

Gleich liefen nun alle, auch die Fieberkranken und Todmüden, mit Schaufeln und Pfannen nach dem Flusse, fanden aber nur an einer einzigen Stelle wenig und zwar sehr feines Gold. Der Fluß war noch viel zu hoch, als daß sie hätten gehörig arbeiten können. Jetzt ward also beschlossen, das Fallen des Wassers abzuwarten. Hütten wurden gebaut, aber man wartete vergebens; Wochen und Wochen vergingen, und das Wasser wollte nicht niedriger werden. Dabei hatten die Leute mit dem größten Hunger zu kämpfen; schon auf dem Nievaflusse war ihr kärglicher Reisvorrat zu Ende gegangen, und jetzt lebten sie nur von Affenfleisch und Palmkohl. Immer seltener wurden die Affen, und nur wenige der Goldsucher waren noch im stande, auf die Jagd zu gehen; wohl die Hälfte litt an Dysenterie und Fieber. Schon mehrten sich die Stimmen zu Gunsten der Abreise, jede Woche ward darüber abgestimmt, und zuletzt stimmten fast nur noch die Kranken, die nicht weiter konnten, für ein längeres Bleiben. Acht von diesen waren bereits in den letzten Tagen gestorben, und wie sich später fast als sicher erwies — der Arzt hatte sie vergiftet! Dieser, ein früherer Barbier aus San Francisco, war nämlich einer der Eifrigsten für die Abreise, und um hierfür die Mehrheit zu gewinnen, schaffte er die Kranken beiseite!

[1] *A. Raimondi*, Mapa del Perú, foja 7, verzeichnet ein Goldlager viel weiter oben, dicht unterhalb der Mündung des Cristallino-Nieva auf dem rechten Ufer des Marañon

Hosted by Google

Auch dem armen Holsteiner gab er ein Pulver, worauf Gaumen, Zahnfleisch und Mund bald anschwollen und der Leib weit aufgetrieben ward; in ein paar Tagen verlor der Patient die Hälfte seiner Zähne. Da zwang der Berliner den Barbier, dem Kranken ein Gegenmittel zu geben, indem er schwur, ihn zu erschießen, wenn sich jener nicht binnen zwei Tagen besser befinde. Einige Brech- und Abführmittel besserten bald seinen Zustand.

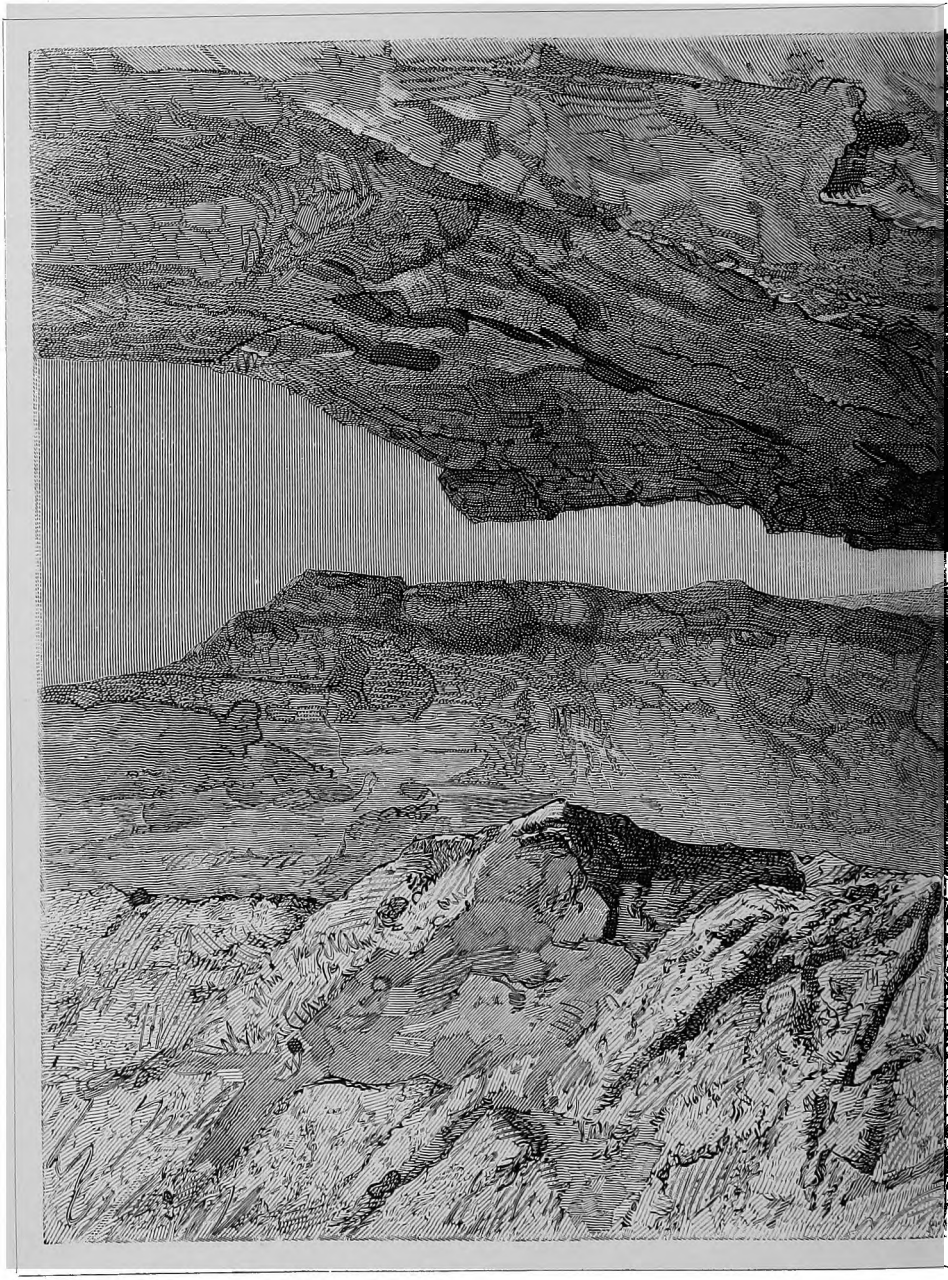
Drei fürchterliche Monate vergingen auf diese Weise, bis sich endlich die Mehrheit zur Abreise entschloß. Es war im Monat April — hätten sie noch ein paar Wochen warten können, so wäre der Fluß jedenfalls gefallen; allein sie glaubten, er werde nie mehr niedriger werden, und der Hunger zwang sie zum Aufbruche. Sie wären schon früher aufgebrochen, wenn nicht das Brüllen des Pongo de Manseriche, das sie beständig hören konnten, einen Teil der Leute eingeschüchtert hätte. Endlich bestiegen sie wieder ihre Flöße und überließen sich resigniert der Strömung. Krank wie der Holsteiner war, konnte er nur wenig durch das Palmendach des Floßes blicken und mir daher später nur eine spärliche Beschreibung der letzten Kaskaden des Amazonenstromes geben. Kurz vor den Fällen ist der Strom etwa 800 Schritte breit, worauf er sich plötzlich verengt und durch ein Felsenthor schießt. An einigen Stellen schien der Fluß kaum 50 Schritte breit zu sein, und durch solche flog das Floß mit der Schnelligkeit eines Pfeiles. Die Strömung war so stark und die Leute so ausgehungert und schwach, daß an ein Arbeiten nicht zu denken war; sie mußten sich ruhig der Strömung überlassen. Ein Floß ward an einem Felsen zerschellt, wobei zwei Mann ertranken; die übrigen kamen glücklich durch. Nach unseres Freundes Schätzung mochte diese Fahrt durch den Pongo de Manseriche (Fig. 25) etwas über eine halbe Stunde gedauert haben; doch nicht überall flogen sie mit derselben Schnelligkeit durch. Am Ausgange des Felsenthores breitete sich der Amazonenstrom aus wie ein ruhiger See in einer unermeßlichen Ebene, und alle fühlten — jetzt waren sie gerettet. Bald trafen sie ein Kanoe mit wilden Indianern, die viel getrocknetes Wildschweinfleisch bei sich hatten. Sofort ward es ihnen abgenommen und ein Teil gleich roh verzehrt.

Wir schalten hier die Erlebnisse einer staatlichen Kommission ein, die im Jahre 1891 an den obern Marañon entsandt wurde, um die Lavaderos de Oro (Bestand des Goldsandes) im Bette der dortigen Flüsse zu untersuchen. Ihr im Dezember 1891 veröffentlichter Bericht[1] zeigt, daß sie ähnliche Leiden durchzumachen hatte, wie vor 40 Jahren jener Holsteiner. Seit die peruanische Regierung die Salpeterlager von Tarapaca und die Guanoinseln bei Arica, die ihr früher jährlich viele Millionen Soles eintrugen, an die Chilenen hat abtreten müssen, herrscht in der Staatskasse

[1] Einen Auszug daraus hat die Köln. Volkszeitung 1891, Nr. 119, veröffentlicht.

Hosted by Google

Hosted by Google



Hosted by Google

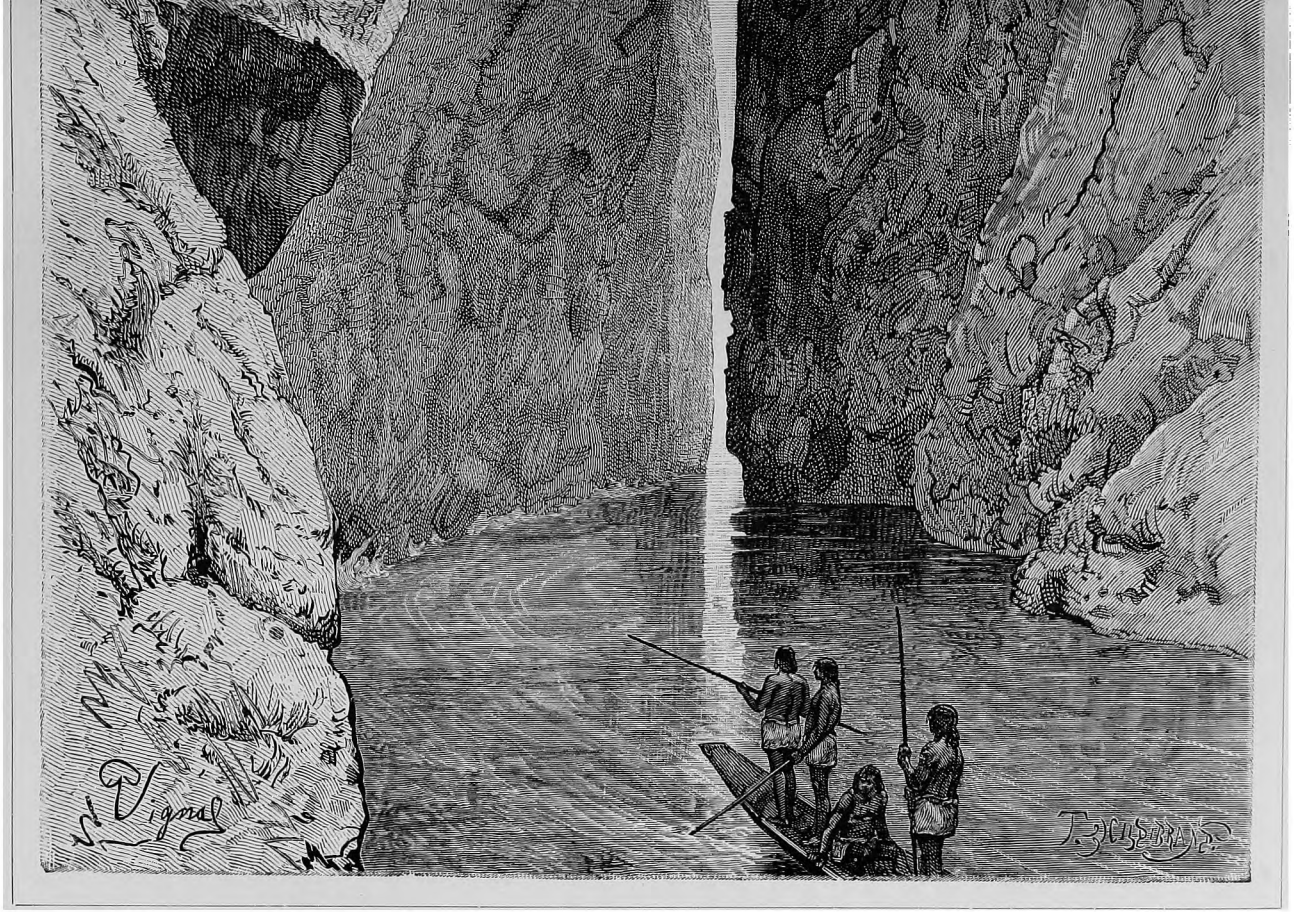


Fig. 25. Durchfahrt durch den Pongo de Manseriche.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 124.)

Hosted by Google

Hosted by Google

eine empfindliche Leere, so daß nicht selten die Gelder zur Bezahlung der Beamten fehlen. Jetzt erinnerte man sich wieder des Goldreichtumes, der zur Zeit der Eroberung durch die Spanier im Lande herrschte, und suchte die seitdem verloren gegangenen Quellen dieses Reichtums wieder aufzuschließen. Es ging die Sage, in den hintersten Schluchten der Cordilleras ständen zwei Goldberge, der Dorado und der Angaisa; aber alle Nachforschungen, die von Goldsuchern danach angestellt wurden, schlugen fehl. Man kam endlich überein, die Goldberge in das Reich der Fabeln zu verweisen; die Geologen und Ingenieure des Landes nehmen jetzt ziemlich allgemein an, die Eingeborenen hätten das Gold aus dem Bette mehrerer goldführenden Cordillerenströme gesammelt. Um diese ausfindig zu machen, entsandte die Regierung den Major Palacios zur Untersuchung der Flüsse im Bezirk Loreto, und die Ingenieure Vidal und Wolf (ein Badener), denen sich noch eine größere Anzahl Interessenten anschloß, gingen mit demselben Auftrage an die Nebenflüsse des Marañon in den höher gelegenen Bezirken. Die Teilnehmer an diesem Forschungszuge hatten viel zu leiden; einige sind in den Flüssen ertrunken, mehrere infolge der Anstrengungen gestorben. Das einzige Kanoe, das zu ihrer Verfügung stand, ward von Indianern gestohlen. Zweiundvierzig Tage mußten sie sich von Wurzeln und wilden Baumfrüchten nähren, und sämtliche Teilnehmer an dem Zuge nach Iquitos wären verloren gewesen, wenn sie nicht den Versuch gemacht hätten, den Pongo de Manseriche auf einem Floße zu passieren. Durch diesen zwei Stunden langen Engpaß (Estrecho) durchbricht der Marañon, stellenweise auf 40—60 m eingeengt, die Granitfelsen, und seine Wassermasse stürzt sich mit einem Gebrüll, das man zwei Stunden im Umkreise hört, bergabwärts durch die Felsenmassen beider Ufer mit solcher Gewalt, daß es fast nie jemand gewagt hat, sein Leben einem Fahrzeuge anzuvertrauen und hinunterzufahren, aus Furcht, gegen die Felsen geschleudert zu werden. Die Reisenden waren in beständiger höchster Lebensgefahr. Zweimal schlug das Floß um, sie konnten aber jedesmal wieder aus dem Wasser klettern und gelangten nach nur 30 Minuten nach Borja [1].

Die beiden Regierungskommissionen haben den Marañon und seine linken Nebenflüsse, den Paute-Santiago, den Morona und den auf der rechten Seite einmündenden Apaga untersucht und behaupten, daß die ganzen Cordilleren, die sich von Bolivia nach dem Äquator hinziehen, sehr viel eisenhaltigen Quarz enthalten; ferner, daß man oft dünne Goldschichten oder Goldadern in den Felsen wahrnehme, und daß die wilden Gebirgswasser und Flüsse Bergstürze hervorbringen und in ihrem Sande Golderz mit sich führen, das sich an einzelnen Stellen der Flüsse ablagere und sich

[1] Nach A. Werthemann (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1880, S. 219) liegt der Flußspiegel im Hafen bei den Ruinen von Borja noch 174 m über dem Meere.

Hosted by Google

ohne größere Unkosten aufsuchen lasse, besonders zur Sommerszeit[1], wenn die Flüsse weniger Wasser haben.

Nach dem Berichte findet man großartige Ansammlungen von Goldsand am Ufer des Marañon von Borja an (4° 28′ 30″ südl. Breite und 77° 30′ 40″ westl. Länge v. Gr.) bis zum Dorfe Barranca[2] (4° 59′ 53″ südl. Breite und 76° 38′ 28″ westl. Länge). Auf dieser Strecke liegen die Punkte Cangos, Heraga, Calentura, Tarapotal, Plotero, Sapote Brazo, Santa Teresa, Bagas, Paynero, Achual, Sapapi, Huanaga und Estrella. An allen diesen Stellen verdienen bis jetzt die Indianer mit dem Suchen des Goldes im Flußsande viel Geld. Die meisten dieser Sandbänke haben einen Flächenraum von ungefähr 1000 qkm. Aus 30 Doppelzentnern kann man nach der Kommission ungefähr 8 Tominen (1 Tomine = 3 Karat = 12 Gran) reines Gold gewinnen. Die peruanische Regierung sandte einen ausführlichen Bericht mit Proben des Goldsandes und des gewonnenen Goldes auf die Weltausstellung nach Chicago, um die Aufmerksamkeit der Kapitalisten auf diesen Industriezweig zu lenken.

Doch kehren wir wieder zu unserem Holsteiner zurück. Zwei Tage nach der Durchfahrt durch den gefürchteten Pongo de Manseriche gelangten die Überlebenden an ein kleines Indianerdorf, wo aber außer etwas Fisch und Bananen keine andern Lebensmittel aufzutreiben waren. Hier erhandelten sie sich ein paar Kanoes, gingen damit eine kurze Strecke den nahen Huallagafluß hinauf und befuhren dann den Aipena bis in die Nähe von Jeveros. Hier fand unser Freund die gastfreundlichste Aufnahme und liebevollste Pflege im Hause des Pfarrers. Die Yankees hingegen machten sich bald durch ihre Roheit und die beständige Mißhandlung der harmlosen Einwohner des Ortes auf das tiefste verhaßt und zogen glücklicherweise schon nach wenigen Tagen weiter. Die beiden Deutschen blieben noch einen Monat lang bei dem Pfarrer, der ihnen vier Indianer mitgab, die den Kranken abwechselnd bis Balsapuerto tragen mußten. Nun war der Holsteiner wieder in ihm wohlbekannter Gegend; der Berliner trennte sich hier von ihm und ging mit brasilianischen Händlern den Fluß hinab nach Brasilien. Da das Fieber wiedergekehrt war, blieb der Holsteiner noch 14 Tage in Balsapuerto im Hause des Alkalden, wo die Vampire

[1] Nach europäischer Rechnung.

[2] Der Hafen Barranca liegt nach Werthemann a. a. O. 140 m über dem Meere, der Marktplatz des Dorfes 32 m höher; die Lage giebt Werthemann S. 217 als 4° 49′ 25″ s. Br. und 76° 39′ 20″ w. L. v. Gr. an; die von Werthemann beigegebene Karte (Tafel V) giebt eine gute Übersicht der in diesem und im nächsten Abschnitt besprochenen Gegenden. Von Raimondis großem Kartenwerk geben die Blätter 16, 12 und 7 den obern Marañon und den westlichen Teil des Departements Loreto, die Blätter 8, 3, 4 und 10 den weitern Verlauf des Stromes bis zur brasilianischen Grenze.

Hosted by Google

von seinem wenigen Blute noch einen Teil abzapften. Er ward dadurch so geschwächt[1], daß er zur Reise nach Moyobamba, die man sonst in sechs Tagen zurücklegt, 14 Tage brauchte. Der Alkalde hatte ihm zwei Indianer und hinreichende Lebensmittel mitgegeben.

Die Amerikaner waren in kleinen Abteilungen und trotz aller Warnungen ohne Führer weitergezogen. Auf dem Wege von Balsapuerto nach Moyobamba verirrten sich drei und kamen durch Hunger um. Reste von ihnen wurden noch gefunden, das übrige hatten die Tiger verzehrt. Im ganzen kamen nur acht Mann nach Moyobamba; mit dem Berliner und den beiden indianischen Wegweisern hatten sich also nur elf Mann gerettet von den vierunddreißig, die zusammen von Chachapoyas aufgebrochen waren!

Zwei Amerikaner und ein amerikanisierter Irländer zogen zusammen aus Moyobamba, um wieder nach Lima und von da nach Californien zurückzukehren. Der Irländer hatte 3000 Dollars in Gold in seinen Rock eingenäht, was er bisher streng verheimlicht hatte. In Moyobamba aber hatte er in seiner Freude, sich gerettet zu sehen, seine Kameraden gehörig traktiert und ein paarmal über den Durst getrunken, wobei ihm sein Geheimnis entschlüpfte. Auf der Reise schleppten ihn seine Begleiter mit Gewalt abseits, nahmen ihm das Gold, banden ihn an einen Baum und überließen ihn seinem Schicksale, hier in der Wildnis elendiglich zu verschmachten. Zufällig kam am Abend desselben Tages ein Indianer mit seinen Hunden in die Nähe. Plötzlich fingen die Hunde ganz wütend an zu bellen und ließen mit ihrem Geheul nicht nach, bis sich der Indianer entschloß, in den Wald zu dringen und nachzusehen. Er entdeckte so den schon halbtoten Irländer und brachte ihn nach dem nahen Rioja. Von hier aus wurden gleich Boten nach Chachapoyas geschickt, wo auch die beiden Yankees festgenommen wurden. Allein schon am nächsten Tage waren sie durch das Dach des Gefängnisses entwichen, und nie mehr hat man von ihnen und dem geraubten Golde etwas gehört. Der Irländer ging nach Callao und von dort nach Californien zurück.

Der Holsteiner blieb in Moyobamba einen Monat im Hause eines Franzosen, wo er sich, obgleich das Fieber öfter wiederkehrte, wieder ziemlich erholte. Zu Fuß ging er von dort in Begleitung eines Indianers nach Chachapoyas, wo er in einem ganz elenden Zustande ankam. Die Füße waren geschwollen, noch von den Vampirbissen von Balsapuerto her in Eiterung, alle Nägel von den Zehen gelöst, und dabei hatte er wieder das Fieber. In dem herrlichen Klima von Chachapoyas, wo er ein paar Wochen blieb, ward er bald so weit hergestellt, daß er seine Reise nach Callao fortsetzen konnte, wo er nach mancherlei Beschwerden halbnackt und in Lumpen gehüllt,

[1] Daß Vampirbisse einem schon entkräfteten Individuum arg zusetzen können, scheint außer Zweifel, wie oft man auch den Blutdurst dieses Tieres in das Reich der Fabeln hat verweisen wollen.

Hosted by Google

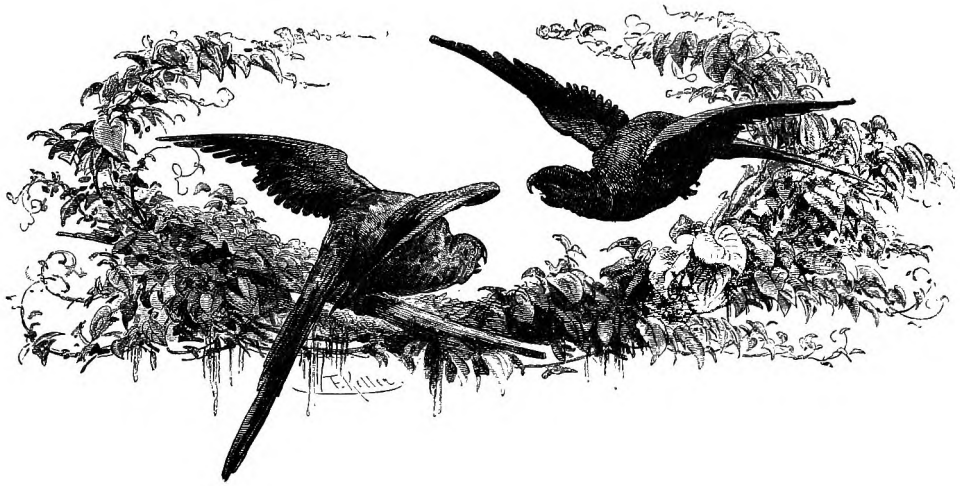
eher einem dem Grabe entstiegenen Leichnam als einem lebenden Menschen ähnlich, anlangte. In Lima hat er sich später ganz erholt und durch seinen Unternehmungssinn und große Thätigkeit ein hübsches Vermögen erworben.

Nur dem so überaus gesunden Klima in der Sierra und der guten Pflege, die er an mehreren Orten erhalten, hatte der arme Mann sein Leben zu verdanken. Es giebt wohl wenige Gegenden in der Welt, die ein besseres Klima aufzuweisen haben als die hochgelegenen Gegenden des Innern von Peru. Durch die von der französischen Akademie gekrönten Werke[1] des Dr. Jourdanet, der selbst mehrere Jahre lang an Ort und Stelle den Einfluß der dünnen Luft in den Andes auf die Lungenkrankheiten beobachtet hat, kennt man die Wirkungen dieser Luft auf die Gesundheit des Menschen jetzt besser. Nach der Ansicht dieses gelehrten Arztes, der ganz auffallende Kuren mitteilt, die dort in Fällen von Lungenschwindsucht zweiten und dritten Grades erzielt wurden, kann jene Krankheit sich nicht mehr jenseits der Mittellinie zwischen dem Niveau des Meeres und der Schneegrenze entwickeln, so daß in einem Orte wie Chachapoyas, bei einer Breite, wo die Schneegrenze sich ungefähr 4500 m über dem Meere befindet, die Lungenschwindsucht bei 2250 m Meereshöhe aufhören würde. In den meisten dieser Hochthäler kommen auch andere Ursachen hinzu, die die Annehmlichkeit des Klimas noch erhöhen. Die Kette der Cordilleras schließt sie ab, schützt sie gegen alle Stürme und mildert ihre Temperatur. Zudem ist die Sonnenwärme dort ziemlich bedeutend, was zu der dort herrschenden Milde und Beständigkeit des Klimas beiträgt. Als solche Luftkurorte sind die Städte Jauja und Tarma berühmt[2], die beide, auf einer Meereshöhe von ungefähr 3000 m gelegen, nicht sehr weit von Lima entfernt und durch die bis in ihre Nähe führende Oroyabahn nicht mehr so schwer zu erreichen sind wie früher, wo manche Lungenkranke auf dem schauderhaften Wege zwischen Lima und Jauja gestorben sind. Um einen Fall von Lungenschwindsucht vollkommen zu heilen, so daß die durch diese furchtbare Krankheit an der Lunge erzeugten Wunden vernarben können, dazu gehört freilich ein Aufenthalt von zwei bis drei Jahren in einem dieser entlegenen Hochthäler, der in Bezug auf Komfort und Geselligkeit gar wenig Annehmlichkeiten bietet.

[1] Les altitudes de l'Amérique tropicale, comparées au niveau des mers, au point de vue de la constitution médicale. — L'air raréfié dans ses rapports avec l'homme sain et avec l'homme malade. — L'influence de la pression de l'air sur la vie de l'homme.

[2] Zur Luftkur wird jetzt von Lima aus gewöhnlich das in ewigem Frühling lachende Thal von Surco (90 km von Lima, an der Oroyabahn selbst, 2028 m über dem Meere gelegen und von Lima in 6 Stunden erreichbar) aufgesucht, wo man weder Nebel oder Fröste noch große Sonnenhitze, keine Extreme von Hitze und Kälte, von Trockenheit und Nässe kennt. Weizen, Gerste, Pfirsiche und Äpfel, sogar Granatäpfel und Bananen gedeihen in dieser geschützten Lage trotz der beträchtlichen Meereshöhe.

Hosted by Google



IV.

Loreto.

Die peruanische Montaña. — Chinarinde. — Moyobamba. — Panama-Hüte. — Tarapoto. — Produkte. — Tauschhandel. — Schauderhafte Wege. — Flußreise. — Prachtvolle Urwälder. — Tierleben. — Der Huallaga. — Missionen der Jesuiten. — Erforschung des Amazonenstromgebietes.

An vierzehn Tage hatten wir in Chachapoyas gerastet und mußten uns endlich zum Aufbruch entschließen. Ich glaube, die guten Bewohner von Chachapoyas waren herzlich froh, als sie die wilden Gringos (Fremden) endlich los wurden, welche sie immer mit Zittern und Zagen betrachtet hatten; denn im Innern von Peru ist eine wohlbewaffnete Bande von hundert Europäern oder Nordamerikanern überall Herr, wo sie hinkommt; keine dort befindliche Macht könnte ihr widerstehen. Bis hierher war verhältnismäßig die ganze Reise ein Kinderspiel gewesen, jetzt aber fingen die Strapazen an. In Chachapoyas hatten wir neue Maultiere bekommen, die uns bis Moyobamba (210 km) bringen sollten auf einem so schauderhaften Wege, wie ich zuvor weder in Mexico noch in Californien einen schlimmeren gesehen. Die ersten 30 km bis Molinopampa (mit 2364 m Meereshöhe) und von da zum Indianerdorfe Taulia waren erträglich; man kann sie bequem zu Pferde zurücklegen. Von Taulia ab steigt der Weg beständig bis zur kalten Puna von Piscohuañuno (im Quichua: Ort, wo die Vögel sterben) auf der östlichen Andeskette, die hier die Gewässer des Marañon von denen des Huallaga scheidet, bis zur Höhe

Hosted by Google

von 3586 m[1]. Einige Stellen dieses Weges können nicht wohl schlechter sein, namentlich die Höhe von Doval in der Nähe von Taulia. Um einen Begriff von dieser Stelle zu bekommen, denke man sich eine Treppe, die aus vielen rundlichen Holzstöcken gebaut ist, die (an Stelle steinerner Stufen) quer auf einer Lage von schlüpfrigem Thone ruhen (Fig. 26). Wenn die Tiere auf diese stets feuchten Hölzer treten — auf diesen Höhen regnet es fast jeden Tag —, so rutschen sie fast bei jedem Schritte aus und können kaum das Fallen vermeiden. So stürzte hier ein Packmaultier, das gerade vor mir ging, in den 1000 m tiefen Abgrund, wo es zerschellt als eine unkenntliche Masse anlangte. Glücklich ist der Reisende, wenn sein Pferd nicht den Fuß in ein Loch zwischen den verschiedenen Hölzern setzt, denn dann sind oft Reiter und Tier verloren.

Vom Gipfel der Andes an geht es beständig bergab über einen morastigen Weg, der auf beiden Seiten von undurchdringlichem Urwald eingefaßt wird, dessen Anblick immer großartiger wird, je tiefer man kommt. Die ganze waldige Berglandschaft belegt der Peruaner mit dem Namen Montaña, deren äußerste, oberste Grenze la Ceja de la Montaña (Braue des Waldes) heißt. Pöppig[2] schildert die Vegetation der Ceja sehr treffend, indem er sagt, sie zeichne sich schon auf den ersten Blick durch unbeschreibliche Dichtigkeit der Massen, durch völlige Undurchdringlichkeit weiter Flächen aus, die mehr durch die sehr eigentümliche Art des Wachsens der Pflanzen jener Flora als durch die große Unebenheit des Bodens hervorgebracht wird. Da die Schneiden und Gipfel der Felsen den Bäumen selten Nahrung in hinreichender Menge zu geben vermögen, so beginnen diese in verkehrter Richtung zu wachsen; der dicke, knotige Stamm wird kaum vier Meter hoch und breitet sich in vielfach gedrehte Äste aus; allein er sendet entweder eine Menge Luftwurzeln über die Felsenwand hinab und sucht wie mit Fühlern nach seiner Nahrung umher, oder er verlängert geradezu seinen Stamm nach unten und erscheint dann wie ein hoher Baum, der nahe an seiner Krone einige dicke Wurzeln hervorgetrieben hat. Alle höhern Gewächse der Ceja haben die besondere Eigenschaft, sich bis an den Boden mit Ästen zu bekleiden, die sich untereinander tausendfältig verwirren und dadurch einer Menge von Parasiten die besten Standorte bieten. Größere Stämme, vom Sturme umgeworfen, stürzen über dieses Gewebe hin; allein, durch Luftwurzeln ernährt, wachsen sie fort. Eine neue Kolonie von Schmarotzern, sogar große Sträucher, siedeln sich da an, und so liegt immer eine Schicht von Pflanzen auf der andern, und nur die allerunterſten ersterben nach

[1] Dr. A. Stübel in Petermanns Mitteilungen 1887, S. 43; die von da südlich ziehenden Cerros de Piscohuañuno erreichen nach der Werthemannschen Karte (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1889, Tafel I) die Höhe von 3650 m.

[2] Reise nach Chile, Peru und dem Amazonenstrom II, 161 f.

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

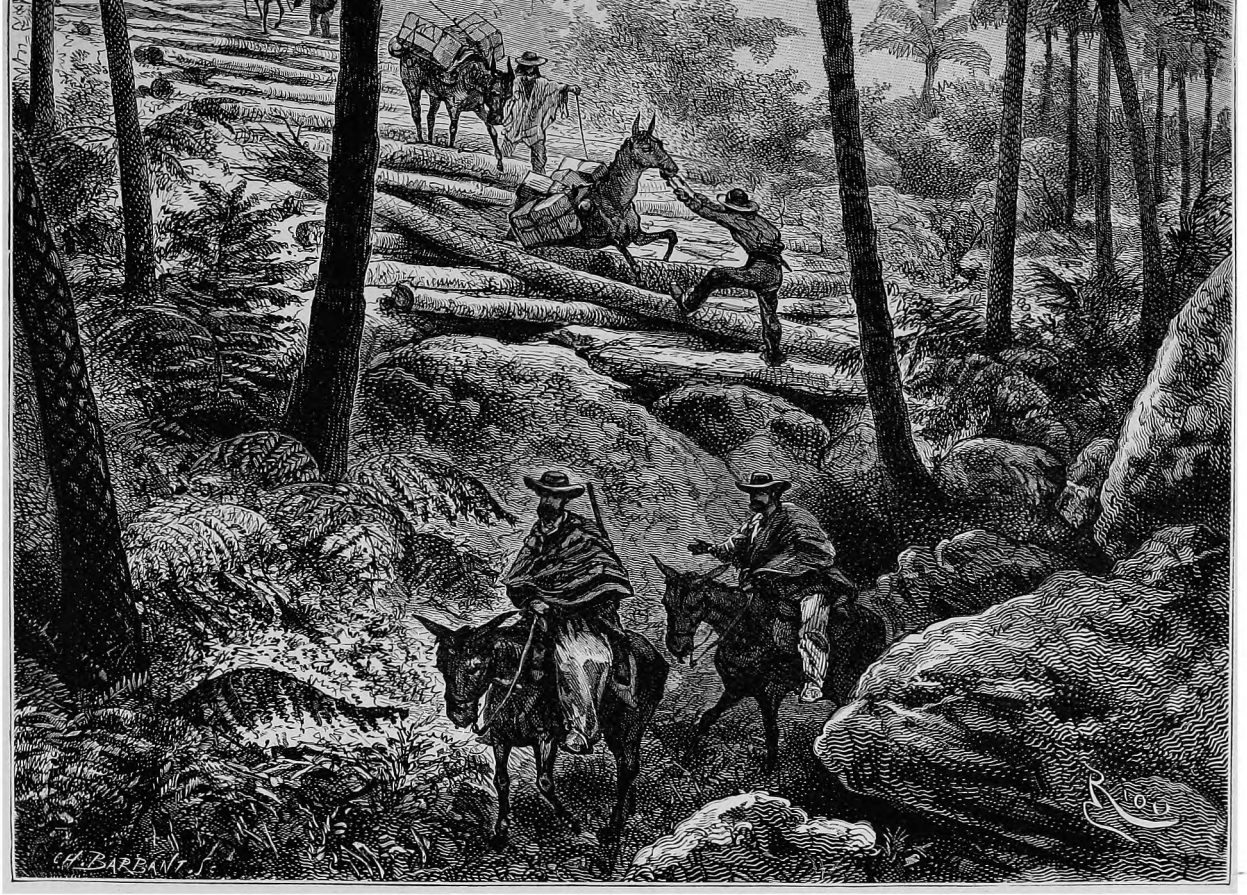


Fig. 26. Ein ſüdamerikaniſcher Bergweg.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 130.)

Hosted by Google

Hosted by Google

langem Kampfe, erdrückt und der Sonne beraubt. Die dichte Vegetation ist durch die reichen Niederschläge bedingt, die die ganze Region vom Kamme der Andes an bis zum Amazonas befeuchten. Dichte Nebel bedecken alle Morgen die Landschaft. Die Ceja selbst ist darum nur äußerst spärlich bevölkert, die Entfernung der Ceja von der eigentlichen, tiefer gelegenen Montaña — Montaña real (königlichen Wald) nennen sie die Peruaner — ist sehr verschieden; bald braucht man sechs bis acht Tage, bald reitet man in einem Tage durch alle Klimate und Pflanzenzonen, vom Kamme des Gebirges bis in die warmen Thäler hinab. Auf unserem Wege konnte man dies in drei Tagen abmachen.

Der letzte Abhang, la Ventana (das Fenster), von wo aus man eine prachtvolle Aussicht nach den Ebenen und letzten Vorbergen des Amazonenstromes und des Huallaga genießt, ist die gefährlichste von allen Stellen dieses halsbrecherischen Weges. Stufen, oder vielmehr große Steine, meist 60 cm hoch, bilden auf eine Strecke von nahezu hundert Schritt den ganzen Pfad, und hier müssen die Tiere von Stufe zu Stufe herabspringen. Nur ein Maultier bringt dies fertig, kein Pferd ist dazu im stande. Die Worte: „El pié de la mula es un clavo“ (Der Fuß des Maultieres ist ein Nagel), sind buchstäblich wahr. Oft führt nämlich dieser Weg ganz launenhaft abwärts. In tausend Rinnsalen kommt das Wasser den steilen und an vielen Stellen lehmigen Weg hinab, und hier beginnt das Maultier zu zeigen, was es leisten kann und will. Das Tier setzt die vier Füße zusammen und gleitet, ohne zu zögern, dreißig und mehr Schritte hinab, und selbst wenn die schlimmste Stelle eine Kurve macht, kommt es doch glücklich an, wo ein falscher Schritt es samt dem Reiter zerschmettert in den unten tosenden Strom werfen würde. Zudem ist der Weg an manchen Stellen so schmal, daß die Maultiere einander nicht ausweichen können. Die Maultiertreiber lassen dann vorher einen lauten Warnungsruf ertönen, um die etwa entgegenkommenden Züge zu veranlassen, an breiteren Stellen zu halten, bis sie vorübergegangen sind. Ist der Ruf überhört worden, und treffen sich zwei Tiere an Stellen, wo ein Ausweichen unmöglich ist, so muß entweder das eine entlastet und zurückgeführt, oder wenn auch dazu der Raum nicht ausreicht, unbarmherzig hinabgestürzt werden, um der größern Schar Platz zu machen. Stellenweise muß man auch durch ganz schmale Klüfte reiten, die hier und da kaum breiter sind als das Reittier selbst; der Reiter ist dann gezwungen, seine Beine über den Hals des Tieres zu legen und die großen, plumpen, mit Metall beschlagenen Steigbügel abzuschnallen, um eine Verletzung des Tieres zu verhüten.

Von Taulia bis zum ersten bewohnten Orte, Rio Negro, führte der Weg 150 km weit durch eine ununterbrochene Wildnis. Sechs von Rohr gebaute und mit Palmblättern gedeckte Tambos sind auf Entfernungen

Hosted by Google

von je sechs Leguas (9 Wegstunden) errichtet, um den Reisenden Schutz gegen die hier im größten Teile des Jahres herrschenden Regen zu gewähren. Rio Negro ist eine kleine Zuckerrohrpflanzung, auf der damals im ganzen etwa 20 Personen wohnten. Sie erhielt ihren Namen vom Rio Negro, einem Flusse, der in großen Massen krystallhellen Wassers aus einem großen Felsen springt. Der Weg folgt diesem Flusse auf eine große Strecke hin, dann verschwindet dieser plötzlich, um einige Stunden weit unterirdisch zu fließen.

Rio Negro liegt schon in der eigentlichen „Montaña real", dem echten tropischen Urwalde. Hier ist das Pflanzenleben so überaus üppig, daß man nicht begreifen kann, wie eine so kleine Bodenfläche eine solche Masse Pflanzen hervorzubringen und zu ernähren vermag, und in der That genügt auch oft der Raum auf dem Boden nicht für alle seine Kinder; die Baumstämme müssen die verschiedenartigsten Schlingpflanzen tragen, die sie wie mit einem mit Blumen übersäten Teppiche überziehen. Durch diese seltsamen Gruppierungen erweitern die Wälder wie die Flanken der Berge und Felsen das Gebiet der organischen Natur; die nämlichen Lianen, die auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und schicken ihre Ranken, bis 30 m hoch, von einem Baumriesen zum andern hinüber. Diese Gebirgsurwälder übertreffen an Pracht und Üppigkeit der Vegetation noch die Urwälder der Ebenen des Amazonenthales, die mir wenigstens lange nicht so großartig erschienen wie jene. Wildromantisch und düster sieht es in der Montaña aus. Große, graue, bemooste Felsblöcke liegen zerstreut im dichten Walde umher, umgeben von ungeheuern Stämmen, die bald schlank bis zu 30 m kerzengerade emporsteigen, bald bauchig angeschwollen, teils auf hohen Stelzenwurzeln, teils auf brettartigen Wurzeln, die erst bei 12 m Höhe über dem Boden sich mit dem Stamm vereinen, teils auf vom Stamme nach allen Richtungen hinauslaufenden Wurzeln ruhen. Alle diese Baumriesen bilden ein dermaßen dichtes, ungeheures Laubdach, daß kaum ein Sonnenstrahl es zu durchdringen vermag und unter ihnen ein stetes Halbdunkel herrscht, das noch mehr verstärkt wird, wenn bei ungünstiger Witterung dichte Nebelwolken auf dieser Wildnis lagern. An den Stämmen und Ästen herab und um sie her, in allen möglichen Windungen und Richtungen, laufen Tausende von Schlingpflanzen von Mannesstärke bis zu Bindfadendicke, deren Gewirr so dicht ist, daß man sich mit dem Waldmesser durch sie Bahn hauen muß, was bei der bedeutenden Zähigkeit ihrer Stämme und Stengel seine Schwierigkeiten hat. Das Unterholz in diesem Walddome bilden oft dichte Gebüsche palmenähnlicher Karludoviceen, prächtig blühender Melastomaceen und pisangblättriger Helikonien, die von den zartgefiederten Wedeln hoher, braun- und schwarzstämmiger Baumfarne überragt werden, wie auch von den majestätischen Kronen herrlicher Palmen auf schlanken, weißgrauen Stämmen und hohen Stelzenwurzeln.

Hosted by Google

In diesen Gebirgswäldern am östlichen Abhange der Andes ist auch die Heimat der Cinchonen, der Chinarindenbäume, die aber leider dort auf die mutwilligste Weise ausgerottet werden, während die armseligen Regierungen von Peru, Colombia, Ecuador und Bolivia nichts thun, um dieser unsinnigen Zerstörung des Nationalreichtums irgendwie entgegenzutreten. Die Ausbeute der Chinarinde geschieht auf folgende Weise: Haben die Cascarilleros (Rindensammler) Wälder mit vielen Cinchonen gefunden, so machen sie eine Strecke urbar und säen in die Asche des verbrannten Unterholzes — die größten Bäume läßt man stehen — Mais, Bohnen, Piment, Kürbisse u. dgl. und halten davon eine Ernte, weil sie fünf bis sechs Monate am Platze bleiben, um die Rinde völlig trocknen zu können. Der Cascarillero nimmt seine Axt auf die Schulter, an der Seite hat er das Machete, das unentbehrliche Waldmesser, auf dem Rücken trägt er einen Sack mit Lebensmitteln für eine Woche, und so dringt er in den dichten Wald, um allein oder mit mehreren die Arbeit zu verrichten. Nachdem der Baum umgehauen, geht es an das Abrinden des Stammes und der Zweige; darauf wird die Ausbeute nach dem Lager getragen, wo die Rinde aufgestapelt und getrocknet wird. Ist sie völlig trocken, so wird sie in grobes Wollenzeug verpackt und auf Maultieren oder, wo kein Maultier mehr fortkommen kann, auf dem Rücken von Indianern nach der nächsten Niederlassung und von dort nach dem nächstliegenden Handelsplatze geschafft. Da die Cinchonenwälder infolge ihrer rücksichtslosen Ausbeutung in Südamerika immer mehr verschwinden, so haben Engländer und Holländer große Versuche mit deren Anpflanzung in den Gebirgsgegenden von Indien, Ceylon, Jamaica und Java gemacht, die vollständig gelungen sind und sich als eine glänzende Spekulation erwiesen haben. Die erbärmlichen Regierungen der südamerikanischen Republiken haben es sich also jetzt selbst zuzuschreiben, wenn ihrem Vaterlande eine Hauptquelle des Wohlstandes verloren geht. Hätten sie ihre Cinchonenwälder beschützt und neue angepflanzt, so wäre die Rinde nicht so unerschwinglich teuer geworden, und die englische und die holländische Regierung hätten sich nicht veranlaßt gesehen, in ihren Kolonien Cinchonenpflanzungen anzulegen und dadurch den Südamerikanern eine vernichtende Konkurrenz zu bereiten.

Nachdem man Rio Negro passiert hat, kommt man nach einem Ritte von drei Stunden über Ebenen, die abwechselnd mit Wald und wilden Wiesen bedeckt sind, nach Rioja (850 m über dem Meere), einem Dorfe von damals etwa 2000 Einwohnern, die sich meist mit der Verfertigung von Strohhüten (Panamahüten) beschäftigen, und dann nach weiteren neun Stunden nach Moyobamba, einer Stadt von 7100 Einwohnern. Sie ist Sitz eines Präfekten,[1] dessen Departement (Loreto) sich mehr als 300 Stunden

[1] In neuerer Zeit wohnt der Präfekt von Loreto in Iquitos.

Hosted by Google

weit bis zur Grenze von Brasilien erstreckt. Moyobamba nimmt fast so viel Raum ein als Lima (mit mehr als 100 000 Einwohnern), da jedes Haus einen großen Garten voller Bananen hat, deren große, breite Blätter die Hütten dem Auge entziehen. Die Stadt liegt 866 m über dem Meere [1] und 97 m über dem Spiegel des Mayoflusses, der am Fuße der Hochebene, auf der Moyobamba erbaut ist, vorbeifließt, um in südöstlicher Richtung dem Huallaga zuzueilen.

Moyobamba gewährt trotz der Armseligkeit seiner Hütten, die sämtlich von Rohr gebaut, mit Lehm verschmiert und mit Palmblättern gedeckt sind, einen ganz angenehmen Anblick. Die sonderbar geformten tropischen Bäume und Gewächse in den Gärten, deren üppig volles Laubwerk die Hütten versteckt, die hohen Berge und prachtvollen Wälder, die die Ebene rings umschließen, der klare, sanft sich schlängelnde Mayofluß, alles dies zusammen bildet eine liebliche Landschaft. Das Trinkwasser wird aus einer Quelle nahe bei der Stadt geschöpft, ist aber nicht sehr gut und soll Dysenterie verursachen. Ich glaube, daß diese Krankheit mehr in der fast ausschließlich vegetabilischen Nahrung der Bewohner ihren Grund findet, die außer von etwas Salzfisch nur von Bananen und Kassavewurzeln (Yucas) leben. Überall in der Waldregion auf der Ostseite der Andes habe ich bemerkt, daß Leute, die mehr Fleisch als vegetabilische Nahrung zu sich nahmen, sich einer kräftigen Gesundheit erfreuten, während die andern häufig an Anschwellungen der Glieder, Hautwassersucht und Dysenterie litten. Die Vegetarianer werden mir das freilich nicht zugeben; allein selbst bei den wilden Indianern kann man wahrnehmen, daß die Jägerstämme gesünder und kräftiger sind als die, die fast nur von Bananen und Yucas leben und wohl infolgedessen häufig an einer Art Aussatz und Dysenterie leiden. Doch rede ich hier nur von dem Tropenklima der Waldregion: in den kalten Gegenden der Cordilleren leben viele Indianer fast nur von Mais und Kartoffeln und werden dabei sehr alt. Für unsere Expedition trieben wir Schlachtvieh mit, das wir in Chachapoyas gekauft hatten; täglich ließ ich den Leuten Fleisch geben, und in den 14 Tagen unseres Aufenthaltes in Moyobamba bekam kein einziger Dysenterie.

Die einzige Industrie der Bewohner von Moyobamba ist die Herstellung von Strohhüten, die ebenso wie die in Guayaquil verfertigten, die unter dem Namen „Panamahüte" in den Handel kommen, aus den Blattfibern einer palmenartigen Pflanze (Carludovica palmata) verfertigt werden. Das Rohmaterial wird meistens in Rioja zubereitet, das Pfund davon kostete in Moyobamba 1 Real (40 Pfennig). Je nach der Feinheit des

[1] A. Werthemann in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1880, S. 219.

Hosted by Google

Hutes erfordert seine Herstellung mehr oder weniger Zeit; ein gewöhnlicher Hut wird in zwei Tagen fertig, während die ganz feinen, die in Moyobamba selbst mit zwei Goldunzen (140 Mark) bezahlt wurden, über zwei Monate Zeit erfordern. Ein solcher Hut ist freilich unzerstörbar. Mit diesen Hutarbeiten beschäftigen sich die Einwohner Moyobambas während des Tages, gegen Abend bieten sie ihre Hüte in den verschiedenen Kaufläden feil. Der Durchschnittspreis für die ordinären Hüte war in Moyobamba ungefähr 60 Mark für das Dutzend[1]. Die Kaufleute verpacken die Hüte in Ballen von 25—30 Dutzend mit einem Gewicht von etwa 40 kg. Diese werden auf dem Rücken von Indianern 30 Stunden weit auf einem hölzischen Wege bis Balsapuerto, dem Einschiffungsorte, gebracht, von wo sie auf dem Cachiyacu, Paranapura, Huallaga und Amazonenstrome nach Brasilien ausgeführt werden; nur wenige gehen nach Europa, da man dort so enorme Preise, wie sie in Amerika für solche Hüte bezahlt werden, nicht geben will.

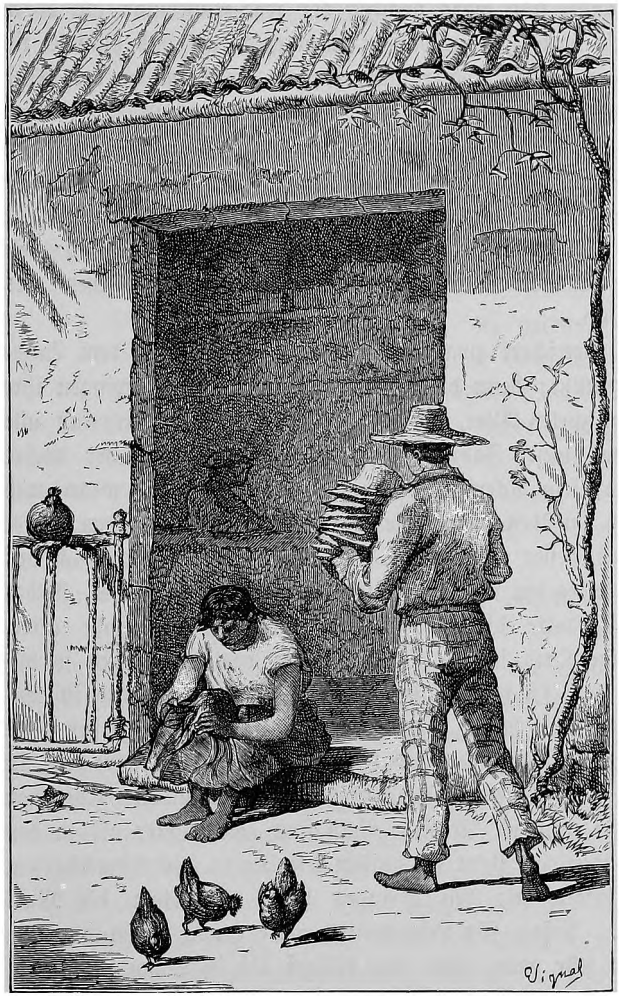


Fig. 27. Strohhutflechterei in Moyobamba.

[1] Nach Olivier Ordinaire (Du Pacifique à l'Atlantique [1892]) war der Preis 1885 auf 20—40 Mark für das Dutzend gewöhnlicher Hüte gefallen, während die ganz feinen, deren Herstellung ein bis drei Monate erfordert, mit 30—130 Mark für das Stück bezahlt wurden.

Hosted by Google

In diesem Huthandel sind schon Vermögen erworben worden. Ein deutscher Schneider, der damals mit seiner Frau mit unserer Expedition ohne einen Heller in der Tasche an den Amazonenstrom gekommen war, erwarb dort im ersten Jahre etwas mit seinem Handwerk, verlegte sich dann auf den Huthandel und ward dadurch der erste Kaufmann am obern Amazonenstrome. Er hatte sich in Nauta niedergelassen, das damals ein erbärmliches Indianernest war, später aber, seitdem die Dampfer den Fluß hinaufgehen, ein nicht unbedeutender Handelsplatz geworden ist. Mit dem Huthandel beschäftigte sich in jener Zeit auch ein alter Franzose, der schon 25 Jahre dort lebte und seine Muttersprache halb vergessen, das Spanische aber nicht ordentlich gelernt hatte. Es war zu komisch, ihn sprechen zu hören, wie er beide Sprachen durcheinander mengte, ähnlich wie es viele unserer ungebildeten Landsleute in Nordamerika mit der englischen und deutschen Sprache thun.

Der Huthandel bereichert zwar einige Händler, hat aber dem Lande mehr geschadet als genützt; denn die Bewohner Moyobambas zwingen ihre Kinder jetzt schon im zarten Alter, an den Hüten zu arbeiten, und fast alle Hände sind dort mit dieser Fabrikation beschäftigt, während der wahre Reichtum des Landes, sein Ackerbau, vernachlässigt wird; und wenn auch jetzt mehr bares Geld im Umlauf ist, die Lebensmittel werden immer teurer und kärglicher. Weit besser würden die Bewohner Moyobambas sich auf die Kultur von Getreidearten wie auch auf die von Kakao, Kaffee, Tabak u. s. w. verlegen: Produkte, die nicht wie die Strohhüte der Mode unterworfen sind. Wenige Orte in der Welt dürften dem Ackerbauer so viel Vorteile bieten als diese fruchtbaren Gegenden — das beste Land ist umsonst von der Regierung zu haben, muß aber gerodet werden. Dafür giebt dieser humusreiche Waldboden, der hier keiner Bewässerung bedarf wie an der tropischen Küste, drei Ernten Mais im Jahre, und alle andern tropischen Produkte gedeihen bei geringer Arbeit. Auch sind hier leichter als in den meisten andern Gegenden von Peru indianische Arbeiter in den benachbarten, stark bevölkerten Dörfern für den geringen Lohn von etwa 15 Mark monatlich zu haben. Absatz für Lebensmittel wäre genug vorhanden, da diese in Moyobamba sehr teuer, nicht viel billiger als in Lima sind.

106 km südöstlich von Moyobamba liegt unter 6° 29′ 38″ südl. Br., 76° 26′ westl. L. v. Gr.[1] an einem linken Nebenflüßchen des Mayo auf einer fruchtbaren großen Hochebene mit vielen natürlichen Weiden und sehr gesundem Klima 374 m über dem Meere Tarapoto mit damals ungefähr 3500 Einwohnern. Die Einwohnerzahl der erst 1782 gegründeten, seit Eröffnung

[1] A. Werthemann in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1880, S. 218. 220, Tafel V. Nach Paz Soldan ist Tarapoto von Moyobamba 172 km, von Lomas, dem frühern Hauptorte der Umgegend, 22 km entfernt.

Hosted by Google

der Dampfschiffahrt sich kräftig entwickelnden Stadt war 1889 schon auf 9000 gestiegen[1]. Der Weg von Moyobamba dahin geht großenteils durch dichten Urwald und ist schauderhaft, kaum von Maultieren zu begehen, weshalb von Tarapoto, wo alles sehr billig ist, keine Lebensmittel nach Moyobamba gebracht werden können. Allein mit Leichtigkeit ließe sich ein guter Weg von Tarapoto nach dem Huallagaflusse herstellen, bis wohin Dampfer von 1,5 m Tiefgang zu jeder Zeit des Jahres, zur Regenzeit noch weit größere, vom atlantischen Hafen Pará am Ausflusse des Amazonenstromes gelangen können.

Der nordamerikanische Marineoffizier Herndon, der im Auftrage seiner Regierung das Amazonenthal durchforscht hat, sagt von Tarapoto: „Wenn ich einen Kolonisationsplan auszuführen hätte, um die Hilfsquellen des Amazonenthales auszunutzen, so würde ich die Aufmerksamkeit der Ansiedler auf den Distrikt von Tarapoto lenken. Er vereinigt mehr Vorteile als irgend ein anderer, der mir bekannt ist; er ist gesund, fruchtbar und frei von der Plage der Moskitos und Sandfliegen. Im Hochland oberhalb kann Weizen gezogen werden. Rindvieh findet genügend Weide; Kaffee, Tabak, Zuckerrohr, Reis und Mais sind von guter Qualität. Zu jeder Zeit des Jahres können Dampfschiffe bis Chasuta heraufgehen, das nur 18 englische Meilen von Tarapoto entfernt ist und wohin ein guter Weg leicht herzustellen wäre.“[2]

Der Ackerbau in der Montaña ist im allgemeinen sehr einfach und leicht. Das Roden des Urwaldes kostet weit weniger Arbeit, als man glauben sollte, namentlich an den Abhängen, wo auch die meisten Kulturpflanzen besser gedeihen als in der oft zu nassen Ebene. Hier am Abhange reißt ein umgehauener Baum oft noch einen oder zwei andere mit sich, die durch Schlingpflanzen fest an ihn gekettet sind. Darauf läßt man das gefällte Holz noch sechs Wochen lang in der Sonne trocknen — weshalb das Roden immer in den Sommermonaten geschieht — und verbrennt es, wobei die Wurzeln im Boden stecken bleiben. Dann wird der Boden mit einem an einem Stiele befestigten Eisen etwas aufgekratzt, und nach dem ersten Regen pflanzt man mit einem Stocke; denn das Pflügen und Düngen ist hier unbekannt und unnütz. Im Gegenteil, eine zu starke Lockerung des ohnehin schon so lockern Humusbodens würde diesen zu rasch austrocknen. Die meiste Arbeit verursacht das Reinhalten des Feldes; denn das Unkraut wächst mit unglaublicher Schnelle, und in ganz kurzer Zeit ist das gerodete Land wieder mit jungem Nachwuchse bedeckt. Deshalb müssen die meisten

---

[1] *Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 54.

[2] *Wm. Lewis Herndon* and *Lardner Gibbon*, Exploration of the valley of the Amazon I (Washington 1853), 163.

Hosted by Google

Felder jeden Monat gejätet werden; nur das dicht wachsende Zuckerrohr hält den Boden selbst rein.

Unter den angebauten Pflanzen ist die bald nach der Entdeckung Amerikas von Europäern von den Canarischen Inseln und aus Asien dahin verpflanzte[1] Banane in erster Linie zu nennen, von der mehrere Spielarten kultiviert werden. Sie trägt nach zehn Monaten Früchte, worauf der Stamm abgehauen wird, um einem neuen Schößlinge Platz zu machen. Eine solche Bananenpflanzung dauert lange Jahre und kostet fast gar keine Arbeit. Die Frucht wird teils roh gegessen teils gekocht, gebraten oder gebacken; auch wird ein stark berauschendes Getränk daraus gewonnen. Der Mais giebt drei Ernten im Jahre, die Bohne fünf, die Erdnuß zwei Ernten. Die Yuca oder Kassavewurzel wird zwischen den Mais gesteckt, giebt nach acht Monaten die erste Ernte und während drei Jahren kann man beständig Wurzeln aus dem Boden nehmen. In diesen drei Jahren liefert jede Pflanze ungefähr 25 kg Wurzeln, also 1 ha etwa 25000 kg. Yucas von 6 kg Gewicht, dabei noch ganz zart und mehlreich, sind in der dortigen Gegend keine Seltenheit. Die Yuca wird auf verschiedene Weise, ähnlich wie die Kartoffel, zubereitet, liefert auch ein gutes Mehl und sehr feine Stärke. Der Geschmack der in der Montaña gezogenen Yuca ist verschieden von dem der faden Yuca der peruanischen Küste und so angenehm, daß sie die meisten Europäer der heimischen Kartoffel vorziehen. Die Indianer von Tarapoto bereiten daraus ihr Lieblingsgetränk, den Masato. Zu diesem Zwecke werden die Wurzeln geschält und dann in einen großen Topf geworfen, in dem sich etwas Wasser befindet; man bedeckt sie dann mit einigen großen Blättern und läßt sie kochen. Ist dies geschehen, so werden sie in Holztrögen zu einem Brei gestampft, mit dem darauf die wichtigste, aber auch widerwärtigste Operation vorgenommen wird. Die Weiber setzen sich nämlich in einem Kreis um den Stampftrog, nehmen eine Portion des Breies in den Mund, kauen sie, bis sie gehörig vom Speichel durchdrungen ist, und speien sie dann alle auf einen Haufen. Nachdem ein Teil der Yuca diesen Prozeß durchgemacht hat, mischt man die gekaute Masse mit dem ungekauten Reste, bringt alles in große Geschirre und überläßt das Gemisch der Gärung. Die gekaute Masse wirkt als Ferment, das Stärkemehl wird zunächst in Zucker und dieser sodann in Alkohol umgesetzt, ein Vorgang, der je nach der Menge des Stoffes und dem Wetter in zwei bis vier Tagen beendet ist. Dieser gegorene Yucateig wird von den Indianern

[1] Daß dies der Fall ist, wie schon der französische Botaniker Alphonse de Candolle gegenüber Humboldt und Martius betonte, scheint durch die Ausführungen Karl von den Steinens (Durch Centralbrasilien 310 ff.; Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens 210 f.) besonders durch den Nachweis von Indianerstämmen, denen die Banane noch unbekannt ist, sowie durch sprachliche Thatsachen außer Zweifel gestellt.

Hosted by Google

auf allen Wanderungen mitgenommen, beim Gebrauch in etwas Wasser aufgelöst und gewährt ein berauschendes, aber auch nahrhaftes Getränk, das zugleich als Speise dient. Eine Abart der Yuca ist giftig und muß besonders zubereitet werden, damit der giftige Saft entfernt werde. Die zerriebenen Wurzeln werden in elastische Körbe gebracht, die man mit Steinen beschwert und der Länge nach sich ausdehnen läßt, so daß ihre Wände einen nach innen wirkenden Druck hervorbringen. Der Saft fließt unten ab; die übrigbleibende pulverartige Masse wird dann leicht geröstet und kann lange Zeit aufbewahrt werden. Sie gibt die berühmte Farinha, das Hauptnahrungsmittel der Brasilianer, und ist in Brasilien einer der wichtigsten Handelsartikel.

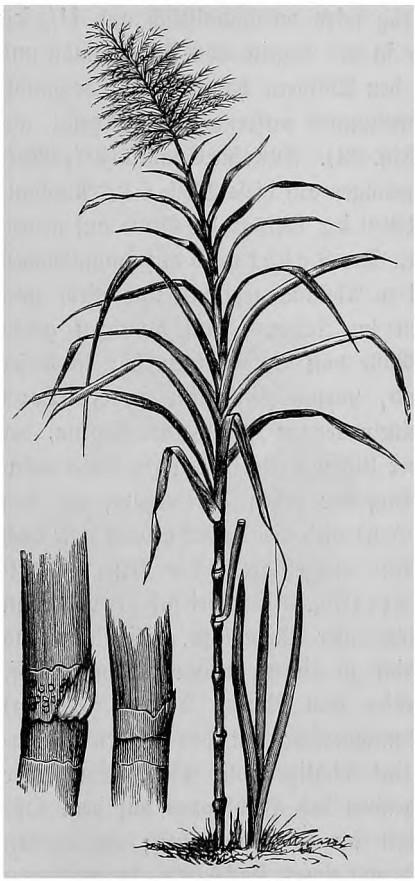


Fig. 28. Zuckerrohr.

Das Zuckerrohr (Fig. 28) wird auf ebenem Boden in schweren, lehmigen Grund gepflanzt und jede Pflanze 30 cm weit von der nächsten entfernt gesteckt. Nach acht bis neun Monaten giebt es die erste Ernte, später alle sieben Monate, und dauert lange Jahre. Kolossales Rohr kann man hier sehen, im Vergleich zu dem das Rohr von Louisiana oder das der peruanischen Küste armselig erscheint. Es ist schon vorgekommen, daß fünf Rohre 2 kg Rohzucker ergeben haben. So überaus fruchtbar ist der Boden in dieser Gegend, daß ein einziges Exemplar oft aus 20 und mehr Stengeln besteht. Im ganzen ist der Zuckerbau hier sehr primitiv, und bei der Gewinnung — es wird nur Chancaca, Rohzucker in kleinen Broten, bereitet — geht es nach uralter Weise einfach zu. Maschinen bei der Fabrikation sind hier ganz unbekannt. Überhaupt zieht man das Zuckerrohr hier zu Lande mehr, um Branntwein aus seinem Safte zu destillieren, als um Zucker daraus zu gewinnen.

Der in der Montaña gezogene Kaffee ist vortrefflich und wohl der beste von allen amerikanischen Sorten, sehr kräftig und von feinem Aroma. Der beste Kaffee gedeiht dort auf magerem, kalkhaltigem oder sandigem Boden. Der fette Humusboden gibt größern Ertrag, aber eine geringere, dem

Hosted by Google

brasilianischen Kaffee ähnliche Qualität. Auf magerem Boden wird jede Pflanze 3 m, auf fettem Lande 4 m von der andern entfernt gepflanzt. Der Kaffee gedeiht am besten an sanften Abhängen. Die jungen Pflanzen werden rein gehalten, indem man auf fettem Boden im ersten Jahre Tabak, im zweiten Reis dazwischen sät. Zwischen die Reihen des Reises kann man wieder Bohnen stecken. Nach vier Jahren gibt die Kaffeestaude eine Vollernte — vorher schon schwächern Ertrag — und so weiter jedes Jahr während zwanzig und mehr Jahren. Der jährliche Ertrag wird durchschnittlich auf $1^1/_2$ kg für die Staude berechnet. Kakao wird in der Gegend von Moyobamba und Tarapoto nicht gezogen, obgleich er in den Wäldern häufig wild vorkommt.

Der Reis wird dort in 1 Fuß voneinander entfernten Reihen gesät, am besten an Abhängen, da es Bergreis ist (Fig. 29). Für eine Cuadra ($2^1/_2$ Morgen) genügen auf diese Weise 6 kg Aussaat, und 1800 kg beträgt die Ernte auf neuem Lande. Der Tabak wird auf Humusboden mit 1 m Abstand gepflanzt und giebt zwei Ernten im Jahre. Fünf Pflanzen geben eine Rolle von $^3/_4$ kg Gewicht; in dieser Gegend, vorzugsweise aber bei Jeveros (an einem rechten Zuflusse des Aipena, der auf der linken Seite in den Huallaga mündet, kurz vor dessen Vereinigung mit dem Marañon) wird viel Tabak gebaut und nach Brasilien ausgeführt. Die Baumwollpflanze (Fig. 30) findet sich verwildert in der Nähe aller Wohnplätze. Sie liefert das Material zu einem groben Baumwollstoff, der unter dem Namen Tocuyo (Tucaya) im Tauschverkehr mit den wilden Indianern eine wichtige Rolle spielt. Ein kleiner Bauer könnte in den fruchtbaren Gegenden des Hochlandes auf dem Ostabhange der Anden bei geringer Arbeit im Überfluß leben; die meisten bauen aber nur Bananen, Yucas, Mais und etwas Zuckerrohr, deren Anbau weiter keine Mühe kostet, als daß man die Erde aufkratzt und hinterher die Ernte einbringt. Mühsam, aber sehr lohnend ist in den dafür geeigneten Gegenden — mit weniger als 2000 m und nicht viel weniger als 1000 m Meereshöhe — der Anbau der Coca. Nach Marcel Monnier[1] steckt man die Früchte der Coca, rote Beeren, die denen der Ebereſche ähnlich sehen, zu dreien oder vieren in den Boden und schützt sie gegen die Vögel durch

Fig. 29. Reispflanze.

[1] Des Andes au Para. Paris 1890.

Hosted by Google

trockene Zweige; diese Schutzdecke wird so lange beibehalten, bis die junge Pflanze stark genug geworden ist, um der Einwirkung der Sonne widerstehen zu können. Die erste Ernte erhält man günstigen Falles nach einem oder anderthalb Jahren. Die eingeernteten Blätter werden an der Sonne getrocknet und dann in cylindrische Körbe verpackt. Gewöhnlich gelangt die Coca in dieser Verpackung auf dem Rücken von Trägern von den Höhen der Cordilleren hinunter an die Küste. In der von Chile besetzten Provinz Tacna schwankt der Preis eines solchen Korbes im Gewichte von 20—25 kg zwischen 9 und 12 Piastern. Der Ertrag eines Hektars beträgt nach Monnier günstigenfalls 100 kg[1].

Die Einwohner von Tarapoto — meist Indianer und Mestizen — kannten zu jener Zeit (1853) noch wenig Komfort; ihre Häuser sind auch heute noch, wie die von Moyobamba, einfache Rohrhütten, deren Fußboden aus gestampfter Erde besteht. Das ganze Hausgerät ist eine Hängematte, eine Bettstelle, ein plump gearbeiteter Tisch und ein oder zwei Stühle. Der gestrenge Herr Bürgermeister dieses stark bevölkerten Distriktes, der gegen 6000 Einwohner zählte, ging damals noch barfuß, und sein Haus war ebenso einfach wie alle andern.

Fig. 30. Baumwollstaude.

Zu jener Zeit war wenig Geld dort im Umlauf, und als Tauschmittel diente das hier gewobene, grobe Baumwollzeug (Tocuyo) und das Wachs der wilden Bienen. Noch heute dienen beide Artikel teilweise zu diesem Zwecke, obgleich heute viel mehr Geld cirkuliert, seitdem die Dampfschiffahrt auf dem Amazonas eröffnet wurde[2]. Seit die brasilianischen Dampfer den Strom bis zur Mündung des Huallaga hinaufgehen, hat der Handel einen bedeutenden Aufschwung genommen. Im Jahre 1853 wurden in Tarapoto ungefähr 40 000 Ellen Tocuyo jährlich fabriziert, das in Chachapoyas zu einem Real (40 Pfennig) die Elle verkauft ward. Ein Pfund weißen Wachses war vier Ellen Tocuyo wert, eine gute Kuh 100 Ellen, ein fettes Schwein 60 Ellen, ein großes Schaf 12 Ellen, 25 Pfund Kaffee 6 Ellen; 20 Pfund Rum von 30 Grad galten 24 Ellen, von 16 Grad 12 Ellen,

[1] Über den Cocabau am Pozuzo vgl. den der deutschen Kolonie gewidmeten VI. Abschnitt.

[2] 1853; seit dem 7. September 1867 ist die Schiffahrt auf dem Amazonas von Brasilien für alle Völker freigegeben.

Hosted by Google

25 Pfund Baumwolle mit Samen 8 Unzen Wachs, 25 Pfund Bohnen 4 Unzen, 25 Pfund Reis in der Hülse 8 Unzen, ein Korb Yucas (50 bis 60 Pfund) 2 Unzen Wachs; für eine legende Henne zahlte man 4 Unzen Wachs, für ein junges Huhn 2 Unzen Wachs, für den Kopf Bananen (40—50 Pfund) drei Nähnadeln, für sechs Köpfe Bananen, ins Haus geliefert, 4 Unzen Wachs. Der Transport aller Waren geschieht auf dem Rücken von Indianern, wegen des Mangels an guten Wegen, obgleich es dort gar nicht schwer wäre, solche anzulegen. Die gewöhnliche Last eines Indianers beträgt 80 Pfund, die der arme Teufel auf abscheulichen morastigen Pfaden bis Moyobamba (25 Leguas) zu tragen hat, wofür er damals 6 Ellen Tocuyo erhielt!

In der Zeit als Peru mit Papiergeld beglückt ward, war in Tarapoto und Moyobamba, wie überhaupt in allen Orten, die mit Brasilien in Handelsverbindung stehen, weit mehr Metallgeld zu sehen als in den civilisierten Teilen des Landes, wo es fast ganz aus dem Verkehr verschwunden war. Schon vor Beginn des Krieges mit Chile war es in Lima fast nur bei Geldwechslern zu finden und mußte mit einem Aufgeld von 60—80 Prozent bezahlt werden. Noch fühlbarer machte sich bald im Kleinverkehr der Mangel an Scheidemünzen; wer einen Real (= 10 Centavos), den zehnten Teil des Sol oder Dollar zu zahlen hatte, konnte sich nicht anders helfen als dadurch, daß er eine Banknote von 20 Centavos in zwei Stücke schnitt. Durch den Krieg mit Chile und die tollen „Reformen" des Diktators Pierola wurden die Zustände noch verschlimmert; denn während der Sol Silber nach deutschem Gelde 4 Mark wert war, hatten die kursierenden Papiersoles 1882 nur noch einen Wert von etwa 20 Pfennig. Peru hätte gar kein Papiergeld nötig gehabt, aber die Schacher- und Finanzkreise sahen darin ein mächtiges Mittel, rasch und ohne viele Mühe viel zu „verdienen", und das arbeitende Volk mußte hier wie überall die Folgen der verhängnisvollen Habgier der ausbeutenden Klasse tragen. Schon zu Anfang der sechziger Jahre hatte die Bank „Providencia" mit der Emission von Papiergeld angefangen; bald folgten die andern Banken nach und vermehrten es riesig, bis die stets geldbedürftige Regierung das Monopol der Banknotenausgabe an sich riß. Die früheren Präsidenten, in der Regel rohe, unwissende Militärs, hatten, so schlechte Regenten sie sonst auch waren, wenigstens das Gute an sich, daß sie von Papiergeld nichts wissen wollten, bis ein „aufgeklärter" Civilist ans Ruder kam, der selbst Geschäftsmann war und mit den herrschenden Finanzkreisen die engste Fühlung hatte. Natürlich hatte er auch stark in „Volkswirtschaft" gemacht und wollte das Volk mit allen Errungenschaften der europäischen Civilisation beglücken, worunter selbstverständlich die Banknote an erster Stelle stand. Wie sehr sehnte man sich aber bei dieser Flut von Banknoten bald nach jenen „finsteren" Zeiten

Hosted by Google

zurück, wo lange Reihen mit gemünztem Silber beladener Maultiere aus den Provinzen die Abgaben an den Staat oder Rimessen für die Kaufleute brachten, wo in den Münzstätten noch kein Staub die Maschinen bedeckte. Jetzt hätte man sich gerne mit der Unbequemlichkeit der Silberwährung ausgesöhnt, statt Zeuge davon zu sein, wie die Geldmänner und Demagogen ihren Raub, das bare Geld, im Auslande in Sicherheit brachten und dem Volke dafür einen Haufen Papierfetzen in die Hand drückten. Allein Peru wollte auch „an der Spitze der Civilisation marschieren" und sich den Luxus der reinen Goldwährung erlauben. Dieser Versuch kam leider nur der Hochfinanz zu statten, und Gold blieb nach wie vor ein Handelsartikel, während das Land nun an Stelle des Silbers mit Papier überschwemmt ward. Vor einigen Jahren ist die Silberprägung wieder aufgenommen worden; im Jahre 1892 wurden in der Staatsmünze wöchentlich 60—100 000 Soles erzeugt[1], was hinreichen würde, das Land wieder silberreich zu machen. Statt dessen geht aber, da der Wert der Wareneinfuhr den der Ausfuhr immer noch um ein Drittel übersteigt und das gemünzte Geld trotz des stetigen Fallens des Silberpreises gegenüber der Bezahlung durch Wechsel noch sehr im Vorteile ist, der größte Teil der geprägten Soles zur Bezahlung der Waren nach Nordamerika und Europa, während im Inlande der Geldmangel fortdauert.

In Moyobamba wurden alle Reit- und Lasttiere zurückgelassen; denn auf dem schrecklichen Wege, der von hier über den Bergrücken La Jalca[2] nach dem Einschiffungsorte Balsapuerto (Floßhafen) am Cachiyacu führt, muß der Reisende zu Fuß gehen und alles Gepäck von Indianern getragen werden. Es gibt keine Worte, um diesen schrecklichsten aller schlechten Wege Perus, der bei einer Länge von nur 60 km in kaum weniger als 6 Tagen zurückgelegt werden kann, gehörig zu schildern. Und dabei ist dieser Weg für den Handel wohl der wichtigste im ganzen Osten von Peru! Unbeschreiblich sind die Drangsale, die die armen Indianer auf diesem Wege zu erdulden haben; mit Gewalt werden sie von den Behörden ausgehoben, um Lasten von 80 Pfund auf dem Rücken weiterzuschleppen für einen erbärmlichen Lohn von anderthalb Pesos (der Peso war in 8 Real zu 40 Pfennig eingeteilt), der damals nicht einmal bar, sondern in Waren ausbezahlt ward. Wie oft entstehen auf den Rücken der Ärmsten die schmerzhaftesten Wunden!

Leider war es nicht zu ändern; wir mußten 200 Indianer requirieren, um Gepäck und Proviant fortzuschaffen. Die paar Frauen, die zur Expedition gehörten, mußten von Indianern getragen werden; letztere bekamen eine Art

---

[1] Köln. Volkszeitung 1892, Nr. 375.

[2] Die Paßhöhe ist nach A. Werthemann (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1880, S. 219, Tafel V) 1655 m.

Hosted by Google

Lehnstuhl (silleta, Fig. 31) auf den Rücken geschnallt, auf den sich die Frau setzte, und so ging der Indianer, mit einem langen Stocke versehen, ab. Alle Leguas wurden die Indianer gewechselt, und es gab Stellen, wo drei Indianer zur Fortschaffung einer Frau genommen wurden. Der ganze Weg ging durch dichte Urwälder, wo man bei jedem Schritte fast bis über die Knöchel in Kot versank; es war dies aber noch nichts im Vergleiche mit den gefährlichen Furten und andern Schrecken dieses höllischen Weges. An einer Stelle mußte man eine 25 m hohe Leiter emporklimmen, die aus großen, mit Schlingpflanzen befestigten Stangen und Querhölzern bestand und in einer fast senkrechten Lage an einen hohen Felsen sich anlehnte. Eine große Beschwerde verursachten auch die vielen Bäche und Flüsse, von denen man einen bei einer Entfernung von drei Stunden zwanzigmal zu durchwaten hatte, wobei man ein paarmal bis an die Brust in das Wasser geriet. Natürlich konnte man die Kleider nicht jedesmal wechseln, sonst hätte man im ganzen Tage keine Legua zurückgelegt; man ging also kühn in seinen nassen Kleidern weiter.

Die qualvollste aller Furten ist die über den Pumayacu (Pumafluß), dessen brüllende Wasserfälle man auf große Entfernung hört. Das Bett dieses Bergstromes besteht aus harten Thonlagern, die mit einem festen Sandstein abwechseln, und beide fallen in demselben Winkel wie der Strom (45°) ab. Da diese Lager und Felsen von verschiedener Härte sind, so hat das Wasser die Thonlager an vielen Stellen zerstört, und nur der Sandstein ist unversehrt geblieben; er bildet so querlaufende Kämme, die mit Wasser bedeckt und durch tiefe Schluchten voneinander getrennt sind, und da die Strömung sehr stark ist, so entstehen unter den Kämmen geneigte Flächen von Sandstein, über die das Wasser mit furchtbarer Schnelligkeit hinstürzt. Die Furt des Pumayacu ist der Grat eines dieser Sandsteinkämme, der einen weniger als drei Fuß breiten Pfad unter dem Wasser bildet. Thut hier der Reisende nur einen einzigen Fehltritt, so ist er verloren. Auf der einen Seite würde er in eine jener tiefen Höhlen fallen, wo ihn die Gewalt der Strömung unter der geneigten Fläche der Sandsteinfelsen wie eingeschlossen hält; auf der andern Seite wird er von dem Falle herabgerissen, um an seinem Fuße in einem wilden Wirbel zu verschwinden. Die Indianer, die diese Furt passieren, halten sich gegenseitig an den Händen fest und bilden so eine Kette, um der Gewalt der Strömung größern Widerstand entgegenzusetzen. Dieses Verfahren befolgten auch wir und kamen ohne irgend einen Unfall glücklich hinüber.

Auf diesem Wege sind sechs Tambos, Rohrhütten zur Aufnahme von Reisenden, in ziemlich gleichen Entfernungen voneinander angelegt, und wir brauchten auch gerade sechs Tage, um die 60 km zurückzulegen. Der Pfad ist manchmal schwer zu finden, und der Reisende, der ihn zum erstenmal

Hosted by Google

betritt, sollte nie auch nur einen Augenblick die lasttragenden Indianer aus dem Gesichte verlieren. Wehe ihm, wenn er sich in diesen schauerlichen

Fig. 31. Ein Lastträger mit seiner Silleta.

Einöden verirrt; dort ist er unrettbar verloren. So fand man im Jahre 1854 drei Nordamerikaner, die gewähnt hatten, die Begleitung der Indianer nicht

Hosted by Google

nötig zu haben, in nur geringer Entfernung abseits vom Wege von den Tigern zerrissen. Wahrscheinlich hatten sie den Pfad verloren und waren vor Hunger und Entkräftung niedergesunken, um sich nicht wieder zu erheben.

Endlich kamen wir in Balsapuerto (220 m über dem Meere)[1] an, und hier waren die Hauptstrapazen überwunden; denn von dort ab ging die Expedition auf Flößen den Cachiyacu, einen rechten Nebenfluß des Paranapura hinab bis nach Yurimaguas am Huallaga, und von dort aus auf größern Flößen den Huallaga und Marañon hinab bis zu ihrem Bestimmungsorte; mir aber stand noch mancher harte Tag und Monat bevor, den ich auf dem Amazonenstrome und auf seinen Nebenflüssen im einsamen Kanoe, nur von indianischen Ruderern begleitet, verbringen sollte.

Auf den großen Flüssen, wie Marañon und Huallaga, kann man auf den Flößen, auf denen man kocht und schläft, bei Tag und bei Nacht ohne Gefahr reisen; man läßt des Nachts immer zwei Indianer Wache halten, um nicht an Baumstämme zu stoßen, und überläßt sich der Strömung. Der die Ufer an vielen Stellen wolkenähnlich bedeckenden Moskitoschwärme wegen bleibt man soviel wie möglich in der Mitte des Stromes, ohne sich dem Ufer zu nähern. Wir ließen in Balsapuerto eine Anzahl Flöße bauen, die aus Stämmen eines sehr leichten Holzes — deshalb palo de balsa (Floßholz; Ochroma piscatoria[2]) genannt — zusammengesetzt werden, das schon zu den Zeiten der Inkas zum Schiffs- und Floßbau verwandt wurde. Darauf wird ein etwa 2 Fuß hoher Fußboden gelegt, auf dem sich eine mit Palmblättern gedeckte Rohrhütte befindet. Das Reisen auf diesen Flößen ist im Vergleiche zur Landreise höchst bequem und angenehm, und von hier an hatte die Expedition keine Strapazen mehr zu bestehen.

Verschieden aber ist die Schiffahrt in Kanoes, namentlich flußaufwärts und am obern Laufe der Nebenflüsse, dort, wo sie noch zwischen Gebirgen fließen und von vielen Stromschnellen unterbrochen sind. Oft bewunderte ich die kaltblütige Geschicklichkeit, mit der die Indianer das Kanoe durch diese gefährlichen Stellen führen. Zuweilen fliegt das Kanoe, von der Strömung fortgerissen, mit Pfeilesschnelle durch die hohen Wogen des durch Felsen eingeengten Flusses, die es jeden Augenblick zu verschlingen drohen. Der gewandteste der Indianer steht am Steuer und erwartet mit blitzenden Augen atemlos die Gefahr; schon scheint der Kahn an den Felsen zerschellen zu sollen, aber der Indianer sieht die Gefahr voraus, und nach einer geschickten Wendung des Ruders fliegt das Kanoe mit Blitzesschnelle durch das enge Felsenthor. Nicht immer aber geht alles so glücklich ab, zumal wenn die indianischen Ruderer, wie es oft vorkommt, betrunken sind, und

[1] *A. Raimondi*, Mapa del Perú, foja 7.

[2] Auch die Bezeichnungen Ochroma lagopus, tomentosa und Bombax pyramidale kommen vor.

Hosted by Google

schon mancher Reisende ist bei solchen Gelegenheiten ertrunken. So erzählt der Graf von Castelnau[1] eine Episode aus seiner Fahrt auf dem Santana, einem der Quellflüsse des Ucayali:

„Wir brachen um 8 Uhr auf und brauchten anderthalb Stunden, um die Fälle zu passieren, die aus zwei furchtbaren Stromschnellen bestanden. Unmittelbar darauf hinderten zwei andere Stromschnellen unsere Fahrt. Wir passierten die erste am linken Ufer; aber da es unmöglich war, unsere Fahrt auf dieser Seite fortzusetzen (bei sehr schlimmen Stellen wird nämlich ausgeladen und das Gepäck eine Strecke auf dem Rücken der Indianer weiterbefördert, während das leere Kanoe an Stricken herabgezogen wird), so schifften wir uns wieder ein, um nach dem rechten Ufer überzusetzen. Die Strömung war von einer außerordentlichen Gewalt, und der zweite Wasserfall brüllte und schäumte nur etwa hundert Meter weiter unten. Jeden Augenblick warfen die Indianer unruhige Blicke auf die kurze Entfernung, die sie von der Gefahr trennte. Einmal leistete augenscheinlich unser schwaches Kanoe keinen Widerstand mehr, aber die Indianer verdoppelten ihre Anstrengungen, und wir schossen aus der stärksten Strömung heraus.

„In diesem Augenblicke hörten wir hinter uns schreien, und ein Indianer deutete mit seinem Finger nach dem Kanoe des Herrn Carasco, das nur wenige Schritte von uns entfernt war. Es kämpfte verzweifelt mit der Gewalt der Strömung; einmal glaubten wir schon, es sei gerettet, aber im nächsten Augenblicke sahen wir, daß alle Hoffnung verloren war und daß es mit der Schnelligkeit eines Pfeiles nach dem Abgrunde flog. Die Peruaner und die Indianer sprangen ins Wasser, nur der alte Priester blieb allein im Kanoe, und wir konnten deutlich hören, wie er das Sterbegebet sprach, bis seine Stimme im Brüllen des Falles erlosch. Wir waren starr vor Entsetzen und eilten nach dem Ufer, wo wir unsere Gefährten trafen, die sich durch Schwimmen gerettet hatten. Der arme kleine Panchito, der Diener des Geistlichen, weinte bitterlich und bat uns, ihn den Leichnam seines Wohlthäters suchen zu lassen; aber wir hatten bereits eine Stunde verloren, und der absolute Mangel an Lebensmitteln verbot uns, seiner traurigen Bitte zu willfahren. Wir beklagten aufs tiefste den Verlust unseres Reisegefährten, dessen Tod so heiligmäßig wie sein Leben gewesen war."

Das Wundervollste in diesem reichen Departement Loreto sind seine Urwälder. Die Vegetation findet keinen Raum mehr am Boden zu wachsen, sie bildet Wälder über den Wäldern. In einigen von ihnen ist der Boden rein von Unterholz, in andern ist der Grund bedeckt mit Sträuchern und Pflanzen, über die wieder im Winde sich wiegende Palmen hinausragen. Auf diese

[1] Im Jahre 1869 erschien in Paris unter dem Pseudonym „Paul Marcoy" eine Travestie dieser Reise, die neben sehr hübschen Illustrationen manche Übertreibungen enthält. Der Graf Castelnau hatte seine Reise im Jahre 1849 veröffentlicht.

Hosted by Google

Weise lassen sich im dicht verschlungenen Hochwalde drei Vegetationsschichten unterscheiden: Kräuter und Sträucher bedecken den Grund, dann kommen die höhern Baumformen, über denen zahlreiche Palmen ihre ragenden Kronen wiegen wie „ein Wald über dem Walde".

Bei den erstern machen sich die schönen Helikonien mit ihren traubenförmigen, prachtvoll gefärbten Blumen, die zwischen großen Blättern versteckt

Fig. 32. Eine Gruppe wild verschlungener, zum Teil bandartig gewellter Lianen, welche eine kleine Palme in ihrer Umarmung halten.

sind, besonders bemerkbar. Zwischen ihnen sieht man viele andere Blumen, deren jede unsern Gärten und Gewächshäusern zur Zierde gereichen würde; namentlich ist die artenreiche Familie der Orchideen sehr stark vertreten, und wie in allen tropischen Wäldern, verwirrt die Zahl der Baum mit Baum verkettenden Schlingpflanzen das sicherste Auge und zwingt den Reisenden, mit dem Waldmesser in der Hand sich einen Weg zu bahnen. Hier kann

Hosted by Google

man einige der wertvollsten Medizinalpflanzen antreffen, wie die Ipecacuanha (Cephaëlis, Brechwurzel), am Flußufer die dornige Sarsaparille, den Huaco (Micania guaco), jenes berühmte Gegenmittel gegen den Schlangenbiß, dessen Abart, der Huaco aguado, den Biß toller Hunde heilen soll; ferner findet man hier den Barbasco (Jacquinia armillaris), womit der Indianer

Fig. 33. Baumfarn mit Bromelien und Orchideen.

die Fische in kleinen Flüssen betäubt und so ihren Fang erleichtert. Im dunkelsten Teile des Waldes gedeihen die wohlriechende Vanille und die kletternde Fevillea hederacea, aus deren großem, flachem Samen ein gutes Brennöl bereitet wird; dort bergen sich mehrere giftige Gewächse, Cocculus- und Strychnusarten, die zum Teil bei der Bereitung des tödlichen Pfeilgiftes eine Rolle spielen. Nicht vergessen sei endlich hier die berühmte riesige

Hosted by Google

Victoria regia mit ihren weißen rosigen Blüten und gewaltigen tellerförmigen Blättern, die namentlich in den mit dem untern Ucayali in Verbindung stehenden Seen sehr häufig ist. Blätter von 2 m Durchmesser und 7 kg Gewicht, sowie Blüten von 40 cm Durchmesser und $1^1/_2$ kg Gewicht sind hier keine Seltenheit.

Die Bäume des Urwaldes sind, da ihre oft verhältnismäßig kleinen Kronen sich meist in gewaltiger Höhe befinden, schwer zu bestimmen. Cäsalpinien, Meliaceen, Cedreleen und Artokarpeen herrschen besonders vor, deren dichtes Laubdach mittels des Fernrohres wieder eine reiche Vegetation von Bromelien, Passifloren und Bignonien erkennen läßt. Wie viele Produkte gehen hier nutzlos verloren, die in der Industrie und Medizin hohen Wert haben würden! Unter den Waldbäumen ist zu erwähnen die Quina-quina (Myroxylon peruiferum), der Baum, der den berühmten Perubalsam liefert; der Pucheri (Nectandra puchury), dessen aromatischer Samen von den Eingeborenen gegen Dysenterie gebraucht wird; die hochanstrebende Copaiba (Copaifera officinalis), während auf größeren Höhen die fieberbannende Cascarilla (Cinchona), der blutstillende Matico (Artanthe elongata) und die wachsgebende Myrica polycarpa gefunden werden. Technische Verwendung finden die Ceder (Cedrela odorata) — die übrigens gar kein Nadelholz und nicht mit der Ceder des Libanon zu verwechseln ist —, aus deren Holz die Cigarrenkisten verfertigt werden, der Mahagoni (Swietenia), das Gelbholz (Olmedia aspera), mehrere Nußbaumarten, schöne rot und gelb gefärbte Cäsalpinien, die das Blauholz und das rote Brasil- (oder Fernambuk-)holz liefern, der wichtige Kautschuk, Kopal und Storax. Eine sehr gerbstoffhaltige Rinde liefert Myrsine Manylillo, wegen der Form seiner Blätter auch Berejil (Petersilienbaum) genannt. Eine große Anzahl anderer trefflicher Möbel- und Nutzhölzer ist botanisch noch völlig unbekannt. Die kolossalen Ficusarten mit ihren Stämmen von 3,5 m Durchmesser und weit ausgebreitetem Laubdach darf ich jedoch nicht vergessen. Am Ufer der Flüsse, wo das Wasser den Boden unterhöhlt, sieht man oft diese Waldriesen mit donnerähnlichem Gekrach herabstürzen. Die zahlreichen Schlingpflanzen halten zuvor den Koloß noch eine Zeit lang wie in der Luft schwebend, dann neigt er sich langsam immer mehr, verliert sein Gleichgewicht, zerreißt mit lautem Krachen die Bande, die ihn festhielten, bewegt stöhnend sein Haupt und stürzt mit einem fürchterlichen Getöse in das Wasser.

Aus der herrlichen Familie der Palmen sollen nur die folgenden hervorgehoben werden. Auf den kühleren Gebirgskämmen wächst die Wachspalme (Ceroxylon); die Nähe der Ströme sucht die Chonta (Bactris ciliata), aus deren dunklem, elastischem, steinhartem Holze der Indianer Bogen und Pfeilspitzen schnitzt. Der Palmito (Euterpe oleracea) liefert eßbare Blattknospen und Euterpe edulis eine genießbare Frucht; neben ihr erhebt sich

Hosted by Google

die wohlriechende Sia (Morenia fragrans) und die zierliche, auf 2—3 m hohem Wurzelkegel wie in der Luft stehende Huacrapona (Iriartea deltoidea). Zu derselben Gattung gehört Iriartea ventricosa mit bauchförmig aufgetriebenem Stamme, die ein vielfach beim Hausbau verwendetes Material liefert. Aus den Blättern der stacheligen Chambira (Astrocaryum) werden die gleichnamigen festen Schnüre gedreht, die das Material zu Hängematten bilden. Die Palma real (Cocos butyracea) enthält in ihrer Frucht eine

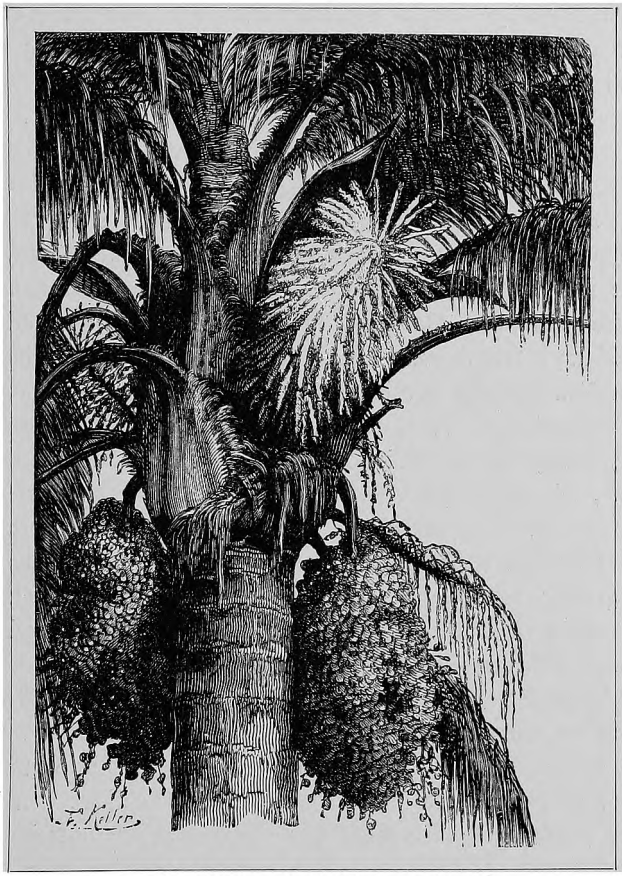


Fig. 34. Palmwipfel mit Blüten und Früchten.

butterartige Masse, die bei der Bereitung der Speisen verwandt wird. Als Vertreter der verwandten Pandanen sind hervorzuheben die Elfenbeinpalme (Phytelephas macrocarpa), deren Frucht das „vegetabilische Elfenbein" liefert, und die wichtige Bombonaje (Carludovica palmata), aus deren Fasern die Panamahüte geflochten werden.

Inmitten einer so üppigen Vegetation ist natürlich auch das Tierreich mannigfaltig vertreten; doch gewinnt man dort bald die Überzeugung, daß

Hosted by Google

die drastischen Schilderungen, mit denen manche Reisende Effekt machen wollen, eine falsche Vorstellung von der Wirklichkeit geben, daß nicht hinter jedem Busche ein Jaguar versteckt liegt und nicht jeden Augenblick Giftschlangen den Fuß des Jägers bedrohen. Mit dem anbrechenden Morgen regt es sich im Walde, und wie auch bei uns, sind es zunächst die Vögel, die sich durch ihre verschieden gearteten Stimmen ankündigen; nur fehlt ihnen, mit wenig Ausnahmen, der melodische Gesang, durch den uns die europäischen Singvögel entzücken. Man darf indessen nicht glauben, daß nun gleich alle Bäume mit buntgefiederten Tropenvögeln besetzt seien. Es kommt sehr auf die Örtlichkeit und auf das Vorhandensein frucht- und blütentragender Pflanzen an, und es gehört lange Zeit dazu, zu lernen, welche Bäume von gewissen Vogelarten aufgesucht werden. Eine klare, melodische Stimme hat nur der Orgelvogel (Cyphorhinus cantans), die er namentlich bei herannahendem Sturm ertönen läßt. Doch ist das Ende seines Gesanges nicht angenehm; er beginnt langsam mit klaren, flötenden Tönen, die wie der Anfang einer Melodie aufeinander folgen und an Wohllaut den Gesang unserer Nachtigall übertreffen; plötzlich aber bricht er ab, und der Gesang endet mit einer Anzahl von tickenden, unmusikalischen Lauten, die sich anhören wie eine verstimmte Drehorgel, der der Wind ausgegangen ist. Ein rosenroter Kuckuck, der sich im dichtesten Dickicht verbirgt; der sonderbare, langgeschnäbelte Dios te dé (Gott geb' dir's), nach den Worten so genannt, die dieser Pfefferfresser mit komischen Gebärden ausruft; der Ochsenvogel mit seiner bellenden Stimme; der Tunqui, ein rotes Felsenhuhn mit schwarzen Flügeln und orangefarbenem Schnabel, das wie ein Schwein grunzt; der originelle, gehörnte Camungo, der wie ein Esel schreit — alle diese Vögel vereinigen mit verschiedenen Papageiarten ihre unmelodischen Stimmen im sonderbarsten Konzerte.

Geschäftige Spechte klopfen den ganzen Tag an den Rinden alter Bäume, um die darunter verborgenen Insekten aus ihren Verstecken zu holen. Fliegenfänger und Neuntöter erspähen die vorbeifliegenden Mücken und Käfer; allerhand Finken schwirren durch die Büsche, von denen sich einer durch prachtvolles Metallblau und eine rote Brust auszeichnet. Noch schönere Vögel giebt es unter den Tanagras (Prachtmeisen); der siebenfarbige namentlich zeichnet sich durch seine Farbenpracht aus, dann auch der Bartvogel mit grünem, goldglänzendem Rücken und hochrotem Bauch; die obern Schwanzdeckfedern sind ebenfalls vom schönsten goldglänzenden Grün. Die Juwelen unter den Vögeln sind aber die Kolibris; Schöneres läßt sich nicht denken, als diese lebenden Brillanten ihr reizendes Spiel treiben zu sehen, das man übrigens schon in den Ziergärten der großen Pflanzungen in der Nähe der Küste beobachten kann. Neckend verfolgen sie sich gegenseitig und schießen blitzschnell durch das Laubwerk; dann spielen sie wieder über dem

Hosted by Google

Wasser, wobei sie scheinbar in der Luft stillstehen, so schnell sind die Bewegungen der Flügel. Keine Zusammenstellung der prachtvollsten Farben

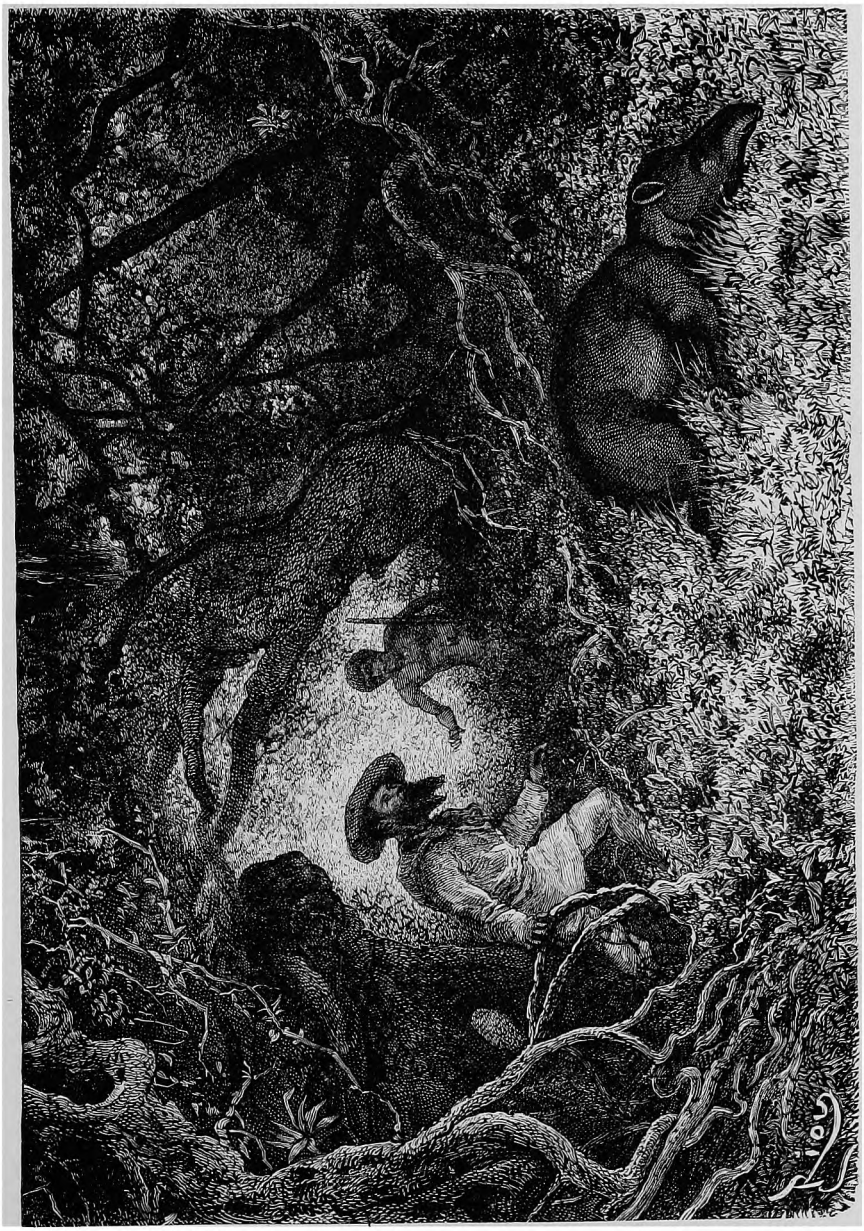


Fig. 35. Jagd auf den Tapir.

kann die des Gefieders des goldgeschwänzten Kolibri übertreffen, und es giebt keinen niedlichern Vogel als den käfergroßen Trochilus pygmaeus.

Hosted by Google

Der Jäger findet reiche Beute an Hoccohühnern und Fasanenarten, die sämtlich den Gattungen Crax und Urax angehören, sowie an Rebhühnern und wilden Tauben. An den Ufern der Flüsse sieht man Schwärme von Kranichen, Ibissen, Reihern, Schnepfen, Störchen, Möven, Gänsen und Enten, darunter den Pato real, die schwarze Ente, und die Mareca, eine braune Ente, die die berühmte nordamerikanische „Canvas-Back" an Wohlgeschmack noch übertreffen. Unter den Raubvögeln ist der gefährlichste die Harpyie, die mit ihren gewaltigen Fängen selbst auf die großen Tiere des Waldes stößt; wenig steht ihr nach der grimme weißköpfige Adler; mehrere Falken-, Habicht- und Sperberarten sowie Uhus und andere Eulen machen Jagd auf die kleinern Vögel.

Unter den vierfüßigen Tieren ist das größte der Tapir (Fig. 35), der fast die Größe eines Rindes erreicht, dem auch sein Fleisch ähnelt. Bedeutend kleiner ist der Andentapir, der in den höhern und kältern Wäldern vorkommt. Er ist ein schüchternes und harmloses Tier, das während der Tageshitze im Schatten der feuchten Wälder oder auf sumpfigem Grunde sich ausruht; des Nachts schweift der Tapir umher, um eßbare Wurzeln zu suchen, wobei er oft in größern Herden breite Pfade durch die Forste bahnt und die kleinen Pflanzungen der Indianer besucht, wo dann alles zertreten wird. Am besten schießt man ihn in mondhellen Nächten auf dem Anstand; leicht läßt sich auch das dumme Tier durch den Schein einer kleinen Laterne anlocken. Der Tapir wäre leicht zu zähmen und könnte dann bei seiner großen Stärke als Zugtier benutzt werden.

Große Herden wilder Schweine streifen durch die Wälder; manchmal greift die ganze Schar den Jäger an, der einen ihrer Genossen verwundet, und nötigt ihn, sein Heil auf einem Baume zu suchen. Das Fleisch dieser Nabelschweine oder Pecaris ist schmackhaft, ebenso das der Flußschweine, die sich so viel im Wasser als auf dem Lande aufhalten und gleichfalls leicht zu zähmen sind. Dieses Flußschwein oder Capybara (Hydrochoerus capybara) ist ein Nager und sieht aus wie ein gewöhnliches Schwein mit einem Rattenkopf. Es ist dunkelbraun, von der Größe eines Schweines und hat auf dem Nasenrücken eine Drüse mit übelriechendem Inhalte — das Nabelschwein hat ebenfalls eine solche mitten auf dem Rücken —, die ausgeschnitten werden muß, damit sich der üble Geruch nicht dem Fleische mitteilt. Dieses ist zart und erinnert etwas an Kalbfleisch, das Fett aber hat einen Fischgeschmack und ist ungenießbar. Ein ausgewachsenes Flußschwein giebt oft mehr als 50 kg Fleisch.

Drei Arten des Hirschgeschlechtes kommen vor sowie zwei Arten von Bären, von denen der eine zuweilen selbst Rinder zerreißt und der andere oft den Maisfeldern bedeutenden Schaden zufügt, indem er ganze Bündel von Maiskolben zusammenstiehlt und nach seiner Höhle schleppt.

Hosted by Google

Der Ameisenbär, das Faultier, das Armadill, die schlauen Agutis und Pacas, denen der Indianer weniger ihres guten Fleisches wegen, als weil sie so gerne an den Yucas naschen, eifrig nachstellt, ferner das Stinktier, sind alle der peruanischen und brasilianischen Fauna gemeinsam. Der Fiälfraß, mehrere Marder- und Wieselarten sowie die Beutelratte stellen den Hühnern nach, die sich in diesen Gegenden sehr stark vermehren. Noch gefährlicher sind den Hühnern die Tigerkatzen und der Luchs, der auch das Schweinefleisch nicht verschmäht. Sehr zahlreich sind die Nager vertreten; außer den Agutis und dem Capybara ziehen oft ganze Schwärme von Eichhörnchen durch die Wälder, und die Feldmäuse thun hier zuweilen ebenso großen Schaden wie in Europa.

Von den großen Katzenarten lebt der Puma oder amerikanische Löwe nur in den kältern Waldregionen und streift die Gebirge herauf über die andere Seite der Andes nach den Dörfern der Puna. Er steht an Mut, Wildheit und Blutdurst der schön gefleckten Unze (Jaguar) nach, die in Peru Tiger genannt wird, und namentlich der schwarzen Abart, die aber nur aus der Ferne schwarz erscheint, während der Grund ihres Felles dunkelbraun, mit vielen schwarzen Flecken übersät ist. Das Verbreitungsgebiet des Jaguars ist bekanntlich sehr groß; denn er findet sich von Buenos Aires an bis zum nördlichen Teile von Mexico; selbst in Texas soll er noch, wenn auch selten, vorkommen. Seiner Nahrung geht er in der Morgen- und Abenddämmerung nach; sie besteht aus allerhand Tieren, vom Pferd, Rind und Tapir bis herab zum Paca und zur Beutelratte; selbst Alligatoren stellt er nach, und Schildkröten sind für ihn ein Leckerbissen; ihr Fleisch weiß er sehr geschickt aus der Schale zu holen. Nicht einmal die Fische sind vor ihm sicher; er fängt sie ähnlich wie unsere Hauskatze, indem er mit der Pfote nach dem ihm nahekommenden Fische schlägt und ihn aus dem Wasser schleudert. Kleinere Tiere frißt der Jaguar sofort mit Haut und Knochen auf, die größern pflegt er in zwei Mahlzeiten zu genießen und sie dann den Geiern zu überlassen.

Dem Menschen weicht der Jaguar in der Wildnis scheu aus, und es ist höchst selten — und dann auch nur, wenn ihn großer Hunger dazu treibt —, daß er in den unbewohnten Urwäldern einen Menschen zerreißt. Gefährlich wird er hingegen in dichter bewohnten Gegenden, und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so sucht er den Menschen sogar auf und stellt ihm nach. Auch zeigt er nicht immer große Furcht vor dem Feuer, pflegt aber den Weißen mehr zu respektieren als die Farbigen, und meistens sind es Indianer, die ihm zum Opfer fallen.

Im Jahre 1860 zerriß ein Tiger in den Wäldern von Santa Ana bei Cuzco über 60 Personen. Er war zu schlau, um in die Falle zu gehen, und die dortigen Indianer hatten nicht den Mut, ihn offen anzugreifen.

Hosted by Google

Da beschloß ein kühner Argentiner ihn zu töten. Mit der größten Mühe überredete er einen Indianer, ihn auf seiner gefährlichen Jagd zu begleiten. Eine Stunde ungefähr hatten sie auf dem Anstand gewartet, als das Raubtier erschien. Sogleich flüchtete der indianische Held auf einen Baum; der Argentiner schoß dreimal, und dreimal versagte sein Gewehr, worauf der Jaguar mit einem gewaltigen Satze auf ihn losstürzte und ihn zu Boden riß, ehe er nur Zeit hatte, sein Messer zu ziehen. In einem Augenblicke hatte er ihn zerfleischt. Zuletzt ward die Bestie durch einen Selbstschuß getötet, den ein Portugiese mit vier Flinten zurechtgelegt und auf dem Leichname einer Indianerin angebracht hatte, die der Tiger am Tage zuvor halb zerrissen hatte. Darauf, als ihr Feind tot war, bekamen die Indianer wieder Mut, und unter Musik und Raketenfeuer ward die Unze nach Santa Ana gebracht.

Über den Besuch einer Tigerfamilie in der deutschen Kolonie Pozuzo schrieb mir Herr Pfarrer Egg im Jahre 1875: „Die Tiger entgingen lange allen Nachstellungen, endlich aber, nachdem sie 13 Hunde und ein Schwein aufgezehrt hatten, kamen sie auch zu meinem Nachbar, begingen aber dort die Unvorsichtigkeit, den Hund aus dem Korridor des Hauses zu holen, bevor die Leute sich schlafen gelegt hatten. Auf den Notschrei des armen Hundes öffnete die Tochter die Thüre und machte Lärm, soviel sie konnte, worauf die Bestien es vorzogen, den schon erwürgten Hund auf dem Wege liegen zu lassen. Ich ward auch herbeigerufen und machte ihnen den Braten zurecht. In das Genick und den Schenkel des Hundes legte ich eine gute Portion Strychnin, ohne den Hund von seiner Stelle zu verrücken, und dann gingen wir ruhig schlafen. Am andern Morgen fand sich der Hund, nur Hals und Nacken verzehrt, einige hundert Schritte weiter oben an der Grenze des Waldes, und etwa hundert Schritte weiter lag die Frau Jaguarin in ihrem herrlichen Kleiderschmucke. Es war eines der schönsten Felle, die ich je gesehen habe. Was aber das merkwürdigste war — nach etwa fünf Tagen kam man zufällig noch einmal zum Hunde, der liegen geblieben war, und in dessen nächster Nähe lagen nun auch das Männchen und das Junge, beide schon zu sehr verwest, als daß die Felle noch hätten gebraucht werden können. Da die Erscheinung eines „Tigers" hier wegen seiner Seltenheit großes Aufsehen macht — denn in den 17 Jahren, die wir hier sind, ist dies erst der vierte Fall —, so war der Lärm desto größer, als eine ganze Familie auf einmal erschien und auch die ganze Familie hier ihr Ende fand. Wahrscheinlich werden wir nun lange keinen mehr zu sehen bekommen, was wenigstens den Jägern eher leid als lieb ist; denn der Schaden, den sie bisher hier anrichteten, war nie von Bedeutung, und das Fell des Jaguars ist in der That einen Schuß wert, so daß man dafür auch gern einen kleinen Schaden verschmerzt." Aus der Thatsache,

Hosted by Google

daß die Jaguare auf den Lärm hin flohen, schloß Herr Egg irrtümlich, daß diese Tiere für den Menschen nicht so gefährlich sein könnten; er wurde in dieser Meinung dadurch bestärkt, daß einmal ein Mädchen und ein andermal eine Frau in der Nähe der Kolonie auf dem Wege durch den Wald einem Jaguar begegneten: das Tier blieb stehen, schaute sie an und ging seitwärts in den Wald.

Verschiedenartige Affengeschlechter durchziehen einzeln, paarweise oder in Horden die Wälder, die, wenn ihre vier Hände in ihrer unbegreiflichen Beweglichkeit beim Klettern und Springen nicht ausreichen, noch ihren Wickelschwanz zu Hilfe nehmen. In der That ist der Wickelschwanz der meisten Affen im Amazonengebiet — wie Dr. Avé-Lallemant bemerkt — ein ganz undefinierbares Etwas. Er greift links und rechts, nach unten und nach oben, als hätte er Augen! Er packt fest, als hätte er mindestens zwei Hände. Er wirft seinen Inhaber von einem Ast zum andern, als wäre er eine Schleuder — kurz, in der ganzen Natur hat er nicht seinesgleichen. Die größten unter den Affen von Loreto sind die grauen Barrigudos (Dickbäuche, Lagothrix), oft über 70 cm hoch, die die kühlern Bergwälder bewohnen; der größte dieser Familie jedoch, mit rosenrotem Gesichte und sehr kurzem Schweife, lebt in den heißesten Ebenen. Zu den größten Affen dieser Urwaldregion — dieselben Affenarten kommen übrigens im ganzen Amazonengebiete, auch unten in seinem brasilianischen Teile vor — gehören auch die Guaribas oder Brüllaffen (Mycetes), besonders eine schwarze und eine rote Art, die den Neuling in diesen Urwäldern oft des Nachts mit ihrem Geheule erschrecken, das schon mancher für Tigergebrüll gehalten hat. Wie Teufel sehen die dicht behaarten und langhaarigen Bestien aus, weshalb auch eine Art „Beelzebub" benannt worden ist. Merkwürdige Exemplare finden sich unter den traurigen Atelesarten, hier Coaitas genannt, namentlich der große schwarze Coaita, dessen Gesicht sehr dem eines alten Negers gleicht, hauptsächlich wenn es, wie das bei einer Varietät der Fall ist, mit weißen Haaren eingefaßt ist. Ferner verdient der schläfrige Nachtaffe, „Satanas" genannt, erwähnt zu werden, ein großer Bursche, der während des Tages schläft, um des Nachts seine Späße zu treiben; er zeichnet sich durch seine dicke Perrücke aus, die oben auf dem Scheitel kammartig emporsteht. Und nun noch die verschiedenen kleinen Uistitiarten, die kleinsten in der Affenwelt, bekannt unter dem Namen der Löwenäffchen, Pinchecitos und Pinchecillos. Sie sind so zart, daß mir ein kleiner Pinchecillo, kaum so groß wie eine Ratte, auf meiner Kanoereise im Amazonenstrome in einer kühlen, regnerischen Nacht vor Kälte umkam. Die indianischen Mädchen und selbst weiße Frauen tragen diese Tierchen nicht selten unter dem Umschlagtuch, und es macht sich gar seltsam, wenn plötzlich, sowie die Herrin mit jemand spricht, der kleine, zierliche Affenkopf oben am Tuchrand hervorschaut.

Hosted by Google

Die Gegend von Balsapuerto ist durch ihre großen Vampire berüchtigt. Einmal schoß ich einen, der zwei Fuß zwischen den Flügelspitzen maß; sein feines, weiches Fell war kastanienbraun. Viele Tiere werden durch Blutverlust infolge von Vampirbissen sehr geschwächt, und ich kenne Dörfer am Huallaga, wo die Rindviehzucht der zahlreichen Vampire wegen unmöglich ward. Ich habe es in solchen Gegenden immer bewährt gefunden, den Rücken meines Maultieres nach dem Absatteln des Abends zum Schutze mit Fett und spanischem Pfeffer tüchtig einzureiben. Auch den schlafenden Menschen, der von ihrem Bisse nicht erwacht, greifen diese Unholde an, was der englische Naturforscher Bates am eigenen Leibe erfahren mußte[1]; doch kommt das nur sehr selten vor. Man schützt sich am besten dagegen, wenn man immer unter einem Moskitonetze schläft, oder wie es die Indianer in den kühlen Gegenden thun, sich des Nachts dicht in seine Decken hüllt.

Von den Schlangen ist die riesige Anaconda zu erwähnen, die von den Indianern „Yacumama", die Mutter des Wassers, genannt wird, weil sie sich viel im Wasser aufhält und sehr behende schwimmt. Sie wird bis 7 m lang und 27 cm dick, ist aber nicht sehr gefährlich, da sie nur höchst selten Menschen angreift. Mehr zu fürchten sind die Giftschlangen, besonders zwei Lachesisarten, der Jergon und der Flamon, der bis 2 m lang wird. Die gefährlichste Giftschlange ist eine graue, nur 25 cm lange Viper, deren Biß sehr rasch tötet, die aber glücklicherweise nur selten vorkommt. Im ganzen sind die Schlangen in den höher gelegenen, gemäßigten Gegenden weit seltener als in den heißen Tiefen und auch seltener als im Westen von Nordamerika und Mexico. Durch Schlangenbiß verursachte Todesfälle kommen im Amazonenthale nicht häufiger vor als in Deutschland durch den Biß wütender Hunde. Die deutsche Kolonie am Pozuzofluße hatte in den 36 Jahren ihres Bestehens keinen Todesfall infolge eines Schlangenbisses. Einmal ward dort ein kleines Mädchen von einem Jergon gebissen, was leicht den Tod zur Folge hat; da man sofort Guacoblätter, die man dorten in den Wäldern sammeln kann, gekaut auf die Wunde legte und Guacothee zu trinken gab, war das Kind am andern Tage wieder gesund. Von den 21 Schlangenarten der peruanischen Fauna sind nur sechs giftig, und von den giftigen werden einige sogar als Leckerbissen verzehrt. Mehr als die Schlangen habe ich stets die Moskitos gefürchtet, die im Tieflande an

[1] H. W. Bates, Der Naturforscher am Amazonenstrom (Leipzig 1866) 95; Bates glaubt, daß mehrere Fledermausarten blutdürstig sind, er hält die Gattung Dysopes für gefährlicher, während er die eigentlichen Vampire (Phyllostoma) für ziemlich harmlos hält. Ihre regelrechte Nahrung besteht übrigens in Körnern von Waldfrüchten und nachts umherfliegenden Käfern (Deutsche Ausgabe S. 370 f.). Monnier, dessen Hund durch die Blutsauger übel zugerichtet wurde, bezeichnet S. 326 Phyllostoma spectrum als angreifende Art, Olivier Ordinaire Phyllostoma hastatum.

Hosted by Google

den Flußufern eine wahre Landplage sind. Desto größern Genuß gewährt der Anblick der prachtvollen Schmetterlinge; von diesen ist der Rhetenor so glänzend blau, daß er, wenn er beim Fluge durch einen Baumgang von einem Sonnenstrahl getroffen wird, hell aufleuchtet wie ein blauer Blitzstrahl. Wunderschön ist auch eine Saturnia mit vier Glasfenstern auf den Flügeln; ferner giebt es hier eine Eulenart (Agrippina), die 30 cm Durchmesser hat und wohl der größte von allen Schmetterlingen sein wird. Man kann keinen Schritt im Urwalde gehen, ohne die haushälterische Ameise zu bemerken, wie sie Material zu ihrem Bau oder Lebensmittel nach ihren Wohnungen schleppt; dort marschiert ein wohldisciplinirtes Heer von Wanderameisen und ist gern gesehen in den Hütten, die es in unglaublich kurzer Zeit von allem Ungeziefer reinigt. Auf der einen Seite haben Termiten lange Reihen kegelförmiger Hütten aufgebaut, die den Indianerhütten der kalten Puna ähnlich sehen. Drüben summen fleißige Bienen, von denen eine Art schönes weißes, die andere schwarzes Wachs liefert, oder eine giftige Wespe beschäftigt sich mit dem Bau ihrer geometrisch regelmäßigen Zellen. Weiterhin liegt auf dem Boden ein tausendjähriger Stamm, zerfressen von Myriaden verschiedener Käferarten. Zahllose Cikaden und Libellen durchschwirren die Luft, eine ganze Welt von Kerbtieren erfreut sich hier unter der Tropensonne ihres kurzen Daseins.

Von Balsapuerto aus gingen unsere Flöße in drei Tagen den Cachiyacu hinab in den Paranapura, einen Fluß von der Größe der Lahn, und trieben auf diesem in den Huallaga, der an der Stelle, wo er links den Paranapura aufnimmt, ungefähr so breit wie der Rhein bei Kehl und bei mittlerem Wasserstand 8 m tief ist. Der Huallaga, der bei Cerro de Pasco, nur 75 Stunden weit von Lima entspringt, fließt nördlich bis Huanuco, durchbricht in westöstlicher Richtung die Centralcordillera zwischen Huanuco und Muña und fließt wieder eine größere Strecke nach Norden. Bei Tingo Maria wird er für Kähne schiffbar bis der Fluß die Ostcordillera in zahlreichen Pongos durchbricht, deren bekanntester, aber nicht bedeutendster der letzte, der Pongo de Aguirre[1], ist. Der Pongo trägt den Namen des Abenteurers Lopez de Aguirre, der in Venezuela noch zu Humboldts Zeiten im Volksmunde als el tirano und in der Einbildung der Menge als Spukgeist fortlebte. Aguirre begleitete als Lieutenant den Navarresen Pedro de Ursoa, der im Jahre 1559 von dem Vicekönig von Peru Marquis von Cañete den Amazonas hinab gesandt wurde, das Eldorado zu suchen. Sie hatten schon 300 Leguas zurückgelegt, da ermordeten, wie sich Aguirre in seinem Briefe[2]

[1] *Marcel Monnier*, Des Andes au Para 355.

[2] *A. Humboldt*, Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent (Paris 1820) V, 233 ss., note A 313—316 nach *Oviedo*, Historia de la provincia de Venezuela I, 206.

Hosted by Google

an Philipp II. selbst rühmt, die Teilnehmer am Zuge in Lamas am Huallaga ihren Kapitän, der ihnen offenbar schon als „Franzose" verhaßt war. „Wir wählten einen Edelmann von Sevilla, Fernando de Guzman, zum König und schwuren ihm Treue. Ich wurde sein Generalquartiermeister, und weil ich ihm nicht in allem zu Willen war, wollten sie mich umbringen. Aber ich tötete den neuen König, den Hauptmann seiner Garden, seinen General-Statthalter, seinen Kaplan, eine Frau, einen Rhodiserritter, zwei Fahnenjunker und fünf oder sechs Diener des Prätendenten. Sodann beschloß ich deine Beamten und Auditoren (Mitglieder der Audiencia, des königlichen geheimen Rates in Lima) zu bestrafen. Ich ernannte Hauptleute und Feldwebel; diese wollten mich ebenfalls töten, aber ich ließ sie alle aufhängen. Inmitten dieser Abenteuer fuhren wir elf Monate bis zur Mündung des Flusses. Wir legten mehr als 1500 Leguas zurück. Gott weiß, wie wir aus dieser gewaltigen Wassermasse entronnen sind. Ich rate Dir, großer König, schicke nie spanische Flotten auf diesen unseligen Fluß. Gott nehme Dich in seinen heiligen Schutz!" Im vorhergehenden hatte er sich feierlich von Spanien und seinem König losgesagt, von denen die tapferen Conquistadoren nur Undank erführen. „Gewiß kommen nur wenig Könige in den Himmel." Auch den Mönchen predigt der Abenteurer Buße. „Der Glaube der Indianer leidet Not unter deren schlechten Beispielen. Wenn du nicht einschreitest, wird deine Herrschaft nicht von Dauer sein." Bei der Landung auf der der Küste von Venezuela vorgelagerten Insel Margarita erhielt Aguirre Kunde von der großen deutschen Glaubensspaltung. „Diese Nachricht versetzte uns in großen Schrecken: wir fanden unter uns einen Anhänger der Sekte, Namens Monteverde; ich ließ ihn in Stücke hauen, wie es recht ist; denn glaube mir, Herr, wo immer ich bin, lebt man nach dem Gesetz." Von der Insel Margarita setzte Aguirre im Jahre 1561 nach dem Festland von Venezuela über, besetzte die Stadt Valencia und verkündigte die Unabhängigkeit des Landes von Spanien. Als der Wüterich von seinen Anhängern im Stich gelassen wurde und ihm die Spanier auf den Leib rückten, rief er seine Lieblingstochter, die ihn auf allen Zügen begleitet hatte, und sagte zu ihr: „Ich hatte gehofft, dich zu einer Königin zu machen; das ist jetzt unmöglich. Ich kann nicht ertragen, daß du am Leben bleibst, angesehen als das Kind eines Verräters und Schurken. Bereite dich zum Tod von meiner Hand." Sie bat um einige Minuten. Als dem Vater ihr Gebet zu lange dauerte, schoß er nach ihr, während sie noch auf den Knieen lag. Die Ärmste wankte auf ihren Vater zu; er faßte sie bei der Hand und stieß ihr den Dolch ins Herz. Sie fiel ihm zu Füßen und seufzte: Basta, padre mio! (Es ist genug, Vater!) Der „Verräter" endete auf der Insel Trinidad am Galgen[1].

[1] Herndon nach *Ulloa*, Viagero Universal; nach Humboldts Quelle, Oviedo, ward Aguirre in Barquesimeto auf dem Festland erschlagen.

Hosted by Google

Die Seele des Tyrannen aber geht — so glauben noch heute die Eingeborenen — als Irrlicht in den Savannen um.

Auch auf der Strecke vor den Pongos machen zahlreiche Schnellen infolge der Durchquerung von Schieferrücken und sogenannte malos pasos, hervorgerufen durch die Schuttkegel, die die Nebenflüsse vor ihrer Mündung im Bette des Huallaga errichtet haben, die Schiffahrt beschwerlich [1]. Dicht oberhalb der Mündung des Paranapura liegt auf einer Anhöhe, 170 m über dem Meere, 24 m über dem Flusse, das Indianerdorf Yurimaguas; bis hierher gehen die brasilianischen Dampfboote vom Amazonenstrome aus und könnten noch bis zu den Pongos hinaufgehen, durch die der Fluß die Ostcordillera durchbricht; kleine Dampfer können nach Herndon [2] sogar die Strecke durch die Pongos bis Chasuta zu jeder Jahreszeit befahren. Nicht sehr weit von Chasuta liegen oberhalb der Mayomündung auf dem rechten Ufer des Flusses die berühmten Salzlager von Pilluana (Callanay), die sich mehrere Kilometer weit hart am Huallaga hinziehen, sich weit in das Innere erstrecken und ganz Amerika mit Salz versehen könnten. Einstweilen decken sie den Salzbedarf der Bewohner fast des ganzen Amazonengebietes, für die das Salz schon deshalb so wichtig ist, weil Salzfisch für sie alle ein Hauptnahrungsmittel bildet. Die Salzhügel, in denen sich das Salz in großen Bänken zwischen rotem Thone vorfindet, sind 100 m hoch. Wo der Regen an der Seite der Hügel die rote Erde abgewaschen hat, sieht man kegelförmige Türme reinen Salzes sich erheben, und da wo die Arbeiter Höhlen in den Berg gegraben haben, hängen prachtvolle Stalaktiten in den verschiedensten Formen herab. Von sehr weit her, von den Urwäldern des Ucayali und Marañon und den Nebenflüssen des Amazonenstromes kommen jedes Jahr im Sommer die Indianer nach den Salzlagern des Huallaga; auf dieser Reise beeilen sie sich gar nicht und nähren sich unterwegs von Jagd und Fischerei, oder auch, indem sie hin und wieder ein Bananenfeld plündern. Sie gewinnen das Salz auf eine höchst beschwerliche Weise, indem sie zuerst die Salzbank bloßlegen und dann einige leichte Furchen darauf graben, auf die sie beständig Wasser gießen, bis sie so weit vertieft sind, daß sie große Salzblöcke losbrechen können.

Der obere Lauf des bei Yurimaguas in den Huallaga mündenden Paranapura ist im Jahre 1878 von dem unermüdlichen Pionier des peruanischen Amazonengebietes, Arthur Werthemann, aufgenommen worden [3]. Er nahm von seinem Wohnsitze Chachapoyas aus den oben geschilderten Weg nach Balsapuerto; die Kahnfahrt von da nach der Mündung des Cachiyacu war bei dem niedern Wasserstand (im September) an einigen

[1] Herndon 126 f. 154 ff.

[2] S. 146; *A. Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 108.

[3] Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1880, S. 212 ff., Karte Tafel V.

Hosted by Google

Stellen durch zusammengetriebene Baumstämme unmöglich gemacht, so daß die Kanoes über das Land getragen werden mußten. Auch auf dem Paranapura versperren bisweilen herabgeschwemmte Baumstämme kleinen Dampfern den Weg, die sonst bei hohem Wasserstande bis oberhalb der Mündung des Cachiyacu hinauffahren können. Von da bis nahe zum Dorfe Paranapura sind die Ufer des Flusses nicht bewohnt, weil die Indianer die hier sehr zahlreichen Sandflöhe fürchten. Auch die Isangues, ein winziger roter Acarus (Milbe, Zecke), werden bei ihrer ungeheuern Menge zur Qual. Von der Mündung des ersten Yanayacu[1] (der zweite ergießt sich ebenfalls auf der rechten Seite in den untern Paranapura) war der oft kaum 20 m breite Fluß vielfach durch große, quer über den Fluß gestürzte Baumstämme (hauptsächlich Barigudos) gesperrt. Das Flußbett besteht teils aus feinem quarzigen Sande teils aus hartem blauen, thonigen Mergel. Weder Steine noch Gerölle noch Kies wurden bis zum Dorfe Paranapura angetroffen. Das Dorf besteht aus einer Kirche und 15 Häusern. Die Dächer dieser Tambos von 15 m Länge und 8 m Breite sind aus Palmblättern (Yarina) und die Wände aus Palmenholz (Chonta) verfertigt; sie haben zwei Thüren, von denen die hintere nach dem Walde führt, in den sich die Bewohner flüchten, wenn eine unbekannte Person von der Dorfseite her eintritt. Die Bewohner, anfangs scheu und mißtrauisch, sind noch wenig durch die andringende Civilisation verdorben und zeigen sich bei näherer Bekanntschaft gutmütig und willig. Das Dorf zählt etwa 40 Familien, von denen meist mehrere ein Haus gemeinschaftlich besitzen, das aber den größten Teil des Jahres unbewohnt bleibt. Die Paranapuras, Chayavitas und Cahuapanas leben nämlich, wie die meisten andern Indianerstämme des Amazonas, von der Jagd und dem Fischfang. Nur zur Zeit der Feste vereinigen sie sich im Dorfe, in der Nähe der Kirche, während sie sonst zerstreut an den Ufern der Flüsse und Lagunen (cochas) leben, die eine unerschöpfliche Menge großer Fische besitzen und deren Wälder reiche Jagdbeute versprechen. Dort legen sie auch „chacras“ an, bauen Yuca, Bananen, Mani (Erdnüsse), Camote (Bataten), Mais sowie einige Früchte, besonders Ananas, Pacay (die Schotenfrüchte der Inga reticulata) und Caimitos (von der Lucuma obovata, einer Sapotea).

In den Wäldern des Paranapura finden sich nicht selten große, mit mannshohem Grase (Gamalote) bedeckte Flächen, die sich viele Meilen weit an beiden Seiten des Flusses, besonders vom Yanayacu nach Westen, hinziehen. Von Paranapura (243 m über dem Meere) marschierte Werthemann in vier Stunden nach Chayavitas, das schon in das Gebiet des Marañon

[1] Ein Blick auf die Werthemannsche und die Raimondische Karte Nr. 7 zeigt die verwirrend häufige Wiederholung derselben Namen bei den Nebenflüssen des Amazonengebietes.

Hosted by Google

gehört, da der Sillay, der in der Nähe des Dorfes vorbeifließt, in den Cahuapanas mündet. Chayavitas war früher der Mittelpunkt der „Mision alta“; damals führte von hier ein Reitweg nach dem ehemaligen Bischofssitze der Provinz Mainas, Jeveros (an einem rechten Nebenflusse des Aipena gelegen, der in den Huallaga mündet, kurz bevor sich dieser mit dem Marañon vereinigt); auch finden sich noch Überreste eines Pfades, der in vier Tagesmärschen von Chayavitas über die Quebrada Pucayacu nach Moyobamba führte. Chayavitas, das 1878 45 Familien und 22 um die zerfallene Kirche gruppierte Häuser zählte, liegt 316 m hoch auf einer Hochebene und besitzt das angenehmste Klima von ganz Mainas. Nach langem Marsche auf engen Pfaden durch dichten Urwald, nach dem eintönigen Anblicke, den die Ufer der sich vielfach windenden Flüsse bieten, erfreut hier den Reisenden eine prachtvolle Aussicht: er übersieht von der Höhe von Chayavitas die leicht überschwemmte Waldebene, die gegen Norden und Osten nur vom Horizont begrenzt wird, während gegen Westen und Süden die nahen Cordilleren-Vorberge von Balsapuerto, deren steile Abhänge im Vergleich zu den weiten Ebenen dem Beschauer sehr hoch vorkommen, das Gesichtsfeld abschließen. Von Chayavitas gelangt man in zwei Tagen nach Cahuapanas; diese Zeit braucht man, um zu Fuß die 30 km lange Strecke zurückzulegen, auf der viele Thaleinschnitte mit Bächen zu überschreiten sind. Cahuapanas liegt 168 m hoch auf dem linken Ufer des gleichnamigen Zuflusses des Marañon; das Dorf, früher bedeutender, zählte 1878 immer noch über 100 Familien. Die Gegend ist sehr fruchtbar und eignet sich besonders für Tabak, Kaffee und Zuckerrohr; das Klima ist warm und feucht.

Der Cahuapanasfluß ist vom Dorfe ab für kleine Dampfer schiffbar, weshalb Werthemann zur Fortsetzung der Reise ein Floß benutzen konnte, das aus drei mit einem Abstande von 40 cm nebeneinandergestellten Kanoes gebildet wurde; sie wurden durch quer gelegte Balken miteinander verbunden, mit einem Deck aus Rohr (caña brava) versehen und darüber ein fünf Fuß hohes Palmdach errichtet. Sechs Ruderer nahmen auf beiden Seiten in den Kanoe-Enden Platz, während hinten auf dem Floß zwei Steuerleute genügten. Auf dem rechten Ufer des Cahuapanas bestand früher ein großes Dorf, Barranquita, von dem 1878 nur noch 10 Häuser standen; die Einwohner hatten sich zerstreut und an den Ufern des Marañon angesiedelt. Die Indianer des Cahuapanas sind dem Namen nach Christen im Gegensatz zu den ungetauften „infieles“. Aber ihre Dörfer, die hauptsächlich gegründet wurden, um die Seelsorge zu erleichtern, veröden, wie wir gesehen haben, da es an Priestern fehlt, die ihr Leben mit den Indianern teilen. Diese sogenannten Christen, bei denen nur alle zwei Jahre ein Priester einen flüchtigen Besuch macht, haben von dem Christentum nichts behalten als allenfalls

Hosted by Google

ihren Taufnamen, den sie aber gewöhnlich bald wieder vergessen und durch den Namen ersetzen, den sie bei der Geburt von dem Ältesten der Familie erhalten haben.

Das Wasser des Cahuapanas ist, wie das des Paranapura, sehr warm; Werthemann fand abends um 6 Uhr gewöhnlich eine Temperatur von über 29° C und morgens um 5 Uhr von 28° C. Infolgedessen steigt gewöhnlich morgens von 6 Uhr ab ein dichter Wasserdampf in die Höhe, der oft erst verschwindet, wenn gegen halb neun Uhr die Sonne die Luft genügend erwärmt hat. Im Flußbette liegt bis zum Dorfe Cahuapanas Gerölle von quarzigem Sandstein und von blauem Kalkstein; weiter unten bestehen die Schichten aus hartem blauen Thon und feinem Sand, in die an vielen Stellen weit ausgedehnte, bis 2 m hohe Lignitschichten, aus Baumstämmen und Blättern bestehend, eingelagert sind. Auf beiden Seiten des Flusses befinden sich viele kleine Seen, von denen die meisten durch einen oder mehrere Kanäle mit dem Flusse in Verbindung stehen; es sind alte Flußläufe, die von den Indianern „Tipisca" genannt werden und eine oftmalige Verlegung des Flußbettes beweisen. Ein größerer See dieser Art, der Lago Mashico, steht mit dem Flüßchen Yanayacu in Verbindung, das in den Potro mündet, einen rechten Nebenfluß des Aichiyacu, der sich bei der Insel Potro oberhalb Barranca in den Marañon ergießt; auf diesem Verbindungswege kann man in drei Tagen aus dem Cahuapanas in den Rio Potro gelangen, an dem sich nach einem siegreichen Kriege gegen die Huambisos in neuerer Zeit die wilden Aguarunos niedergelassen haben sollen, die noch 1870 oberhalb des Pongo de Manseriche an der Mündung des Imasa (Chuchunga oder Rio de Olleros) wohnten. Von dem Dorfe Cahuapanas langte Werthemann nach einer Floßfahrt von vier Tagen an der Mündung des Flusses in den Marañon an und begab sich nach Iquitos. Die Rückreise nach Chachapoyas erfolgte auf dem Huallaga, den dicht oberhalb von Yurimaguas mündenden Shanusiyacu hinauf über Shanusi (190 m hoch), Huascartambo (201 m) und Shitaritambo (211 m) über die Cerros de Otanahui (Paßhöhe 1120 m) nach Tarapoto, von da über Lamas (835 m) auf das rechte Mayoufer hinüber nach Tabalosos (648 m) und den Mayofluß aufwärts nach Moyobamba, von wo die Reise ausgegangen war[1].

Von Yurimaguas abwärts wird das ganze Land flach und eben, keine Spur von Gebirgen ist mehr zu sehen bis 900 Stunden weiter unten, wo am Ausflusse des Trombeta die Gebirge von Guayana bis nahe an

[1] Der Weg von Moyobamba nach Balsapuerto und der Weg von Yurimaguas nach Moyobamba über Shanusi und Tarapoto ist ausführlich geschildert worden von *A. Raimondi*, Apuntes sobre la provincia litoral de Loreto, auch abgedruckt bei *M. F. Paz Soldan*, Geografia del Perú 593—713.

Hosted by Google

den Amazonenstrom herantreten. Kaum ein Stein ist in diesen Ebenen mehr zu finden, weshalb der von den Anden heimkehrende Bewohner dieses Flachlandes seinen Kahn mit dem festen Gestein des Gebirges belädt, das zum Schleifen von Werkzeugen und zu Handmühlen zum Mahlen des Mais bis nach Brasilien verführt wird [1]. Der Huallaga sowohl wie der Marañon sind voll von niedern Inseln, die sowie die angrenzenden Ufer zur Regenzeit am Marañon oft meilenweit überschwemmt werden; denn der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Wasserstande beträgt hier an 13 m. Daher sind alle Ortschaften am Amazonas entweder auf kleinen Erhöhungen angelegt oder sie befinden sich eine Stunde und weiter vom Flusse entfernt.

Eine Tagereise unterhalb der Mündung des Paranapura kamen wir in ein anderes Indianerdorf, Santa Cruz, das, etwas größer als Yurimaguas, etwa 400 Einwohner haben mochte. Gleich den meisten Ortschaften dieser Gegend ist es, wie überhaupt die Dörfer am Huallaga und Marañon, im 17. Jahrhundert von den Jesuiten gegründet worden, die hier große Missionen hatten, und von Aguanoindianern bewohnt, von denen die Männer Hemd und Hosen tragen, die Frauen dagegen fast gar nicht bekleidet sind, während die Kinder ganz nackt gehen. Der einzige weiße Mann im Dorfe war der Alcalde. Hier trafen wir zwei reisende Händler, einen Portugiesen und einen Brasilianer, die zwei große Boote und mehrere Kanoes, sämtlich mit Indianern bemannt, voll von Waren, die für Tarapoto und Moyobamba bestimmt waren, mit sich führten. Ihre Fracht bestand aus Eisen- und Stahlwaren, Porzellan, portugiesischem Wein, Salzfisch, Flinten, Pulver, kupfernen Kesseln u. dgl., die sie für Gold, Strohhüte, Tocuyo, Tabak und Kaffee umtauschen wollten. Auch kauften sie auf dem Wege alle Sarsaparille auf, die sie finden konnten, und schickten sie flußabwärts nach Pará. Sie luden mich zum Mittagsmahl ein, wobei ich zum erstenmal die Farinha, den brasilianischen Ersatz für Brot, zu kosten bekam. Sie wird aus der Kassavewurzel (Jatropha Manihot) bereitet, aber nicht aus der in Peru allgemein gezogenen wohlschmeckenden Sorte, der Yuca, sondern aus der wilden, giftigen Art, wobei man in Brasilien folgendes Verfahren einschlägt: Die Wurzel wird, nachdem sie längere Zeit in Wasser eingetaucht gestanden und ihre Rinde entfernt worden ist, auf einer Art Reibeisen gerieben und die Masse so lange gepreßt, bis keine Spur von Saft mehr in ihr enthalten ist. Darauf wird sie unter beständigem Umrühren in einem Ofen getrocknet, bis sie in Körner zerteilt ist und alle giftigen Eigenschaften, die sie in rohem Zustande besitzt, verloren hat. Der Bodensatz des ausgepreßten Saftes giebt Tapioka. Der Art und Weise, wie die Farinha in Brasilien meist genossen wird, konnte ich keinen rechten Geschmack

[1] Pöppig II, 340.

Hosted by Google

abgewinnen; die Leute mischen sie nämlich in einer Kürbisschale mit Wasser und verzehren dieses Gemisch alle zwei Stunden roh, bei den Mahlzeiten aber immer statt Brot; mit Fleischbrühe gekocht fand ich die Farinha wohlschmeckend.

Wir gelangten in die Seengegend. Wie überall am untern Laufe der Nebenflüsse des Amazonenstromes, finden sich auch am untern Huallaga viele Seen von verschiedener Größe, die oben von Werthemann erwähnten Tipiscas, die, bei hohem Wasserstand durch Kanäle mit dem Huallaga, Marañon und Ucayali in Verbindung stehend, mit unabsehbaren Scharen von Wasservögeln, Enten, Gänsen, Reihern, Kranichen und Störchen bedeckt sind und von Fischen, Schildkröten und Alligatoren wimmeln. Zwei Tagfahrten unterhalb Yurimaguas langten wir unter einem heftigen Regenguss — im August eine Seltenheit im Amazonenthale — in Laguna an, dem größten Orte am Huallaga. Das Dorf liegt etwa eine halbe Stunde vom Flusse und zählte 1100 Einwohner, sämtlich vom Cocamillastamme, die als die besten Ruderer am ganzen Amazonenstrome, zugleich aber auch als arge Säufer bekannt sind. Obgleich sie fast alle getauft sind, gehen doch nur die Männer teilweise bekleidet, die Frauen fast gar nicht. Am Lande geben sich die Männer kaum die Mühe, eine Hand zu rühren, und überlassen alle Arbeit den Weibern; an Bord aber arbeiten sie tüchtig und sind dabei gehorsam und stets munter und guter Dinge. Laguna ist im Jahre 1680 durch den deutschen Jesuitenpater Samuel Fritz gegründet worden.

Der erste Versuch der Jesuiten, die wilden Indianer im Amazonenthale zu bekehren, war schon im Jahre 1602 durch den spanischen Pater Rafael Ferrer gemacht worden. Er drang von Quito aus ganz allein in die Urwälder, nur mit seinem Kruzifix, Brevier und einigen Schreibmaterialien versehen, und besuchte zuerst die an einem Nebenflusse des Napo wohnenden wilden Stämme der Cofanes, die er durch seinen milden und leutseligen Charakter, sein tugendhaftes Leben, durch seine Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit in kurzer Zeit gewann. Sie begleiteten ihn auf allen Wegen und Stegen, betrachteten ihn als ein lebendes Wunder und verehrten ihn als ein höheres Wesen. Weder dieser noch irgend ein anderer der benachbarten Stämme hatte Dörfer. Immer lebten Familien von zehn, zwanzig und mehr Personen zusammen, von ihren nächsten Nachbarn so weit entfernt, daß sie sich zur Not gegenseitig in einem Tage besuchen konnten. Pater Ferrer stellte ihnen vor, wie vorteilhaft es wäre, wenn der ganze Stamm zusammenwohnte und eine einzige Niederlassung bildete. Er selbst werde dann im stande sein, viele zur selben Zeit zu unterrichten, und sie hätten dann den Vorteil, sich gegenseitig helfen und sich besser gegen Feinde verteidigen zu können. Die Indianer gingen auf seinen Plan mit großem Eifer ein, und so ward im Jahre 1603 die erste Jesuitenmission im Amazonen-

Hosted by Google

thale, San Pedro de los Cofanes gegründet, die bald mit noch zwei andern Missionen eine Bevölkerung von 6500 Seelen zählte. Später hörte Ferrer von den vielen Indianern, die am Marañon leben sollten, und beschloß, wieder ganz allein zu Fuß dorthin zu reisen. Er folgte dem Laufe des Flusses bis zu seiner Mündung in den Napo und ging diesen hinab bis zum Marañon — im ganzen eine Entfernung von 600 Stunden, wenn man den Krümmungen der Flüsse folgt. Allein die große Entfernung ist noch gering anzuschlagen im Vergleich zu der Natur der Regionen, durch die er zog — allein, ohne Lebensmittel, mitten unter wilden und menschenfressenden Stämmen, reißenden Tieren, giftigen Schlangen und Insekten, durch dichte, wildverwachsene Urwälder und pesthauchende Sümpfe. Wie viele Flüsse hatte er zu durchschwimmen, wie viele steile Felsen zu erklettern, und all dies ohne Obdach während der hier so häufigen sündflutartigen Regengüsse und unter der versengenden Sonne des Äquators. Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kehrte er endlich im Jahre 1608 gesund und wohlbehalten in seine Mission zurück, machte später noch mehrere Entdeckungsreisen, wobei er den großen Fluß Putumayo entdeckte, und ward zuletzt von einem indianischen Renegaten ermordet, der ihn an einem Punkte, wo ein einzelner Baum eine Brücke über einen tiefen, reißenden Bergstrom bildete, in den Abgrund stieß.

Später kamen namentlich durch die Bemühungen der spanischen Patres Cujia und Cueva und der deutschen Missionäre Richter, Julian, Weigel und Fritz die Missionen im Amazonenthale zu hoher Blüte und zählten 160 000 Seelen in 74 Niederlassungen. Allein im Anfange des 18. Jahrhunderts verminderten die Einfälle, die von den „Paulistas", den portugiesischen Ansiedlern, von Brasilien her zum Zwecke des Sklavenraubes unternommen wurden, diese Zahl um 40 000, und kurz vorher gingen 30 000 in der Indianerrevolution am Ucayali verloren. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahmen die Missionen wieder zu; aber im Jahre 1762 tötete eine furchtbare Pockenepidemie den größten Teil der Indianer, von denen nur 18 000 übrig blieben, die nach der Angabe des Paters Weigel in drei Missionen und 41 Niederlassungen verteilt waren.

Der berühmteste aller Jesuitenmissionäre war der Deutschböhme Samuel Fritz, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und unermüdlicher Thätigkeit. Er war der Apostel des damals sehr mächtigen Stammes der Omaguas, die teilweise schon Pater Cujia bekehrt hatte, und die heute vielleicht nur noch 800 Seelen zählen. Pater Fritz fand die Omaguas zerstreut lebend auf den Inseln des Amazonas und im waldigen Hügellande der Nebenflüsse. In zwei Jahren hatte er ihre Bekehrung beendet und siedelte alle seine Zöglinge an den Ufern des Amazonas an. Auf einer Strecke von 550 Stunden Länge, von der Mündung des Napo bis zu der des Rio Negro, gründete

Hosted by Google

er 40 Niederlassungen mit 40 000 Einwohnern. In allen diesen Ansiedlungen herrschte die größte Ordnung. Die Indianer wurden nicht nur in der Religion, sondern auch im Ackerbau und in den Handwerken unterrichtet; alle hatten nette und reinlich gehaltene Häuser; ihr Lebenswandel war musterhaft, weit sittlicher als der der Spanier und Portugiesen in Peru und Brasilien, und überall herrschte Überfluß und Zufriedenheit. Sechs Städte, in denen je ein Missionär und zugleich meist die Handwerker wohnten, waren in passenden Entfernungen angelegt, und zwischen ihnen die kleineren Niederlassungen zum Betriebe des Ackerbaues. Pater Fritz ward im Jahre 1689 gefährlich krank und mußte nach Pará reisen, um dort eine Kur zu gebrauchen und verschiedene notwendige Einkäufe zu machen. Auf dieser Reise den Amazonas hinab nahm er den ganzen Strom auf, um seine Karte des Amazonengebietes zu vollenden. In Pará ward seine Gesundheit bald wiederhergestellt. Allein der portugiesische Gouverneur gestattete ihm die Rückkehr nicht, sondern behielt ihn als Gefangenen zurück. Erst nach einem Jahre kam aus Lissabon, wohin sich Pater Fritz mit einem Gesuche an den König gewandt hatte, die Antwort mit dem Befehle an den Gouverneur, den Pater zurückzusenden, jedoch in Begleitung einer Kompagnie Soldaten, die ihn bis zur Mündung des Napo bringen und auf der Reise alle Niederlassungen der Jesuiten untersuchen sollten. Pater Fritz durchschaute gleich die böse Absicht und machte dem spanischen Vicekönig von Lima davon Mitteilung, der sich aber unbegreiflicherweise gar nicht darum kümmerte und gar keine Maßregeln traf, um die Missionen zu retten, die bald darauf auf immer für die spanische Krone verloren gingen. Pater Fritz starb, 80 Jahre alt, im Jahre 1730 und mußte den Verlust der Missionen und die Vernichtung der Früchte seiner langjährigen Mühen erleben.

Schon lange zuvor hatten nämlich die Portugiesen ihre Raubzüge gegen die spanischen Missionen begonnen, wobei ihr Hauptzweck war, Indianer zu fangen und in den Pflanzungen als Sklaven zu verkaufen. Im Jahre 1710, während des spanischen Erbfolgekrieges, brach wieder eine große Expedition von Pará auf, während Pater Fritz von neuem nach Lima gereist war, um Unterstützung zu erbitten. Die Feinde hatten alle Vorbereitungen so gut getroffen, daß sie in ganz kurzer Zeit alle Niederlassungen — die sämtlich am Flusse lagen, was ihre Eroberung sehr erleichterte — einnahmen, alles, was einigen Wert hatte, daraus raubten, ohne selbst die Kirchen zu respektieren, und die Hälfte der Einwohner (20 000) in die Sklaverei fortführten. Die andere Hälfte war in die Wälder entflohen. Pater Fritz, der sich gerade in Lima befand, um bewaffnete Hilfe für seine Missionen zu verlangen, hörte hier das schreckliche Unglück, das seine Schöpfung getroffen hatte. Er ließ nicht nach mit seinen flehentlichen Bitten bei jedem, der nur Einfluß beim Vicekönig hatte, aber

Hosted by Google

dieser rührte keinen Finger. Auf diese Weise verlor Spanien ein Gebiet von mehr als 400 Stunden Länge, von der Mündung des Javari bis zu der des Rio Negro, das Brasilien heute noch im Besitze hat. Die Missions-Indianer kehrten fast alle in ihren ursprünglichen wilden Zustand zurück. Nachher hatten die Jesuiten ihre sämtlichen Missionen am obern Amazonenstrom oder Marañon, zwischen dem Pongo de Manseriche und der Mündung des Ucayali, sowie am Huallaga und Napo konzentriert. Im Jahre 1732 machten die Portugiesen einen neuen Einfall, allein Pater Schingler, ein mutiger und entschlossener Bayer, bewaffnete die Indianer und trieb die Feinde mit großem Verluste zurück. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Missionen wieder im schönsten Aufblühen begriffen, und auch nach der furchtbaren Pockenepidemie von 1762, die ihre Seelenzahl auf 18 000 verminderte, nahmen sie wieder bedeutend zu, besonders durch die geschickte Verwaltung der deutschen Patres Weigel und Wiedmann, bis die Verbannung der Jesuiten im Jahre 1767 den gänzlichen Ruin der Missionen zur Folge hatte. Jeveros, Laguna und Omaguas sind die einzigen heute noch bestehenden Orte im obern Amazonenthale, die von den Jesuiten gegründet worden sind. Doch wurden fast alle Dörfer am Marañon (dem peruanischen Teile des Amazonas) später von Bewohnern dieser drei Orte besiedelt sowie von Flüchtlingen des gleichfalls von den Jesuiten gegründeten und im Jahre 1841 von den wilden Jibaro-Indianern zerstörten San Borja, unterhalb des Pongo de Manseriche.

Zwölf Stunden unterhalb von Laguna vereint der Huallaga seine gelben Fluten mit dem noch trübern Wasser des Marañon. Der Marañon ist zwar hier schon ein ganz bedeutender Strom, aber wenige dürften wohl den großartigen Eindruck fühlen, den er weiter unten macht, nachdem er den Ucayali aufgenommen hat, der lange Zeit als der Hauptstrom galt und ihm an Wassermasse wenigstens gleichkommt, während er ihn an Länge des Laufes übertrifft. Vier Namen geben dem „Vater der Flüsse" die Bewohner seiner Ufer. In seinem obern Laufe bis zur brasilianischen Grenze heißt er „Tunguragua" oder „Marañon", dann bis zum Einflusse des Rio Negro „Solimões" und erst von dort an „Amazonas". Seine Mündung wurde 1499 von dem Spanier Alonso de Hojeda entdeckt, in dessen Begleitung sich der Florentiner Amerigo Vespucci befand. Überrascht, in der Nähe der Küste ein Meer süßen Wassers zu finden, gelangte im folgenden Jahre auch Vicente Yañez Pinzon zum Ausgang des Riesenstromes, in den er sich aber nicht weiter hinauf wagte. Erst 50 Jahre später wurde der Amazonas fast in seiner ganzen Länge entdeckt. Diese Ehre gebührt einem Begleiter Gonzalo Pizarros, eines Bruders des Eroberers, Francisco Orellana, der jene unglückliche Expedition (1541—1542) von Quito aus über die Anden in das Thal des Napo mitmachte, um den fabelhaften

Hosted by Google

Goldberg Eldorado zu suchen. Krankheit und Hunger decimierten die zahlreiche Expedition; da ward Orellana flußabwärts geschickt, um Lebensmittel zu holen. Auf einem selbstgebauten Fahrzeuge schiffte er sich auf dem Coca, einem Nebenflusse des Napo, ein, gelangte in diesen, und da ihm wahrscheinlich die starke Strömung beider Flüsse die Rückkehr unmöglich machte, auf dem Napo in den Amazonas, auf dem er sich bis zur Mündung treiben ließ. Orellanas phantastische Berichte über die Heere bewaffneter Frauen, denen er unterwegs begegnet sein wollte, haben dem Flusse seinen Namen gegeben[1]. Der Huallaga wurde zuerst 1559 von Pedro de Ursoa und Lopez de Aguirre befahren[2]. Im Jahre 1637 wiederholte der Portugiese Pedro Texeira die Fahrt Orellanas in umgekehrter Richtung, den Amazonas und Napo aufwärts, besuchte Quito und kehrte 1639 auf demselben Weg mit seiner Flotte zurück. Die von ihm entworfene Karte des Amazonas[3] zeigt, daß die Portugiesen mit den Mündungen aller großen Nebenflüsse unterhalb des Napo bekannt geworden waren. Texeira war auf der Rückreise von dem Jesuiten Cristoval de Acuña begleitet, in dessen Berichte „die wesentlichen Charakterzüge des Hauptstromes, seine enorme Länge in westöstlicher Richtung, seine Breite, Tiefe und Wassermasse, sein Inselreichtum, sein periodisches Steigen und Fallen, die Flachheit und üppige Vegetation seiner Ufer zum Ausdruck kommen“[4]. Während Acuña noch den Napo als Quellfluß des Amazonas angiebt, macht der Jesuit Samuel Fritz, dessen Karte 1707 in Quito erschien, den epochemachenden Vorschlag, den westlichsten der von Süden nach Norden fließenden Andenströme, den Marañon, als Hauptfluß zu betrachten; wie seine Karte[5] zeigt, hatte Fritz eine ziemlich naturgetreue Vorstellung von dem Marañon, dem Huallaga und untern Ucayali erlangt. Die weitere Erforschung des Riesenstromes wird durch de la Condamine eingeleitet, der nach Beendigung der berühmten Gradmessung auf dem Amazonenstrome von Quito heimreiste. Einen bedeutenden Fortschritt in der Kenntnis

[1] Abendroth will den Namen aus der Sprache der Eingeborenen erklären: ama-ssona, Boot-Zerstörer, weil sich der Strom in seinem Oberlaufe nicht für die Schiffahrt eignet. Entweder hat sich Orellana aus dem unverstandenen Namen die Geschichte von den Amazonen zurecht gemacht, oder, was wahrscheinlicher ist, die peruanischen Indianer haben den ihnen fernliegenden Namen Amazonas, der übrigens in Peru vom Ober- und Mittellauf kaum gebraucht wird, in ihrer Weise volksetymologisch umgedeutet.

[2] Siehe oben S. 159 f. und S. Ruge, Die Entwicklung der Kartographie von Amerika bis 1570 (Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen 1892, Nr. 106, 32).

[3] Nach dem Boletin de la Sociedad geografica de Madrid, wiedergegeben von Gelcich, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik X, 501.

[4] Schichtel, dem wir in dieser Übersicht vielfach folgen, S. 2; der Bericht Acuñas ist bei Markham (Expeditions into the valley of the Amazonas 45—135) wiedergegeben.

[5] In de la Condamines Karte ist die von Fritz punktiert eingetragen.

Hosted by Google

des peruanischen Amazonengebietes zeigt die 1791 erschienene Karte der Flüsse Huallaga und Ucayali von dem Franziskanermissionär Manuel Sobreviela, die von den Verhältnissen des Gebietes im großen und ganzen in mustergültiger Weise Aufschluß giebt und dem unbekannten, unerschrockenen Mönche einen Ehrenplatz unter den geographischen Forschern sichert[1]. An Condamine schließen sich Spix und Martius an. Die südlichen Quellflüsse des Madeira wurden von d'Orbigny aufgenommen; Graf Castelnau gab die ersten Vorstellungen von der Wasserscheide auf dem brasilianischen Bergland[2], von dem erst die beiden Xingu-Expeditionen Karl von den Steinens und Paul Ehrenreichs Reise durch Matto Grosso und Goyaz genauern Aufschluß gebracht haben. Pöppig, Pentland, Markham, Raimondi, Orton, Heath, Armentia und Labre erweiterten unsere Kenntnisse der westlichen Zuflüsse, während die nördlichen von Crevaux und Coudreau erforscht wurden; Wallace beschrieb den Rio Negro, Chandleß den Tapajoz, den Purus, auf den ihm Wallis vorausgegangen war und Ehrenreich nachfolgte, und den Jurua. An die Hypothese von Agassiz über die Bildung des Amazonenthales schlossen sich die Untersuchungen der amerikanischen Geologen, die Karl Schichtel im Anhange seiner „Hydrographie des Amazonasgebietes auf orographisch-meteorologischer Grundlage" verarbeitet hat. Die Zoologie des Amazonasgebietes ist außer durch Agassiz und Wallace besonders von Bates bearbeitet worden, während Robert Abendroth die Naturgeschichte eines kleinern Gebietes, der Pozuzogegend, dargestellt hat.

Auch die Rücksicht auf die Entwickelung von Handel und Verkehr hat viel dazu beigetragen, unsere Kenntnis des Amazonenstromgebietes zu erweitern. Nordamerikaner und Engländer ließen die Wasserstraßen aufnehmen durch die (amerikanischen) Seeoffiziere Herndon und Gibbon und die Engländer Maw, Smyth und Lowe. Der wirtschaftlichen Erschließung des Ostabhanges der Anden von Peru und der Anbahnung einer bessern Verbindung mit der pacifischen Küste einerseits und dem Atlantischen Meere andererseits war in den fünfziger Jahren die selbstlose Arbeit des Verfassers dieses Buches, des Begründers der deutschen Kolonie am Pozuzo, gewidmet. Demselben Zwecke sollen auch die später aufgenommenen Forschungen der peruanischen hydrographischen Kommission (Tucker, Raimondi, Nyström, Werthemann, Payer) dienen, während die durch Franz Keller-Leuzinger und Kapitän Selfridge ausgeführte Erforschung des Madeirasystems die Grundlage für die Verbindung Bolivias mit dem Atlantischen Ocean durch die Madeira-Mamoré-Bahn abgeben sollte.

Das Gebiet der Anden von Ecuador, Peru und Bolivia bildete in neuerer Zeit das Forschungsgebiet von Reiß und Stübel, Wolf, den deutschen

[1] *Marcel Monnier*, Des Andes au Para 107.

[2] Schichtel 14 ff.

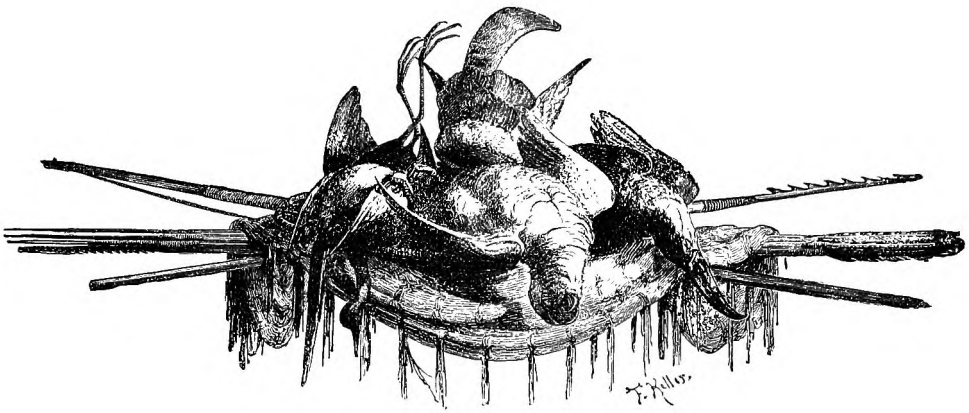
Hosted by Google

Jesuiten Leo Dressel und Kolberg, von Alfred Hettner, Whymper, Wiener und Marcel Monnier. Olivier Ordinaire, der russische Diplomat Jonin und Georg Hübner[1], der jahrelang als Pflanzensammler am Pachitea gelebt hat, schildern den Weg von Lima zum Ucayali, während der Botaniker O. Kuntze 1891/92 das Quellgebiet der Zuflüsse des Madeira bereiste, um dann nach dem Paraguay hinabzusteigen. Es wäre nur zu wünschen, daß das Interesse der geographischen Forscher, das sich zur Zeit fast ausschließlich auf Afrika erstreckt, sich mehr als bisher der Erforschung Südamerikas, speciell des Amazonengebietes zuwendete, wo noch so viele Strecken und Flußläufe, noch so viele zum Teil im Aussterben begriffene Volksstämme der Erforschung, noch so viele Fragen der Geographie und der gesamten Naturwissenschaften, vor allem der Ethnographie und der Geschichte der eingebornen Stämme, der Lösung harren. Eine solche Erforschung würde auch dem Anschlusse der Eingebornen an Christentum und Civilisation, dessen Möglichkeit die Geschichte der ältern Jesuitenmissionen zeigt, und der wirtschaftlichen Erschließung der Länder vor allem durch eine lebhafte Einwanderung von Europa her nur Vorschub leisten und damit auch die Besserung der elenden staatlichen Verhältnisse dieser Länder anbahnen.

---

[1] G. Hübner, Reise (1888) von Lima nach Iquitos, mit Abbildungen der besuchten Gegenden und Indianerstämme nach Photographien von C. Kröhle, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XV (Wien 1893).

Hosted by Google



V.

Der Ucayali.

Reichtum des Amazonengebietes. — Der Ucayali. — Der Urubamba, Tambo und Pachitea. — Verbindung der peruanischen Westküste und des Hochlandes mit dem Amazonenstrom. — Missionen der Franziskaner am Ucayali. — Getaufte Indianer. — Wilde Stämme.

Von der Mündung des Huallaga[1] aus passierten wir am linken Ufer die Mündung des noch ganz unerforschten Tigreyacu, der in seinem obern Laufe angeblich viel Gold führt, dessen Ufer aber von menschenfressenden Indianern bewohnt und von bösartigen Fiebern heimgesucht sein sollen, und kamen dann unterhalb Nauta zu dem in einer Meereshöhe[2] von 114 m auf der rechten Seite einmündenden mächtigen Ucayali, der die bisherige östliche Richtung des Laufes des Marañon eine gute Strecke weit, bis unterhalb Iquitos, nach Norden und Nordosten ablenkt. Großartig ist der Anblick des „Vaters der Flüsse" nach Aufnahme des Ucayali, der bis dahin sein bedeutendster Zufluß ist. In stiller Majestät wälzt der Riesenstrom seine

[1] Von Borja, unterhalb des Pongo de Manseriche, bis zur Mündung des Huallaga rechnete Werthemann 321,5 km (*Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 51. Die Entfernungen sind darin in „geographischen Meilen" angegeben, darunter wird aber stets die englische Seemeile von 1852 m verstanden. Die dort nach Werthemann, Tucker und der Dampfergesellschaft mitgeteilten Entfernungen weichen oft sehr stark voneinander ab). Von da bis Pará legen die Schiffe noch 4450 km zurück, bis Manaos 1600 km (Proceedings of the Royal Geographical Society [London] XXI, 595).

[2] A. Werthemann; die Breite des Marañon oberhalb der Ucayalimündung bei Nauta ist auf der Karte von Orton auf 1320 m berechnet.

Hosted by Google

trüben Gewässer durch die Wildnis, indem er hier die Ufer mit ihren gewaltigen Baumriesen niederreißt, dort wieder neue Inseln aufbaut, aber nur höchst selten liebliche Landschaften oder auch nur Abwechslung in dem ewigen Einerlei seiner niedrigen, dicht bewaldeten Ufer darbietet. Hierin ist er verschieden von dem Mississippi, dem er sonst in mancher Beziehung ähnelt. Ihm fehlt sehr der Reiz, den die vielen Segelschiffe und Dampfer, die Pflanzungen am Ufer und die Städte auf den hohen Bluffs dem Mississippi geben. Selten sieht man die ganze Breite des Amazonenstromes, fast überall ist er durch niedere Inseln in Arme zerteilt, und nur weit unten in Brasilien habe ich Stellen gesehen, wo ich, in der Mitte des Stromes fahrend, die niedrigen Ufer nur in der Ferne als dünnen Saum erkennen konnte.

Welch unermeßlichen Aufschwung würde das Amazonengebiet nehmen, wenn es im Besitze einer andern Bevölkerung wäre als der heutigen kreolischen, die seine ganze Entwicklung hemmt! Seine natürlichen Reichtümer sind größer als die von Indien oder irgend einem andern Lande der Welt. In den Hochgebirgen, an den Quellen seiner Zuflüsse, findet man Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Kohlen und Salz; im Sande einiger Nebenflüsse Gold und Diamanten; in seinen Urwäldern wertvolle Medizinalpflanzen und Gewürze, nützliche Harze und Balsamarten, Wachs und Kautschuk, prächtige Farbstoffe und die schönsten und dauerhaftesten Möbel- und Bauhölzer. In den das Amazonenthal begrenzenden Hochländern gedeihen Weizen und alle europäischen Feldfrüchte; große Herden von Schafen und Alpacas weiden auf den Bergen; am obern Laufe vieler Nebenflüsse dehnen sich weite Savannen aus, die Millionen von Rindvieh ernähren könnten, und im wärmern Tieflande gedeihen alle Erzeugnisse der Tropen: Kaffee, Kakao, Zucker, Reis, Baumwolle, Tabak, Seide, Indigo und die köstlichsten Südfrüchte. Die Wälder sind angefüllt mit Wild und die Flüsse mit Fischen und Schildkröten; aber das meiste verkommt ungenutzt.

Alle Klimate sind in diesem Gebiete vorhanden: im höchsten Hochlande, in den Punas von Peru und Bolivia, das Klima Sibiriens, tiefer unten das von Italien, und in den Ebenen herrscht ewiger Sommer mit Ernten im ganzen Jahre. Nur am untersten Laufe des Hauptstromes, soweit als Ebbe und Flut reichen (350 Stunden), und auch hier nur zeitweise, ist das Land für Europäer, die sich zu sehr der Sonne aussetzen, ungesund; sonst findet man am ganzen Amazonenstrom wenig Krankheiten. Unsere Expedition z. B., die fast nur aus Europäern und Nordamerikanern bestand und mehr als 100 Personen zählte, hatte gar keine Kranken auf der ganzen Fahrt bis zur brasilianischen Grenze. Im mittlern Teile einiger brasilianischen Nebenflüsse, wie des Rio Negro, Madeira und Trombetas, sowie auch am Rio Napo herrschen zeitweise schlimme Wechselfieber, während der ganze

Hosted by Google

Lauf des Huallaga, Ucayali und Tapajoz gesund ist. Die Wärme beträgt am Amazonenstrom zwischen 19° und 35° C im Schatten; nie kommt dort eine so fürchterliche Hitze vor, wie sie z. B. in New York und New Orleans im Juli herrscht; nur auf den Sandbänken des Flusses in der Sonne ist sie manchmal kaum zu ertragen. Nur wenige Teile dieses ungeheuern und so reichen Gebietes sind schwach angesiedelt; alle diese Einöden, wo Millionen fleißiger Menschen reichlichen Unterhalt finden könnten, sind jetzt nur der Aufenthalt wilder Indianer und einer zahlreichen Tierwelt.

Dicht oberhalb der Mündung des Ucayali liegt auf der linken Seite des Stromes, auf der höchsten Stelle eines Vorsprunges, von wo man die 10 km weiter unten sich vereinigenden Flüsse deutlich unterscheiden kann, Nauta, nach Iquitos, von dem es in dem letzten Jahrzehnt überflügelt worden ist, noch bis vor kurzem der bedeutendste Ort des Marañon. Damals, als unsere Expedition hinkam, war Nauta freilich ein armseliges Indianernest von etwa 1000 Einwohnern, unter denen einige portugiesische und brasilianische Händler wohnten. Im Jahre 1876 zählte es über 2000 Einwohner, und es hatten sich auch schon einige europäische Handlungshäuser dort niedergelassen; aber infolge der Verlegung des Flußlaufes nach Süden, wodurch die großen Dampfer neuerdings an der Landung verhindert werden, war die Einwohnerzahl von Nauta 1886, als Monnier dort war, wieder unter 800 gesunken[1]. Der zeitweilige Aufschwung des schon durch seine Lage — am Einflusse des mächtigen Ucayali — wichtigen Nauta ward hauptsächlich durch die Fahrten der brasilianischen Dampfschiffe bewirkt, die ihre Reisen stromaufwärts bis Nauta, zuweilen auch bis Yurimaguas, ausdehnen. Ich selbst habe im Jahre 1853 in Loreto die Ankunft des ersten dieser Dampfer gesehen, dessen Lärm die armen Indianer so sehr erschreckte, daß sie entsetzt in die Wälder flohen. Jetzt versieht eine ansehnliche Flotte von Dampfern, darunter einige große von mehr als 500 Tonnen Gehalt, den regelmäßigen Dienst auf dem Amazonenstrome. Der Verkehr wird von Jahr zu Jahr lebendiger und hat eine Zukunft von großer Bedeutung.

Die meisten dieser Dampfer haben den Salon oben auf dem Verdeck, mit Schlafstellen auf jeder Seite für etwa 20 Passagiere; an beiden Enden ist dieser Salon offen, um freien Luftzug durchzulassen. Die Kost an Bord ist ziemlich gut, frisches Rindfleisch, Geflügel, Fische und Schildkröten jeden Tag zu haben. Bei Sonnenaufgang wird Kaffee serviert, um 10 Uhr ein sehr reichliches Frühstück; nach 4 Uhr wird zum Mittagessen geläutet und am Abend Thee gebracht. Die Passagiere hier oben sind meist peruanische

[1] *Marcel Monnier*, Des Andes au Para 395 s.; zwei Drittel der Einwohner sind Cocamasindianer aus dem Huallagathale.

Hosted by Google

Händler aus Moyobamba und Chachapoyas, die mit Panamahüten nach Pará gehen und dort schwerere europäische und nordamerikanische Fabrikate, wie Eisen- und Glaswaren, portugiesischen Wein u. dgl., einkaufen. Leichtere Manufakturwaren hingegen, wie Wollen-, Baumwollen- und Leinenzeuge, werden von der Küste des Stillen Meeres bis zum Marañon gebracht.

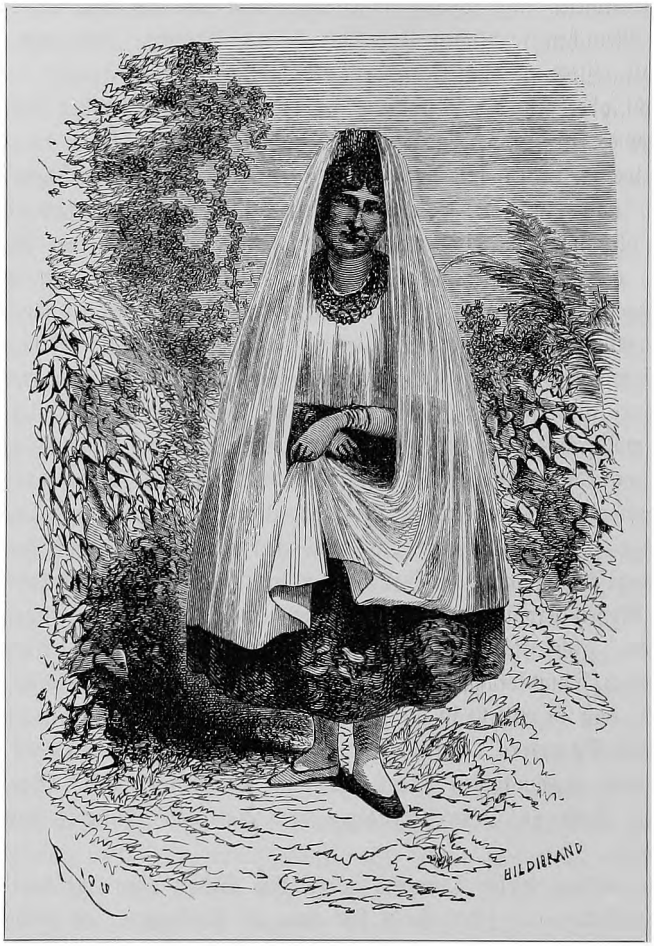


Fig. 36. Eine Dame aus Nauta.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß Waren, die auf halsbrecherischen Wegen, zum Teil auf dem Rücken von Indianern befördert werden, die Konkurrenz mit Waren ertragen können, die in Dampfschiffen den Fluß heraufkommen, in einem Lande, das die schönsten Wasserverbindungen mit dem Atlantischen Meere besitzt. Allein die Ursache lag bisher in der absurden Handelspolitik Brasiliens, das die für Peru bestimmten und auf

Hosted by Google

brasilianischen Dampfern weiterbeförderten Güter mit so hohen Zöllen belastete, daß sie die Konkurrenz der vom Stillen Meere kommenden kaum in den hart am Flusse gelegenen Plätzen aushalten konnten. Die Ausfuhr der Naturprodukte aber geht stets flußabwärts nach Pará.

Der dicht unterhalb Nauta einmündende Ucayali übertrifft den Marañon je nach der Jahreszeit bedeutend an Breite, da der Ucayali ausschließlich peruanische Wassermassen erhält und infolge der im peruanischen Hochlande im Oktober und November eintretenden Regenzeit schon im Dezember gewaltig schwillt, der Marañon aber wegen des spätern Beginnes

Fig. 37. Peruanerin aus dem Volke in Nauta.

der nassen Zeit in Ecuador durch das Anschwellen seiner von dort kommenden bedeutenden Zuflüsse, des Chinchipe, Paute, Morona und Pastaza, erst im Januar steigt. Infolgedessen fand Dr. Abendroth zu Weihnachten 1870 den Ucayali merklich breiter als den Marañon, während ihn Herndon zu einer andern Zeit nur halb so breit und Monnier Mitte November ebenso breit fand wie den Marañon[1]. Der Ucayali entsteht unter 10° 43′ 30″ südl. Br. und 73° 44′ 40″ westl. L. v. Gr. in einer Meereshöhe[2] von noch 260 m.

[1] Globus XIX (1871), 377; *Monnier* 397.

[2] A. Werthemann in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde Berlin 1878, S. 58.

Hosted by Google

durch den Zusammenfluß von Tambo (links) und Urubamba (Vilcanota, Santa Ana, Quillabamba — rechts); von da bis Pará legt der Ucayali die gewaltige Strecke von 5600 km zurück[1] und ist schon 80 km unterhalb der Vereinigung von Tambo und Urubamba, unter dem 10. Grad südl. Br., wo er aus dem Inselgewirr heraustritt, für Flußdampfer von beliebigem Tiefgange zu jeder Jahreszeit fahrbar[2], weshalb er jedenfalls als Verkehrsstraße vor dem Marañon den Vorrang behauptet.

Der Urubamba entspringt in den Anden südöstlich von Cuzco in einer Höhe[3] von ungefähr 4200 m. Weite Eis- und Schneefelder lagern auf den breiten Bergrücken, einzelne Piks ragen noch über sie hervor; weite, öde Punas mit kümmerlicher Vegetation breiten sich zwischen ihnen aus; zahlreiche Seen sind auf ihnen zerstreut, mit süßem oder salzigem Wasser, und so kalt ist es dort oben auf den rauhen Hochebenen, daß selbst die Viehzucht hier nicht mehr gedeihen will. Tiefer schneidet nun der Fluß in die Hochebene ein und bildet gewaltige Felsschluchten; in mächtigen Fällen stürzen die Seitenbäche herab. Das rasch abfallende Thal des Urubamba erreicht endlich die Region des Baumwuchses, der Wald steigt höher an den Thalseiten empor, bis er auch die hier schon niedriger gewordenen Bergrücken überzieht. Nicht lange dauert es, so treten auch schon tropische Pflanzen in dem wärmern Thale auf. In unendlichen Schlangenwindungen zieht sich der Strom dahin, Stromschnelle auf Stromschnelle, Wasserfall auf Wasserfall bildend.

Bis jetzt bestanden die Ufer aus Sandstein; plötzlich wird dieser durch Basaltwände ersetzt, durch die sich, wie durch einen engen Riß, der zusammengepreßte Urubamba hindurchdrängt. Die Höhen der Wände sind dicht bewachsen, zwischen ihnen bilden hinüber und herüber rankende Lianen ein undurchdringliches Laubdach; in zahlreichen kleinen Wasserfällen rieselt rechts und links Wasser an den senkrechten Wänden herunter und hat diese überall in phantastischen Formen ausgewaschen. Das Auge braucht lange Zeit, um sich an das magische Dunkel dieses natürlichen Tunnels zu gewöhnen. Immer reißender wird die Strömung, und pfeilschnell werden die Kanoes aus dem Dunkel in ein Lichtmeer hinausgerissen, fahren durch das Thor von Tunkini (470 km von der Quelle, nur noch 388 m über dem Meere[4]; Fig. 38) und befinden sich nach dieser letzten Stromschnelle auf einer breiten, ruhigen, mit hohem Urwalde eingesäumten Fläche. Da die Kahnfahrt von Rosalina nach

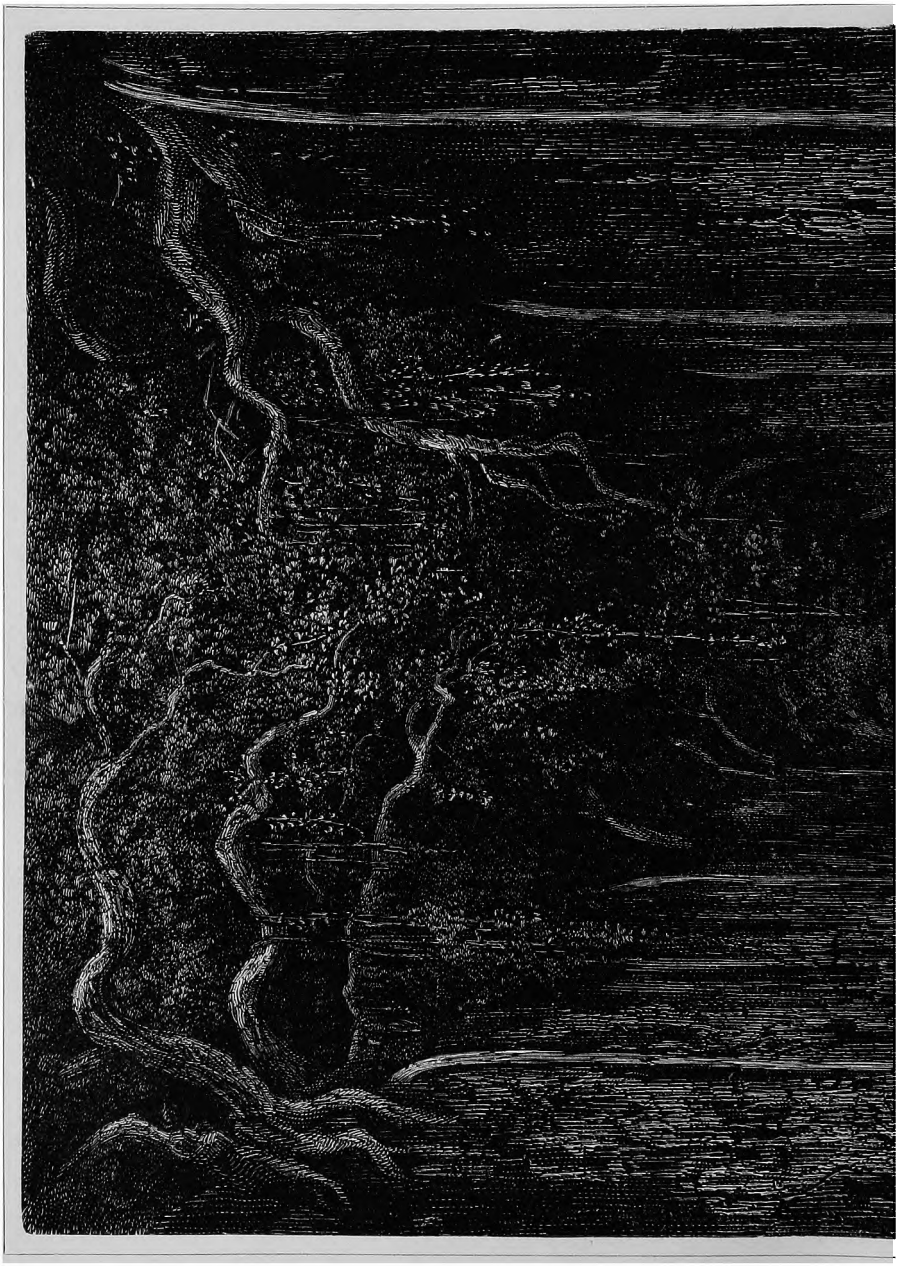
[1] *Church*, Proceedings of the Royal Geographical Society, London 1892, p. 396. *Olivier Ordinaire*, Bull. de la Soc. de géogr. 1890, p. 233. Für den Hauptstrom rechnet Sievers bis zum Pongo de Manseriche 700 km, von da zur Mündung 4800 km.

[2] Schichtel S. 82. Schon jetzt befahren monatlich zweimal Dampfer den Ucayali durch fast sechs Breitengrade und verfrachten die Produkte der Urwälder des Ostabhanges der Anden, in denen die Kautschuksammler immer weiter vordringen.

[3] Castelnau Tafel IV, S. 329. [4] Castelnau Tafel V, S. 158.

Hosted by Google

Hosted by Google



Hosted by Google

Fig. 38. Das Thor von Tunkini.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 178.)

Hosted by Google

Hosted by Google

Tunkini gefährlich ist, hat Carlos Fry von Cuzco die Umgehung der gefährlichen Stellen durch eine Eisenbahn vorgeschlagen, die zwischen beiden Orten auf dem linken Ufer durch den Wald von Mainiqui und nach Süden von Rosalina nach der alten Hauptstadt Cuzco führen soll[1]. Unterhalb von Tunkini breitet sich der Urubamba majestätisch aus und ist hier tief genug, um größere Schiffe tragen zu können. Indessen kehren vor der Vereinigung mit dem Tambo noch einigemal Flußengen und Felsendämme wieder, die noch manche gefährliche Stelle erzeugen, während aus blauer Ferne die schneebedeckten Ketten der Andes über die grünen Wälder hervorschauen. Auf seinem Laufe bis Providencia (an der Spitze des von Tambo und Urubamba gebildeten Dreiecks in einer Gegend gelegen, die als Kolonisationsgebiet eine große Zukunft haben dürfte) hat der Urubamba auf der rechten Seite den aus der goldreichen Gegend von Paucartambo kommenden Lavero und den Paucartambo aufgenommen; dieser entspringt im Westen der durch ihre goldführenden Zuflüsse des Inambari (Madre de Dios, nördlich fließend) und Rames (Ananea, Poto; er fließt nach Süden in den Titicacasee) bekannten Provinz Carabaya. Unterhalb der Mündung des Lavero finden sich am linken Ufer des Urubamba Kohlenlager, die nach Anlage der Bahn nach Tunkini ausgebeutet werden könnten.

Der von Süden her einmündende Tambo entsteht unter 11° 9′ südl. Br. und 74° 18′ westl. L. v. Gr. in einer Meereshöhe[2] von 305 m durch den Zusammenfluß des von Westen kommenden Perené (links) und des nach Norden fließenden Ené (rechts), worauf er bis zu etwa 73° 42′ westl. L. v. Gr. die südöstliche Richtung des Perené einhält, um dann seine smaragdgrünen, klaren Gewässer nach Norden zur Vereinigung mit den gelben Fluten des Urubamba und zur Bildung des Ucayali zu führen. Der Ené entsteht bei dem Orte Acon durch den Zusammenfluß des mächtigen Apurimac (im Quichua „der große Rauscher") auf der rechten und des Mantaro auf der linken Seite. Die drei Quellflüsse des Apurimac (vgl. Fig. 39) entspringen in den Anden, südlich und südwestlich von Cuzco, sein bedeutendster linker Zufluß westlich davon ebenfalls in den Anden, während die Quellflüsse des Mantaro, die im Hochlande von Cerro de Pasco, nicht sehr weit von dem Quellsee des Huallaga, dem Chiquiacocha, und dem Lauricocha, dem Quellsee des Marañon, entspringen, ihre Wasser in der großen Laguna Chinchaicocha (3947 m hoch gelegen[3]) sammeln, worauf der Mantaro an

[1] The Scottish Geographical Magazine 1890, p. 244.

[2] W. Reiß nach A. Werthemann in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1878, S. 58; Karten des Gebietes a. a. O. 51; Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Hamburg 1878/79, Tafel I; *Olivier Ordinaire*, Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1890, p. 231; The Scottish Geographical Magazine 1890, p. 244 (H. Guilleaume).

[3] *Orton*, The Andes and the Amazon (3. edition), Karte.

Hosted by Google

den Ortschaften Huaipacha (3828 m hoch) und Oroya (3736 m hoch) vorbei als Jauja nach Süden fließt, um sich dann in gewaltigen Windungen nach Osten und Nordosten der Vereinigung mit dem Apurimac zuzuwenden. Auf seinem weitern Laufe bildet der Ené einen der großartigsten Wasserfälle Amerikas; im Kanal von Pachapongo braust der vorher 600 m breite Fluß, eine Strecke von 1,5 km bis auf 50 m eingeengt, mit einer Schnelligkeit von 42 km in der Stunde durch ein von senkrechten Wänden gebildetes Felsenthor. Der Perené, der kurz vor seiner Vereinigung mit dem Ené, ebenfalls auf der rechten Seite, den von Südwesten kommenden Pangoa aufnimmt und schon eine Strecke oberhalb der Mündung des Pangoa für kleine Dampfer schiffbar ist, entsteht durch den Zusammenfluß des Paucartambo (links; der Paucartambo empfängt links einen Zufluß vom Cerro de la Sal und rechts den Rio Prado) und des Chanchamayo (rechts); eine kleine Strecke unterhalb der Mitte seines Laufes empfängt der Perené auf seiner linken Seite bei La Esperanza (470 m hoch) den Rio de Antes. Der Chanchamayo entsteht durch die Vereinigung des Rio Tarma (links) und des Tulumayo (rechts); folgt man seinem Laufe nach Norden, so kommt man auf dem linken Ufer nach La Merced, wo außer verschiedenen, meist französischen Zuckerpflanzern das Kloster vom Guten Hirten in Lima eine Niederlassung besitzt (775 m hoch), dann zur Mündung des Toro (oder Rio Blanco), der einen ganz kurzen Lauf hat, darauf ebenfalls auf der linken Seite zur Mündung des bedeutendern Colorado (Huasahuasi)[1]. In der Gabelung des Tarmaflusses und des Tulumayo liegt auf einer Meereshöhe von 825 m das Fort San Ramon, im Gebiete des Paucartambo und des Cerro de la Sal die Niederlassung der Franziskaner-Barfüßer San Luis de Shuaró[2], durch die man Beziehungen anzuknüpfen sucht mit den kriegerischen Chunchos oder Campas[3], die vom „Salzberge" ihren Bedarf an Steinsalz holen. Der an der Stadt Tarma (3081 m hoch) vorbeifließende Tarmafluß nimmt bei Acobamba auf der linken Seite den von Nordwesten kommenden Oxabamba auf, dessen linker Zufluß, der Utucomacho, östlich von dem Sammelbecken des Mantaro (Jauja), dem Chinchaicocha, entspringt, von diesem durch eine über 4000 m hohe Wasserscheide getrennt[4];

[1] Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878/79, Tafel I.

[2] Nach Ydiaquez 655 m hoch unter 10° 56′ s. Br., 77° 40′ 14″ w. L. von Paris; die Freiburger „Katholischen Missionen" 1894, S. 67 nennen zwei Barfüßerstationen: Cerro de la Sal mit 100 und San Luis mit 180 Seelen. Die Meereshöhe von Cerro de la Sal (Chanchamayo) giebt Ydiaquez mit 1100 m an, die geographische Lage mit 10° 30′ s. Br. und 77° 40′ w. L. von Paris.

[3] Dies sind nach W. Reiß Sammelnamen für die wilden, oft in Feindschaft miteinander lebenden Stämme, die nördlich und südlich von Perené und Tambo wohnen.

[4] Siehe die von Olivier Ordinaire nach den Angaben des Franziskanermissionärs P. Gonzalez veröffentlichte Kartenskizze im Bulletin de la Soc. de géogr. de Paris 1890, p. 231; Compte rendu 1890, p. 432; Du Pacifique à l'Atlantique (Paris 1892).

Hosted by Google

Fig. 39. Der obere Apurimac bei Pampanca.

im Gebiete des Oxabamba liegen die Punkte Cacas, Palcamayo (3349 m hoch) und Picoy. Einen weitern Zufluß erhält der Tarmafluß bei Palca von Süden her.

Hosted by Google

Der Lauf des Perené und des Tambo ist im Jahre 1876 von A. Werthemann erforscht worden; ein gleicher Versuch, auf dem Chanchamayo-Perené nach dem Ucayali hinabzudringen, um festzustellen, ob das innere Peru auf diesem Wege den Anschluß an den Amazonenstrom finden könne, war drei Jahre früher gleich im Anfange der Fahrt durch Schiffbruch vereitelt worden. Bei der Kolonie La Merced[1] ließ Werthemann, der in den ersten Tagen von einer Truppenabteilung unterstützt wurde, Bäume fällen, die beim Zusammenfluß des Chanchamayo und des Paucartambo aufgefischt und zu Flößen zusammengesetzt wurden. Das Holz der Bäume, Huampo oder Palo de Balsa (jedenfalls von Ochroma tomentosum) war sehr leicht und porös, weshalb die Stammenden gut verteert werden mußten, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Jedes Floß war 11 m lang und 3 m breit, die Last, die es zu tragen hatte, ungefähr 1000 kg, während Werthemann die Tragfähigkeit auf 1600 kg berechnete. Befehligt wurden die vier Flöße von Werthemann, einem englischen Naturforscher Whitly und zwei Peruanern; die Mannschaft bildeten je vier bis sechs Bogos oder Chasutas, die die Regierung vom Huallaga hatte kommen lassen. Mit Recht weist W. Reiß bei der Schilderung der Expedition auf den gewaltigen Weg hin, den diese Indianer machen mußten, um zum Chanchamayo zu kommen: entweder den Huallaga und Amazonas abwärts nach Pará, von da auf dem Umwege über Panama nach Lima oder über Moyobamba-Truxillo-Salaverry (oder von Cajamarca nach dem Hafen Pacasmayo), wobei die Flußindianer die für sie ungesunden kalten Punas zu überschreiten hatten. Die Flöße schossen mit einer Geschwindigkeit von 10 Seemeilen (18,52 km) in der Stunde auf dem Perené dahin, dessen Ufer meist hoch und felsig sind und den Fluß, der noch dazu öfter scharfe Windungen macht, an vielen Stellen einengen, so daß die ganze Geschicklichkeit der Chasuta-Indianer dazu gehörte, die Flöße zu steuern und flott zu halten. Gleich am ersten Tage, dem 4. November, prallte auch ein Floß wider die Felsen, so daß die Rohrhütte und die gegen die Pfeilschüsse der Eingeborenen errichtete Schutzwand verloren gingen. Dazu kam die drohende Haltung der Uferbewohner, die indessen durch die einstweilen auf dem Landwege eingetroffenen Truppen zerstreut wurden, so daß der Schaden auf der kleinen Insel Pichincha repariert werden konnte. Am zweiten Tage kamen die Reisenden durch ein kleines Thal, die Pampa Hermosa, deren flache Hügel mit Feldern und Wäldern abwechseln. An den Abhängen der Hügel und am Flusse liegen Indianerniederlassungen, deren schönen Viehstand man am Ufer des Flusses weiden sehen konnte; der Fluß ist hier 2 m tief und fließt in vielen Biegungen und viele Inseln umschließend mit einer Strömung von nur 3—4 Seemeilen in der Stunde

[1] 11° 2′ 48″ s. Br., 75° 18′ 14″ w. L. v. Gr.

Hosted by Google

dahin. Übernachtet wurde wiederum auf einer Insel. Bei der Weiterfahrt wurden die Reisenden angegriffen, jedoch nur ein Ruderer verwundet und die Angreifer durch Büchsenschüsse verjagt. Nachdem man die Mündung eines von Süden kommenden Flusses mit schwarzem Wasser (Rio Pichana) passiert hat, kommt man in eine Gegend, wo der Perené eine Kette steiler, von Norden nach Süden ziehender Berge durchbricht. Ein dumpfes, dann lauteres Getöse, und die plötzlich wachsende Strömung verkündete die Nähe eines Wasserfalles. Zur Not gelang es den indianischen Steuerleuten, die sich ins Wasser warfen, das Floß Werthemanns, das vorausfuhr und dessen Anker keinen Grund fassen konnte, aufzuhalten. Die Flöße wurden in Sicherheit gebracht und durch Kundschafter festgestellt, daß die Fälle mehrere Seemeilen weit die Weiterfahrt, das felsige, zerklüftete Terrain der Ufer aber auch die Weiterbeförderung der Flöße zu Lande unmöglich machten. Da eine Rückkehr durch die unwegsame Gegend und die Feinde im Rücken unmöglich war, wurde beschlossen, die Fälle zu Fuß zu umgehen und unterhalb der Fälle wo möglich neue Flöße zu bauen. Am vierten Tage gelangten die Reisenden, die in der Nacht wieder einen Indianerangriff hatten bestehen müssen, nach einem mühsamen Wege von mehreren Stunden, bei dem sie sich oft der Stricke bedienen mußten, um die Klüfte und Felsen zu übersteigen, an eine zwischen zwei Wasserfällen gelegene Bucht, wo sich viel Treibholz angesammelt hatte. Diese Erscheinung machte sich Werthemann zu nutze und schickte einige Indianer zurück, welche die zurückgelassenen Flöße der Strömung übergeben mußten. So gelang es, unterhalb der Fälle den größten Teil des Holzes der durch die Gewalt der Fälle zertrümmerten Flöße durch die Indianer, die geschickte Schwimmer sind, wieder auffammeln zu lassen. Dieses Auskunftsmittel ward bei verschiedenen Fällen wiederholt, unterhalb des letzten aber wurden die Flöße mit geringer Mühe notdürftig wieder zusammengesetzt. Am sechsten Tage (9. November) wurde die Weiterfahrt unternommen; aber auch jetzt noch waren viele Stromschnellen zu überwinden, so daß die Flöße einmal über Land geschleift, ein andermal entlastet und an Stricken den Fall hinuntergelassen werden mußten. Am 10. November erlitt trotz aller Vorsicht ein Floß Schiffbruch; doch gelang es der Mannschaft, sich zu retten, wobei eine Indianerfamilie freundlich Hilfe leistete. Schon die Nacht zuvor hatten die Reisenden in einer verlassenen Indianerniederlassung verbracht (La Providencia genannt), in deren Nähe ein Bergwerk der Indianer bemerkt wurde; im Laufe des Tages hatte Werthemann in einer verlassenen Hütte eiserne Geräte nordamerikanischen Ursprungs gefunden, was auf eine Verbindung mit Stämmen deutet, die am Ucayali wohnen. Bei dieser Hütte wurden einige trockene Stämme zur Ergänzung der Flöße mitgenommen; bei der, die zum Nachtlager diente, lieferten die Felder einen Beitrag an Lebensmitteln. Man begreift leicht,

Hosted by Google

wie die Söhne der Wildnis dazu kamen, die Fremden, die, in den ersten Tagen sogar von Soldaten unterstützt, bewaffnet ihre Pfade kreuzten, als Räuber und unrechtmäßige Eindringlinge zu betrachten. Die Unterstützung der Schiffbrüchigen ist aber wieder ein Beweis für die Gutmütigkeit, die beim Eingebornen hilflosen Reisenden und unbewaffneten Missionären gegenüber öfters zum Durchbruch kommt, während sie den Einbruch großer Kolonnen als Kriegsfall betrachten. In einer Gegend übrigens, wo Überfälle durch Weiße und Sklavenraub an der Tagesordnung sind, läßt der Indianer seine Rache auch an dem einzelnen Weißen aus, der in seine Hände fällt. Zehn Seemeilen vor der Vereinigung des Perené mit dem Ené, von der Mündung des hier 25 m breiten Pangoa an, hören die Gefahren der Schiffahrt auf; bei der Vereinigung der drei Flüsse liegt der alte Hafen der Missionäre, Jesus Maria; eine 10 km westlich vom Pangoa Ende 1890 in der fruchtbaren Savanne gegründete kleine deutsche Ansiedelung ist schon nach 3—9 Monaten wieder verlassen worden[1]. Der Ené ist bei seiner Vereinigung mit dem Perené 5 m tief, 280 m breit und hat eine Strömung von 3,5 Seemeilen in der Stunde. Am 11. November wurden die Reisenden durch einen Massenangriff von Indianern beunruhigt, die in Kanoes die Flöße umringten und unter einem Regen von Pfeilen zu nehmen suchten, aber dank dem Mute der Führer und der Überlegenheit der Feuerwaffen zurückgeschlagen wurden. Die Indianer, die anfangs drohend Eisenwaren verlangt hatten, verfolgten die Reisenden von weitem eine große Strecke, bis sie, wahrscheinlich durch das anstoßende Gebiet eines feindlichen Stammes an der Weiterverfolgung gehindert, an einer sandigen Stelle landeten und ihrem Rachedurst durch Wutgeheul und wilde Gebärden Ausdruck gaben. Der Tambo, der auf seinem Laufe gegen Osten noch zwischen niedern Hügeln fließt, tritt dann in einer scharfen Wendung nach Norden in die Ebene, wo er sich in viele Arme teilt; er ist hier 4—7 m tief, bei einer Breite von etwa 400 m und einer Strömung von 4—5 Seemeilen in der Stunde. Am Morgen des 12. November — die Nacht war auf einer der Inseln ohne Licht und Feuer im Versteck zugebracht worden — gelangten die Reisenden an die Mündung eines größern Flusses; dies mußte der Urubamba sein, was eine Längenbestimmung Werthemanns bestätigte, die fast genau mit der Länge stimmte, die Werthemann acht Jahre früher bei der Herauffahrt vom Amazonas her an diesem Punkte berechnet hatte. Das Ziel der Fahrt, der Ucayali, war erreicht, die Schiffbarkeit der Perené-Tambo für kleine Dampfer von der Mündung des Pangoa an bewiesen. Das Gefälle des Flusses von der Bildung des Perené an bis zum Zusammenflusse des Ucayali aus Tambo und Urubamba beträgt nach Werthe-

[1] *A. Bareillier*, Boletin de la Sociedad geograf. de Lima 1892, II.

Hosted by Google

manns barometrischen Messungen auf eine Länge von 153 Seemeilen (von je 1852 m) 394 m. Nach weitern fünf Tagen gelangten die Flöße auf der linken Seite zur Mündung des von Südwesten kommenden Pachitea und wieder nach vier Tagen, am 21. November, nach Sarayacu, von wo die Chasuta-Indianer, die schmale Landstrecke zwischen dem Ucayali und dem Huallaga überschreitend, rasch in ihre Heimat zurückkehren konnten. Werthemann schiffte sich mit seinen Begleitern wieder auf zwei Flößen ein und gelangte am 29. November zur Mündung des Ucayali, von wo sie ein Regierungsdampfer nach Iquitos führte[1].

Der unter 8° 47′ südl. Br. und 74° 34′ 46″ in einer Meereshöhe höhe[2] von 155 m auf der linken Seite in den Ucayali einmündende Pachiteafluß ist für kleine Dampfer bei hohem Wasserstande (Dezember bis März) 242 km schiffbar bis zur Mündung des Mairo, die von der deutschen Kolonie am Pozuzoflusse[3] etwa 50 km und von Cerro de Pasco ungefähr 225 km entfernt ist[4]. Der Pachitea entsteht zwischen dem 9. und 10.° südl. Br., näher dem 10.°, durch die Vereinigung des von Süden kommenden Pichis (rechts) mit dem Palcazufluss[5]. Das Palcazuthal ist von dem Laufe des Pichis durch die fabelhaften, angeblich goldreichen Cerros de San Matias geschieden, die von Süden nach Norden ziehen. Im Westen des Palcazuthales erheben sich in nach Osten offenem Bogen die Cerros de Yanachaga (Paßhöhe 2026 m) und trennen den Palcazu von dem Huancabamba, der dem Pozuzoflusse in nördlichem Laufe zueilt. Das ziemlich breite Palcazuthal ist sehr uneben, von Hügeln und Bachrinnen durchzogen. Auf seinem Wege nach Nord-Nordwest nimmt der Palcazu auf der linken Seite den Rio Chuchuras auf; an diesem Vereinigungspunkte liegt Puerto Gonzalez, wo sich, wie auch weiter unten am Einflusse des Pichis, 1885 die Niederlassung eines Kautschuksammlers befand. Von Puerto Gonzalez[6] an ist der Palcazu das ganze Jahr für

[1] Von dem 1877 in Lima erschienenen Berichte Werthemanns haben W. Reiß, in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1878, S. 50 ff., und C. Eggert, in den Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878/79, S. 218 ff., Auszüge veröffentlicht, die oben benutzt worden sind.

[2] *Orton*, Appendix D.

[3] Diese Kolonie habe ich selbst im Jahre 1857 gegründet, wobei ich den Fehler beging, an den Bestand und die Versprechungen einer Kreolenregierung zu glauben, die indessen ihre Verpflichtungen, namentlich was den Wegbau betraf, nur höchst mangelhaft erfüllte (siehe meine Broschüre: Die deutsche Kolonie in Peru. Weinheim, Ackermann, 1870). Damian von Schütz, Der Amazonas (1. Aufl.) 138. Vgl. den folgenden Abschnitt. D. H.

[4] Jos. Egg, Aus allen Weltteilen VI (1875), 321.

[5] Der Hafen an der Vereinigungsstelle liegt nach Ydiaquez (S. 28) unter 9° 54′ 9″ s. Br., 77° 19′ w. L. von Paris, 188 m über dem Meere.

[6] Nach Ydiaquez 251 m, nach Gonzalez-Ordinaire 347 m über dem Meeresspiegel.

Hosted by Google

Kähne fahrbar, was sich die Franziskanermissionäre bei ihren jährlichen Reisen von ihrem Kloster in Ocopa (im Gebiet des obern Mantaro) und ihrer Station Quillasu (am gleichnamigen rechten Nebenflusse des Chorobamba, der auf der rechten Seite in den Huancabamba, den [rechten] Hauptzufluß des Pozuzo, mündet) nach dem Ucayali zuweilen zu nutze machten, seitdem im Jahre 1880 ihr Oberer Pater Gonzalez einen Pfad über die Cerros de Yanachaga angelegt hatte, der aus dem Huancabambathale über Tingo (1588 m über dem Meere), am Einflusse des Chorobamba in den Huancabamba, und Cajon Pata (2026 m) zur Einschiffungsstelle führt. Auf dem Wege sind mehrere linke Zuflüsse des Chuchuras zu überschreiten, wie in 399 m Meereshöhe der San José, weiter unten der Victoria- und der Lorenzobach. Von Cerro de Pasco und Huancabamba bis zur Höhe von Cajon Pata ist der Weg schon zu Anfang der sechziger Jahre angelegt worden und führte von da nördlich zur Kolonie Pozuzo. Der untere Teil des von Pater Gonzalez gebahnten Pfades war 1885 schon ganz durch üppigen Pflanzenwuchs unkenntlich geworden, doch kann man statt dessen vielfach Waldschneisen benutzen, die einzelne Indianerhütten miteinander verbinden. Der Chuchuras wurde übrigens schon in den Jahren 1859 und 1860 von Cerro de Pasco aus besucht von Esteban Bravo, der bei dem zweiten Besuch von dem Missionär Fr. Vicente Calvo O. S. Fr. begleitet wurde, der sich auch um die Erforschung und den Bau des Weges von Pozuzo nach der Mairomündung große Verdienste erworben hat. Auf seinem weitern Laufe mündet in den Palcazu links der kleine Mairo [1], der im Beginne seines kurzen Laufes mit dem ihm links zufließenden Gebirgsbache, dem Rio Angeli, den steil abfallenden Monte Mirador gabelförmig umschließt. Kurz unterhalb der Mairomündung mündet in den Palcazu auf derselben Seite der ihm in einem nach Süden offenen Bogen zueilende reißende Pozuzofluß und lenkt den Palcazu von seiner nordwestlichen Richtung nach Osten ab zur Vereinigung mit dem Pichis [2], worauf der Fluß als Pachitea seine Wasser in langgestrecktem Laufe durch die weiten Pampas del Sacramento — so genannt von den christlichen Indianern vom obern

[1] Die Einschiffungsstelle an der Mündung des Mairo liegt nach Ydiaquez a. a. O. unter 10° 55′ 22″ s. Br., 77° 38′ w. L. von Paris in einer Meereshöhe von 242 m, nach Gonzalez-Ordinaire 330 m hoch.

[2] Ein Nebenfluß des Pichis ist der angeblich goldführende Azupizu, zu dem 1892 mit großem Aufwande ein Weg von San Luis de Shuaró gebaut wurde; doch wurden die zahlreichen Stege und Drahtseilbrücken sehr schnell zerstört, und in seinem Bericht von 1894 sagt der Ingenieur, der Weg (120 km) könne erst in 10 Jahren mit einem jährlichen Aufwand von 30 000 Soles gangbar gemacht werden! Zudem erweist sich der Fluß vom Endpunkt des Weges an weithin nicht einmal als schiffbar, was man beim Beginn des Baues angenommen hatte.

Hosted by Google

Huallaga[1], die sie nach Übersteigen der Hügel im Osten des Huallaga am Fronleichnamstage des Jahres 1726 zuerst erblickten — dem Ucayali zuführt

Die seit Anfang der fünfziger Jahre angestrebte bessere Verbindung der peruanischen Küste mit dem Hochlande auf der Ostseite der Anden[2] und mit dem Departamento fluvial de Loreto, dem peruanischen Teile des Amazonasgebietes, der eine größere Fläche umfaßt als Deutschland oder Frankreich, ist auch durch die Oroyabahn wenig gefördert worden. Der alte Weg über Salaverry—Truxillo—Cajamarca—Chachapoyas—Moyobamba—Balsapuerto oder über Pacasmayo—La Viña (die Eisenbahn geht nur bis dahin) —Cajamarca nach Iquitos, der im günstigsten Falle 45 Tage in Anspruch nimmt, wird heute fast noch so ausschließlich benutzt, wie vor 40 Jahren. Um eine wirklich gute und zu jeder Jahreszeit in beiden Richtungen benutzbare Verbindung mit dem Amazonas zu schaffen, müßte die 219 km lange Oroyabahn von Oroya nach Tarma, am linken Ufer des Chanchamayo-Perené entlang durch das ziemlich ebene Gran Pajonal direkt nach dem Ucayali verlängert werden, aber nicht, wie Fry vorgeschlagen hat[3], bis zur Mündung des Uniniflusses, sondern noch etwa 80 km weiter flußabwärts bis zum 10. Breitengrad[4], wo der Ucayali aus dem Gewirre von Kanälen und Inseln heraustritt — im ganzen eine ungeheure Strecke, die wohl so bald nicht gebaut werden dürfte, da dem Staate die Mittel fehlen und fremdes Kapital schwerlich dafür zu haben sein wird, wenn Peru nicht etwa eine nordamerikanische Invasion und ein Protektorat der Vereinigten Staaten in Kauf nehmen, also auf seine politische Selbständigkeit verzichten wollte. Aus diesen Gründen hat Werthemann schon 1876 die vorläufige Herstellung wenigstens eines Maultierpfades von Oroya nach Tarma und von da über Naranjal und Paucartambo zum Einschiffungspunkt am Perené vorgeschlagen. Durch diesen Weg, der 1885 bis zum Paucartambo hergestellt war, haben die zum großen Teile französischen Niederlassungen im Chanchamayothale einstweilen den Anschluß an die Westküste erhalten. Die Zeit, die man braucht, um auf diesem Wege von Lima nach Iquitos zu gelangen, berechnet Werthemann auf 12 Tage: von Lima nach Oroya mit der Eisenbahn einen Tag, von Oroya über Tarma bis zur Mündung des Paucartambo 3 Tage, von da (nach Herstellung des Weges!) bis zum Einschiffungsorte am Perené 2 Tage, von hier im (kleinen!) Dampfboote bis Iquitos (1016 Seemeilen) 6 Tage. Nach Ordinaires Vorschlag soll, solange eine Eisenbahn nicht in

[1] Die Indianer, die am obern Huallaga, wo dieser Fluß für Kähne schiffbar wird, wohnen, waren bereits 1631 von Huanuco aus durch Felipe Luyendo christianisiert worden. *Herndon* 21.

[2] Davon handelt *Herndon* 113 f.

[3] *Guilleaume*, The Scottish Geographical Magazine 1890 l. c.

[4] *Ordinaire*, Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1890, p. 233.

Hosted by Google

Frage kommt, der Maultierweg von der Mündung des Paucartambo in 4 Tagen direkt zum Ucayali führen, von wo er noch 5 Tage Dampferfahrt rechnet. Außer auf dem Wege über den Palcazu oder Mairo reiste man früher noch zuweilen über den Huallaga nach Iquitos: man ging über Huanuco auf schauderhaftem Wege nach Tingo Maria, von wo man im Kanoe den Huallaga hinabfuhr; da die Schiffahrt aber hier oben noch durch gefährliche Stromschnellen unterbrochen wird — die zwar die gewandten indianischen Ruderer meist glücklich überwanden —, so wird wohl heute niemand mehr diesen Weg wählen. Dagegen wird, solange keine Eisenbahn direkt zu dem vermutlich unter dem 10. Breitengrad entstehenden Ausfuhrhafen am Ucayali führt, die Mairo- und Palcazu-Route ihren Wert behalten, um die Fahrt nach Iquitos abzukürzen. Während Ordinaire dem Wege nach Puerto Gonzalez an der Mündung des Chuchuras in den Palcazu den Vorzug giebt, weil dadurch der Landweg um einige Meilen verringert und der Wegbau entsprechend verbilligt werde[1], hat Richard Payer in den letzten Jahren öfter die Reise von Lima nach Iquitos und zurück über Pozuzo—Mairo gemacht, wobei er freilich einmal im Jahre 1892 für die Kanoefahrt von Mairo bis zur Mündung des Pachitea in den Ucayali 13 Tage und von da nach Iquitos acht Wochen aufwandte, da er der Hitze wegen und jedenfalls auch zum Zwecke topographischer Arbeiten sehr langsam und mit vielen Rasttagen fuhr. Nach Herstellung des Weges nach Puerto Gonzalez berechnet Ordinaire den Weg von Lima nach Iquitos auf 13 Tage: 5 Tage von Chicla an der Oroyabahn über Ninacaca (4014 m hoch, an der Straße von Junin nach Cerro de Pasco), Chipa (3442 m) und Zuiparacra (im Thale des links dem Paucartambo zufließenden Quiparacra) über die hier 4428 m hohe Sierra de Huachon, dann vom Añilcocha (Blausee, 3830 m) an dem Laufe des Huancabamba folgend bis Tingo, bei Cajon Pata über die Cerros des Yanachaca nach dem Puerto Gonzalez an der Vereinigung des Chuchuras mit dem Palcazu (265 km zu Pferd); indessen brauchte Ordinaire bei dem jetzt sehr schwierigen Abstiege allein von Huancabamba zum Palcazu 8 volle Tage. Für die Kahnfahrt von Puerto Gonzalez bis zum Ucayali, 330 km, rechnet Ordinaire 3 Tage, von da nach Iquitos im Dampfer (1160 km) 4 Tage.

Der Weg über Mairo ist, soviel bekannt, im Jahre 1863 zum erstenmal benutzt worden, um von Lima nach Pará zu gelangen. Damals

[1] Wäre Ordinaire, wie es ursprünglich seine Absicht war, über Pozuzo gereist, so hätte er vermutlich dem schon bestehenden, allerdings jetzt vernachlässigten Wege über Pozuzo den Vorzug gegeben; er hätte dann als ehrlicher Mann auch nicht die Verleumdungen einiger Feinde der Kolonie weiterverbreiten können, die ihn in Huancabamba davon abhielten, nach Pozuzo zu gehen, und ihn gegen gute Bezahlung auf einem noch viel schlechtern Wege an den Chuchuras geleiteten.

Hosted by Google

entfloh ein deutscher Arzt, K. E. aus St. Goar a. Rh., der in Lima auf Betreiben des französischen Gesandten mit Recht wegen seiner Teilnahme an dem unmenschlichen Kanakenhandel auf den Südsee-Inseln verfolgt wurde, ohne die Städte Cerro de Pasco oder Huanuco zu berühren, auf wenig bekannten Wegen, die er sich in Lima von einem frühern Kolonisten hatte beschreiben lassen, nach der deutschen Kolonie am Pozuzoflusse. Hier gab er vor, die Schiffbarkeit der Flüsse untersuchen und am Mairo Baumwolle bauen zu wollen. Er nahm am Pozuzo einen Hamburger Matrosen und einen Indianer in seinen Dienst. Am Mairo bauten sie ein Floß und fuhren den Pachitea hinab, wo sie mit den wilden, menschenfressenden Cashibos zusammentrafen, anfangs von ihnen gut behandelt wurden und für eine Axt und einige Schnurrpfeifereien ein gutes Kanoe erhandelten. Allein nachher bekamen sie Streit mit den Wilden, konnten durchaus keine Lebensmittel von ihnen eintauschen und entkamen endlich, halbtot vor Hunger, nach Callaria, einer Franziskanermission nahe am Einflusse des Pachitea in den Ucayali. Hier erhielten sie gute Pflege und alles Nötige, um ihre Reise fortsetzen zu können, und gelangten ohne weitere Hindernisse in den Amazonenstrom und zur brasilianischen Grenze. So entging der Flüchtling seiner Bestrafung, die in wenigstens zehn Jahren Zwangsarbeit bestanden hätte, da der französische Gesandte nicht spaßte und die deutschen Konsuln verweigerten, sich seiner anzunehmen; er gelangte auf einem brasilianischen Dampfer nach Pará und reiste von da nach Philadelphia. Die beiden Diener aber entließ er, ohne ihnen den geringsten Lohn auszuzahlen, obwohl er viel Gold bei sich hatte; und doch verdankte er ihnen seine Rettung und dem Hamburger außerdem das Leben, das ihm dieser beim Umschlagen des Kanoes mit eigener Lebensgefahr gerettet hatte! Glücklicherweise kam gerade damals, als die beiden Unglücklichen hilflos und verlassen in Tabatinga, dem brasilianischen Grenzorte, festsaßen, der peruanische Regierungsdampfer Morona dort an und nahm sie flußaufwärts mit bis Nauta, von wo sie in einem Kanoe bis Callaria herauffuhren und dann mit einigen Franziskanern, die eine genügende Anzahl Indianer als Ruderer und zum Schutze gegen die Wilden mitnahmen, den Pachitea bis zur Mairomündung hinauf gingen und so nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder wohlbehalten in der Kolonie anlangten.

Im nämlichen Jahre ging eine größere Expedition unter Leitung des Subpräfekten von Huanuco, San Miguel, in dessen Begleitung sich der Ingenieur Falkenstein aus dem Königreich Sachsen, der im Jahre 1869 beim Bau der Eisenbahn von Mollendo nach Arequipa am Sonnenstich starb, und Pfarrer Egg aus der deutschen Gemeinde am Pozuzo befanden, in Kanoes den Palcazu von Mairo aus bis zur Mündung des Pichisflusses hinab, und alle brachten die Überzeugung mit, daß der Fluß bei hohem

Hosted by Google

Wasserstande (Dezember bis März) für kleine Dampfer fahrbar ist[1]. — Die Schiffbarkeit für Kanoes war durch die Fahrten der Franziskanermissionäre, die seit 1760 über Huanuco, Pozuzo und Mairo nach dem Ucayali reisten, längst bewiesen. Auf diese Versuche hin ließ die peruanische Regierung in Nordamerika und England gebaute Dampfer den Pachitea befahren. Nach einem ersten Versuch im Jahre 1866, der infolge der Ermordung des Kapitäns und ersten Lieutenants des Putumayo, Juan Tavara und Alberto West, durch die menschenfressenden Cashibos am Pachitea abgebrochen wurde, langten am 1. Januar 1867 unter der Führung des Obersten Arana zum erstenmal Dampfer an der Mündung des Mairo an und wurden von der deutschen Kolonie aus mit Lebensmitteln versorgt. Es waren die Flußdampfer Napo und Putumayo (von 60 Tonnen, 25 Pferdekräften, 12 Zoll Tiefgang), während der Morona (von 500 Tonnen und 225 Pferdekräften) nicht so weit hinauffahren konnte. Im Jahre 1867 ging sodann eine Kommission, der auch A. Werthemann angehörte, in umgekehrter Richtung von Lima nach Pozuzo und Mairo unter Leitung Tuckers den Palcazu hinab bis zur Mündung des Pichis, wo sie vom Dampfer Putumayo aufgenommen wurde, der ihr offenbar, weil der hohe Wasserstand aufgehört hatte, nicht weiter aufwärts hatte entgegenfahren können. Der Morona schloß sich erst an der Mündung des Pachitea in den Ucayali an. Jedenfalls ist zu erwarten, daß der Weg über Pozuzo-Mairo zum Ucayali, solange noch keine Eisenbahn zum Ucayali führt, mehr als bisher benutzt werden wird, wenn einmal die Companie Grace Grothers ihrer Verpflichtung nachgekommen ist und die Eisenbahn nach Cerro de Pasco dem Betrieb übergeben hat. Allerdings ist dann notwendig, daß die Regierung den verwahrlosten Weg von Cerro de Pasco nach Huancabamba — das sich für tropische Produkte wenig eignet und zuweilen von Reif heimgesucht wird, aber sich durch seine trefflichen Viehweiden auszeichnet — und Pozuzo sowie von da nach Mairo wiederherstellen läßt, wobei allein auf der Strecke von Pozuzo nach dem Einschiffungsplatze, wie Dr. Abendroth, der aber damals den Weg noch nicht aus eigener Anschauung kannte, nach einer ihm vorliegenden Berechnung mitteilt, mindestens 34 Brücken gebaut werden müßten[2]; denn das Mairothal wird von vielen Gräben durchzogen, von denen aber

[1] v. Scherzer, Statistisch-kommerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde (2. Aufl., 1867) 596. Von „brausenden Kaskaden und zahllosen Felsenriffen", von denen Richard Payer im Berichte über seine im August 1892 unternommene Fahrt spricht (Petermanns Mitteilungen 1893, S. 150), hat Pfarrer Egg bei seiner Fahrt im Jahre 1863, und auch andere Kolonisten, die seitdem denselben Weg machten, bei hohem Wasserstande nichts bemerken können. Sonst hätten ja auch 1867 die Dampfer nicht bis zur Mündung des Mairo gelangen können.

[2] Abendroth 54. Dies Beispiel mag einen Begriff geben von den Terrainschwierigkeiten, die dort zu überwinden sind.

Hosted by Google

die meisten nicht so viel Wasser enthalten, daß man sie nicht überschreiten könnte. Pfarrer Egg wenigstens, der allerdings als Tiroler hierbei einen andern Maßstab anlegen mag[1] als ein Bewohner der norddeutschen Tiefebene, fand auf dem ganzen Wege nur drei Flüßchen, über die ein Übergang zu machen wäre, der den Namen einer Brücke verdient, und auch diese kann man in der trockenen Zeit leicht durchwaten, da das Wasser kaum an die Waden reicht.

Von der Mündung des Pachitea in den Ucayali 150 Stunden weit flußabwärts, nicht weit vom Flusse, 124 m über dem Meere[2] liegt die Franziskanermission Sarayacu, die 1858 aufgegeben wurde, weil man, um den wildesten Stämmen näher zu sein, weiter oben am Flusse mehrere neue Missionen, Caſhiboya, zwei Tagereisen oberhalb Sarayacu (1866), und Callaria, zwei Tagereisen oberhalb Caſhiboya, 45 Stunden unterhalb der Pachiteamündung (1859), errichtete[3]. Die Franziskanermissionen in den östlichen Urwäldern von Peru sind vom Jahre 1673 an angelegt worden, wo der Pater Manuel Biedma von Jauja in Mittelperu aus auf dem Wege über Comas und Andamarca mit Kruzifix und Kompaß in die Wälder vordrang und am Pangoaflusse, der auf der rechten Seite in den Perené mündet, die Mission Santa Cruz de Sonomora gründete. Im Jahre 1681 legte er einen Maultierpfad von Andamarca nach Sonomora an, der 1684 bis zur Vereinigung des Pangoa mit dem Perené fortgeführt wurde. Im Jahre 1686 errichtete er mit P. Antonio Vital noch eine Mission am Ausflusse des Pachitea in den Ucayali, ward aber auf seiner Rückreise von den wilden Indianern ermordet. Noch mehrere andere Missionen hatten die Franziskaner zu jener Zeit an den Nebenflüssen des Ucayali angelegt, die aber zweimal von den Indianern zerstört wurden, wobei viele Missionäre ihr Leben verloren.

Im Jahre 1712 gründete Pater Francisco de San José ein Kollegium de propaganda fide im Dorfe Ocopa in den Andes, wenige Stunden südöstlich von Jauja gelegen, das noch heute blüht und von wo aus die heutigen Missionen geleitet werden. Durch seinen unermüdlichen Eifer bewog er viele europäische Franziskaner, nach Ocopa zu kommen und sich am Missionswerke zu beteiligen, so daß im Jahre 1742 auf dem Cerro de la Sal und dem Gran Pajonal, wohin die Missionäre von Tarma aus

---

[1] Doch bemerkt Egg selbst in den Bremer deutschen geographischen Blättern III (1880), 25: Wenn in Peru von Wegen die Rede ist, so dürfen Sie sich ja nie eine Fahrstraße oder auch nur einen Weg vorstellen, wo allenfalls ein Karrenzieher mit seinem leeren Karren mühsam durchkäme, sondern höchstens einen Gebirgssteig, auf dem nur die Maultiere mit ihren Lasten von etwa 200 Pfund gehen können, ein europäisches Pferd aber auch ohne Last in großer Gefahr wäre, sich totzufallen.

[2] *Orton.* [3] Dr. Robert Abendroth, Globus XIX (1871), 377 f.

Hosted by Google

durch die Thäler des Chanchamayo und Vitoc vorgedrungen waren, schon zehn Missionen mit mehr als 10000 getauften Indianern bestanden. Allein in demselben Jahre brach der große Indianeraufstand in den östlichen Wäldern aus, den ein angeblicher Nachkomme der Inkas, Juan Santos Atahualpa, angestiftet hatte, in dem alle Missionen der Franziskaner ihren Untergang fanden, die spanischen Forts verbrannt und alle Weißen, Missionäre, Soldaten und Kolonisten, ermordet wurden. Die Franziskaner hatten nämlich den großen Fehler begangen, den die Jesuiten in ihren Missionen am Amazonenstrom und in Paraguay immer sorgfältig vermieden: sie erlaubten spanischen Kolonisten, die mit ihrem Golddurste und ihrer Habsucht stets die Indianer zu bedrücken suchten und sie so zur Empörung reizten, sich in ihren Missionen niederzulassen.

Schon im Jahre 1760 wurden von den Franziskanern die Missionsarbeiten wieder aufgenommen; sie drangen durch die Pampa del Sacramento und erneuerten die Mission Manoa, die von Pater Biedma gegründet, aber 1704 zerstört worden war. Seit 1763 wählten sie von Ocopa aus einen mehr nördlichen Weg, um nach dem Ucayali zu gelangen, und zwar über Huanuco und Pozuzo, den sie auch noch bis zum heutigen Tage auf ihren jährlichen Reisen von Ocopa nach den Missionen benutzen, wobei sie stets in der deutschen Kolonie am Pozuzo, im gastlichen Hause des Pfarrers Joseph Egg, eine mehrtägige Ruhepause machen, ehe sie ihren Weg in die Wildnis antreten. Erst seit 1880 gingen die Missionäre zuweilen von der neugegründeten, südlich von Pozuzo, zwischen Pozuzo und Chanchamayo gelegenen Station Quillasu (Oxapampa), auf dem Wege über Puerto Gonzalez, am Einflusse des Chuchuras in den Palcazu gelegen, nach dem Ucayali[1].

Im Jahre 1763 wurden auf ihrem Wege mehrere Missionäre von den wilden, menschenfressenden Cashibos, die sich neuerdings in die Thäler der Nebenflüsse Pisqui und Aguaïtia zurückgezogen haben, auf dem Pachiteaflusse umgebracht, und 1767 machten die Indianer des Ucayali einen neuen allgemeinen Aufstand gegen die Weißen, ermordeten neun Franziskaner und zerstörten alle ihre Missionen. Der große Eifer und Heldenmut, den die Franziskaner bei ihrem Bekehrungswerke bewiesen, muß Erstaunen und Bewunderung erregen, sagt der bekannte Schweizer Naturforscher Dr. J. J. v. Tschudi. Nichts konnte sie abschrecken, weder die fast unglaublichen Strapazen in jenen pfadlosen Urwäldern ohne Nahrung und Obdach, noch die beständige

[1] Doch wählt kein Missionär und überhaupt niemand von denen, die sich durch die Feinde der Kolonie in Huancabamba einmal bereden ließen, statt über Pozuzo über Puerto Gonzalez zu reisen, diesen Weg zum zweitenmal. Noch im Juni 1894 reiste P. Antonio Batlle über Pozuzo nach dem Ucayali. Wir führen dies an, weil Ordinaire nach den ihm in Huancabamba gemachten falschen Angaben glauben machen will, der alte Weg über Pozuzo sei ganz aufgegeben.

Hosted by Google

Gefahr eines grausamen Todes. Mutig und ergeben folgten sie ihrem Berufe, das Evangelium zu predigen. Kam die Nachricht von dem gewaltsamen Tode eines ihrer Brüder, so boten sich gleich andere an, die Stelle des Gemordeten einzunehmen, und die Oberen des Ordens hatten die größte Mühe, den heiligen Eifer der frommen Mönche zu mäßigen. In den Missionen von Nord- und Mittelperu wurden im ganzen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts 129 Franziskanerpriester von den Wilden ermordet, und in dieser Liste sind nur die angeführt, deren Todesart bekannt wurde; viele andere verschwanden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, wo sie geblieben, und die Zahl der Laienbrüder, die umkamen, ist noch viel größer.

Dreiundzwanzig Jahre später, im Jahre 1790, versuchte Pater Manuel Sobreviela, bekannt durch seine treffliche Aufnahme der Flüsse Huallaga und Ucayali[1], von Ocopa aus die Missionen am Ucayali wiederherzustellen, und gründete mit Pater Narciso Girbal und zwei anderen Gefährten die Missionen Sarayacu, Tierra Blanca und Santa Catalina. Aber nach seiner Rückkehr brachen neue Mißhelligkeiten mit den Indianern aus und wurden so drohend, daß sich die Missionäre im Jahre 1794 genötigt sahen, von Sarayacu nach Ocopa zurückzukehren. Die Mission wäre damals verloren gewesen, hätte nicht ein junger, kaum 23jähriger Franziskanermönch in Riobamba, José Manuel Plaza, jene Not erfahren und sich entschlossen, nach Sarayacu zu gehen. Dieser Mann hat über 50 Jahre lang der Mission vorgestanden und sie unter den schwierigsten Verhältnissen verwaltet, oft ganz allein und ohne Unterstützung von außen. Niemand kannte wie er das große Flußgebiet des Ucayali, jene fabelhaften Regionen, die zum Teil heute noch dem Fuße des Weißen so gut wie ganz verschlossen sind. Welche Gefahren hat Pater Plaza überwunden! Gefahren, vor denen so mancher europäische Krieger erzittern würde; wie oft entging er mit genauer Not einem grausamen Tode! Aber nie verlor er den Mut. Wie die meisten Kreolen, hatte auch er seine großen Fehler, und er hat manches gethan, was mit dem priesterlichen Stande schwer zu vereinbaren ist und wozu ein europäischer Ordensmann bedenklich sein Haupt schütteln würde; allein er war eine durch und durch zähe, unternehmende und praktische Natur und hat als Missionär vielleicht mehr ausgerichtet als irgend ein Europäer in diesem Jahrhundert.

Bald konnte Plaza von dem günstigen Erfolge seiner Arbeit nach Ocopa berichten; er besaß eben — was ihm als Kreolen, der unter Indianern aufgewachsen war, leichter fallen mußte als einem europäischen Missionär — ein richtiges Verständnis der bald kindlichen bald kindischen und rohen

[1] Die 1791 im Mercurio peruano veröffentlichte Karte ist im I. Bande der Historia de la Geografía del Perú (Band II des Werkes El Perú) von A. Raimondi (Lima 1876) wiedergegeben worden.

Hosted by Google

Natur der Eingeborenen, ein Verständnis, das seinen Vorgängern gefehlt hatte. Mit Energie bekämpfte er die Vielweiberei, die eine Quelle fortwährenden Haders war, und von der sich die Indianer nicht losmachen wollten. Ermahnungen und Verbote fruchteten wenig: Plaza griff — was freilich europäische Missionäre nicht billigen dürften — zur Peitsche, und da er zwar streng, aber nie ungerecht strafte, hatte er bald die volle Gewalt eines Richters und eines Patriarchen in seiner Person vereinigt [1].

Nach einigen Jahren erhielt Plaza Hilfe durch andere Franziskaner, die sich in die von Sarayacu aus neu gegründeten Missionen verteilten, aber nach Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1821 nach Ocopa zurückkehrten, so daß Pater Plaza von neuem allein bei seinen Indianern war. Er hielt aber aus und suchte, so gut es ging, die nötigen Ausgaben für seine Missionsindianer durch eigene Thätigkeit zu bestreiten, da während des Krieges an Unterstützungen von außen nicht zu denken war. Dem praktischen Manne fiel das aber auch nicht schwer. Er pflanzte mit seinen Indianern Zuckerrohr, baute rohe Zuckerrohrpressen, stellte Rohzucker und Rum her, salzte Fische ein — es giebt vielleicht keinen fischreicheren Fluß als den Ucayali —, sammelte in den Wäldern Sarsaparille, verschiedene Balsam- und Gummiarten, Wachs und Kakao, der dort in vorzüglicher Qualität wild zu finden ist, und fuhr mit diesen Waren, die er auf große Flöße lud, den Ucayali und Amazonenstrom hinab nach Brasilien, wo er sie an die portugiesischen Händler verkaufte oder gegen allerhand europäische Waren — Äxte, Messer, Scheren, Angeln, Glasperlen, Spiegel, Baumwollzeuge u. dgl. — eintauschte. Mit diesen europäischen Waren bezahlte er seine Indianer, die den Gebrauch des Geldes nicht kannten, und gewöhnte sie so an beständige Arbeit.

Lange Jahre nachher ward durch die englischen Seeoffiziere Lowe und Smyth, die 1834 auf ihrer Reise zur Erforschung des Pachitea nach Sarayacu kamen, die Aufmerksamkeit des peruanischen Publikums wieder auf diese gänzlich in Vergessenheit geratene Mission gelenkt. Eine größere Summe für Wiederherstellung und Erhaltung der Missionen am Ucayali wurde von Privatleuten zusammengebracht; aber unter den peruanischen Franziskanern, die sich hierin nicht im geringsten von andern kreolischen Ordensleuten unterscheiden, fand sich auch nicht ein einziger, der die Bequemlichkeit seines Klosters oder seiner Pfarrei mit dem harten Leben in den Urwäldern hätte vertauschen mögen! Europäische Franziskaner — Spanier und Italiener — mußten berufen werden, die zuerst vor allem andern das infolge der Kriegsunruhen verlassene Kollegium von Ocopa wiederherstellten, von

[1] „Die spanischen Missionen in den Urwäldern Südamerikas" (Aus allen Weltteilen. 1871).

Hosted by Google

wo aus die Missionen in den östlichen Urwäldern geleitet werden sollten. Von nun an übernahmen wieder die Franziskaner — natürlich ohne jede Unterstützung der Regierung — die Erhaltung der Missionen, deren Kosten sie durch regelmäßige Sammlungen in den peruanischen Städten bestreiten. Auch Pater Plaza erhielt jetzt Hilfe durch jüngere Kräfte und blieb Vorsteher der Missionen am Ucayali bis zum Jahre 1851, wo er zum Bischof von Cuenca in Ecuador gewählt ward. Er war 78 Jahre alt, als er jetzt Sarayacu verließ, und unternahm noch ganz rüstig und heitern Gemütes die lange und höchst beschwerliche Reise zu seinem Bischofssitze, wo er aber bald nachher starb.

Heute noch sind die Franziskaner von Ocopa und in den Missionen meist Europäer. Die europäischen Franziskaner sind Barfüßer und Bettelmönche und wohl von den sogenannten blauen, beschuhten Franziskanern zu unterscheiden, die in Lima ein prachtvolles Kloster und großen Grundbesitz hatten, dabei aber — sämtlich Peruaner — an wenig anderes als an ihr Wohlleben und ihre Vergnügungen dachten, so daß die Schließung des Klosters, der nach und nach alle einheimischen Orden verfallen, für Kirche und Staat nur vorteilhaft war[1]. Die Barfüßer dagegen zeichnen sich in ihrem Mutterkloster bei Lima, das im Jahre 1592 von Fray Antonio Corso zum Zwecke der strengen Befolgung der Ordensregel gegründet wurde, durch ihren strengen Lebenswandel, ihre aufopfernde Thätigkeit und große Wohlthätigkeit, wozu sie sich die Mittel durch Terminieren verschaffen, vorteilhaft vor dem peruanischen Ordensklerus aus[2]. Außer in Lima und Ocopa haben sie Kollegien in Arequipa, Cajamarca, Jça und Cuzco, wozu im Jahre 1893 noch eine Niederlassung in Puno treten sollte. Die Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründeten Missionen am Ucayali, Santa Rosa und Santa Maria de los Piros, Santa Rita und San Miguel de los Conibos, Cuntamana und Chanchahuayo (ebenfalls Conibodörfer), Charasmana am Pisqui (Shipibodorf), das Shetebodorf am Suaya u. a. sind der Ungunst der Zeiten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zum Opfer gefallen und vier Indianerstämme, die Conibos, Piros, Shipibos und Shetebos in den wilden Zustand zurückgekehrt. Aber auch die Dörfer der Panos, Omaguas und Cocamas, der sogenannten civilisierten Indianer am Ucayali, sind im Untergang begriffen. Die Panodörfer Belen und Yapaya wurden durch Fieber und Blattern zerstört,

[1] *Monnier*, Des Andes au Para 123 s.

[2] Auch Monnier (S. 105—107) hat nur Anerkennung für ihre Sittenreinheit, ihren Glaubenseifer und die Verdienste, die sie sich durch Erforschung der von ihnen durchzogenen Gebiete erworben haben; mit diesem Urteile stimmt auch Middendorf (Peru I, 300 f.) bei Gelegenheit der Schilderung des Klosters de los Descalzos in Lima überein.

Hosted by Google

Tierra Blanca (Yurac allpa) verlassen, Santa Catalina in der Pampa del Sacramento auf dem Landwege, der vom Ucayali zum Huallaga führt, und Sarayacu von den Missionären aufgegeben[1]. Gegenwärtig haben die Barfüßer nur noch fünf Stationen in Peru, die im ganzen nicht einmal 2000 Seelen zählen: Cayara (Callaria oder San Miguel de Cayeria) mit 150, Cashiboya mit 1000, Quillasu (oder Oxapampa) mit 100, Cerro de la Sal mit 100 und San Luis (de Shuaró) mit 180 Seelen[2]; die drei zuletzt genannten im Gebiete der Campas, die sich seit 1742 über ein Jahrhundert von jedem Verkehr mit Weißen ferngehalten haben. Dies sind die einzigen Reste, die von den großen, früher so berühmten Missionen der Jesuiten und Franziskaner im Gebiete des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse übriggeblieben sind, wiewohl sich noch viele Niederlassungen am Marañon, Huallaga, Napo[3], Beni und Mamoré[4] befinden, die, ursprünglich von den Jesuiten gegründet, jetzt zum Nachteile der Indianer unter weltlicher Verwaltung stehen.

Diese sogenannten *christlichen Indianer* haben vom Christentum nur die Taufe erhalten, in allem übrigen sind sie meist noch vollständige Heiden und nicht viel besser als die benachbarten wilden Stämme, von denen sie abstammen; ja in mancher Beziehung sind sie noch viel schlechter als diese, indem sie von den Weißen nur die Laster angenommen und Unredlichkeit und Lügen gelernt haben, worin der Wilde weniger bewandert ist. Viele Sitten und namentlich den Aberglauben der Wilden haben sie auch beibehalten, gehen zum Teil noch fast ganz nackt und malen sich Gesicht und Teile des Körpers blau und rot. Die Hauptlaster dieser „christlichen" Indianer aber sind die Trunkenheit — ihr Hauptgetränke ist der aus Kassavewurzel gewonnene Masato — und die Trägheit, indem sie nur das Allernotwendigste arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Aus ihrer Trägheit werden sie aber oft gar unsanft aufgerüttelt durch die peruanischen, bolivianischen oder ecuadorianischen Behörden, die sie teils zum Ruderdienste pressen teils als Lastträger benutzen, um auf ihrem Rücken schwere Warenballen oder auch Reisende für erbärmlichen Lohn auf schauderhaften Wegen fortzuschaffen.

Die eigentlichen *Wilden* bewohnen die unermeßlichen Urwälder, die sich vom Abhange der Andes bis zum Atlantischen Meere erstrecken; sie sind

---

[1] Dr. *Robert Abendroth*, Globus XIX (1871), 378.

[2] Die Katholischen Missionen, Freiburg 1894, S. 67.

[3] Die Jesuiten von Quito haben seit der Präsidentschaft Garcia Morenos wieder eine Missionsstation in Archidona am obern Misogalleflusse im Gebiete des obern Napo, eine andere in Macas im Gebiete des Morona, die 1880 300 Seelen zählte.

[4] Die Barfüßerprovinz Charcas in Bolivia umfaßt 5 Collegien und 40 Missionen und Reduktionen unter den Stämmen der Guarayas, Chiquitos, Mojos, Guacanaguas, Chiriquanos u. a. (Kathol. Missionen, Freiburg 1894, S. 671).

Hosted by Google

Fig. 40. Indianertypen. (Nach Marcoy.)
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 197.)

Hosted by Google

Hosted by Google

in zahlreiche Stämme geschieden, von denen fast jeder seine eigene Sprache besitzt und sich von seinen Nachbarn in seinen Gebräuchen und der Art der Bemalung unterscheidet. Nur wenige dieser Stämme sind bekannt — nur die, die an größern Flüssen wohnen, die man in Kanoes befahren kann; denn seit dem Eingehen der Missionen hat nur wenig Verkehr mit ihnen stattgefunden. Die Körperbeschaffenheit dieser Indianer ist durchaus nicht so gleichartig, wie man gewöhnlich meint. Ich möchte sie ihrer äußern Erscheinung nach in zwei große Rassen abteilen, die freilich der häufigen Vermischungen wegen selten rein hervortreten, die mir aber auch bei nordamerikanischen und mexicanischen Indianern auffielen, von denen die eine mehr dem mongolischen, die andere mehr dem malaiischen Typus (dem der Südsee-Insulaner) entspricht[1]. Die Stammeltern der einen Rasse mögen über die Beringstraße oder die Aleuten, die der andern über Polynesien nach der Westküste Amerikas gekommen sein. Noch heute findet ein Verkehr zwischen den amerikanischen und den asiatischen Beringsvölkern statt, und dieselben sehen einander zum Verwechseln ähnlich, während die Malaien, so gut wie sie die Sandwichinseln und die Osterinsel bevölkert haben, auch noch etwas weiter bis zur amerikanischen Westküste gelangen konnten. Zur erstern Rasse gehören im Amazonengebiete die meisten Stämme des Ucayali, einige des Marañon und Napo und auch die Quichuaindianer. Ein breites Gesicht, oft (nicht immer) langgeschlitzte, tiefsitzende (selten schiefe) Augen und eingedrückte Nasen — wiewohl auch Adlernasen nicht selten sind und die meisten in den alten Gräbern Perus gefundenen Götzen stark vortretende, gekrümmte Nasen haben —, starke Backenknochen, ein großer Mund, überhaupt ein dicker Kopf, kurzer Hals und breite Schultern sind hervortretende Kennzeichen. Die Weiber dieser Familie sind abschreckend häßlich, das Haar ist schwarz und straff wie Pferdehaar, die Hautfarbe sehr verschieden, von einer dunkeln Rostfarbe bis zum Gelb der Mongolen.

Die zweite Rasse ist schlanker gebaut, ihr Gesicht ist mehr oval, die Nase oft gebogen, der Mund kleiner und hübscher geformt, die Augen, wenngleich nicht groß, mandelförmig, das Haar etwas weicher, Hände und Füße aber so klein wie bei der andern. Unter diesen Indianern findet man zuweilen hübsche Gesichter; am Marañon sah ich ein etwa vierzehn Jahre altes Mädchen vom Yaguastamme, das man auch in Europa für schön erklärt haben würde. Beiden Typen gemeinschaftlich ist die von Dunkelbraun bis Gelb schwankende Gesichtsfarbe, das straffe, lange, schwarze Haar und der wie bei den Mongolen spärliche Bartwuchs, der auch wohl, wie das Leibhaar, gänzlich mangelt. Auf die Kopfform ist im allgemeinen bei den

[1] Friedrich Ratzel betont die ausgesprochene Verwandtschaft der Amerikaner mit der großen mongolischen Rasse, zu der er die Mongolen Asiens und die malaiischen Völker zusammenfaßt (Völkerkunde III, 360 f.).

Hosted by Google

Indianern wenig zu geben, da man bei denselben Stämmen oft sehr verschiedene Kopfformen findet und bei gewissen Stämmen in Nordamerika sowohl wie in Südamerika die Köpfe der Kinder künstlich umgestaltet werden.

Die meisten Wilden gehen fast ganz nackt, nur die Stämme am Ucayali (Fig. 41) tragen einen weiten Sack, „Cusma" genannt, von Baumwollstoff, den sie selbst weben und jeder Stamm verschieden färbt. Eigentliches Tättowieren, wie bei den Südsee-Insulanern, findet nur vereinzelt statt; doch bemalen sie sich mit blauer, roter und gelber Farbe, durchbohren die Lippen, Nase und Ohren, in die sie allerhand Schmucksachen stecken, und die Orejones (Großohren) verlängern sogar durch Gewichte ihre Ohren zu einer unnatürlichen Größe. Unter den Conibos des Ucayali sah ich einen jugendlichen Burschen, der wahrscheinlich ein Dandy seines Stammes war. Unter jedem Auge hatte er einen breiten, roten, gemalten Streifen, tiefer unten gingen drei schmälere blaue Streifen, von denen der unterste sonderbare Figuren zeigte, von Ohr zu Ohr. An seiner Nase war ein kleiner silberner Schild befestigt, und eine dünne Silberplatte ging durch ein Loch der Unterlippe. Er trug ein breites Halsband von weißen Glasperlen und Armbänder von Affenzähnen. Einige Stämme des obern Ucayali färben ihr Haar rot, die Antis sogar blau.

Diese Wilden leben selten in Dörfern, sondern meist in Hütten, die einzeln oder nur wenige zusammen in den Wäldern zerstreut liegen. Die Hütten sind entweder viereckig oder rund und zuweilen so groß, daß mehrere Familien in einer einzigen zusammenwohnen; oft sehen sie aus wie riesige Bienenkörbe. Sie sind mit Palmblättern gedeckt, und im Innern der großen Hütten werden kleine Abteilungen von Rohr errichtet, von denen jede als Schlafraum für eine ganze Familie dient. Gewöhnlich bewohnen vier oder fünf Familien eine solche Hütte, die in der Mitte einen freien Raum als gemeinschaftliche Wohnstube enthält. Andere Stämme haben kleine, mit Palmblättern gedeckte Rohrhütten und wieder andere solche von aufrecht stehenden Baumstämmen mit einem Dachstuhl von starkem Rohr und Palmblättern als Deckungsmaterial.

Da diese Wilden so vereinzelt in den Wäldern zerstreut leben, so haben sie auch keine Form einer Regierung; nur wählen die, die durch Sprache und Abstammung zusammengehören, im Kriegsfalle den Tapfersten zu ihrem Anführer, dessen Autorität nach Beendigung des Krieges wieder aufhört. Nur einige Stämme am Ucayali haben ständige Häuptlinge, wozu entweder Greise oder sehr tapfere Krieger gewählt werden; im ganzen aber besteht bei diesen Wilden kein großer Respekt vor dem Alter: während junge Kriegsgefangene womöglich Sklavendienste thun müssen, werden die alten stets sofort getötet, und einige menschenfressende Stämme, wie die Mayorunas und Cashibos, verzehren sogar ihre eigenen Greise.

Hosted by Google

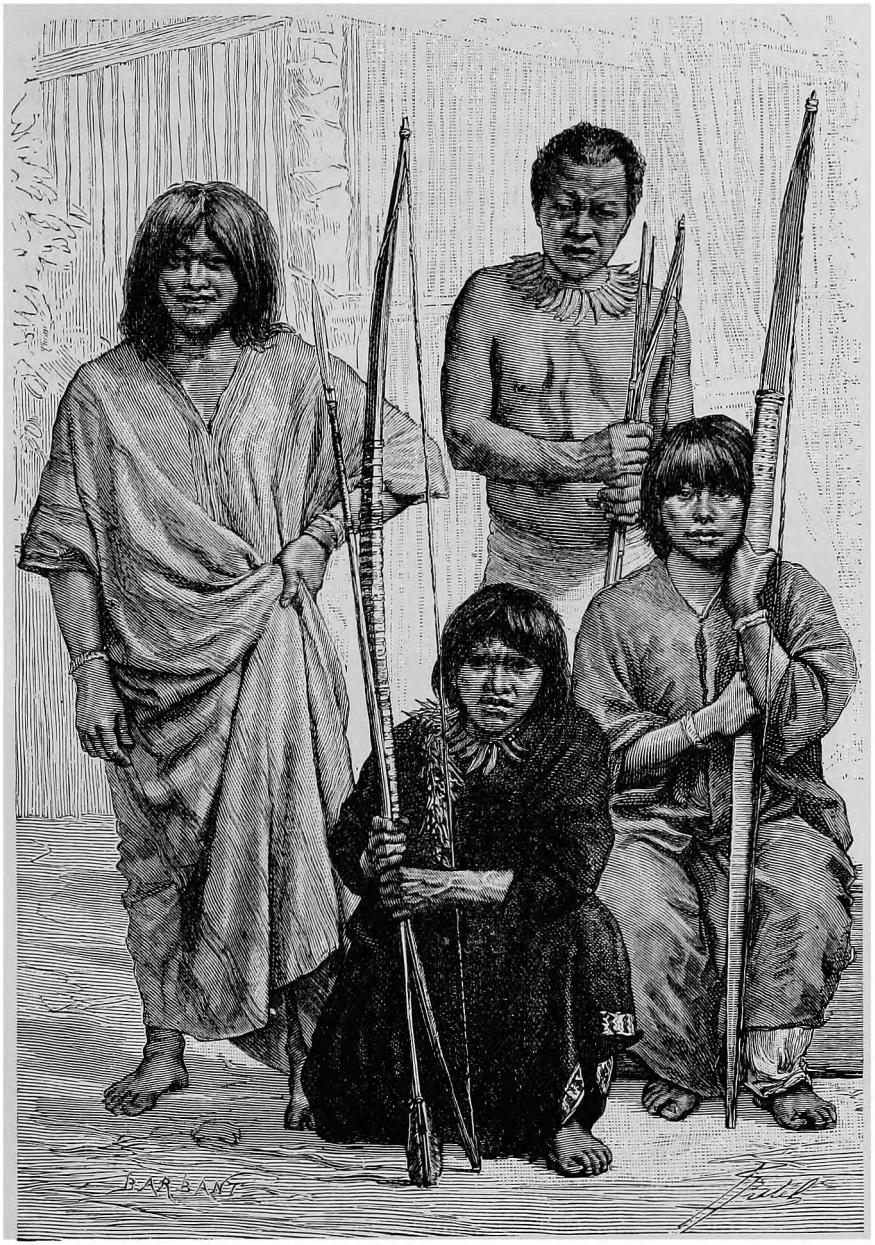


Fig. 41. Indianer vom Ucayali.

Die Lebensweise ist bei allen diesen wilden Stämmen so ziemlich dieselbe. Die Männer beschäftigen sich mit dem Fisch- und Schildkrötenfang, der Jagd, der Ausbesserung von Waffen und Kanoes, auch wohl mit dem

Hosted by Google

Sammeln von Waldprodukten zum Zwecke ihres unbedeutenden Tauschhandels, die Frauen mit der Bebauung ihrer kleinen Felder, auf denen sie Bananen, Yucas und Mais pflanzen, mit Spinnen, Weben, Kochen und allenfalls auch mit der Verfertigung von Hängematten, die aus den Blattrippen einer Palmenart (Astrocaryum) verfertigt werden und sehr dauerhaft sind. Die wichtigste Arbeit der Männer ist der Fang der Fische und Schildkröten. Der Amazonenstrom und seine Nebenflüsse sind überreich an Lamantinen und einer großen Heringsart, dem Pirarucu, denen beiden von den Indianern eifrig nachgestellt wird. Der Lamantin (Fig. 42) oder Manati (Manatus) gehört zu der Familie der Sirenen; er ist ein fischähnliches Säugetier, das seiner Sonderbarkeit wegen von den sonst so gleichgültigen Indianern mit Staunen und einem gewissen Grauen betrachtet wird und deshalb bei ihnen zu mancherlei Sagen Anlaß gegeben hat. Weil diese Tiere herdenweise weiden

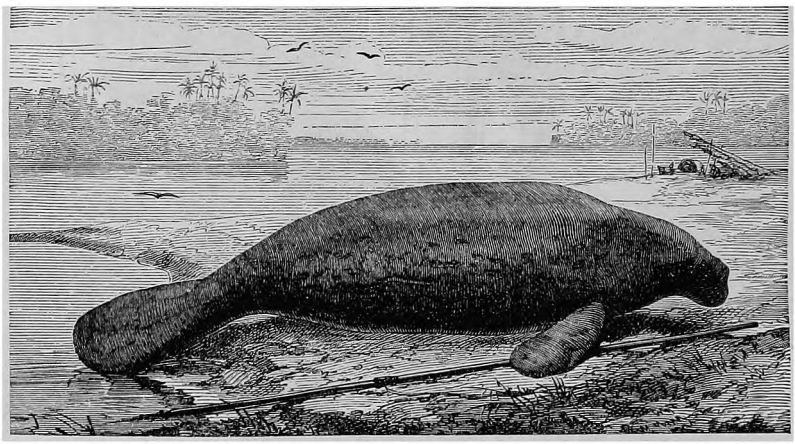


Fig. 42. Der Lamantin oder Peixe boi (Manatus americanus).

und ihre Schnauze einige Ähnlichkeit mit einem Rindsmaule hat, vielleicht auch, weil einige Leute eine Ähnlichkeit im Geschmacke des Fleisches zu finden glaubten — mir schmeckte es eher wie Schweinefleisch, das Fett aber hat einen unangenehmen fischartigen Beigeschmack —, werden sie von den Spaniern auch Vaca marina (Seekuh) und von den Portugiesen Peixe boi (Ochsenfisch) genannt. Diese Cetaceen sind übrigens Pflanzenfresser, die im Meere an den Mündungen der Flüsse vorkommen, aber auch den Amazonenstrom und seine Nebenflüsse bis zu deren ersten Stromschnellen hinauf gehen. Sehr gerne halten sie sich in den mit diesen Flüssen in Verbindung stehenden Seen auf, wo sie die saftigen Gräser und andere Wasserpflanzen der reich bewachsenen flachen Ufer abweiden. Obschon sie sich von Ufergräsern nähren, kommen sie doch nicht aufs Land heraus. Sie erreichen eine bedeutende Größe und Schwere; Tiere von mehr als 4 m Länge und 3 m Umfang

Hosted by Google

sind nicht selten. Man fängt die Lamantine zuweilen in starken Netzen, die quer durchs Wasser gelegt werden; gewöhnlich aber werden sie harpuniert und das getroffene Tier zum Kanoe oder ans Land geschleift, wo es vollends totgeschlagen wird. Da diese Tiere gut hören, schnell zu schwimmen und geschickt zu tauchen vermögen, so erfordert die Jagd einige Geschicklichkeit und Vorsicht. Die Indianer suchen sich zuweilen eines Weibchens zu bemächtigen, um die Männchen anzulocken. Sobald sie in einem jener dort so häufig vorkommenden engen Flußarme die Gegenwart eines weiblichen Lamantins ausfindig gemacht haben, sperren sie die Mündung des Kanals ab, um die Männchen abzufangen, die sich sicher im Gefolge des Weibchens eingefunden haben. Gewöhnlich wird das Weibchen geschont und nur die

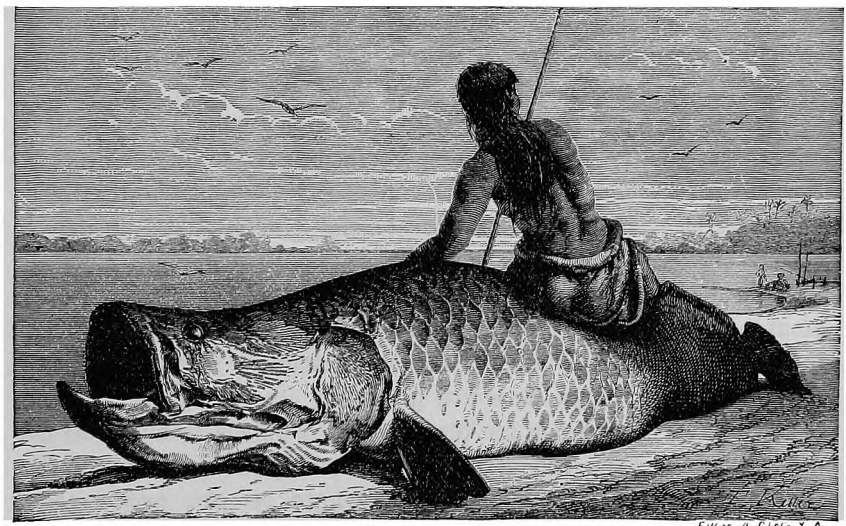


Fig. 43. Der Pirarucu (Sudis gigas).

Männchen werden getötet. Zwischen diesen kommen oft die erbittertsten Kämpfe vor, bei denen manche sogar ihr Leben verlieren. Leider wird diesem nützlichen Tiere jetzt allzusehr nachgestellt, und der Zeitpunkt dürfte nicht ferne sein, wo der Lamantin — wie sein Verwandter, die Stellersche Seekuh im Beringsmeere — zu den ausgestorbenen Tieren gehören wird.

Weniger ist dies bei dem Pirarucu (Sudis gigas; Fig. 43) zu fürchten, einem gewaltigen Fische aus der Familie der Heringe, der über 150 kg schwer wird, und dem seines wohlschmeckenden Fleisches wegen noch mehr nachgestellt wird als der Seekuh, der sich aber auch, wie alle Heringe, ungemein rasch vermehrt. Ähnlich wie die Delphine des Amazonenstromes und wie die Seekuh ist auch er ein Süßwasserbewohner geworden und wird in allen Zuflüssen des Riesenstromes gefunden, soweit sie ruhiges Wasser

Hosted by Google

haben. Für alle Indianer und auch für viele andere Bewohner des Amazonengebietes ist dieser Fisch fast zur Lebensbedingung geworden. Zur Zeit des niedern Wasserstandes kommt der Pirarucu zu vielen Tausenden in diesen Flüssen vor und wird jährlich zu Hunderttausenden mit Pfeilen und Harpunen erlegt. Frisch abgekocht schmeckt dieser Fisch sehr gut; getrocknet — er schmeckt dann dem Stockfisch ähnlich — bildet er einen der Haupthandelsartikel am Amazonenstrom; die Negersklaven von Nordbrasilien wurden fast ausschließlich damit ernährt. Wenn das Wasser am niedrigsten steht, ziehen wilde und zahme Indianer, Peruaner und Brasilianer nach den Sandufern und Sandbänken der großen und kleinen Flüsse, wo sie sich Hütten bauen und diese mit Stangengerüsten zum Trocknen der Fische umgeben. Nun gehen die Männer auf die Fischjagd. Die eingefangenen Tiere werden entschuppt und ausgenommen, das Fleisch in großen Streifen von den knochenartigen Gräten getrennt, tüchtig mit Salz eingerieben und über die Stangen gehängt, wo es dann im Winde trocknet. Halb weich noch werden sie dann in große Päcke zusammengebunden und teils von Händlern aufgekauft, teils zu eigenem Gebrauche für die fischlose Zeit des Hochwassers unter dem Dache der indianischen Hütte aufgespeichert, wo man den Vorrat schon am Geruche erkennen kann. Kleinere Fische fangen die Indianer oft dadurch, daß sie die Mündung eines Flußarmes absperren und zerklopfte Stücke einer Lianenart (Paullinia) in das Wasser werfen, worauf das Wasser eine weißliche Farbe annimmt und die Fische betäubt auf der Oberfläche erscheinen. Viele Kanoeladungen werden auf diese Weise in diesen fischreichen Gewässern gefangen.

Fast ebenso wichtig wie der Pirarucu und jedenfalls wichtiger als alle andern Fische und die Seekuh ist für das Amazonengebiet die große Schildkröte oder Charapa (Emys amazonica), gegen die aber auch ein Vernichtungskrieg geführt wird. Freilich ist die Zahl der Schildkröten dort noch immer unermeßlich. „Es giebt mehr Schildkröten am Amazonenstrom als Moskitos in der Luft", sagt ein indianisches Sprichwort, das für die Jetztzeit nicht mehr buchstäblich genommen werden kann. Man hat nämlich gegen die Schildkröteneier, die im Oktober und November auf die Sandbänke gelegt und von den Weibchen im Sande eingescharrt werden, wodurch eigenartige Hügel, taboleiros, entstehen, so unsinnig gewütet, daß sogar die brasilianische Regierung die Anfertigung des Schildkröteneieröles in ihrem Gebiet verbieten mußte; man konnte bereits eine Abnahme dieser Tiere bemerken und mit ihr die Abnahme eines Hauptnahrungszweiges für die indianische Welt am Amazonenstrome. Doch waren die Verhältnisse stärker als die schwache Regierung, und man fährt, wie Monnier[1] auf seiner

[1] Des Andes au Para 418 s.

Hosted by Google

Reise den Amazonenstrom hinab im Jahre 1886 wahrnehmen konnte, mit behördlicher Genehmigung in der rücksichtslosen Vertilgung der Eier des nützlichen Tieres fort. Immerhin wimmelt es noch bei niedrigem Wasserstande überall von Schildkröten, im Hauptstrome sowohl als in den Nebenflüssen; überall sieht man sie dann mit dem Kopfe und mit der äußersten Rückenfläche aus dem Wasser hervorragen. Massenhaft werden sie zu dieser Zeit gefangen und in umzäumte Gehege im Flusse gethan, damit man zu allen Zeiten des Jahres Schildkrötenfleisch hat. Nachahmenswert ist das Verfahren, das die Franziskaner in ihrer frühern Mission Sarayacu am Ucayali beobachteten. Sie legten einen großen Stall im Wasser an mit künstlichen Sandbänken, gaben den Schildkröten, die übrigens monatelang hungern können, Gras zur Nahrung und die Früchte des Brotbaumes, die die Tiere sehr lieben, und brachten es dahin, daß die Charapas auch in der Gefangenschaft Eier legten, ein Beweis, daß diese Schildkröte zum Haustier erzogen werden kann. Ein taboleiro enthält 120—150 mit einer pergamentartigen Schale bedeckte Eier, woraus ein Brennöl bereitet wird, das man in Pará mit zwölf Mark für 45 Pfund zahlt. In frischem Zustande schmecken diese Eier gar nicht übel; eine Omelette aus Schildkröteneiern war für mich am Amazonenstrom immer ein großer Leckerbissen. Das Fleisch ist zartem Kalbfleisch ähnlich und gewährt, gehörig zubereitet, eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung, wenn man sie nur nicht, wie es mir oft erging, jeden und jeden Tag essen muß. Den getrockneten Pirarucu, der ganz wie Stockfisch schmeckt, dessen man aber nicht so schnell überdrüssig wird wie der Schildkrötenkost, habe ich dann stets dem Schildkrötenfleische vorgezogen, dessen Geruch mir schon verhaßt war. Bereits hat man auch in England die Einfuhr von konserviertem Schildkrötenfleisch vorgeschlagen. „Diese Tiere", wurde gesagt, „sind am Amazonenstrome viel häufiger als Rind und Hammel in Australien; sie sind das allerwohlfeilste Nahrungsmittel; ihr Fleisch bildet eine gesunde, kräftige Speise und ist sehr wohlschmeckend und leicht verdaulich. Bisher war Schildkrötensuppe in Europa ein teurer Leckerbissen, sie kann aber auch dem armen Manne zugänglich gemacht werden, wenn man zweckmäßige Maßregeln für den Transport treffen will. Zu gewissen Zeiten im Jahre schwimmen auf dem Amazonas und auf dessen Nebenströmen Millionen dieser merkwürdigen Tiere und legen ihre Eier in den Sand. Dann sind die Eingebornen da, sammeln die Eier, werfen sie in Fässer, zerstampfen sie darin, gießen Wasser hinein, lassen die Sonne einwirken, und dann steigt das Öl an die Oberfläche. Man schöpft das Öl ab, reinigt es und verwendet es wie Butter oder auch zur Beleuchtung. Man nimmt an, daß auf diese Weise am Solimões allein jährlich etwa 48 Millionen Schildkröteneier zerstört werden. Aus den tropischen Gewässern Amerikas kommen bekanntlich viele Schildkröten lebendig nach Europa; die

Hosted by Google

westindischen Dampfer bringen ihrer jedesmal eine Anzahl mit. Unser Vorschlag geht dahin, die Schildkröten gleich in Amerika gekocht in Blechbüchsen zu verpacken. Wenn Rind- und Schöpsenfleisch aus Australien, vom andern Ende der Welt her, zu uns gebracht werden kann, so läßt sich das mit der Schildkröte viel leichter thun; denn die Dampferfahrt von Pará, an der Mündung des Amazonas, bis zur Themse beträgt nur 21 bis 23 Tage." Hoffentlich wird die brasilianische Regierung wenigstens einer solchen Massenschlächterei für das Ausland einen Riegel vorschieben. Sonst wäre mit der Zeit die Ausrottung des nützlichen Tieres unabwendbar. Außer den Eingebornen, die die Eier sammeln, und große Massen junger Schildkröten als Leckerbissen verzehren, wenn die Tierchen kaum aus dem Ei gekrochen sind, setzen schon genug natürliche Feinde ihrer großen Fruchtbarkeit ein Ziel. Verschiedene Vögel lesen viele junge Schildkröten auf, wenn sie aus ihren Nestern nach dem Flusse eilen, und im Wasser selbst erheben wieder Raubfische und Alligatoren ihren Zoll.

Der Alligator ist im Amazonenstrom und in dessen Nebenflüssen, sobald sie in die Ebenen treten und ruhiges Wasser haben, leider nur zu häufig, während er in Bergströmen, z. B. im Pozuzo, nicht vorkommt. Man unterscheidet im Amazonenstrome drei Arten, von denen die größte, der schwarze Kaiman, über 5 m lang wird. Die Schwänze von jungen, noch nicht $1^1/_2$ m langen Alligatoren schmecken nicht übel, das Fleisch von großen aber riecht widerlich, und nur ein Indianer kann es genießen. Badenden können die Alligatoren gefährlich werden. Die Indianer zeigen jedoch nicht die geringste Angst vor ihnen, obgleich schon manches Kind und mancher Betrunkene von ihnen verschlungen ward. Ist aber einmal wieder ein solches Unglück geschehen, dann werden allgemeine Jagden auf die Alligatoren abgehalten und so viele als möglich gefangen.

Auf der Jagd werden von den wilden Indianern hauptsächlich Bogen und Pfeile benutzt, und außerdem im Kriege noch hölzerne Keulen und Schwerter von sehr hartem Holze, auch lange Lanzen. Bei vielen Stämmen ist aber die Hauptwaffe das Blasrohr mit vergifteten Bolzen. Dieses Blasrohr, „Pucuna" genannt, ist ein bis 3 m langes, starkes Rohr, an dessen Mundstück zwei Wildschweinhauer befestigt sind, weiter unten der Vorderzahn eines Nagetieres, der als Visier dient. Die Bolzen sind von sehr leichtem Holze oder Rohr gemacht, nur einige Centimeter lang, sehr dünn und am obern Ende mit einem Bart von sehr feiner, seidenartiger Baumwolle vom Huimbabaume (Bombax) versehen, das untere, sehr spitze Ende aber wird in das wirksame Pfeilgift (Curare) getaucht. Die am Marañon in der Nähe von Loreto und der brasilianischen Grenze hausenden Ticunas bereiten das beste Gift, das im ganzen Amazonengebiete als Handelsartikel gilt und teuer — die Unze ungefähr für einen Dollar Wert

Hosted by Google

in Waren — verkauft wird. Seine Bereitung wird zwar sehr geheim gehalten, doch weiß man, daß es hauptsächlich aus zwei Pflanzen, einer Strychnos- und einer Cocculusart, gewonnen wird. Mit den Bolzen schießen die Indianer zuweilen über 30 Schritte weit. Das getroffene Tier zeigt im Anfange keine Spur von Schmerz, nach und nach scheint es schläfrig

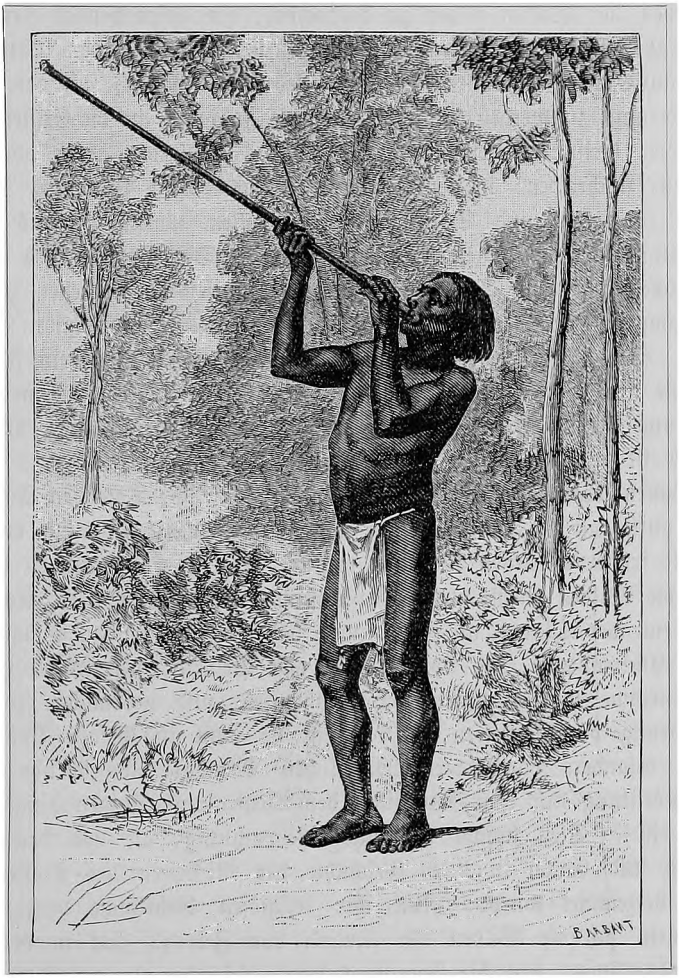


Fig. 44. Indianer, mit dem Blasrohre schießend.

zu werden und zu erstarren und bricht je nach seiner Größe in zwei bis vier Minuten tot zusammen. Im Magen soll dieses Gift, ebenso wie das Schlangengift, nichts schaden, nur in Wunden wirkt es tödlich. Alles auf diese Weise getötete Wild wird gleichfalls ohne Nachteil gegessen. Als Verteidigungswaffe gebrauchen die Wilden der amazonischen Urwälder einen ungefähr 60 cm breiten Schild von Tapirhaut.

Hosted by Google

Man weiß wenig Genaues von den religiösen Anschauungen jener Wilden. Jeder, der viel mit Indianern verkehrt hat, weiß, wie schwer es hält, das bei fast allen Wilden bestehende Mißtrauen gegen die Weißen zu besiegen, und wird es gewiß mit mir lächerlich finden, wenn durchreisende Naturforscher ohne Kenntnis der Sprache und ohne irgend welche Mittel, das Leben der Wilden näher zu beobachten, ein absprechendes Urteil über deren Fähigkeiten und Anschauungen abgeben wollen. Nach den Mitteilungen der Franziskaner-Missionäre, die viele Gelegenheit haben, mit den Wilden näher bekannt zu werden, glauben alle diese Indianer an die Existenz guter und böser Geister, deren Einflüssen sie das Eintreten guter oder böser Ereignisse zuschreiben; in den Tieren des Waldes, in Pflanzen, Steinen, in den Gewittern und Sturmwinden, in allem wollen sie das Wirken wohlthätiger oder feindseliger Mächte finden. Die Sonne wird als ein freundliches, Licht und Wachstum spendendes Wesen hoch verehrt, z. B. bei den Campas, worin manche noch Nachklänge der Inkareligion erkennen wollen. Der Mond hingegen gilt für das Gegenteil. An ein Fortleben der Seele nach dem Tode glauben sie alle! Einige glauben an eine Seelenwanderung, wobei die Seele einen neuen menschlichen Körper annimmt, weshalb sie mit den Toten Nahrungsmittel, Krüge mit Masato, Kanoes und Waffen begraben; andere aber meinen, daß die Toten in Tiergestalt wieder aufleben, die Wälder in der Nähe ihrer frühern Wohnsitze bewohnen und alle früher erlittenen Unbilden rächen. Von einer eigentlichen Gottheit haben die Wilden meist nur eine unbestimmte Vorstellung; die Catongos, ein bedeutender Stamm am Apurimac, haben dafür nach Saamanez den Namen Chenoquiré. Den Teufel, das böse Princip, nennen die Campas am Apurimac und Paucartambo „Camagari" und gebrauchen zu seiner Beschwörung bei Gewittern, oder wenn sie sonst in Gefahr sind, nach Gastelu besondere von ihrer gewöhnlichen Mundart abweichende Worte, deren Bedeutung nur dem Häuptling, den Ältesten und einigen Eingeweihten bekannt ist[1]. Dies stimmt mit einer Beobachtung, die von den Patres Pallares und Calvo in ihrer Geschichte der Missionen des Klosters von Ocopa verzeichnet wurde: „Um ihre religiösen Gebräuche vorzunehmen, versammeln sich die Wilden am Ucayali von Zeit zu Zeit in der Hütte eines Häuptlings, den die Getauften brujo (Zauberer), die Heiden aber mucroya nennen. Dieser setzt sich mit einer langen Tabakspfeife in der Hand unter eine Art Zeltdach und beginnt, während die Versammlung in tiefem Schweigen verharrt, in einer Sprache zu reden, die die Umstehenden nicht verstehen. Eine Person antwortet ihm in derselben Sprache. Hierauf stimmen die außerhalb des Zeltes Befindlichen Gesänge an, die nur die

[1] *Olivier Ordinaire,* Le Tour du Monde 1887, I, 334.

Hosted by Google

Stammesangehörigen verstehen. Nach einem Augenblicke, wo Stille herrschte, beginnt der Mucroya eine lange Litanei, auf die die Umstehenden antworten. Trotz unserer Nachforschungen ist es uns nicht gelungen, den Inhalt dieser Litaneien zu ergründen; denn auch die Getauften, die ihre Sprache sprechen, haben sie uns nicht erklären können. Ist die Litanei zu Ende, so spricht der Mucroya noch einige Worte, worauf alle in ein Freudengeschrei ausbrechen, womit die Ceremonie schließt." Jedenfalls verdient diese Geheimsprache die Beachtung der Ethnographen, da sie vielleicht geeignet ist, die Verwandtschaft dieser Stämme mit andern bekannten aufzuhellen, woraus dann auf ihre Herkunft geschlossen werden könnte[1].

Die hauptsächlichsten Stämme der im obern Amazonenthale hausenden Wilden sind die folgenden. In der Nähe des Amazonenstromes zwischen Huallaga und Javari leben Yaguas, Orejones, Ticunas und Mayorunas. Die Yaguas sind gut gebaut und haben angenehme Gesichtszüge. Sie gehen fast ganz nackt, die Männer tragen kurzes Haar und haben bloß einen Gürtel von Baumrinde um die Lenden, von dem vorn und hinten ein Büschel Rindenfasern, etwa 30 cm lang, herabhängt. Kleinere Faserbüschel hängen an Armringen und Halsband. Bei festlichen Gelegenheiten färben sie den ganzen Körper hellbraun und bemalen ihn mit sonderbaren roten und blauen Figuren. Lange Schwanzfedern von Araras stecken in den obern Armringen und überragen die Schultern, während den Kopf ein Diadem von weißen Federn ziert. Einige besonders eitle Stutzer befestigen auch wohl über das ganze Gesicht weiße Federn, so daß nur Augen, Nase und Mund frei bleiben. Ihre Hütten haben eine sonderbare Form. Dünne Stangen werden in einem Kreise von 10 m Durchmesser nebeneinander in den Grund gesteckt, am obern Ende zusammengebogen und festgebunden. Weiter unten befestigen sie das Gerüst durch Querhölzer, bedecken das Ganze mit Palmblättern und Schilf und lassen nur zwei oder drei kleine Öffnungen als Eingang zurück, so daß eine solche Hütte aussieht wie ein riesiger Bienenkorb. Inwendig sind längs den Wänden kleine Gemächer von Rohr angebracht, von denen jedes als Schlafstätte für eine ganze Familie dient. Gewöhnlich wohnen vier oder fünf Familien in einem solchen Gebäude und besitzen den mittlern Raum gemeinschaftlich. Die Yaguas verfertigen gute Hängematten aus den Fibern der Herzblätter einer Palmenart. Der Baum hat sehr hartes Holz und ist mit scharfen Dornen besetzt. Einen Indianer kostet es einen Tag Arbeit, eine solche Palme zu fällen, die Herzblätter zu spalten und die Fibern abzustreifen. Jede Palme giebt ungefähr ein halbes Pfund Fibern, und wenn man bedenkt, daß die Fibern gedreht,

[1] Von den Steinen (Durch Centralbrasilien 298 [Karte]) rechnet die Antis und die Piros zu den Nu-Stämmen.

Hosted by Google

teilweise gefärbt und in Hängematten von je $1^1/_2$ kg Gewicht geflochten werden müssen, so wird es klar, daß so ein armer Indianer schlecht für seine Mühe bezahlt wird, wenn er den gewöhnlichen Preis von etwa 90 Pfennig in Waren dafür erhält.

Die Orejones (Langohren) gehen ganz nackt, tragen das Haar lang und verlängern ihre Ohren von Kindheit an so sehr durch Gewichte, daß sie die Schultern berühren. Durch die Nase stecken sie ein Holz und malen den Körper rot.

Die Ticunas gehen fast nackt, tragen das Haar lang an den Seiten und kurz über der Stirn, schmücken den Hals mit einem Halsbande von Jaguar- und Affenzähnen sowie die Arme mit Federn. Ihr Gesicht bemalen sie mit verschiedenartigen roten und blauen Figuren. Vor nicht langer Zeit waren die Ticunas noch Menschenfresser, und einer meiner Ruderer, der zu diesem Stamme gehörte, sagte mir, in seiner Kindheit habe er öfters, und zwar sehr gerne, Menschenfleisch gegessen. In der Verfertigung von Töpferwaren sind die Ticunas nicht ungeschickt; sie fabrizieren sehr große Töpfe, worin sie auch ihre Häuptlinge mit zusammengebogenen Knieen, ähnlich den Mumien der alten Peruaner, begraben. Höchst merkwürdig sind die Maskentänze der Ticunas, von denen man früher annahm, daß sie bei keinem andern Stamme Südamerikas sich vorfinden, während man wußte, daß sie bei den Mosquis in Nordmexico und im fernen Nordwesten Nordamerikas bis zur Beringstraße bei den meisten Stämmen angetroffen werden. Durch die Forschungen Karl von den Steinens am Schingu und Ehrenreichs am Araguay sind Masken und Maskentänze aber auch für die dortigen Stämme nachgewiesen, und von den Steinen spricht die Vermutung aus, daß wohl alle Jägerstämme zu dieser Stufe der mimischen Darstellung gelangt sind; die durch von den Steinen und Ehrenreich von ihren Reisen mitgebrachten Gesichtsmasken gestatten jetzt im Museum für Völkerkunde zu Berlin einen interessanten Vergleich mit den dort vorhandenen grotesken Tiermasken der Ticunas[1]. Bei den Tänzen der Ticunas spielt stets der Jurupari oder böse Geist, dem immer die häßlichste Tiermaske zugeteilt wird, eine große Rolle.

Ihre Nachbarn, die Mayorunas (Barbudos), die die Wälder zwischen dem Tapiche und dem Marañon bewohnen und sich von den meisten andern dadurch unterscheiden, daß sie einigen Bartwuchs aufzuweisen haben, sind noch heute Menschenfresser. Der englische Naturforscher Bates erzählt, daß während seiner Anwesenheit in San Paulo zwei junge Brasilianer von dort an den Javari, der die Grenze zwischen Peru und Brasilien bildet, gegangen waren, um mit den Mayorunas, die sich in der letzten

[1] Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens (1894) 296 ff. Garcilaso de la Vega (VI, 20) erwähnt schon Maskentänze beim Sonnenfest der Yuncas, Ulloa (Not. Am. II, 21) die häßlichen Holzmasken der alten Peruaner.

Hosted by Google

Zeit weniger feindlich gezeigt hatten, Handel zu treiben. Die Händler hatten sich aber Freiheiten mit Mayorunaweibern erlaubt, weshalb die Wilden sie niederschossen, brieten und auffraßen. Darauf wurde von der Miliz von San Paulo eine Expedition ausgerüstet, um die Wilden zu züchtigen; sie fand aber das Dorf leer und verlassen; nur ein Mädchen, das sich auf der Flucht verspätet hatte, ward gefangen genommen und im Triumphe nach San Paulo gebracht. Sie lernte bald etwas Portugiesisch, und Bates unterhielt sich öfters mit ihr. Sie war groß und stark, ziemlich hellfarbig und glich in ihrem Wesen mehr einer gutmütigen und lustigen englischen Bauerndirne als einer menschenfressenden Wilden. Bates hörte selbst, wie sie erzählte, sie habe von dem Fleische der beiden Brasilianer gegessen. Bei dieser Erzählung war auch die junge Witwe eines der beiden Opfer zugegen, die — echt brasilianisch — ihr Interesse daran nur dadurch kundgab, daß sie über das gebrochene Portugiesisch der Wilden lachte! Die Mayorunas gehen vollständig nackt, tragen das Haar lang, bemalen ihr Gesicht rot und blau und stecken kleine Hölzer und Federn durch die Lippen. Ihre Heimat ist die Gegend des Mayo, eines linken Nebenflusses des Huallaga; das besagt schon ihr Name, denn runa heißt im Quichua „Mann“ [1]. Einige von ihnen wurden halb gezähmt und haben sich als fleißige Arbeiter erwiesen; das Dorf Cochiquinas zwischen Pebas und Caballococha am Amazonenstrome ward ganz von solchen Mayorunas bevölkert. Die meisten dieser Indianer aber streifen noch durch die zwischen Ucayali und Javari gelegenen Urwälder, haben keine festen Wohnsitze und leben von Jagd und Fischfang, in beständiger Fehde mit den Wilden des Ucayali. Alle Handelsleute, die, um Sarsaparille, Wachs und Salzfisch zu erhandeln, den Ucayali hinauffahren, schlafen wegen der Mayorunas nie auf der rechten Seite des Flusses; denn schon mehrmals haben diese Wilden Reisende des Nachts überrascht und in ihren Moskitonetzen mit Lanzen erstochen. Der Reisende Osculati erzählt von den Mayorunas, er habe einen kranken, getauften Indianer dieses Stammes weinend angetroffen und um die Ursache seiner Bekümmernis gefragt; jener habe geantwortet: jetzt würde er bald von den Würmern gefressen werden; wäre er nicht getauft, so hätten dies seine nächsten Verwandten gethan. Das wäre ihm also offenbar lieber gewesen.

Am obern Marañon sowie am Santiago, Pastaza und Morona wohnen die kriegerischen Jibaros (Namen von Einzelstämmen sind: Muratos, Huambizas, Achuelos, Aguarunos), die besonders im Gebrauche der Lanze sehr geschickt sind und bis jetzt alle Ansiedlungen, die man in ihrem Gebiete anzulegen versuchte, zerstört haben. Im Jahre 1599 verheerten

[1] Nach Dr. Abendroth.

Hosted by Google

sie die Provinzen von Quijos und Macas, die damals wegen ihres Goldreichtums sehr bevölkert waren. Die Stadt Sevilla del Oro soll damals 20 000 und Logroño 12 000 Einwohner gezählt haben; beide wurden von den Jibaros verbrannt und alle Weißen in den Provinzen Quijos und Macas teils ermordet teils nach Quito zurückgetrieben. Den Anlaß zur Empörung der Jibaros gab die Habsucht des spanischen Gouverneurs von Macas, der die Jibaros ebenso zu der harten Minenarbeit zwingen wollte wie die stumpfsinnigen Indianer des peruanischen Hochlandes. Bei der Überrumpelung von Logroño ermordeten sie alle Männer, Kinder und alten Weiber, die jungen Frauen und Mädchen wurden mitgeschleppt, darunter auch alle Nonnen des Klosters Concepcion. Auch den Gouverneur von Macas nahmen sie hier gefangen; sie entkleideten ihn, banden ihm Hände und Füße und gossen geschmolzenes Gold in seinen Mund unter beständigem Höhnen und Lachen, bis er starb. Seitdem wurden jene beiden Provinzen nie wieder besiedelt. Die Regierung der Republik Ecuador ist zu armselig, um etwas gegen die Jibaros unternehmen zu können, obgleich diese heute kaum den zehnten Teil der Krieger haben wie zur Zeit der Eroberung von Logroño; der ganze Stamm wird jetzt kaum 5000 Seelen zählen. Im Jahre 1841 erschienen die Jibaros am obern Marañon und zerstörten dort Borja nebst einigen andern kleinen Dörfern, im Jahre 1843 Santa Teresa, das weiter unten zwischen der Mündung des Pastaza und des Morona lag, und ermordeten hier alle Einwohner. Bald darauf bildete mein Freund Manuel Ijurra (der Chef unserer Expedition) mit siebzehn jungen Männern aus Moyobamba eine Gesellschaft, um Gold im Santiagoflusse zu waschen. Der Präfekt lieferte ihnen Flinten und 66 mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Cocamilla-Indianer. Ferner nahm die Gesellschaft 85 Indianer aus Jeveros in ihren Dienst, und zuletzt schlossen sich noch 450 der frühern Bewohner von Borja an, in der Absicht, ihre alten Wohnstätten dort wieder zu erobern und Rache an den Wilden zu nehmen. Die Expedition ging von Moyobamba an den Marañon, wo sie sich in Kanoes einschiffte, um in den Santiago zu gelangen. Hier hörte sie die erste Nachricht von dem Blutbade in Santa Teresa. Ein gieriger Händler aus Moyobamba, Namens Acosta, eilte voraus, in der Furcht, die Gesellschaft werde alles im Flusse vorhandene Gold allein wegnehmen und ihm nicht so viel übrig lassen, als die Summe betrug, die die früheren Bewohner von Santa Teresa ihm schuldeten. Am Platze, wo Santa Teresa gestanden, traf er eine starke Bande von Jibaros, die, wie sie sagten, den Santiagofluß heruntergekommen waren, um Tauschhandel zu treiben. Im Laufe des Gespräches sagte Acosta dem Häuptlinge, eine große Menge bewaffneter Christen sei im Anzuge um das Land zu erobern und die Jibaros zu Sklaven zu machen. Darauf fragte ihn der Häuptling, was er in seinem Gepäcke mit sich führe. Die

Hosted by Google

Antwort war noch thörichter als seine erste Prahlerei. In der Absicht, die Jibaros einzuschüchtern und ihnen einen möglichst hohen Begriff von seiner Macht beizubringen, sagte Acosta, er habe darin allerhand Krankheiten eingeschlossen, womit er den ganzen Stamm der Jibaros ausrotten könne. Dies war sein Todesurteil. Der Häuptling durchstieß ihn mit seiner Lanze und versammelte in einem Augenblicke durch ein schrilles Pfeifen alle seine Krieger. Sie töteten 47 Männer, Leute aus Borja, die mit Acosta vorausgegangen waren, und führten 60 Weiber als Gefangene fort. Nur einige wenige Personen entkamen in die Wälder. Die Wilden ließen zwei kleine Knaben am Leben, durch die sie den übrigen Goldsuchern die Botschaft zusandten, ihre Annäherung sei ihnen bekannt, und sie seien bereit, sie zu empfangen. Die Goldsucher fanden es nun für klüger, dem Zusammenstoße auszuweichen, und kehrten unverrichteter Dinge nach Moyobamba zurück. Außer Borja und Santa Teresa zerstörten die „Muratos" die Orte Limon, Barranca, Aripari und San Antonio und im Jahre 1860 das drei Jahre früher aus Überlebenden an der Mündung des Cahuapanas gegründete Sepultura. Neuerdings widmen sich die wilden Muratos dem Kautschuksammeln; in dem mit 100 Einwohnern wiedererstandenen Dorfe San Antonio, 7 Seemeilen oberhalb der Pastazamündung auf dem rechten Ufer des Marañon gelegen, wird der vom Morona, Pastaza und Potro von Muratos gebrachte Kautschuk gesammelt und an Händler weiterverkauft. San Antonio ist die einzige Niederlassung stromaufwärts bis über den Pongo de Manseriche hinaus und fast 100 Seemeilen abwärts bis Cedro Isla, 10 Seemeilen oberhalb der Mündung des Huallaga, wo in der trockenen Jahreszeit einige Cocama-Indianer wohnen, um auf der wildreichen Insel der Jagd obzuliegen[1].

Flußabwärts sind die nächsten Nachbarn der Jibaros die fast sämtlich getauften Jeveros und Cocamas. Die Cocamas sollen nach der gewöhnlichen Angabe an der Mündung des Huallaga (La Laguna) ihre Heimat haben, wo sie mit Panos, Aguanos und Cocamillas wohnten. Am Ucayali hört man indessen, daß sie auf der Insel Pacayas, eine Tagreise von Nauta, wild anzutreffen sind[2]. Die civilisierten Cocamas wohnen in einzelnen Hütten nahe der Flußmündung, besonders aber in Nauta und Iquitos am Marañon, während in Sarayacu, Santa Catalina, Cashiboya, Callaria u. s. w. die Bevölkerung aus Panos und Omaguas, zuweilen noch aus einigen Cumhuasses vom Huallaga besteht. Die Cocamas sind ausgezeichnete Ruderer, aber sehr dem Trunke ergeben, die meisten sind groß und kräftig gebaut. Die Männer tragen Hemd und Hosen, die Weiber aber gehen fast ganz nackt. Nach den Cocamas kommen die Omaguas,

[1] *Monnier* l. c. 375. 379.

[2] Dr. Abendroth im Globus XIX, 379.

Hosted by Google

deren Voreltern von dem deutschen Jesuiten Fritz zum Christentum bekehrt wurden; sie sind, wie jene, Tupi und unterscheiden sich fast in nichts von den Cocamas, die mit ihnen auch dadurch verknüpft sind, daß ihre Sprache eine Mundart des Omagua ist. Die Omaguas gehörten früher zu den mächtigsten Stämmen am ganzen Amazonenstrome, jetzt sind sie auf wenige Hundert Familien zusammengeschmolzen. Zu den christlichen Indianern gehören noch die Panos, die früher in der Gegend von La Laguna am Huallaga lebten, jetzt aber in den Dörfern des Ucayali etwa die Hälfte der Bevölkerung bilden. Ihre Sprache, das Pano, ist die verbreitetste im Ucayaligebiete und verbindet die Stämme der Conibos, Shipibos und Shetebos, Amahuacas, Shacayas und Remos. Übrigens sprechen die Indios „cristianos" nicht ihre Stammessprache, sondern alle das in Peru so weit verbreitete Quichua. Am untern und mittlern Ucayali leben die Conibos, Shetebos und Shipibos (Zitteraal-, Raubvogel- und Affenindianer, zusammen von den Missionären auch Manoitos oder Mainas genannt); sie wohnen vom Pachitea bis zum Tapiche, fast bis zur Mündung des Ucayali. Am zahlreichsten sind die Conibos. Diese Stämme sind wahre Vagabunden, die immer umherschweifen, bald hier bald dort sich zeitweise niederlassen, aber nie lange an einem Orte verweilen. Sie sind geschickte Ruderer und Fischer und werden von den brasilianischen Händlern gerne beauftragt, Sarsaparille, Schildkrötenöl, Kopal, Wachs und Salzfische zu sammeln. Viele dieser Wilden leben fast beständig in Kanoes, haben zwei oder drei Weiber, während die andern wilden Stämme dieser Gegenden bis auf die Stammesältesten in Monogamie leben. Sie sind sehr mißtrauisch gegen die Weißen, wozu sie freilich allen Grund haben; denn größere Schurken als die brasilianischen Händler, mit denen sie am meisten zu verkehren haben, werden schwer aufzutreiben sein. Die Conibos verunstalten künstlich die Schädel ihrer Kinder durch Pressen zwischen zwei Brettchen, wie man es bei einigen mexicanischen Stämmen findet, und wie dies — nach einigen Mumien der Inkazeit zu schließen — auch vielfach bei den alten Peruanern Sitte gewesen sein muß; auch bei den Omaguas hat man früher diese Sitte festgestellt. Unter den Conibos giebt es noch eitlere Stutzer als unter den Yaguas, und Lieutenant Herndon beschreibt in seinem Werke über das Amazonenthal einen, der noch eleganter war, als der, den ich gesehen. Ein breiter, roter Streifen war unter jedes Auge gemalt, und drei schmale blaue Streifen gingen von Ohr zu Ohr über die Oberlippe; zwei von ihnen waren glatt und der oberste mit Figuren geschmückt. Die ganze Kinngegend war mit blauen, der chinesischen Schrift ähnlichen Figuren geschmückt. Er trug eine lange braune Cusma, ein sackartiges Gewand von Baumwolle, und um den Hals ein enges Halsband von weißen und schwarzen Glasperlen. Das Handgelenk umschloß ein Armband von weißen Glasperlen, und über diesem war ein anderes von

Hosted by Google

Hosted by Google

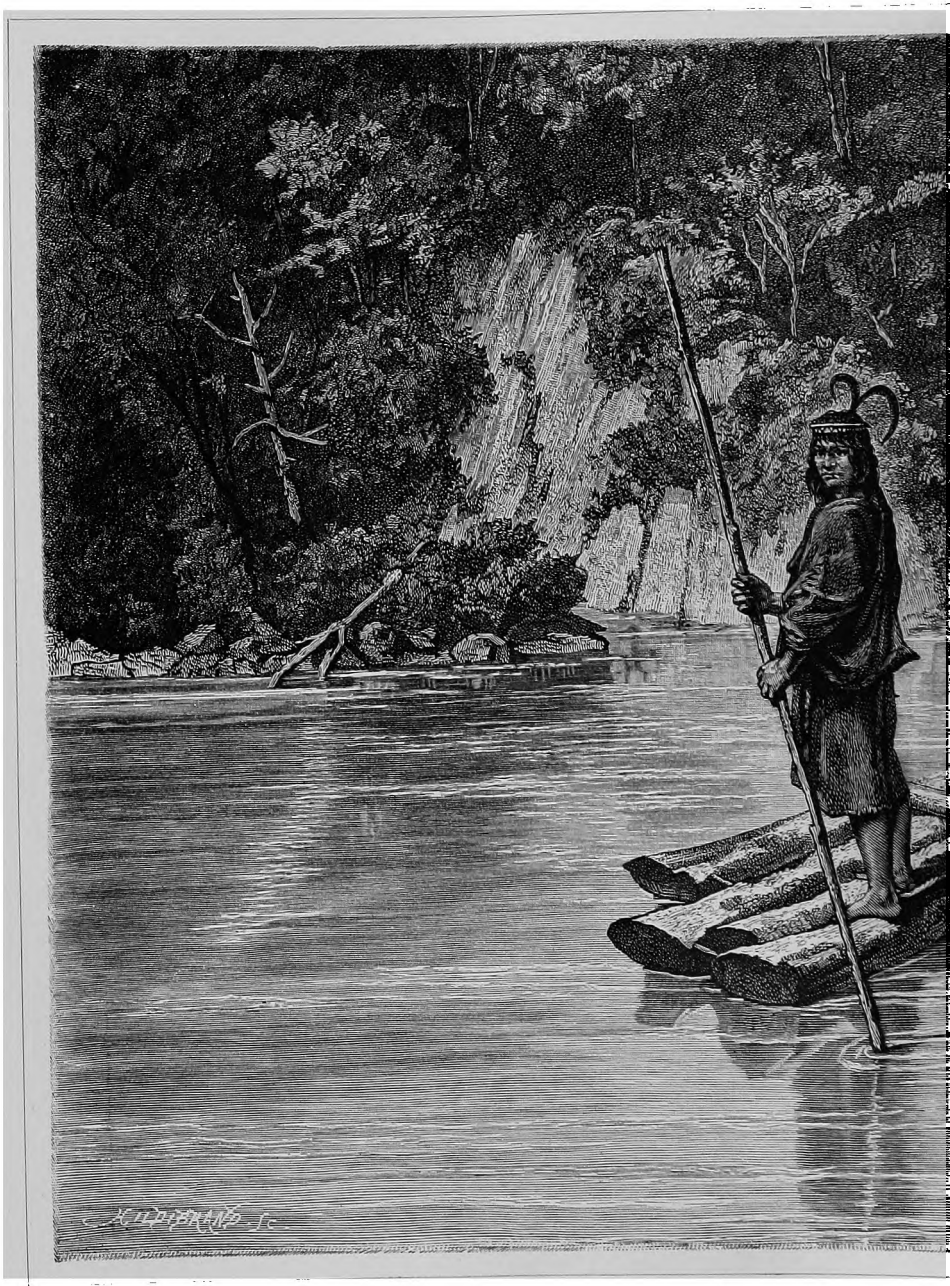
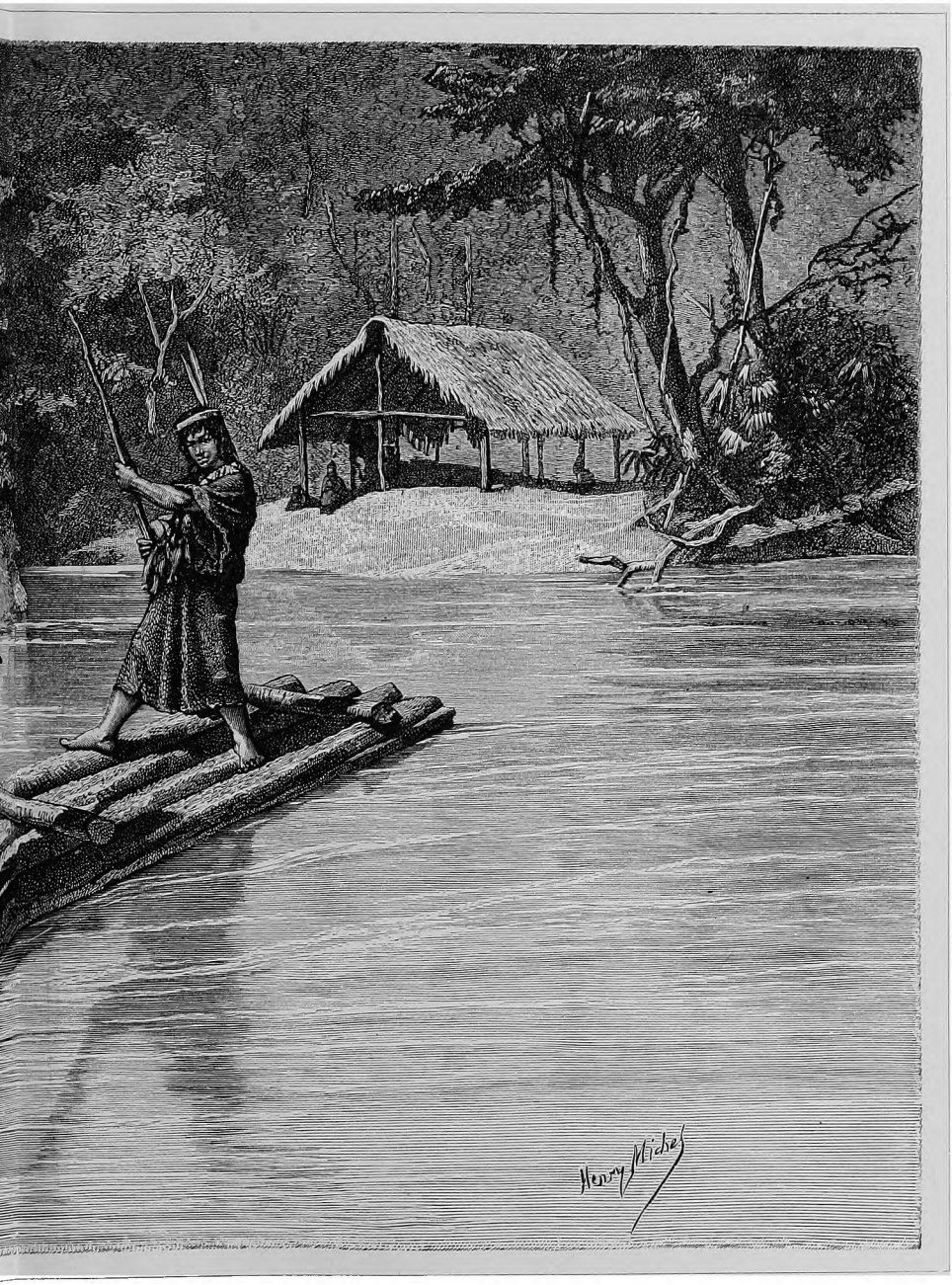


Fig. 45. Campa-Indiane
(Zu v. Schütz, Amaz

Hosted by Google



…er auf dem Rio Pancartambo.
…zonas. 2. Aufl. S. 213.)

Hosted by Google

Hosted by Google

Eidechsenhaut angebracht, das mit Affenzähnen eingefaßt war. Ein kleines silbernes Schild hing von seiner Nase herab, und eine dünne, 5 cm lange Silberplatte, wie ein Ruder geformt, war durch ein Loch in der Unterlippe gezogen und hing über das Kinn herab. Im Innern des Waldes am rechten Ufer des Ucayali leben die Amahuacas oder Ipitineres und Shacayas vom Sipahua bis zum Tamayo. Ihnen schließen sich nördlich an die Remos, vom Tamayo bis Cashiboya, ein kräftiger, kriegerischer Stamm, der sich vor allen andern Indianern des Ucayali dadurch unterscheidet, daß sich die Remos nicht bemalen, sondern wie die Südsee-Insulaner tättowieren; die sonderbarsten Figuren kann man auf Gesicht, Brust und Armen dieser Indianer tättowiert sehen. Unter diesen wilden Stämmen besteht noch die Sklaverei; namentlich sollen die Conibos oft schwächere Stämme, wie die Amahuacas, aber auch einzelne Hütten der Campas überfallen, die Männer ermorden, die Kinder an die brasilianischen Händler verkaufen — infolge des Mangels an Arbeitskräften besteht dort wie in Peru und Bolivia thatsächlich der Sklavenhandel mit wilden Indianern fort, obschon bereits im Jahre 1755 die brasilianischen Indianer auf Veranlassung der Jesuiten gesetzlich als Freie den Eingewanderten gleichgestellt und im Jahre 1831 auch einige bisher ausgeschlossene, besonders wilde Stämme, z. B. die Botokuden, für frei erklärt wurden[1] —; die geraubten Weiber dagegen behalten die Räuber selbst in der Sklaverei.

Vielleicht der zahlreichste aller Stämme sind die Campas (Thampas, Chosesos, Machigangas, am Apurimac Catongos und Queringasates, im Inkareiche Antis oder Pillcopatas, von den Kreolen gewöhnlich mit dem Sammelnamen Chunchos, „Wilde", genannt), die das weite Gebiet zwischen Urubamba und Chanchamayo bewohnen, von den Urwäldern bei Cuzco bis zu denen von Tarma, die nur 80 Wegstunden von der Hauptstadt Lima entfernt liegen (Fig. 45). Diese Campas zerstörten gegen Ende des 17. Jahrhunderts einen Teil der Jesuitenmissionen und ermordeten den deutschen Provinzial, Pater Richter. Im Jahre 1742 zerstörten sie unter Juan Santos Atahualpa, einem Nachkommen der Inkas, der zu ihnen geflohen war, alle Missionen der Franziskaner am Perené, obern Ucayali und Cerro de la Sal und ermordeten bis auf unsere Zeit die meisten Weißen, die sich in ihr Gebiet wagten. Noch im Jahre 1876 griffen sie die Werthemannsche Expedition auf dem Perené und Tambo an; in neuerer Zeit haben sie sich den Annäherungsversuchen der Franziskanermissionäre zugänglich gezeigt, treiben auch Tauschhandel mit den Weißen und dienen ihnen in ihren Gegenden als Ruderer. Als Saamanez y Ocampo den Urubamba und Tambo hinabfuhr, wurde er von den Campas nicht belästigt, dagegen im Anfange seiner Fahrt von sogenannten christlichen Indianern der Bezirke

[1] Dr. W. Breitenbach im Ausland 1888, S. 521.

Hosted by Google

Chungo, Aneco und Iquicha, die durch die Sierra von Ayacucho von der von den Campas bewohnten Montaña getrennt sind; diese „christlichen" Indianer, die spanisch oder wenigstens Quichua sprechen, suchen den Weißen den Eintritt in das Gebiet der Campas zu verwehren, um sich hier im Alleinbesitze des Zwischenhandels mit den Wilden zu erhalten, die ihnen Kakao, Vanille, wertvolle Vögel, und wie man sagt, auch Goldstaub bringen. Unter allen peruanischen Wilden sind die Campas die besten Bogenschützen; ihre Pfeile, die sie nicht in gerader Richtung abschießen, sondern eine genau berechnete Kurve in der Luft beschreiben lassen, sind sehr schwer; sogar Fische und Schildkröten erlegen sie mit Pfeilen (Fig. 46). Die Campas sind von mittlerem, nur selten von hohem Wuchse. Sie haben hübschere Gesichtszüge als die Conibos, Remos und Pirus, doch auch hervorragende Backenknochen; der Kopf ist dolichokephalisch (Langschädel), die Nase gebogen, die Augen sind lebhaft und ausdrucksvoll, wenngleich etwas schief gestellt. Die meisten Campas kleiden sich in eine gelb gefärbte, oft mit rötlichen Streifen geschmückte Cusma, die von den Frauen gewoben wird. Ihre sehr vokalreiche Sprache, in der fast alle Wörter auf i, u oder o ausgehen, ist gänzlich von der anderer Stämme verschieden (?). Der französische Franziskaner Jean de la Marque, der 1735 in Peru starb, hat ihre Grammatik und ihren Wortschatz bearbeitet[1]. Sie sollen nur bis drei zählen (die Piros bis zehn, die Conibos bis fünf[2]), und wenn sie größere Zahlen ausdrücken wollen, Hände, Füße und Steinstücke emporhalten — vielleicht nur im Verkehr mit Fremden, die ihre Sprache nicht verstehen. Götzenbilder hat man bei ihnen keine gefunden, dagegen hat Werthemann in einigen Hütten geschmückte Kreuze vorgefunden, die hier jedenfalls auf frühere Missionierung deuten, während das Kreuz als bloßes Ornament — vielleicht von den vier Windrichtungen hergenommen — sich schon in den altperuanischen Schmucksachen verwendet findet, wie es auch im Jahre 1517 von den Spaniern auf der Halbinsel Yucatan als Symbol des Windgottes angetroffen wurde. Professor A. Raimondi fand große Ähnlichkeit zwischen den Schädeln der Campas und denen der alten Peruaner, die aus uralten Gräbern an der Küste genommen waren. Es heißt auch, daß nach der Eroberung des Landes durch Pizarro viele Nachkommen der Inkas in die Urwälder zu den Wilden flohen, wo sie sich wahrscheinlich mit diesen vermischten und ihre alte Kultur vergaßen. Nach Ordinaire begraben sie ihre Toten in ihrer Hütte, die darauf verlassen wird; sonst wurde erzählt, daß die Campas die Leichname mit Steinen beschwert im Flusse versenken, was auch für einzelne

[1] Er ist auch der Entdecker des Gran Pajonal (der großen Grasfläche) auf dem linken Ufer des Perené und der Gründer der Missionsstation San Antonio de Catalipango (*Olivier Ordinaire*, Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1890, p. 236 nach dem Compendio historico von Pater Amich).

[2] *Guilleaume* nach *Fry*, Scottish Geographical Magazine 1890, p. 243.

Hosted by Google

Stämme zutreffen mag. Die Campas sind ein Jägervolk, sie ziehen aber bei ihren Hütten Mais, Yucas, Bohnen, Erdnüsse (Mani), Bataten, Magonas

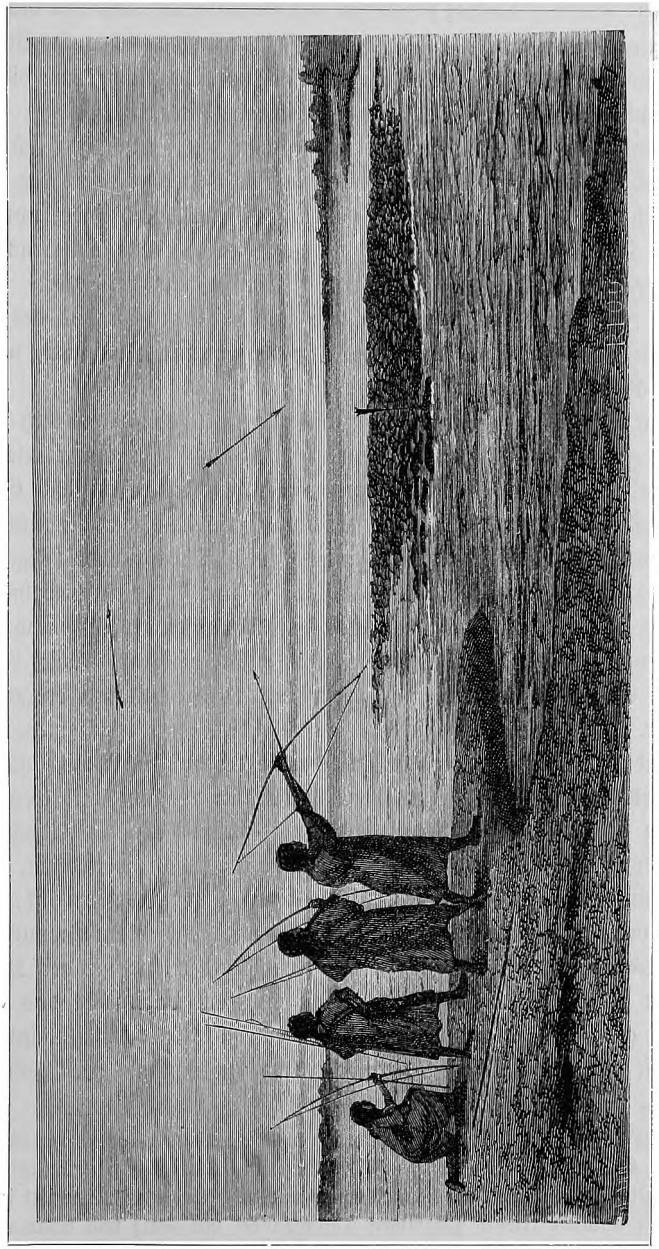


Fig. 46. Jagd auf Schildkröten.

und Uncuchas (Kartoffelarten), Bananen, Ananas und Zuckerrohr; wo sich das Klima dafür eignet, auch Coca. Wenn sie große Strapazen in Aussicht

Hosted by Google

haben, gebrauchen sie zum Kauen die Rinde einer besondern Lianenart, des Chumairo, die in den Wäldern des Palcazu und des Pichis vorkommt; sie kauen diese Rinde getrocknet zusammen mit Cocablättern oder mit den Blättern irgend eines Obstbaumes[1]. Aus der Zeit der spanischen Herrschaft und der Missionierung rührt der Besitz ansehnlicher Rindviehherden, die Werthemann auf seiner Fahrt den Perené hinunter in der Pampa auf dem linken Flußufer im Gebiete der Campas grasen sah. Auch hat sich bei ihnen eine ziemlich rohe Eisenindustrie erhalten; sie schmelzen das Erz nach der catalonischen Methode in großen viereckigen, aus Backsteinen und Adobes erbauten Öfen, deren Feuer durch vier auf zwei Seiten angebrachte Blasbälge angefacht wird, und stellen gröbere Messer und Äxte her. Ebenfalls von den getauften Vorfahren her hat sich bei den Campas des Paucartambo die Monogamie erhalten, während bei andern Stämmen, wenigstens bei den ältern Männern, Polygamie herrscht.

Von eingebornen Ucayali-Indianern nennt Dr. Abendroth noch die Sensis, deren Bezirk von Sarayacu bis zum Yanayacu reicht. Sie haben wahrscheinlich eine eigene Sprache, während die gefürchteten Cashibos (Carapuchos, Callisecas, Fledermausindianer) mit den oben genannten sieben Stämmen die Panosprache gemeinsam haben[2]. Die Cashibos (Fig. 47), die 1870 das linke Ucayaliufer vom Pachitea bis zum Aguaitia bewohnten, sind von allen Wilden des Amazonenthales die unbändigsten. Sie sind nur mit einer ganz kurzen Cusma bekleidet, die nicht bis zum Knie reicht; sie bemalen Gesicht und Haar mit verschiedenen Farben und tragen Federn im Haar. Sie ahmen sehr geschickt die verschiedenen Tierstimmen nach und locken dadurch die Jäger anderer Stämme tiefer in den Wald, um sie dort zu ermorden. Sie verzehren nie das Fleisch der Weiber, weil es nach ihrer Meinung giftig ist. Jedoch verzehren sie — ebenso wie die Mayorunas — ihre Alten und scheinen damit einen religiösen Akt zu verbinden. Sobald dem Greise angezeigt wird, daß sein letzter Tag gekommen ist, giebt er Zeichen von Freude und sagt, daß er nun bald seine alten Freunde wiedersehen werde. Dann wird ein großes Fest gegeben, wobei der Masato in Strömen fließt. Vom Fleische des Schlachtopfers darf nicht das Geringste verloren gehen, alles muß aufgezehrt werden; selbst die Knochen werden zerstampft mit dem Masato vermischt und getrunken. Im Jahre 1866

[1] *Olivier Ordinaire* l. c. A. Carranza (Boletin de la Soc. geogr. de Lima IV [1894]; s. Globus LXVIII [1895], 44 f.) erzählt, die Amhueshas, die in der Nähe der europäischen Ansiedelungen im Chanchamayothale wohnten, und die weiter im Innern wohnenden Campas trieben zusammen Tauschhandel mit Salz und Chamairowurzel. Über die Indianer des Pachitea und Ucayali handelt G. Hübner, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XV (1893), von wo wir das nebenstehende Bild entnehmen.

[2] Globus XIX, 379.

Hosted by Google

lockten sie den Kapitän und ersten Lieutenant des peruanischen Regierungsdampfers „Putumayo", der auf einer Entdeckungsreise den Pachitea hinauf nach dem Rio Mairo begriffen war, um den kürzesten Weg zwischen Lima und dem Amazonenstrome ausfindig zu machen, durch Zeichen anscheinender Freundschaft ans Land, wo sie dieselben erschlugen und auffraßen. Übrigens passieren Franziskanermönche jedes Jahr auf ihren Reisen zwischen den

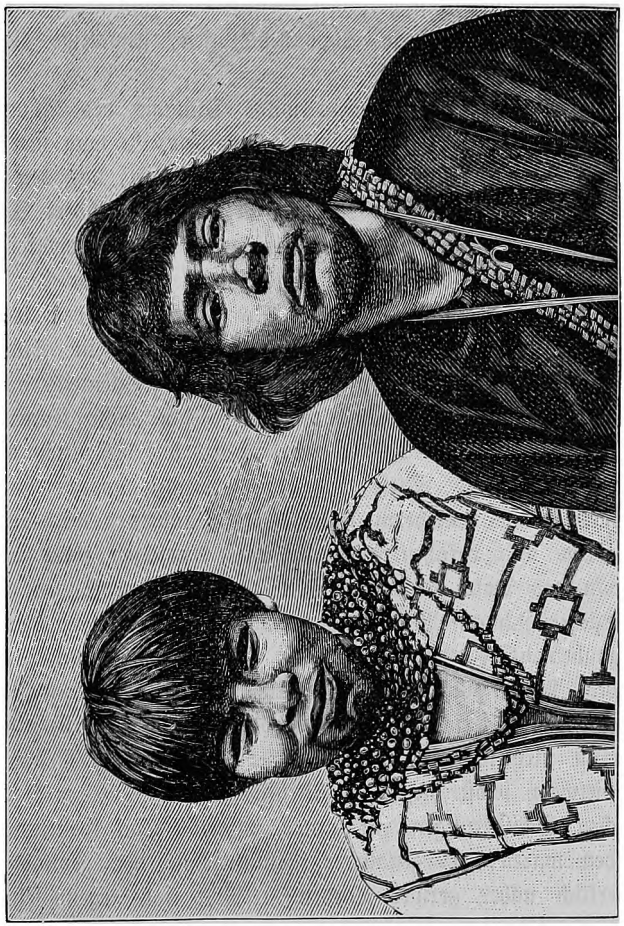


Fig. 47. Piro-Indianer. Cashibo-Indianer.

Missionen am Ucayali und Ocopa in Kanoes dieselbe Stelle am Pachitea, wo die beiden Offiziere ermordet wurden, und nie wurden sie von den Cashibos belästigt; Pater Calvo, der frühere Superior der Missionen, hat sogar schon verschiedene Male Unterhandlungen mit den Cashibos gepflogen. Diese wissen wahrscheinlich harmlose Mönche von Soldaten wohl zu unterscheiden, wie auch Pater Calvo glaubte, daß sie mit der Zeit schon zu bekehren wären. Übrigens vermindert sich die Zahl der wilden

Hosted by Google

Indianer auch in Südamerika infolge der beständigen Kriege unter den einzelnen Stämmen und des damit Hand in Hand gehenden Menschenraubes, sowie auch aus dem Grunde, daß die Männer häufig von den Weißen, die wegen des Kautschukhandels zahlreicher als sonst in den uncivilisierten Gegenden erscheinen, zum Dienste als Ruderer und Wegweiser gepreßt und ihren Familien entzogen werden; dazu kommen noch Trunksucht und andere einheimische und von den Weißen eingeführte Laster und Krankheiten, die, wie Pocken- und Typhusepidemien, gewaltige Verheerungen unter ihnen anrichten.

Da die Cashibos und andere wilde Stämme des Amazonenthales noch vielfach als wahre Bestien geschildert werden, so mag hier ein Urteil Oskar Peschels über die Wilden wiederholt werden, das den Nagel auf den Kopf trifft. Er sagt in seiner Völkerkunde[1]: „Andere Schriftsteller, berauscht von den Darwinschen Glaubenssätzen, wollen Bevölkerungen entdecken, die einen ehemaligen tierischen Zustand gleichsam zur Belehrung unserer Zeit noch festgehalten hätten. So sollen nach den Worten einer Schöpfungsgeschichte im Modegeschmack unserer Tage in Südasien und Ostafrika Menschen in Horden beisammen leben, größtenteils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Knüttel und Steine gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen. Diese Behauptungen sind nachweisbar aus der Schrift eines Bonner Gelehrten über den Zustand der wilden Völker geschöpft worden und beruhen dort auf den Aussagen eines afrikanischen Sklaven von den Doko, einem zwergartigen Volke im Süden von Schoa, oder sie beziehen sich auf Mitteilungen bengalischer Pflanzer oder Erlebnisse eines Jagdabenteurers, daß in Indien einmal Mutter und Tochter, ein anderes Mal Mann und Frau in halb tierischem Zustande angetroffen worden waren. Völkerschaften dagegen oder nur Horden in affenähnlichen Zuständen ist nirgends ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet. Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, die nach den ersten, oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt worden waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern wieder merklich näher gerückt worden[2]. Noch soll irgend ein Bruchteil

[1] 4. Auflage, S. 139. Damit vergleiche man das Ergebnis der anthropologischen Forschung, das J. Ranke (Der Mensch II [2. Aufl., Leipzig 1894]) in die Worte zusammenfaßt: „Es existieren in der Gegenwart in der gesamten bekannten Menschheit weder Rassen, Völker, Stämme oder Familien, noch einzelne Individuen, die zoologisch als Zwischenstufe zwischen Mensch und Affe bezeichnet werden könnten."

[2] Dies ist auch mit den noch in der Steinzeit lebenden Indianerstämmen Centralbrasiliens geschehen durch die in den letzten Jahren veröffentlichten Ergebnisse der Forschungen Karl von den Steinens und Paul Ehrenreichs, die zeigen, auf einer verhältnismäßig wie hohen Stufe der Kultur diese „Naturvölker" stehen.

Hosted by Google

des Menschengeschlechtes entdeckt werden, bei dem nicht ein mehr oder weniger reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei dem nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräte sowie endlich die Kenntnis der Feuerbereitung angetroffen worden wäre."

Noch eines kleinen Nachbarstammes der Cashibos muß ich hier erwähnen, um zu zeigen, wie ein früher halbcivilisiertes Volk degenerieren und in den Zustand vollkommener Wildheit zurückfallen kann. Es sind dies die Lorenzo-Indianer[1] am Palcazu und Mairo, von wo sie schon bis zur Pampa de los Angelos (drei Meilen von der Kolonie Pozuzo) gekommen sind. Diese ziemlich harmlosen Wilden wohnen nur etwa zehn Stunden von der deutschen Kolonie, mit der sie indes nicht den geringsten Verkehr unterhalten; sie gebrauchen noch Steinäxte aus Diorit oder Obsidian, mit denen sie übrigens ganz große Bäume zu fällen verstehen. Diese Lorenzos sind Nachkommen von christlichen Indianern, den die Cordillera von Muña bewohnenden Panataos, die während des allgemeinen Indianeraufstandes im Jahre 1742 aus den Pflanzungen bei Huanuco, wo sie von den Spaniern ärger als Sklaven behandelt wurden, entwichen und sich in die Urwälder des Mairo flüchteten. Dort sind sie immer vereinzelt geblieben, haben keinen Verkehr mit den benachbarten wilden Stämmen, die sie fürchten, und auch keinen mit den am Pozuzo wohnenden Weißen unterhalten. Von ihnen kann man mit Recht sagen, daß sie aus der Eisenzeit in die Steinzeit herabgekommen sind. Die Halbkultur ihrer Voreltern haben sie vergessen, gehen nackt und sehen sich wieder genötigt, Werkzeuge und Waffen aus Steinen, Holz und Knochen zu verfertigen, da sie wegen ihrer Angst vor den Weißen keine Gelegenheit haben, Werkzeuge von Eisen zu erhandeln, und doch Wald roden müssen, um ihren kärglichen Ackerbau zu betreiben — sie pflanzen etwas Bananen und Yucas. Von deutschen Kolonisten, die sich auf der Jagd befanden, wurden sie schon öfters gesehen; nie aber war es möglich, sie zum Stehen zu bringen, obgleich die Deutschen ihnen kein Leid zufügen würden; stets flüchteten sie sich in größter Eile in das Dickicht des Waldes. Übrigens schien es einmal, wie Pfarrer Egg mitteilte[2], als ob die Lorenzos anfingen tückisch zu werden[3]. Damals ging ein in

[1] Die Lorenzos sind 1865 von Paz Soldan in seinem Atlas von Peru, 1880 von P. Gonzalez verzeichnet worden. Freiherr von Schütz, Pfarrer Egg von Pozuzo und Dr. Abendroth haben seit 1867 mehrfach auf sie hingewiesen. Über den Namen berichtet *Olivier Ordinaire*, Du Pacifique à l'Atlantique 158 ss. nach dem Compendio historico von Pater Amich (1635—1771).

[2] Joseph Egg, Die Indianer des Pachitea (Aus allen Weltteilen, VII. Jahrgang, S. 234 f.).

[3] Dies ist kein Wunder bei dem schamlosen, grausamen Kinder- und Mädchenraub, den Weiße und Wilde bei ihnen treiben, wobei die Männer einfach nieder-

Hosted by Google

der Kolonie Pozuzo wohnender indianischer Arbeiter mit seiner Frau auf die Jagd an den Mairo. Auf dem Rückwege trat er sich, da er barfuß ging, auf einmal den Dorn eines Stechrochens, die im Pachitea ziemlich häufig sind, in den Fuß, und bald darauf wieder einen, so daß ihm die Sache auffiel. Er untersuchte den Pfad nun sorgfältig und fand noch 8—9 solcher Dornen, die offenbar von den San Lorenzos auf den Weg gelegt worden waren, damit er sich daran verwunden sollte. Der Stich eines solchen Dornes ist sehr schmerzhaft und heilt schwer; der Indianer schleppte sich nur mit Mühe nach Pozuzo zurück, wo er noch längere Zeit an seiner Wunde litt.

---

geschossen werden. 1885 wurden für Knaben und Mädchen 220 bis 320 Mark bezahlt (*Olivier Ordinaire* l. c. 156). S. 131 erzählt Ordinaire, daß sich einer seiner Träger den Dorn einer Chontapalme durch den Fuß trat, den die Lorenzos zum Schutze gegen Eindringlinge auf dem zu ihren Sitzen führenden Pfad aufgepflanzt hatten.

Hosted by Google

VI.

Pozuzo.

Natürliche Verhältnisse.

Reise in die tirolisch-rheinische Kolonie. Ihre Lage und Ausdehnung. Der Poznzo. Die Bevölkerung der Kolonie. Meteorologisches. Gesundheitsverhältnisse. Bodenbeschaffenheit. Pflanzenleben. Tierwelt.

Die Niederlassung von Deutsch-Tirolern und Rheinländern liegt auf dem Ostabhange der Anden an der Stelle, wo sich der Huancabamba in den Pozuzo ergießt, unter 10° 2′ südl. Br., 75° 3′ westl. L. v. Gr. in einer Meereshöhe[1] von durchschnittlich 800 m. Sie ist von Lima über Chicla (140 km von Callao)—Huancabamba etwa 400 km, über Oroya (219 km von Callao)—Cerro de Pasco etwa 500 km, über Obrajillo—Cerro de Pasco—Huancabamba (dieser Weg muß ganz zu Pferde, auf dem Rücken eines Maultieres oder zu Fuß zurückgelegt werden, während auf dem ersten zum Teil die Oroyabahn benutzt wird) etwa 440 km, von Cerro de Pasco 173 km und von Huanuco 154 km entfernt. Wir geben im folgenden die Schilderung wieder, die Freiherr von Schütz von der

[1] Dr. R. Abendroth, Die Kolonie am Pozuzo 7; A. Ydiaquez (Le Pérou en 1889), dessen Zahlenangaben nur mit großer Vorsicht benutzt werden dürfen, S. 28. 105. Rheinland erhebt sich bis zu 908 m, Tirol liegt durchschnittlich 800 m hoch, die Vereinigungsstelle der beiden Flüsse nach Werthemann 684 m hoch.

Hosted by Google

Reise hinterlassen hat, auf der er im Jahre 1864 von Lima aus über Obrajillo, Cerro de Pasco und Huanuco die Kolonie zum letzten Male besucht hat[1]. Der kürzeste Weg von Lima nach Pozuzo führte — vor dem Bau der Oroyabahn — über San Mateo, Junin (ohne Cerro de Pasco zu berühren) und Huancabamba, 75 Leguas, von denen 32 Leguas durch die kalte Puna führen. Wer das kalte Klima vermeiden wollte, reiste vom Hafen Huacho über Oyon nach Huanuco (56 Leguas) und von da nach Pozuzo (24 Leguas).

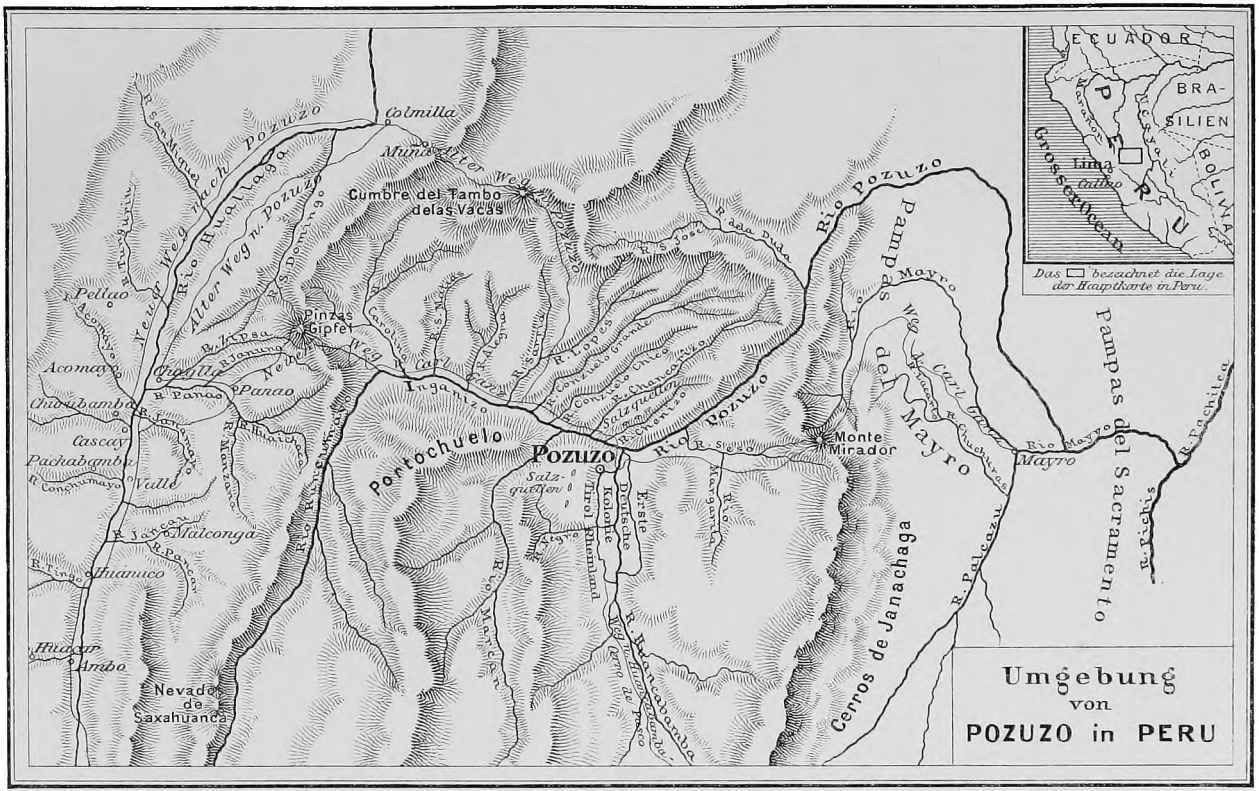
In der Gebirgs- und Wälderregion von Peru beginnt die Regenzeit gegen Ende Oktober und dauert bis Ende März, doch wird sie durch viele heitere Tage und sogar durch längere Zeit dauerndes helles Wetter unterbrochen, wie auch in der trockenen Zeit Gewitterregen ziemlich häufig sind. So herrscht während des Monats Dezember meist schönes Wetter, weshalb diese Zeit Verano del Niño (Christkindelssommer) genannt wird. Im Vertrauen hierauf brach Freiherr von Schütz Anfang November von Lima auf und ward auch fast während seiner ganzen Reise während der Monate November, Dezember, Januar und Anfang Februar mit Ausnahme von etwa dreißig Regentagen von schönem Wetter begünstigt. Den langweiligen Weg von Lima nach Cerro de Pasco mit seinen schmutzigen Indianerherbergen und seinen Schneestürmen in den Punas, kalten, mit kurzem Grase bewachsenen Hochebenen zwischen den beiden Hauptketten der Andes, legte er mit seinem ausdauernden Maultiere in vier Tagen zurück, war aber recht froh, als er sich in der Bergstadt Cerro de Pasco — 4352 m über dem Meere[2] — mit ihren reichen Silberminen, unschönen Hütten, unter denen nur wenige bequeme Häuser zerstreut waren, und ihrem trostlosen Klima, wo es fast täglich schneit oder hagelt und man jeden Tag im Jahre Feuer im Ofen halten muß, im gastlichen Hause seines alten Freundes, Dr. Laukin aus Königsberg, ausruhen konnte.

Der Weg von Cerro de Pasco nach dem 120 km weiter nördlich gelegenen Huanuco ist nach spanisch-amerikanischen Begriffen ein vortrefflicher, und man kann auf einem guten Pferde die 20 Leguas (30 Wegstunden) Entfernung mit Leichtigkeit in $1^1/_2$ Tagen zurücklegen. Gleich hinter Cerro de Pasco passiert man den höchsten Punkt des Weges, wo der Huallaga entspringt, dessen schäumendes Wasser in dem engen Thale, dem der Weg folgt, viele auf höchst urwüchsige Weise angelegte Mühlen treibt. Schon vier Leguas unterhalb der kalten Bergstadt, in deren Umgegend nur ganz kurzes, dürftiges Gras gedeiht, beginnt ein kräftigerer Pflanzenwuchs; in den Gärten der am Wege liegenden Hütten bemerkt man Nelken wie auch

[1] D. von Schütz, Die deutsche Kolonie in Peru 1 ff. Der Weg von Lima bis Cerro de Pasco ist von Gerstäcker beschrieben worden. In der 1. Auflage des Amazonas schildert der Verfasser die Kolonie S. 138—144.

[2] Nach Rivero, 4327 m nach Lubinsky.

Hosted by Google



Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 221 f.

Verlag von Herder zu Freiburg im Breisgau.

Hosted by Google

Hosted by Google

Salat, Zwiebeln und Kohl, etwas weiter unten Kartoffeln und ausreifende Gerste — in den höhern und kältern Gegenden reift die Gerste nicht, sondern dient grün als Pferdefutter —, noch drei Leguas weiter sieht man schon Pfirsiche, Apfelbäume und Weizenfelder. In der Nähe des Dorfes Ambo, nicht mehr weit von Huanuco, erweitert sich das Thal bedeutend, und eine herrliche Gegend bietet sich unsern Blicken dar. Große, regelmäßig abgeteilte Felder von Zuckerrohr wechseln ab mit Luzerne, deren Grenzen durch lange Reihen von Weiden oder Aloehecken und mancherlei Obstbäumen bezeichnet sind; so bilden die verschiedenen Arten des Grün, die Smaragdfarbe der Luzerne, das Gelbgrün des Zuckerrohrs, das dunkle Laub der Orangen und Chirimoyas und das Blaugrün der Aloehecken eine liebliche Abwechslung. Einige Landgüter sind mit Mauern umgeben, die vollständig von Rosen überwuchert sind. Der Huallaga rauscht in Schlangenwindungen durch dieses herrliche Thal, das eine wahre Oase zwischen den Felsen und Schneebergen der düstern Andes bildet. Im ganzen sind die Landgüter des Thales von Huanuco in Bezug auf bequeme Gebäude, Gärten und Einrichtungen weit besser angelegt als in irgend einem andern Teil von Peru, und die Ordnung, die in einigen der Haciendas, z. B. in der von Andabamba herrschte, setzt den Reisenden, der an die heillose Wirtschaft im spanischen Amerika gewöhnt ist, in Erstaunen. Diese Pflanzung, damals einem Herrn San Miguel gehörend, der als Subpräfekt vor einigen Jahren den Weg von Huanuco nach Pozuzo hergestellt hatte, hatte große und bequeme Gebäude, schöne Gärten, Dampfmaschinen zum Mahlen des Zuckerrohres und zur Herstellung des Zuckers; auch hier waren alle Mauern mit prächtigen Rosen bedeckt. Unter den vielen Arbeitern — sämtlich Indianer, die hier, wie überhaupt im ganzen Thale von Huanuco, in Leibeigenschaft gehalten werden — herrschte streng militärische Ordnung, sogar eine Musikbande fehlte nicht, und so scharf wurde auf Reinlichkeit gesehen, daß der große Hof der Hacienda jeden Morgen von den Indianerweibern ausgekehrt wurde, eine Arbeit, die man sonst nicht leicht im spanischen Amerika verrichten sieht. Auch betrat Freiherr von Schütz hier zum erstenmal in Peru auf europäische Weise eingerichtete Pferdeställe mit prächtigen Pferden. Daß man in den Haciendas von Huanuco weit mehr Bequemlichkeit antrifft als auf den übrigen Pflanzungen in Peru, erklärt sich daraus, daß dort die Herren meist selbst auf dem Gute wohnen, während die übrigen peruanischen Pflanzer gewöhnlich in der Stadt leben und ihre Pflanzungen von rohen, ungebildeten Verwaltern, meist Mulatten, verwalten lassen.

Huánuco ist eine der ältesten Städte des spanischen Peru und ward schon von Pizarro gegründet. Die Stadt liegt 1812 m hoch unter 9° 55′ südl. Br., 75° 45′ westl. L. v. Gr. ungefähr 100 km unterhalb der Quellen des Huallaga. Sie zählt 7500 Einwohner, ist 1864

Hosted by Google

Bischofssitz[1] und in neuerer Zeit auch Hauptstadt des Departements, zu dem Pozuzo gehört, und Sitz eines Präfekten geworden, während die Provinz (Bezirk) Huanuco früher dem Departement Junin (Hauptstadt Cerro de Pasco) angegliedert war. Die Stadt nimmt einen größern Raum ein als viele Städte von weit bedeutenderer Einwohnerzahl, denn die Häuser haben fast alle große Gärten hinter dem Hofe. Huanuco ist berühmt wegen seines reichlichen, guten Obstes der tropischen und gemäßigten Zone, namentlich sind seine Chirimoyas (Anona tripetala) ausgezeichnet, zweimal so groß als die von Lima und von viel feinerem Aroma. Huanuco hat nicht weniger als 15 Kirchen, und Prozessionen gehören hier, wie überhaupt in Peru, zu den Hauptvergnügungen des Volkes[2]. Das Klima ist gesund und angenehm, doch kommen nicht selten Fälle von hartnäckiger Dysenterie vor, woran vielleicht weniger das Klima und das Wasser als das viele Obstessen die Schuld trägt, und außerdem fordern hier und in den Dörfern der Umgegend fast jährlich die Pocken ihre Opfer. In Huanuco ersehnte man schon vor 30 Jahren die Befahrung des Pachiteaflusses mit Dampfbooten, die im Jahre 1867 unter der ersten Präsidentschaft des Generals Prado, der aus Huanuco stammte, zum erstenmal an der Mündung des Mairo erschienen. Die Schiffahrt auf den transandinischen Flüssen ist der Hauptwunsch von vielen Bewohnern des Innern von Peru. Sie kennen die Schwierigkeiten des Transportes über die Cordilleras und blicken nach Osten, um eine leichtere Verbindung mit Europa und Nordamerika zu erhalten. Gerade deshalb war aber den deutschen Kaufleuten in Lima die Anlage der deutschen Kolonie am Pozuzo so verhaßt. Sie wußten, daß, wenn die Kolonisation dort einen bedeutenden Aufschwung nehmen würde, die natürliche Folge die Dampfschiffahrt auf dem Pachitea und dadurch die Verbindung mit Brasilien und dem Atlantischen Ocean sein müßte, so daß ein großer Teil der für die Bergwerksbezirke des Innern bestimmten Waren nicht mehr über Lima, sondern über Pará und den Amazonenstrom seinen Weg nehmen würde. Fiel dagegen das Kolonisationsunternehmen schlecht aus, so hatten die Deutschen in Lima zu erwarten, daß die Kolonisten ihnen auf den Hals fielen und sie mit ihren Betteleien belästigten. Es war daher natürlich, daß sie das Unternehmen mit ungünstigen

[1] Huanuco gehörte früher zum Bistum Chachapoyas, und so kam es, daß Pfarrer Egg von Pozuzo seiner Zeit von Bischof Ruiz der Regierung zur Anstellung vorgeschlagen wurde. Seit 1891 leitet ein frommer Ordensmann, Bischof Alfonso Maria Sarbina aus dem Barfüßerkollegium von Ocopa, die Diöcese Huanuco.

[2] Über die traurigen kirchlichen Verhältnisse in Peru hat sich neuerdings Professor Dr. theol. Jos. Schöpf geäußert im Österreichischen Jahrbuch 1892, S. 59 ff., wo er die Geschichte von Pozuzo besonders nach den Mitteilungen seiner dortigen Verwandten schildert.

Hosted by Google

Augen betrachteten, denn in keinem Falle hatten sie Vorteile davon zu erwarten. Vor einigen Jahren planten einige Unternehmer in Huanuco eine Eisenbahn nach Mairo, um den Verkehr in Fluß zu bringen; sie brachten 12 000 Soles auf, um die Bahnlinie auszustecken, in der Hoffnung, die Mittel zum Baue in Europa aufzutreiben. Dies gelang jedoch nicht, worauf der Präfekt die ausgesteckte Strecke zur Herstellung eines Weges benutzen wollte. Da aber nach dem Gesetze kein Präfekt länger als zwei Jahre in demselben Departement bleiben kann, so geschah nichts, weil der Nachfolger in der Regel die angefangene Arbeit seines Vorgängers liegen läßt und etwas Neues anfängt. So hatte auch Pfarrer J. Egg von Pozuzo und Senator J. M. Pinzas von Huanuco auf eine Anregung von Herrn C. J. Römer in Harzburg[1] im Jahre 1889 und 1890 Beschlüsse der Regierung und Volksvertretung erwirkt, die 40 deutschen Familien freie Reise und andere Vorteile sicherten, um die Besiedelung der Mairogegend in Angriff zu nehmen; doch mußte 1893 von der Ausführung des Planes Abstand genommen werden, weil die bankrotte peruanische Regierung, zum Glück noch ehe die Auswanderer unterwegs waren, sich für unfähig erklärte, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Der Weg von Huanuco nach Muña (12 Leguas) war wahrscheinlich das beste Werk seiner Art, das je in Peru zur Ausführung gekommen ist; einen großen Teil des Weges hätte man im Jahre 1865 sogar mit Wagen befahren können. Das kleine Dorf Muña, ganz von Indianern bewohnt, liegt halbwegs zwischen Huanuco und der deutschen Kolonie, zu deren Pfarrei es schon gehört. Der Weg folgt stets dem Laufe des Huallaga, und seine Anlage muß den Subpräfekten San Miguel wegen der enormen Felsen, die hier zu sprengen waren, viel Pulver gekostet haben. Jenseits der letzten Brücke über dem Huallaga steigt der Weg eine ganze Legua in Schlangenwindungen bis nach Muña (1920 m hoch)[2]. In der Nähe des Dorfes wird, wie schon die spanischen Botaniker Ruiz und Pavon erwähnen[3], viel Chinarinde gefunden, doch nur die im Handel unter dem Namen Huanucorinde bekannte Art, nicht die wertvollere Calisaya; auch der Matico kommt hier vor. Muña hat das feuchte Klima, und seine Vegetation zeigt auch ganz den düstern Charakter der Ceja de la Montaña (Braue des Waldes), wie in Peru die

[1] Diese Bemühungen behandelt die 1892 in Harzburg im Selbstverlage des Verfassers erschienene Broschüre von C. J. Römer: Der obere Amazonenstrom, ein Kolonierungsgebiet für Deutsche. — Senator Pinzas, der für den Herausgeber noch am 5. Februar 1895 eine Kartenskizze von Pozuzo entworfen hatte, hat Mitte März bei dem Straßenkampfe in Lima zwischen Caceristen und Pieroliſten, der 2000 Menschen das Leben kostete, in tragischer Weise seinen Tod gefunden: er wurde in einem Hause von einer verirrten Kugel durchbohrt.

[2] *Ydiaquez* 17.

[3] In der Ende des vorigen Jahrhunderts gedruckten Flora Peruana.

Hosted by Google

Gegend der hochgelegenen Urwälder mit noch verkrüppeltem, mit Moos bedecktem Baumwuchse genannt wird. Die einzige Feldfrucht, die in dieser Gegend gut gedeiht, ist die Kartoffel. Steigt man von Muña aus noch zwei Leguas weiter auf dem Wege nach der Kolonie, so gelangt man auf den Kamm der östlichen Andeskette, die hier lange nicht so hoch ist wie 15 Leguas weiter nach Süden, wo einige ihrer höchsten Punkte liegen. Der Paß erreicht hier nicht die Schneegrenze, und obgleich die umliegende Gegend im ganzen noch den Punacharakter zeigt, so findet man doch auch hin und wieder kleine verkümmerte Sträucher. Auch ist das Gras weit höher und besser als auf den höhern Punas des Südens, und die Weiden von Muña, jetzt fast unbenutzt, könnten viele Tausende von Rindern und Pferden ernähren.

Nachdem man die Wasserscheide passiert hat, fällt der östliche Abhang sehr steil ab und die Vegetation ändert sich fast alle tausend Schritte, die man bergab geht, wie durch Zauber. Die Formation ist ein eisenhaltiger Thonschiefer mit viel Glimmer und von mächtigen Quarzadern durchzogen, weiter unten wird dieser Schiefer noch glimmerreicher. Freiherr von Schütz wurde durch das Aussehen dieser Felsen stark an die Minengegenden Californiens erinnert, auch ist schon Gold am Runcumayo gefunden worden, der sich fünf Leguas oberhalb der Kolonie in den Pozuzo ergießt. In der ersten halben Legua des Weges, vom Kamme aus gerechnet, behält die Vegetation noch die Alpenform der Punaregion, grobes Gras und gelbblühende Senecien, violette Gentianen, Plantago- (Wegerich-) und Ranunculus- (Hahnenfuß-) Arten. Etwas tiefer erscheint ein purpurrotes Solanum und viel zartes Farnkraut. Dann folgen niedrige Büsche, unter andern auch Brombeeren, die mit den auch hier vorkommenden Erlen uns anheimeln, größere Farne, Begonien, Calceolarien, Lupinen und Salvien (Salbeiarten). Die Scenerie wird immer interessanter, die Vegetation immer tropischer mit jeder Legua, die man herabsteigt. Bald zeigen sich die Farne schon baumartig und zum erstenmal treten Orchideen und Cinchonen auf. Der Wald wird dichter und verschlungener, bis man nach einem Marsche von etwa 10 Leguas, von der Wasserscheide an gerechnet, die Montaña real betritt, mit ihren Palmen, Riesenbäumen und zahllosen Schlingpflanzen, die an den Stämmen tausendjähriger Bäume emporklettern und bald wie Tauwerk von den Ästen zum Boden reichen, bald zierliche Lianenbrücken oder blütenreiche Grotten und Lauben bilden. Die Mächtigkeit und Verschiedenartigkeit der Waldbäume setzt uns in Erstaunen, und der großartige Charakter der Scenerie in diesen unendlichen Einöden gewährt dem Reisenden einen hohen Genuß und erleichtert ihm die Strapazen.

Alles ist hier verschieden von dem, was der Wanderer in der nordischen Heimat zu sehen gewohnt war; nach seiner Reise von der Westküste über die Andes findet er sich hier in einer neuen Welt. Die sonderbaren Blüten-

Hosted by Google

formen der Orchideen, der schönste Schmuck der Urwaldbäume in dieser Region, die vielen Palmenarten, die sich über die andern Bäume erheben und einen eigenen Wald über dem Walde bilden, unter ihnen die schlanke Chonta mit ihrem harten Holze, die hohe Muruna, deren Wurzeln sich über 2 m hoch über den Boden erheben und den Stamm kreisförmig umgeben, die dornige Chaquisapa und vor allen der Sayal, der König der Palmen dieser Wälder mit dickem Stamme und enormen Blättern, die aus dem Stamme bis 12 m lang hervorschießen. Alles ist Leben in diesen jungfräulichen Wäldern. Fliegende Edelsteine in Gestalt von Kolibris und bunte Schmetterlinge, unter denen die metallblauen, purpurroten und gelben besonders hervorleuchten, von den verschiedensten Größen naschen an den Blüten; hier hämmern glänzend gefiederte Spechte an den Bäumen, worauf der orangefarbene, schwarzgeflügelte Tunqui seine schrille Stimme ertönen läßt, unterbrochen von der melancholischen Stimme der Alma perdida, einer Finkenart, und den melodischen Tönen des Orgelvogels. Dort kreischen grüne Papageien und blau und gelbe Araras gellend durch den Wald, aufgeschreckt durch die Sprünge zahlreicher Affen, die einander neckend an den seilartigen Schlingpflanzen von Ast zu Ast sich schwingen.

In wenigen Stunden ist man so aus der kalten Punazone, durch deren Aussehen Freiherr von Schütz immer an die rauhen, unbewaldeten Hochebenen des Westerwaldes erinnert wurde, in die Welt der Tropen gelangt. Unten hat hin und wieder ein Indianer ein Stück Urwald gerodet und angebaut, wo die sonderbaren Kulturpflanzen der Tropen gleich unsere Aufmerksamkeit erregen. Zum erstenmal sieht man hier den Kaffeestrauch mit seinen dunkelgrünen Blättern, weißen Blüten und roten, kirschartigen Früchten, die fruchtbare, breitblättrige Banane, das gelbgrüne, schilfartige Zuckerrohr, das hier im Vergleiche zur Küste eine enorme Höhe und Dicke erreicht, und die Baumwollstaude mit ihren gelblichen Blüten und weißen Kapseln. Auch findet man hier eine Menge köstlicher Früchte, die alle fast ohne Pflege gedeihen; der Indianer baut seine unentbehrliche Coca, und die Wälder duften zu gewissen Jahreszeiten nach Vanille.

Das Klima dieser Region (600—2000 m über dem Meere) ist gesund und angenehm; das Land ist namentlich dort, wo schon größere Strecken angebaut sind, fast ganz frei von der Plage der Moskitos, die den untern Teil der Nebenflüsse und den ganzen Lauf des Amazonenstromes so unangenehm machen; auch zur Regenzeit lassen sie sich am Pozuzo durch Tabakrauchen vertreiben. Hier ist das am meisten lästige Insekt die Ameise — in den Wohnungen giebt es kaum eine Holzart, die ihren Zangen Widerstand zu leisten vermöchte — und ebenfalls im Hause, besonders im gemauerten, die Schabe, die hier alles Genießbare verzehrt. Dafür fehlen die Wanzen, die im übrigen Peru so häufigen Flöhe suchen hier nur Hunde und Katzen

Hosted by Google

heim, und der Gebirgsindianer, der von der kalten Puna herabsteigt, verliert kurz nach seiner Ankunft in der Montaña real seine treueste Gefährtin — die Laus! In der Regenzeit, die mit häufigen Unterbrechungen gewöhnlich von Oktober bis April dauert, fällt mehr Regen, als erwünscht wäre; aber nichts kann schöner sein als die gleichmäßige Witterung im Juni, Juli und August. Freiherr von Schütz verbrachte den Dezember und einen Teil des Januars, also die Zeit der größten Hitze, in der Kolonie Pozuzo (800 m über dem Meere), und nie stieg das Thermometer, das er dreimal täglich beobachtete, über 22° R im Schatten und fiel auch nie unter 14°. Schönes Wetter wechselte in jener Zeit mit Regentagen und durchschnittlich regnete es jeden zweiten Tag.

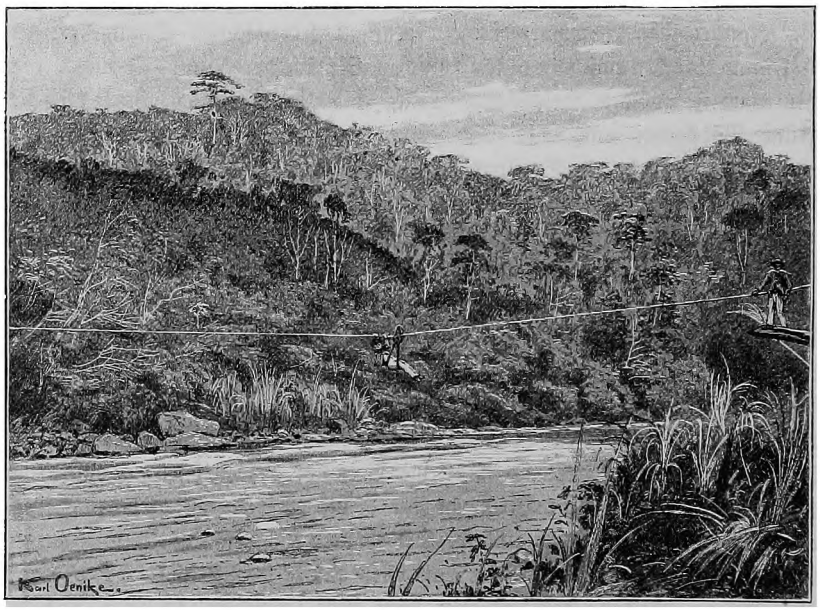


Fig. 48. Notübergang über den Pozuzo an einem Drahtseil mittels Karabinerhakens.

Bevor man von Huanuco aus das ursprüngliche Gebiet der Kolonie betritt, muß man auf das rechte Ufer des Pozuzo übersetzen. Dies geschah, da die Brücke jährlich vom Flusse fortgerissen wurde, vor Anlage der Drahtseilbrücke[1] und abgesehen von der kurzen Zeit (1863—1866), in der die feste Brücke des Ingenieurs Falkenstein dem Flusse standhielt, in der Regenzeit mittels zweier über den Fluß gespannten Pihucas (Luftwurzeln) durch Hinüberrutschen; dieser Übergang über den reißenden Pozuzo war lebensgefährlich,

[1] Die drei von den Kolonisten errichteten Drahtseilbrücken in Pozuzo könnten, wie Richard Payer (Petermanns Mitteilungen 1893, S. 151) bemerkt, den peruanischen Ingenieuren als Muster dienen.

Hosted by Google

und selten verging ein Jahr, wo nicht ein Menschenleben beim Überschreiten der Flüsse verloren ging. Von der Brücke zog sich der Pfad bei Friedrich Gerstäckers Ankunft im Dezember 1860 gerade in den Wald hinein; hohe, herrliche Bäume bestanden mit tropischer Üppigkeit die nicht zu steilen Berge. Einigemal lief der schmale Pfad auch echt tirolisch und etwas halsbrecherisch an der steilen Bank des Huancabamba hin, weiter oben ließen sich aber schon die offenen Felder der eigentlichen Kolonie erkennen, und bald waren die ersten freundlichen Gebäude erreicht. Die Ansiedlungen zogen sich, hie und da durch scharfe Bergrücken unterbrochen, auf etwa $1^1/_2$ Leguas Entfernung an den im Thale sich findenden ebneren, breiteren Stellen am Ufer hinauf. Der erste Teil der Kolonie war in eine solche kleine Böschung der Berge

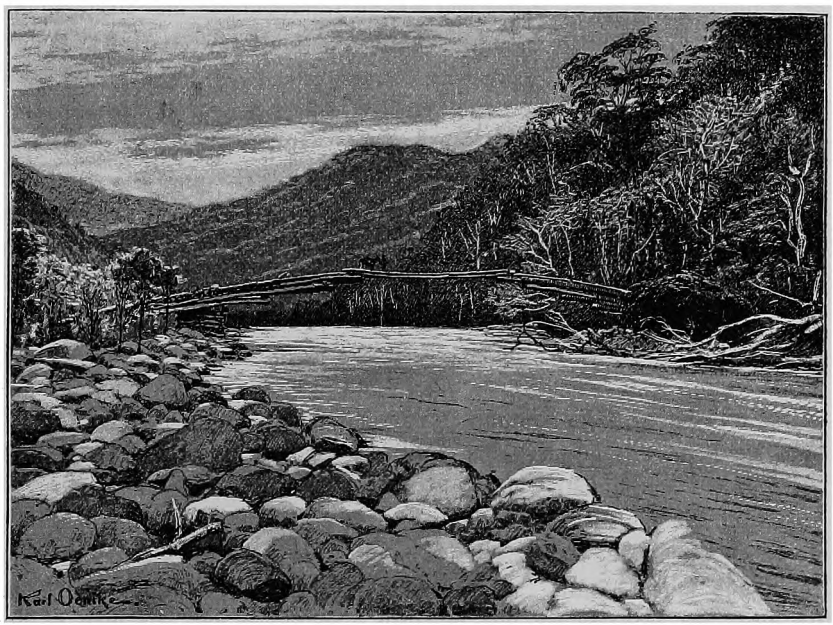


Fig 49. Holzbrücke über den Pozuzo, auch für Lasttiere.

gebaut. Jeder Kolonist hatte einen schmalen Streifen Land in der Regel mit gleich breiter Front am Flusse erhalten, auf dem er, soweit er wollte, auch zurück und in die Berge hinauf arbeiten konnte. Damals hatten die Kolonisten erst das flache Land um ihre Hütten urbar gemacht und hierin in der kurzen Zeit Unglaubliches geleistet. Diese ersten Ansiedlungen gehörten zwei Tirolern und dem Gobernador. Von hier aus lief wieder ein scharfer Hügelrücken bis dicht zum Flusse nieder und unterbrach die Ansiedlungen eine kurze Strecke. Auf der andern Seite dagegen öffnete sich eine schmale, aber etwas längere Ebene, in der man die Kirche (Fig. 50), damals ein niederes Holzgebäude, und die Wohnung des Pfarrers erblickte. Die Scenerie war

Hosted by Google

wundervoll. Zur Linken floß der Strom, weiße Schaumflocken über die ihm im Wege liegenden Felsen schleudernd, und steil, aber dicht bewachsen, stiegen seine gegenüberliegenden Ufer bis zu den hohen, aber wunderlich ausgeschnittenen Kuppen empor. Zur Rechten lag ebenfalls Wald, aber auf leise ansteigenden Höhen, und der ebene Strich in der Mitte, über den das Auge frei und unbehindert schweifte, war durch deutschen Fleiß in einen Fruchtgarten verwandelt. Wohl zeigte noch, besonders rechts nach dem Walde zu, eine Masse abgestorbener Waldriesen, die ihre nackten Arme wie zornig gen Himmel streckten, daß hier die Kultur erst begonnen und keineswegs schon alle Hindernisse überwunden habe. Aber in dem tiefen und kühlen Schatten breitblättriger Bananenstämme lagen tief versteckt die Hütten der Ansiedler, auf beiden Seiten von niedern Kaffeewäldern und Yuccabüschen umgeben, deren dunkles Blaugrün durch die lichten Felder hochwüchsigen Maises gehoben wurde. Dazwischen heraus erscholl ein frischer, herzlicher Tiroler Jodler, während sonst alles den vollkommen tropischen Charakter des Landes verriet, nicht bloß die warme, milde Luft und der tiefblaue Himmel, sondern auch die zahlreichen Palmenkronen, die überall aus dem Laub der Wälder herausschauten und gar wunderlich gegen das sie dicht umschließende Laubmeer abstachen. Am andern Ufer drüben schrie ein Trupp schwarzer Affen sein melodisches Abendlied; das Thal herab kam ein großer Schwarm von Papageien, um ihre gewöhnliche Schlafstätte aufzusuchen; leise flüsterte dazu der Wind in den feinen zitternden Blättern des Zuckerrohres, als Gerstäcker bei dem, damals noch engen, aber gemütlichen Hause des freundlichen Pfarrers eintraf, worauf er nach herzlicher Begrüßung, zu der sich auch die Nachbarn einfanden, im stattlichen Hause des ersten Bürgermeisters der Tiroler, Joseph Gstir, die Ruhe aufsuchte[1].

Einen hübschen Überblick genießt man, wie Freiherr von Schütz bemerkt[2], wenn man von Huancabamba aus die Kolonie erreicht. Von einem sehr hohen und kalten Punkte, der passend „Bella Vista" genannt wird, dehnt sich eines der großartigsten und weitesten Panoramen aus, die man in der Welt finden kann. Gegen Süden sieht man die mit Schnee bedeckten Häupter der östlichen Andeskette, darunter den riesigen Kegel des Huacraruncho, und die letzten Ausläufer der Andes, den Cerro de la Sal. Gegen Norden unterscheidet man tief unten im Thale des Huancabamba die Felder und Häuser der Kolonie, die sich von dieser beträchtlichen Höhe aus wie Nürnberger Spielwaren ausnehmen; man glaubt, in einer Stunde könne man die Ansiedelungen erreichen, und doch hat man bis dahin noch acht volle

[1] Fr. Gerstäcker, Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Kolonien (2. Aufl.) 283 ff.

[2] Die deutsche Kolonie in Peru 27.

Hosted by Google

Leguas zu wandern. Gegen Osten ist die Fernsicht ausgedehnter; hier breiten sich in der Tiefe die endlosen Pampas del Sacramento aus, durch deren grüne Ebenen sich große Flüsse wie Silberfäden schlängeln. Am fernen Horizont tauchen verschiedene Hügelketten auf, unter ihnen in nordöstlicher Richtung der fabelhafte Cerro de San Matias, der nach den Berichten der alten Missionäre reiche Goldschätze bergen soll.

Die tirolisch-rheinische Kolonie liegt oberhalb der Vereinigung des Pozuzo mit dem Huancabamba, die beide ungefähr die Mächtigkeit des Eisacks und der Etsch bei Bozen haben[1], in zwei malerischen Thälern auf beiden Seiten der Flüsse in einer Ausdehnung von 5 km am Pozuzo und $8^1/_2$ km am

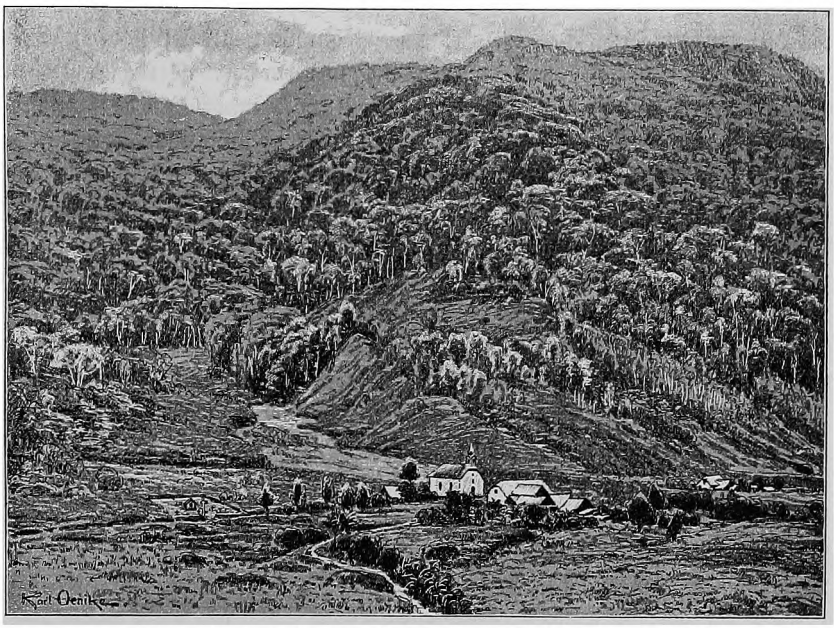


Fig. 50. Kirche und Pfarrhaus der Kolonie Pozuzo im Huancabambathale. (Links der Friedhof, rechts das nächste Bauerngut.)

Huancabamba. Die ersten Ansiedler, die im Jahre 1857 nach Peru gekommen waren, 100 Tiroler und 50 Rhein- und Moselländer, siedelten sich am linken Ufer des Huancabamba an, während die 1868 hinzugekommenen Auswanderer, die mit Ausnahme von vier bayrischen Familien aus Tirol stammten, teils die beiden Ufer des Pozuzo, teils das rechte Ufer des Huancabamba besetzten[2]. Die Breite der beiden Thäler ist sehr beschränkt, und es giebt kaum eine vollkommen ebene Stelle, die über 300 m breit wäre. Doch sind die Berge, von denen einige sich an 1500 m über den Fluß-

[1] Jos. Egg, Aus allen Weltteilen VI (1875), 321.

[2] Kölnische Volkszeitung 1892, Nr. 74.

Hosted by Google

spiegel erheben, nicht steil, an manchen Orten sogar sehr sanft ansteigend, und bei weitem die meisten Abhänge sind geeignet, bis weit hinauf angebaut zu werden; besonders gedeihen hier Kaffee und Reis vortrefflich. Auch ist die Fruchtbarkeit auf den Abhängen nicht geringer als in den Ebenen, im Gegenteil, für die Regenzeit sind die Abhänge den Ebenen vorzuziehen, weil in diesen die zu große Feuchtigkeit manches Samenkorn erstickt; ferner haben die Abhänge den Vorteil, daß hier die Ausrodung des Waldes viel leichter vor sich geht, wegen der vielen, die einzelnen Bäume fest aneinander kettenden Schlingpflanzen, die bewirken, daß ein gefällter Baum gewöhnlich noch mehrere schwächere nur halb abgehauene mit sich niederreißt. Vom Gebirge kommen in die Kolonie verschiedene Bäche und Bächlein, so daß viele Kolonisten das Wasser zu ihren Wohnungen geleitet haben. Das Thal, in dem die Erstangekommenen sich niederließen, ist nicht an allen ebenen Stellen gleich breit. Da man im Urwald unmöglich das zu verteilende Land überschauen konnte, so geschah die Verteilung nicht ganz gleichmäßig. Ein kleiner Bach wurde als Grenze zwischen den Tirolern und Rheinländern angesetzt, und die Tiroler, denen von den Rheinländern die Wahl gelassen wurde, wählten den untern Teil des linken Huancabambaufers, so daß den Rheinländern der obere Teil zufiel. Die Kirche wurde ziemlich in die Mitte der ganzen Strecke gelegt, und hierauf die einzelnen Anteile, die nachher durch das Los verteilt wurden, abgegrenzt. Wo man vom Rauschen des Flusses nichts hörte, schloß man, die Ebene müsse breit sein, und maß einer Familie 100 Schritte zu; wo dagegen das Rauschen gehört wurde, erhielt die Familie 20—30 Schritte mehr. Wie sich aber nachträglich herausstellte, öffnete sich das Thal in seinem obern Teil erheblich, so daß manche Rheinländer doppelt so viel ebenes, bequem zu bearbeitendes Land erhalten haben als die Tiroler, die dafür wieder der Kirche und dem Wege nach Huanuco näher saßen. Außerhalb der Felder erstreckt sich der Urwald bis auf die höchsten Spitzen der Berge, die auf der Ostseite, wo die unermeßlichen Ebenen des Ucayali und des Amazonenstromes, die Pampas del Sacramento, schon so nahe liegen, im Durchschnitte niedriger sind als die westlichen. Die Temperatur nimmt mit der Höhe rasch ab, und jene Kolonisten, die im Rheinlande vielleicht nur 100 m über der Thalsohle wohnen, haben in ihren luftigen Wohnungen schon bedeutend kühlere Nächte als die Tiroler.

Seit der zweiten Einwanderung sind die Ufer beider Flüsse mit Ansiedelungen besetzt, von denen der Pozuzo nach Osten fließt, während der Huancabamba von Süden kommt, so daß die beiden Flüsse bei ihrer Vereinigung fast einen rechten Winkel bilden. Die vereinigten Flüsse behalten den Namen Pozuzo, und dieser nimmt seine Richtung eine große Strecke nach Norden, bis er sich in langgestrecktem Bogen nach Osten wendet und sich kurz nach dem Mairo in den Palcazu ergießt. An der Mündung des

Hosted by Google

Huancabamba in den Pozuzo hat schon früher ein Indianerdorf gestanden, das nach dem Berichte des englischen Reisenden Smith im Jahre 1719 gegründet worden ist. Den ursprünglichen Namen Yanahuanca (schwarzer Dämon) führt noch jetzt der mit wenig Chacren besetzte Ort des linken Pozuzoufers; noch fünf Jahre vor der Ankunft der Kolonisten bestand bei dem Indianerdorfe eine Kirche, deren Priester zeitweise in dem dazu gehörigen, drei Tagereisen auswärts gelegenen Gebirgsdorfe Chaglla wohnte. Als aber 1854 in ganz Peru ein Drittel der Bevölkerung durch ein bösartiges Fieber (wahrscheinlich Typhus) dahingerafft, auch Chaglla beinahe gänzlich entvölkert wurde, zogen die Bewohner von Yanahuanca dahin, um die Verlassenschaft ihrer Stammesangehörigen in Besitz zu nehmen. So fanden die Ansiedler bei ihrer Ankunft nur mehr Ruinen der ehemaligen Kirche, alles übrige war in der kurzen Zeit schon wieder Wald geworden [1]. An Yanahuanca schließen sich auf dem linken Ufer des Pozuzoflusses aufwärts Cocupampa, Pampa del Recodo und Pozuzopampa an, meist Niederlassungen von Indianern und neuen Kolonisten, während unterhalb von Yanahuanca, der Mündung des Huancabamba gegenüber, die Hacienda Cudacna liegt. Das rechte Ufer des Pozuzo nehmen Cantiguairo und weiter unten, in dem von Pozuzo und Huancabamba gebildeten Winkel, Tilingo ein. Beide Orte hatten ebenso wie ein Teil der gegenüberliegenden bereits ihre Grundeigentümer, ehe die deutsche Kolonie gegründet wurde [2].

Der Pozuzo entsteht unterhalb Santa Cruz am Fuße des Portochuello durch die Vereinigung des Juganizo (links) und des Rio Marcan (rechts). Der Marcan entspringt als Puropuro bei Maray in der Gegend von Huariaco östlich von der Straße, die von Cerro de Pasco nach Huanuco führt, und empfängt dann zwei linke Zuflüsse im Rio de Santa Marta und im Rio de Santa Matilde. Der Juganizo wird von dem Consuelo (rechts) und Guairuro (links) gebildet; die Quellbäche des Consuelo, der Marainjoy und Uchujoy entspringen zwischen Panao und Cushi. Unterhalb des Zusammenflusses von Marcan und Juganizo nimmt der Pozuzo, dessen mittlere Breite 40 m beträgt, links noch den Chancarizo und bei Yanahuanca den Chenizo auf. Rechts fließen dem Pozuzo noch zu der Rio de Michma und bei Trama der Uchumayo; sein bedeutendster Nebenfluß aber ist der in dem See Añilcocha [3] bei Huachon entspringende Huancabamba, der links Zuflüsse im Delfin (2 Meilen oberhalb des „Rheinlandes") und schwarzen Bach in „Tirol" erhält. Auf der rechten Seite mündet in den Huancabamba sein bedeutendster Nebenfluß, der Chorobamba und bei der Huancabambabrücke der Rio Victoria. Der Chorobamba, der in nach Westen offenem Bogen

[1] Professor Dr. Schöpf im Österreichischen Jahrbuch 1892, S. 60.
[2] Dr. R. Abendroth a. a. O. [3] Bild bei Hübner a. a. O. 16.

Hosted by Google

dem von Südwesten kommenden Huancabamba zufließt und von dem Gebiet des dem Perené zufließenden Paucartambo durch eine von Westen nach Osten ziehende hohe Gebirgskette geschieden ist, empfängt rechts Zuflüsse im Quillasu und im Rio de Santa Rosa; am Quillasu, der mit dem Chorobamba die fruchtbare Hochebene von Oxapampa durchfließt, haben in neuerer Zeit die Franziskanermissionäre von Ocopa eine Missionsstation unter den Campas gegründet, und auf der Hochebene von Oxapampa haben sich in den Jahren 1890—1892 einige deutsche Familien aus Pozuzo angesiedelt[1]. Der Pozuzo nimmt unterhalb seiner Vereinigung mit dem Huancabamba auf der rechten Seite noch den Ceso auf und fließt dann in nach Süden offenem Bogen nach Osten, um sich kurz nach dem Mairo auf derselben (linken) Seite in den Palcazu zu ergießen. Der Pozuzo und der Huancabamba sind ihres reißenden Laufes wegen für die Schiffahrt gänzlich unbrauchbar, selbst die Überfahrt im Kahn ist lebensgefährlich. Schiffbar für Kähne ist erst der Palcazu von der Mündung des Chuchuras an und in der Regenzeit für kleine Dampfer von der Mündung des Mairo an.

Südlich und westlich von der Kolonie werden die Thäler des Pozuzo und Huancabamba so eng, daß kaum ein Fleck anbaufähigen Landes zu finden sein wird. Aber im Osten beginnen jenseits der Berge in einer Entfernung von etwa 25 km die Ebenen des Palcazu und Mairo und nördlich von letzteren die weiten Pampas del Sacramento, die Tausende von Quadratmeilen einnehmen und bis zum Amazonenstrome reichen. Durch diese schlängelt sich in vielen weiten Windungen der majestätische Fluß, der von seinem Ursprunge an Palcazu heißt, und nachdem er links den Chuchuras, Mairo und Pozuzo, weiter unten auf der rechten Seite den Pichis aufgenommen, als Pachitea dem Ucayali zufließt. Der Pachitea wurde 1834 von den Engländern Smyth und Lowe, der Pozuzo 1840 von dem Barfüßerpater Antonio Chimini von Ocopa erforscht, während schon 1847 der eifrige Präfekt von Junin Mariano Eduardo Rivero einen Weg von Cerro de Pasco nach Huancabamba und von da zum Pozuzo anlegte, dessen Spuren allerdings schnell wieder verschwanden.

[1] Was Richard Payer (Petermanns Mitteilungen 1893, S. 150 f.) über die Verlegung der Kolonie Pozuzo nach Oxapampa und über die Feindseligkeit der katholischen Mission von San Luis de Shuaro mitteilt, eine Nachricht, die der Herausgeber leider in gutem Glauben im „Ausland" 1893, S. 528 weiterverbreitet hat, beruht, wie Herr Pfarrer Egg mitteilt, auf gänzlich ungenügender und falscher Information. Nach Oxapampa ist nur eine beschränkte Anzahl Familien ausgewandert, und die dortige Gegend ist überhaupt erst durch die Errichtung der Missionsstationen der Franziskaner Ansiedlern zugänglich geworden (Brief aus Pozuzo vom 30. März 1894; vgl. die eingehenden Darlegungen von J. Egg in Pozuzo und A. Herz in Lima in Petermanns Mitteilungen 1894, S. 188—190, die im Anhang Nr. 9 abgedruckt sind).

Hosted by Google

Die Bevölkerung der Kolonie Pozuzo betrug nach den Angaben, die Pfarrer Egg im Januar 1878 Dr. A. Weckwarth machte, der damals von Lima aus die Kolonie besuchte[1], 409 Personen, die in 92 Chacras (Ansiedlungen) wohnten: 328 Österreicher und Deutsche (fast ausschließlich aus Tirol und der preußischen Rheinprovinz stammend), 3 Schweden, 3 Manilanen und 75 Peruaner (Mestizen und Indianer). Sämtliche Einwohner waren katholisch; 1864 war nach dem Berichte des Staatsingenieurs von Falkenstein an den Direktor der öffentlichen Arbeiten in Peru die Seelenzahl der Deutschen am Pozuzo 163, und diese erfreuten sich der besten Gesundheit[2]. 1870 bestand nach Dr. Abendroth die Bevölkerung der ganzen Kolonie (Ceso und Mairo eingeschlossen) aus 457 Seelen (380 Deutsche, 2 Dänen, 67 Panatao-Indianer und Mestizen und 8 Manilanen), die in 85 Chacras wohnten: auf dem linken Ufer des Pozuzo 10 Deutsche und 24 Indianer in 11 Chacren, auf dem rechten Pozuzoufer 74 Bewohner (33 Deutsche, 34 Indianer und Mischlinge, 7 Manilanen) in 8 Chacren; im Huancabambathale 337 Ansiedler (327 Deutsche, 1 Däne, 9 Indianer und Mischlinge) in 61 Chacren; am Ceso 9 Deutsche in 3 Chacren; am Mairo 1 Deutscher, 1 Däne, 1 Manilane in 2 Ansiedelungen. Die jährliche Sterblichkeit betrug in der Kolonie in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens im Durchschnitt 2,2 %. In den Jahren 1864—1870 starb von den ersten Einwanderern nur eine erwachsene Person; in den Jahren 1859—1864 11 Erwachsene und 15 Kinder, von 1864—1867 5 Neugeborene, denen aber in diesen zwei Jahren 18 Geburten gegenüberstanden[3]. Im Jahre 1875 starben 8 Personen (2 Erwachsene und 6 Kinder), dagegen wurden 22 Kinder geboren. Die Gemeinde zählte 1875 408 Mitglieder, 232 männlichen und 176 weiblichen Geschlechtes; davon waren 188 Kinder (98 Knaben und 90 Mädchen)[4]. 1877 fanden 21 Geburten statt (8 Knaben, 13 Mädchen) und 9 Sterbefälle (1 Erwachsener und 8 Kinder)[5]. Von 1880—1892 hatte die Gemeinde 302 Taufen und 150 Todesfälle zu verzeichnen[6]; vom 1. Januar 1892 bis zum 1. April 1894 43 Geburten und 36 Sterbefälle (darunter waren bis zum 25. September 1893 12 Todesfälle an Blattern, die durch einen Kolonisten aus Huanuco eingeschleppt worden und infolge des Leichtsinnes eines jungen Mannes, der den Genesenden ohne alle

[1] Bericht von Dr. Weckwarth über den Zustand der Kolonie in der Kölnischen Zeitung 1878, Nr. 108 vom 18. April.

[2] Globus V (1864), 158.

[3] Freiherr von Schütz, Die deutsche Kolonie in Peru 13; Dr. Abendroth, Die Kolonie Pozuzo 11.

[4] El Comercio de Lima vom 27. Febr. 1876, mitgeteilt in „Aus allen Weltteilen", VIII. Jahrg., S. 63.

[5] Dr. Weckwarth a. a. O.

[6] Kölnische Volkszeitung 1892, Nr. 74 vom 7. Februar.

Hosted by Google

Not und trotz aller Warnungen besuchte, nicht isoliert geblieben waren; dies war übrigens die einzige Erscheinung einer Epidemie in 35 Jahren); vom 25. September 1893 bis zum 1. April 1894 kamen 10 Geburten (4 männliche und 6 weibliche) und 3 Sterbefälle vor (2 über 60 Jahre alte Frauen und 1 Knabe von 6 Jahren). Bedingt durch den natürlichen Zuwachs von Geburten würde die Einwohnerzahl der Kolonie weit höher sein, als sie es thatsächlich ist, wenn nicht aus der Kolonie im Laufe der Zeit viele Familien nach andern Gegenden der Montaña mehrere Meilen flußaufwärts, andere in der Richtung nach dem Pachitea, an den Rio Ceso, und wieder andere in neuerer Zeit nach Huancabamba und in eine etwas höher als die Kolonie gelegene Gegend, auf die drei Tagereisen von Pozuzo und eine Tagereise vom Cerro de la Sal entfernte Hochebene von Oxapampa gezogen wären, wo gleichfalls fruchtbares Regierungsland und gesundes Klima zu finden sind. Infolgedessen ist die Zahl der Kolonisten, die Ende 1891, abgesehen von etwa 130 Peruanern (meistens Mischlinge und Indianer), 385 betrug, seitdem wieder etwas zurückgegangen, so daß sie wieder auf den Stand von 1875 zurückgekehrt sein dürfte, während sich die Zahl der Peruaner etwas vermehrt hat; außer diesen und den Deutschen waren 1894 1 Manilane, 2 Schweden und 2 Chinesen, von denen der eine Heide, in der Kolonie ansässig. Die Gesamtzahl der Einwohner, die Ende 1891 515 betrug, ist seitdem durch die Auswanderung einiger Familien nach Oxapampa wieder unter 500 gefallen. Die Abgabe von Töchterkolonien hat für die alte Kolonie Pozuzo nichts Bedenkliches, nur wäre der alten und den neuen Ansiedelungen Zuzug von außen zu wünschen, damit sie nicht isoliert in dem peruanischen Mischlingsvolke aufgehen. Für eine sehr große Bevölkerung bietet die Kolonie Pozuzo gar nicht den entsprechenden Raum und sie ist auch nicht darauf berechnet. Bei ihrer Anlage war sie gedacht als Station zwischen Lima, Cerro de Pasco, dem Mairo und dem Amazonas. Daß man die Besiedelung des linken Ufers des Mairo, bei dem die Schiffahrt beginnt, nicht vor der des Pozuzo in Angriff nahm, hatte seinen Grund darin, daß der Mairo zu weit von Lima entfernt war, um hier ohne ein Zwischenglied die Kolonisation beginnen zu können. Schon das Kolonisationsdekret des vom Minister Tirado geleiteten Präsidenten Echenique vom 5. April 1853 wies in dieser Absicht in Artikel 25 die Mittel an zur Herstellung eines Weges von Cerro de Pasco nach Pozuzo und von Pozuzo nach Mairo[1]. Dieselbe Verpflichtung ging die folgende Regierung des Generals Castilla im Jahre 1855 dem Freiherrn von Schütz gegenüber ein. Ebenso ist auch unter den von Peru

[1] Die Bestimmungen des Dekretes sind mitgeteilt bei *W. L. Herndon* and *L. Gibbon*, Exploration of the valley of the Amazon 360 f.; über den Weg über Pozuzo vgl. *Herndon* 113.

Hosted by Google

geplanten Eisenbahnlinien außer der von Oroya nach Tarma und der andern nach Cerro de Pasco noch eine weitere von Cerro de Pasco nach Mairo vorgesehen[1]. Daß der Verkehr auf der geplanten Hochstraße Lima—Cerro de Pasco—Pozuzo—Mairo—Amazonas nicht schon längst in der gehofften Weise im Gange ist, ist einzig und allein die Schuld der stets wechselnden und darum auch in ihren Zielen unsteten peruanischen Regierung, deren Vertreter einzig darin Beharrlichkeit zeigen, daß sie die von ihren Amtsvorgängern eingegangenen Verpflichtungen als nicht vorhanden betrachten, ja, wie sich neuerdings wieder bei dem Plane der Besiedelung des Mairo gezeigt hat, sogar ohne Scheu sich selbst von den eingegangenen Verpflichtungen entbinden und vor aller Welt ihre Unfähigkeit erklären, das Versprochene zu halten. Die Einwanderer waren mittellos, einzig im Vertrauen auf die Versprechungen der peruanischen Regierung ins Land gekommen; sie konnten und können jetzt noch nicht selbst, wie frühere und spätere Kolonisationsgesellschaften, aus eigenen Mitteln die Kosten von Forschungsexpeditionen, von Wegbauten, Anschaffung von Dampfern u. s. w. bestreiten, während die peruanische Regierung in jener Zeit infolge ihrer gewaltigen Einkünfte aus dem Guanomonopol und dem Bergwerkregal wohl in der Lage war, solche Aufwendungen zu machen. Hätte übrigens die Regierung vor dem Kriege mit Chile, der auch zu vermeiden gewesen wäre, nur den zehnten Teil des für den Chanchamayo und Perené verwendeten Geldes auf einen guten Saumweg von Cerro de Pasco nach Mairo und auf Ansiedelung einer kleinen Kolonie daselbst aufgewendet, und wäre sonst immer das für die Kolonie zu Wegbauten angewiesene und ausgegebene Geld wirklich zu diesem Zwecke verbraucht worden, anstatt zum größten Teile an den Händen räuberischer Beamten kleben zu bleiben, so hätten die Kolonisten nicht zu klagen gehabt. Immerhin ist einstweilen der eine Zweck, den der Begründer der Kolonie Pozuzo im Auge hatte, erfüllt: die Ansiedler, die nur durch bittere Armut gezwungen ihr altes Vaterland verlassen haben, sind bisher zwar nicht reich, aber doch schuldenfreie Grundeigentümer geworden, die bei redlicher Arbeit ihr gutes Auskommen finden, und dann ist durch den mehr als 35jährigen Bestand dieser ersten, auf kleine Verhältnisse berechneten Niederlassung österreichischer und preußischer Bauern der Beweis geliefert, daß die Hochländer unter den Tropen selbst bei nicht sehr bedeutender Meereshöhe dem europäischen Ackerbauer ganz gut zusagen können. Über die Aussichten der Kolonie für die Zukunft urteilt der peruanische Generalkonsul in Havre, A. Ydiaquez, nachdem er nach Paz

[1] *James Orton*, The Andes and the Amazon (3. ed., 1876). Diese Linien stehen mit andern auch in der Liste des Artikels 13 des 1889 veröffentlichten Vertrages über die Abtretung des peruanischen Eisenbahnnetzes an die Gläubiger der Äußern Schuld. Sieh *Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 173.

Hosted by Google

Soldan das gesunde Klima der Gegend hervorgehoben[1]: „Pozuzo ist eine Musterkolonie mit patriarchalischen Sitten, die einen großen Aufschwung nehmen wird, wenn hier die Eisenbahn von Cerro de Pasco (110 km westlich) nach dem benachbarten Palcazu durchgehen wird." „Die glückliche Auswahl dieses Platzes für die erste europäische Kolonie", sagt H. Polakowski[2], „ist ein Verdienst des Herrn D. von Schütz. Der Bestand und das Gedeihen der Kolonie ist nur dem Fleiße und der Geduld der Kolonisten (Tiroler) zu danken. Wir bezweifeln sehr stark, daß es im ganzen für die europäische Kolonisation offerierten östlichen Peru viele so gesunde Landstriche giebt wie in der Kolonie Pozuzo."

Die Temperatur von Pozuzo ist, der Lage der Kolonie über dem Meere entsprechend, ziemlich gemäßigt und gleichförmig. Weder die drückende Hitze des tropischen Tieflandes noch der rasche Wärmewechsel der erheblich höher gelegenen Ceja- und Sierraregion machen sich bemerklich. Wenn der Stand des Quecksilbers auch in den kalten Winternächten des Juni und Juli bis auf 12°,5 C fällt und die Schwüle des Januar zuweilen über 37°,5 C steigt, so ist doch die mittlere Temperatur, die sich auf 23° C stellt und somit einem Sommer in Unteritalien zu vergleichen ist, in den einzelnen Jahreszeiten wenig verschieden[3]. Für die Bezeichnung der Jahreszeiten besteht im Lande keine Übereinstimmung; der astronomische Frühling (Primavera) beginnt hier, wie Dr. Abendroth bemerkt, am 22. September, der Sommer (Estío) am 22. Dezember, der Herbst (Otoño) am 21. März und der Winter (Invierno) am 21. Juni; der längste Tag (12 Stunden 35 Minuten) fällt in das Ende des Dezember, der kürzeste (11 Stunden 25 Minuten) auf Ende Juni. Die Luft wird, wie Dr. Abendroth wenigstens in seinem Standquartier in Cantiguairo (im Quichua „Wind von der Seite", oberhalb der Vereinigung der Flüsse auf dem rechten Ufer des Pozuzo gelegen) beobachtete, durch regelmäßig nachmittags beginnende Winde erfrischt und gereinigt, die zuweilen sogar in Stürme übergehen und ihr Entstehen wohl dem raschen Temperaturwechsel in den Sierras zu verdanken haben. Die mittlere Windrichtung ist am Tage von Osten nach Westen; gegen Mitternacht findet oft plötzlich ein Umschlag nach der Richtung von Westen

[1] Le Pérou en 1889, p. 105.

[2] Petermanns Mitteilungen 1892, Litteraturbericht Nr. 841. Olivier Ordinaire, der nicht selbst in der Kolonie war und seine falschen Informationen von einem in Huancabamba ansässigen frühern Kolonisten, einem erbitterten Feinde der Kolonie, bezogen hat, dürfte hiernach und nach den langjährigen Erfahrungen der Kolonisten das gehässige Urteil korrigieren, das er im Bull. de la Soc. de géogr. 1890, p. 224 und in seinem Reisewerke S. 101 mit sichtlichem Wohlbehagen, da es sich um Deutsche handelt, über das Klima der Kolonie und ihre Gesundheitsverhältnisse in die Welt posaunt hat, ein Chauvinismus, der auch von A. Hettner in Petermanns Mitteilungen an Ordinaires Reisewerk gerügt worden ist.

[3] Dr. Robert Abendroth, Die Kolonie Pozuzo § 4, S. 8 ff.

Hosted by Google

nach Osten statt[1]. Der von den benachbarten Schneebergen der östlichen Cordillera wehende rauhe Westwind kühlt die Nächte bedeutend ab; der höchste Berg Perus, der 6300 m hohe Huacraruncho, dessen Haupt mit ewigem Schnee bedeckt ist, erhebt sich 10 Leguas südwestlich von der Kolonie[2]. Der echt tropische Charakter der Gegend zeigt sich an dem scharf ausgeprägten Gegensatz zwischen der trockenen und der Regenzeit, was bekanntlich auf der Westseite der peruanischen Anden wegen der stets wehenden Südostpassate nicht der Fall ist.

Im September beginnt, wie Dr. Abendroth ausführt, der tief azurblaue Himmel, der indessen besonders nach Osten hin selten ganz wolkenlos erscheint, sich zu verschleiern, und zugleich die Temperatur der Luft etwas zu steigen. Kondensierte Dünste hüllen endlich die ganze Gegend in ein dichtes Nebelmeer, und bald beginnt nun der Regen mit verschieden starker Heftigkeit niederzuströmen. In den regenlosen Zwischenzeiten sind gewöhnlich die Berglehnen von jenen zu scharfbegrenzten Wolken zusammengeballten Dünsten umlagert, während sich in der trockenen Zeit der Morgennebel rasch aus den Thälern erhebt[3]. Gewitter sind selten, aber sehr heftig und zuweilen von Erdbeben begleitet, deren man von Juni 1869 bis Juli 1870 vier bis fünf größere zählte; von einem durch Erdbeben entstandenen Schaden ist indessen seit dem Bestehen der Kolonie nichts bekannt geworden. Eine Eigentümlichkeit von Pozuzo scheint die Erscheinung, daß der Anfang der Winterregen wie auch der Anfang der oft wochenlang andauernden Regenperioden der nassen Zeit meistens in die Zeit von Mitternacht bis morgens 4 oder 5 Uhr fällt, während Alexander von Humboldt es als eine große Seltenheit bezeichnet, wenn in der heißen Zone einmal nachts Regen eintrete. Merkwürdig ist auch die Erscheinung der Strichregen, durch die die Ermittlung der Anzahl der Regentage in der Kolonie sehr erschwert wird. Während z. B. beim Pfarrhause den ganzen Tag die Sonne scheint, kann, wie Pfarrer Egg dem Herausgeber mitteilt, in Entfernung von $^3/_4$ Leguas gegen Süden den halben Tag ein tüchtiger Regen niedergehen. Die Dauer der Regenzeit ist am Pozuzo sehr verschieden. Während in den Sierrathälern vor oder nach Weihnachten gewöhnlich für zwei bis drei Wochen schönes Wetter eintritt, eine Zeit, die der Indianer als Verano del Niño bezeichnet, beruhigt sich am Pozuzo gewöhnlich erst im Februar die Regenflut einigermaßen — der

---

[1] Pfarrer Egg schreibt: „Das Thal, in dem ich wohne, geht ungefähr von SSO. nach NNW. Bei gutem Wetter kommt am Morgen bis zum Sonnenaufgang stets ein schwacher Luftzug von Süden; dann ruht der Wind, um von 12 bis 4 Uhr mittags kräftig von Norden zu wehen. Die Gewitter kommen mit stärkerem Winde, selbst Stürmen, besonders im September."

[2] Dr. Karl Scherzer, Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde III, 361.

[3] Die gewöhnlichste Wolkenform ist der Cumulostratus am östlichen Himmel, während der Cirrus nie vorkommt.

Hosted by Google

Februar des Jahres 1859 war sogar völlig regenlos —, um im März mit erneuter Heftigkeit loszubrechen. Doch beginnt gewöhnlich schon Ende April die trockene Zeit, in der es allerdings vorkommt, daß zwei bis drei Wochen hindurch kein Regen fällt; dies hat jedoch keine schlimmen Folgen, und wirkliche Dürre tritt selten ein, da der Wald eine so bedeutende Menge atmosphärischer Feuchtigkeit auffammelt, daß kaum einmal eines der zahlreichen Bergwässer versiegt. Besonders lang war die Regenzeit 1869/70,

Fig. 51. Kaiser-Wilhelms-Brücke.

welche schon im September heftig auftrat, um fast ununterbrochen bis Anfang Juni anzuhalten[1], und im Jahre 1889 gab es von Allerheiligen bis Ende April nur zweimal vier Tage und etwa drei- bis viermal zwei Tage ohne Regen[2]. Infolge anhaltenden Regens finden häufig Bergstürze (Derrumbos) statt, durch die große Massen von Erdreich im Flusse ver-

[1] Dr. Abendroth a. a. O. 10.

[2] Professor Dr. Schöpf im Österr. Jahrbuch 1892, S. 72.

Hosted by Google

senkt werden, und die sich oft durch ein donnerähnliches Getöse verkündigen. Der Pozuzo steigt allmählich von seinem niedrigsten Stande, den er im September einnimmt, bis über 4 m, wobei seine rein meergrünen Wellen eine lehmgelbe Farbe annehmen, die sich oft infolge der Bergstürze am nämlichen Tage in Rot (durch Zusatz von Eisenoxyd) oder in Braun verändert. Der locker gewordene Boden vermag oft die Last der Bäume nicht mehr festzuhalten, und ein mittelmäßiger Windstoß bewirkt, daß sich solch ein Waldesriese mit seinen Wurzeln loslöst und, im Sturze andere mit sich fortreißend, die Pfade versperrt. So stellt die Regenzeit den Kolonisten alljährlich besondere Aufgaben, die in der Hinwegräumung dieser Hinder-

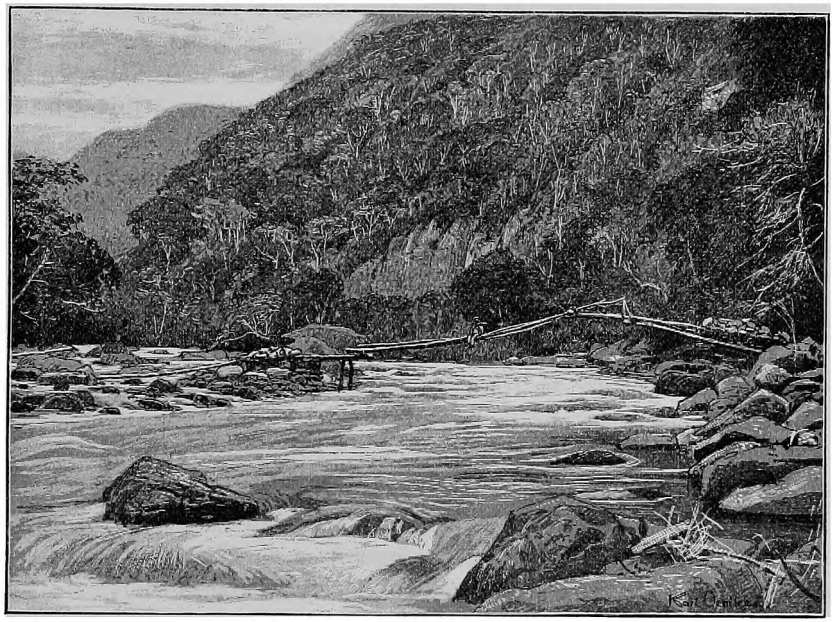


Fig. 52. Holzbrücke über den Pozuzo für Fußgänger.

nisse und in der Ausbesserung der durch die Derrumbos teilweise zerstörten Wege bestehen. Vor Erbauung von Drahtseilbrücken, zu deren erster, der über den Pozuzo führenden Kaiser-Wilhelms-Brücke (Fig. 51), der deutsche Verein in Lima im Jahre 1890 im Andenken an den verstorbenen Kaiser Wilhelm I. sieben Seile schenkte[1], mußten die Kolonisten auch nach jeder Regenzeit die durch den reißenden Fluß weggeführten Holzbrücken (Fig. 49 u. 52) erneuern.

[1] Die Kolonie war seit Jahren bei der Regierung um Überlassung der nötigen Drahtseile eingekommen. Diese half sich mit der Ausrede, sie habe keine vorrätig. Dagegen wurden für den Weg von San Luis an den Azupizu viele Drahtseilbrücken geliefert, die aber sämtlich von den Bergwässern weggerissen wurden. Richard Payer in Petermanns Mitteilungen 1893, S. 151.

Hosted by Google

Das Klima[1] der Kolonie ist günstig. Die gesunde Gebirgsluft, besonders Lungenkranken zusagend, der völlige Mangel stehender Gewässer, die beim Eintrocknen schädliche Miasmen erzeugen, verhindern das Auftreten gefährlicher Epidemien, die im Tieflande so mörderisch wüten, und nur im Jahre 1892/93 haben einige Sterbefälle an den Pocken stattgefunden, während Typhus und Blattern fast alljährlich in Huanuco und den nahen Dörfern zahlreiche Opfer fordern. Kam einmal jemand mit Wechselfieber behaftet von der Küste in die Kolonie, so stellte ihn Pfarrer Egg, seit deren Bestehen ihr einziger Arzt, durch ein paar homöopathische Dosen von Nux vomica wieder her. Die durch den Einfluß der schneebedeckten Cordilleren abgekühlten Nächte kräftigen den Körper stets neu und verhüten das Schlaffwerden[2]. Ein frischer Ankömmling findet das Klima bei Tag anfangs freilich ziemlich warm, und der Arbeiter auf dem Felde muß in der Sonne tüchtig schwitzen, zumal wenn das Thermometer nachmittags 30—31° C im Schatten zeigt; steht aber das Thermometer am Morgen auf 17,5° C, was nicht oft im Jahre vorkommt, so reibt man sich schon die Hände und sagt: „Heute ist es kühl", und wenn es gar auf 15 oder 14° C sinkt, so klagen die Leute schon über Kälte[3]. Wenn man von einem kräftigen Appetit auf Gesundheit des Körpers schließen kann, so ist die Pozuzogegend besonders bevorzugt, denn selbst bei reichlichem Genusse von Nahrung stellt sich binnen kurzem wieder das Gefühl des Hungers ein. Unter solchen Umständen konnten sich die ersten Ansiedler — von denen Altbürgermeister Joseph Gstir aus Zams noch im 90. Lebensjahre, in dem er starb, den ganzen Tag auf dem Felde arbeitete, obschon er es nicht nötig gehabt hätte — rasch acclimatisieren, und bei ihrem einfachen, thätigen Leben war der Gesundheitsstand in der Kolonie stets so trefflich, daß unter den im Jahre 1857 Eingewanderten von 1864—1870 außer einer Frau nur Kinder starben. Dies günstige Verhältnis fand allerdings, wie Dr. Abendroth bemerkt, bei den 1868 Eingewanderten, die zum großen Teil aus weniger guten Elementen sich zusammensetzten, besonders im Anfange nicht statt, was vielleicht dem Branntweingenusse und einem weniger thätigen Leben zuzuschreiben war.

Von Krankheiten erwähnt Dr. Abendroth die Ruhr (Dysenterie), die sich als erste Erscheinung bei der Acclimatisation zu zeigen pflegt[4] und anfangs durch Simaruba und Wismutnitrat oder auch durch fortgesetzten Gebrauch von Opium erfolgreich bekämpft wird; sie hat nur dann einen

---

[1] Dr. Abendroth a. a. O. § 5.

[2] Friedrich Gerstäcker, Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Kolonien.

[3] Professor Dr. Jos. Schöpf a. a. O. 71.

[4] Dr. Abendroth, der sich 1869/70 dreizehn Monate in der Kolonie aufgehalten hat, hat hier die Verhältnisse der zweiten Einwanderung im Auge.

Hosted by Google

tödlichen Ausgang, wenn sie in Wassersucht übergeht. Die opilacion (Blutleere), die dem Gesichte eine blasse, gelbliche sogenannte Montañafarbe giebt, scheint sich auf teilweise Zersetzung des Blutes zu gründen und ein Vorläufer der Ruhr zu sein; die Krankheit kommt nicht selten bei Kindern vor und steht hier mit der krankhaften Gewohnheit des Erde-Essens in Zusammenhang; doch konnte sie in nicht zu weit vorgeschrittenen Fällen von Pfarrer Egg geheilt werden. Zu starke Gallenabsonderung ist ebenfalls nicht selten; doch läßt sich durch Erbrechen der normale Zustand wiederherstellen. In den ersten drei Jahren hatten die Kolonisten vielfach an Anschwellungen der Bauchgegend und der Beine zu leiden, und viele Leute hatten Kröpfe bekommen; diese Erscheinungen waren aber, als Freiherr von Schütz im Jahre 1865 die Kolonie besuchte, fast ganz verschwunden, da die Kolonisten es in der Zwischenzeit gelernt hatten, sich besser gegen diese Krankheiten zu schützen. Um seine Gesundheit in der Montaña zu erhalten, darf man nach Freiherrn von Schütz nie barfuß gehen, muß in einer guten Hütte wohnen, die den Regen nicht durchläßt, in dieser auf einer Bettstelle, aber nicht auf dem feuchten Boden schlafen, oder, wenn möglich, einen Boden von Brettern etwas erhöht vom Fußboden anbringen — in neuerer Zeit stellt man dort die Häuser auf Säulen oder Pfeiler von 2,5 bis 3 m, was noch den Vorteil gewährt, daß der Raum unter dem Hause zur Aufbewahrung der Geräte u. s. w. benutzt werden kann (Fig. 58, S. 265)[1]. Außerdem darf man nicht ausschließlich von vegetabilischer Nahrung leben, sondern muß auch häufig Fleisch genießen. Natürlich darf man auch den Kopf nie unbedeckt der tropischen Sonne aussetzen, da sonst die Gefahr des Sonnenstiches besteht[2]. „Jeder, der diese Vorsichtsmaßregeln beobachtet und nicht zu sehr dem Branntweingenusse ergeben ist, wird in Pozuzo ebenso gesund bleiben wie in den gesündesten Gegenden Deutschlands; selbst Personen, die aus andern Gegenden mit Wechselfieber (terciana) behaftet ankamen, erlangten rasch wieder ihre Gesundheit in dieser und vielen andern hochgelegenen Gegenden der Montaña.“[3] Der Kropf, wie in andern Gebirgsgegenden an der ganzen Ostseite der Anden (besonders in Argentinien) häufig, ist in der Kolonie von den meisten daran leidenden Erwachsenen durch Jod geheilt worden. Im südlichen Teile der brasilianischen Provinz Goyaz, wo der Kropf besonders im Gebiete der Talkformation, z. B. in der Nähe der Provinzialhauptstadt Goyaz auftritt, schreibt man die Krankheit dem Wasser gewisser Quellen zu, der salz- oder gipshaltigen sogenannten aguas salobras[4]. Wie in Goyaz bei Rio bonito und in einer dem

[1] Brief von Pfarrer J. Egg bei J. C. Römer, Der obere Amazonenstrom 27.
[2] Dr. Abendroth 12. [3] Freiherr von Schütz 14.
[4] Dr. Paul Ehrenreich in der Zeitschrift des Vereins für Erdkunde, Berlin 1891, S. 178.

Hosted by Google

Herausgeber bekannten Gegend an der nordwestlichen Grenze Niederschwabens mit Keuperformation, Anhydrit- und Salzlagern, treten auch am Pozuzo bei der heranwachsenden Generation in sonst ganz gesunden Familien vereinzelte Fälle von Kropf in Verbindung mit Kretinismus auf. Diese betrübende Erscheinung wurde von einem frühern Bewohner der Kolonie, C. B., der sich hier unmöglich gemacht und in Huancabamba niedergelassen hatte, aus Rachsucht in einer der Wahrheit widersprechenden Weise übertrieben, und auf diese trübe Quelle geht die wahnsinnige Meldung des frühern französischen Vicekonsuls in Callao, Olivier Ordinaire, zurück, der — ohne je die Kolonie besucht zu haben — behauptet, neun Zehntel der in Pozuzo Geborenen seien blödsinnig und Kretinen, und der von den heldenmütigen Ansiedlern, die am Pozuzo ihr Volkstum unverändert bewahrt und in vieler Hinsicht Anerkennenswertes geleistet haben, eigentlich gar nichts anderes zu melden weiß, ja sich nicht entblödet, die wenigen Zeilen, die er der funeste vallée de Pozuzo gewidmet hat, mit der beleidigenden Überschrift zu schmücken: „Les cretins du Pozuzo“ [1]! Die Wahrheit ist, daß nach der ersten und nach der zweiten Einwanderung der Gesundheitsstand der Kinder ungünstig war. Ein großer Teil war bei Dr. Abendroths Besuch im Jahre 1870 von rhachitischen und lymphatischen Krankheiten heimgesucht; auch Skropheln waren nicht selten und einige Kinder waren taubstumm. Indessen ist seitdem der Gesundheitszustand unter den Kindern besser geworden und die Kindersterblichkeit zurückgegangen. Jedenfalls war an dem schlechten Gesundheitsstande der Kinder der Umstand mit schuld, daß ihnen unter den urwüchsigen Verhältnissen, die sich bei der ersten Ansiedelung ergeben müssen, sehr schwer die nötige Pflege werden konnte, zumal wenn die Eltern bei dem großen Mangel an Arbeitskräften beide der Arbeit auf dem Felde nachgingen. Jedenfalls müssen die Bewohner von Pozuzo und etwa nachkommende Kolonisten diesem Punkte eine erhöhte Sorgfalt zuwenden, den Kindern durchaus den Genuß von Spirituosen und Nervenreizmitteln [2], wie z. B. des in der Kolonie reichlich gezogenen und verbrauchten Zuckerbranntweins, des Kaffees und der Coca, versagen, auf den sie allerdings am besten auch selbst gänzlich verzichten würden, ferner auch in der Auswahl und Behandlung des Trinkwassers die

[1] Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1890, p. 224. Du Pacifique à l'Atlantique, p. 101. Die Kolonisten mögen sich bei ihrem Landsmann in Huancabamba für diese Liebenswürdigkeit bedanken. Ein deutscher Kaufmann in Cerro de Pasco, bei dem ein Sohn jenes Ehrenmannes in Diensten stand, gab 1891 einer englischen Kommission die Auskunft, in Pozuzo lebten nur noch fünf Familien, die nackt gingen und Hunger litten. Zum Glück konnte ein gut gekleideter Kolonist, dem die Herren begegneten, den wahren Zustand der Kolonie darlegen.

[2] Nach Richard Payer sieht man in der Kolonie Kinder von zwei und drei Jahren mit der brennenden Cigarre im Munde; offenbar bedienen sich die Eltern dieses zweifelhaften Mittels, um ihren Kindern die Stechmücken vom Leibe zu halten.

Hosted by Google

nötige Vorsicht anwenden, um gesundheitsschädliche Stoffe fernzuhalten. Auch ist den Kolonisten der Gebrauch der erfrischenden, abhärtenden Pozuzobäder dringend anzuraten. In der Folge und vor der weiter vordringenden Kultur würden dann, wie in andern Gebirgsgegenden, die zu beklagenden Übelstände mit der Zeit immer mehr verschwinden. Außerdem müßten in der Kolonie Heiraten zwischen Verwandten unterbleiben, und die Bildung von andern deutschen Gemeinden in der Nähe der Kolonie wäre schon zu dem Zwecke erwünscht, um den einzelnen Gemeinden die gegenseitige Ergänzung durch Zuzug und Heiraten zu ermöglichen.

Die Bodenbeschaffenheit[1] ist in der Kolonie nicht überall gleich. Die dunkle, poröse Humuserde, die bei ihrer großen Aufnahmsfähigkeit für Ammoniak und atmosphärischen Sauerstoff von ausgezeichneter Fruchtbarkeit ist, ist zwar in der Regel da anzutreffen, wo der Urwald gerodet wurde, doch traten an mehreren Stellen nicht unbedeutende Schichten von Kalkstein und besonders eisenhaltigem Schieferthon, beide der Kreideformation angehörend, zu tage; aus diesem Schieferthon bildet sich unter dem Einfluß der Luft ein Thon- oder Mergelboden, der oft nur ein einmaliges Bebauen gestattet. Die auf den bewaldeten Höhen liegenden Quellen liefern ein ziemlich kalkhaltiges Wasser, das aber nicht durch diesen Kalkgehalt, sondern höchstens durch eine Beimengung zersetzter organischer Stoffe der Gesundheit schädlich werden kann. Steinsalzlager befinden sich auf beiden Ufern des Pozuzo. Aus mehreren Quellen dringt $1^1/_2$ Leguas oberhalb Cantiguairo eine fast gesättigte Lösung aus dem Ufersand, aus der das Salz durch einfaches Abdampfen fast rein gewonnen wird. In derselben Gegend muß sich auch viel schwefelsaure Magnesia finden, da im Pozuzowasser bei Cantiguairo außer Kochsalz ein ziemlich großer Zusatz davon enthalten ist; das Wasser ist wegen dieses Salzes, das im benachbarten Huallagathale eine Hauptursache gastrischer Leiden bildet, zum Trinken nicht empfehlenswert. Beachtung verdient auch das Vorkommen von Goldspuren, die sich im Huancabamba, besonders aber im Pozuzo finden; nach der Überlieferung haben die frühern Bewohner von Yanahuanca bis zum Jahre 1854 in der Nähe zwei Goldminen bearbeitet, die aber von den überlebenden Indianern nicht verraten wurden. Auch von Silber-, Blei- und Eisenerzen bringen die Bäche zur Regenzeit hübsche Stücke, und in einigen Gegenden ist Kupfer- und Schwefelkies sehr häufig. Doch fehlt den Kolonisten, die ohne alle bergmännischen Kenntnisse sind, bisher das Interesse für den Bergbau[2].

Die Urwälder in der Umgebung der Kolonie mit ihren Riesenstämmen, Palmen und Schlingpflanzen sind großartig. Die Bäume zeigen

[1] Dr. Abendroth 8.

[2] Jos. Egg, Deutsche geographische Blätter III (Bremen 1880), 28.

Hosted by Google

in ihrer Verschiedenheit alle Schattierungen von Grün, manche sind zu Zeiten ganz bedeckt mit Blüten von den lebhaftesten Farben. Da sieht man eine oder mehrere Kronen nebeneinander im schönsten Gelb, daneben eine in Karmesinrot, dort wieder ein zartes Violett. Das Durchschreiten der Wälder ist hier freilich nicht so leicht wie unten in den Ebenen des Mairo, da hier ziemlich viel Unterholz und viele Lianen und Schlinggewächse vorkommen, von denen manche stark mit Dornen besetzt sind, während in den Ebenen des Mairo der Baumwuchs durchgängig noch kolossaler ist und unter dem Schatten jener Waldriesen kein Unterholz aufkommt[1]. Die Vegetation des Pozuzothales gehört, wie ihr Erforscher Dr. Abendroth in seiner Schilderung zunächst hervorhebt, dem Martiusschen Reiche der Palmen und Melastomeen an, das vom Äquator durch das ganze südliche Stromgebiet des Amazonas bis zum Wendekreis des Steinbocks reicht und sich vom Atlantischen Ocean bis zu den Ost-Anden erstreckt, um hier an der Grenze zwischen Montaña und Cejaregion in das Humboldtsche Reich der Cinchonen überzugehen. Daher enthält die Pozuzoflora Charakterpflanzen beider Bezirke. Neben einzelnen Rubiaceen, als Vertretern der Cinchona (Cascarilla), von denen nach Scherzers Erkundigung nur Huanuco- und Jaen-, nicht Calisaya-Rinde liefernde Arten vorkommen und unter denen besonders Hamelia häufig ist[2], sind es namentlich strauch- oder krautartig bleibende Synantheren (hauptsächlichste Ackerunkräuter, große Büsche von Eupatorien am Flußufer) und Solaneen (Cestrum, Lycopersicum, Solanum, Nicandra), die, weit in der Cejazone verbreitet, auch hier in zahlreichen Arten erscheinen. Ferner kommen Myrtaceen (Psidium, Eugenia, Myrtus) und Melastomeen (Pleroma, Tococa, Diplostegium, Rhexia), die indessen nie zu Bäumen werden, gesellig vor. Bemerkenswert ist, daß die Vermehrung hier bei vielen Gewächsen — von Kulturpflanzen gehören dazu unter andern die Yuca, Pituca, Banane, Ananas und das Zuckerrohr — nicht durch Blüten- und Samenbildung, sondern durch Gemmation (Bildung von Schößlingen, Augen) vor sich geht, weshalb die Gegend für gewöhnlich eines besondern Blütenschmuckes entbehrt und dem Auge ein ziemlich einförmiges Grün bietet, das nur in einigen Monaten der Regenzeit durch die lebhaft gefärbten Alströmerien, Heliconien und Cannaceen unterbrochen wird. Sonst kommen noch besonders vor Caladium, Commelina, Sida, Iussieua, Stizolobium, Amphodus, Pharbitis, Cantua, Cordia, Lobelia, Lantana, Verbena und Lippia; die letztgenannten drei Verbenaceen-Gattungen sind weit häufiger als die verwandten Labiaten (Gardoquia, Hyptis, Salvia). Nur wenige Meilen entfernte Gegenden zeigen eine viel reichere Flora blühender Pflanzen

[1] Jos. Egg, Aus allen Weltteilen VI, 323.

[2] Eine Art, die Freiherr von Schütz in Bensheim analysieren ließ, hatte nur 1/2 Prozent Chinin und ebensoviel Cinchonin.

Hosted by Google

als das Pozuzothal; so finden sich bei Huancabamba Fuchsia, Oxalis, Clusia, Physostemon, Loasa, Calceolaria, Heliotropium, Hippion, Oreocallis und andere Gattungen, die am Pozuzo ganz fehlen. Unter den Urwaldbäumen, die sich wegen ihrer gewaltigen Höhe und verhältnismäßig kleinen Kronen schwer bestimmen lassen, scheinen Cäsalpinien, Meliaceen, Cedreleen und Artocarpeen besonders vorzuwalten, deren dichtes Laubdach mittels des Fernrohrs wieder eine reiche Vegetation von Bromelien, Passifloren und Bignonien erkennen läßt, während Orchideen verhältnismäßig selten sind. Aus der Familie der Palmen, deren Brasilien gegen 200 Arten aufzuweisen hat, fand Dr. Abendroth am Pozuzo nur fünf (aus den Gattungen Martinezia, Oreodoxa, Bactris, Chamaedorea und eine neue); von den verwandten Pandanen sind die Palma de Marfil (Phytelefas macrocarpa), deren Frucht das vegetabilische Elfenbein liefert, und die Bombonaje (Carludovica palmata) am häufigsten. Von Kryptogamen fehlen baumartige Farne noch ganz, während krautartige nicht selten sind. Moose finden sich nur wenig.

Von wichtigen Bauhölzern, die in der Kolonie vorkommen, nennt Dr. Abendroth die „Ceder" (Cedrela odorata und Huertea glandulosa); beide Arten sind gänzlich von der Ceder des Libanon (Pinus cedrus) verschieden und keine Nadelhölzer, die in der peruanischen Montaña durchaus fehlen und von denen in ganz Südamerika überhaupt nur die Araucaria vorzukommen scheint. Das dauerhafte, leicht spaltbare Cedrelenholz wird besonders viel zu Dachschindeln und Cigarrenkistchen verwendet. Der schöne Quina-quina (Myroxylon peruiferum) liefert den berühmten Perubalsam. Der Palo de Balsa (Floßholz) von Ochroma tomentosum dient in der Kolonie, wo Flöße keine Verwendung finden, als Brennholz, während die schweren, dunkeln, nie faulenden Stämme der Chontapalme (Bactris ciliata) und der Camonapalme (Martinezia caryotaefolia) mehr eine diesen Eigenschaften entsprechende Verwertung finden. Außerdem sind die Nußbäume (Nogal, den Juglandeen angehörend) als Möbelhölzer sehr geschätzt, obgleich sie natürlich dem seltenern, kostbaren Mahagoniholz, hier Caoba genannt (von Swietenia Mahagony), nachstehen. Außer der zur Familie der Zygieen gehörenden Inga reticulata, die das schöne Inkaholz liefert, sind es ferner von Leguminosen namentlich die Cäsalpinien, die mit ihren oft intensiv blutrot oder gelb (Turpey) gefärbten Hölzern technische Verwendung finden. Leider befürchtet Dr. Abendroth, daß diese wertvollen Bäume später ebenso aus der Gegend verschwinden werden, wie die Cinchona aus der peruanischen Cejaregion bereits verschwunden ist. Der Quina-quina wurde zur Zeit seiner Anwesenheit in der Kolonie trotz seines köstlichen Balsams ebenso als gewöhnliches Bauholz verwendet wie der Mahagoni. Sah doch Dr. Abendroth am Pozuzo eine Zuckerrohrpresse, deren starke Walzen aus Mahagoniholz bestanden.

Hosted by Google

Die feste, zähe Rinde der Celtis micrantha (Pasalla) ersetzt die Stelle des Hanfes, das feste Gewebe der Agavenblätter (Cabuye, Maguey, Manilahanf), deren man sich auch zum Waschen von Zeugen bedient, die des Flachses. Die beste gerbstoffhaltige Rinde liefert Myrsine Manylillo (Sideroxylon), hier Berejil (Petersilienbaum) genannt, den die Kolonisten erst in höher gelegenen Gegenden gefunden haben. Die großen Früchte der Tutuma oder Calebasse (Crescentia cuyete) mit ihrer festen, holzigen Schale liefern das in Indianerdörfern allgemein übliche Trinkgefäß, das auch hier zuweilen benutzt wird. Von sonstigen wild wachsenden Nutzpflanzen sind noch zu erwähnen: der Orleansbaum (Achote, Bixa Orellana), Gummibäume (Siphonien), wilder Kakao, Baumwolle (Gossypium arboreum) und Indigo (Indigofera polycarpa); ferner folgende Arzneipflanzen: der Matico (Artanthe elongata), ein geschätztes Tonicum[1], Spilanthes oleracea, Sarsaparille (Smilax syphilitica) und die zu den Orchideen gehörende Vanille. Der Huaco (Micania guaco) wird, zerquetscht oder mit Alkohol ausgezogen, als wirksames Mittel gegen Schlangenbiß äußerlich und innerlich angewendet; die auch am Pozuzo vorkommende Herpestes colubrina soll noch wirksamer sein; neuerdings hat indessen die Simababohne (von Simaba cedron, einer in Colombia einheimischen Simarube) den Vorzug vor jenen beiden Pflanzen erhalten. Die Brunnenkresse (Berro) dient im Lande häufig als Mittel gegen Skorbut[2].

Die Tierwelt am Pozuzo, die früher eine gute Jagd bot, ist in ihrem Umfange seit der Anlage der Kolonie sehr zurückgegangen. Wildschweine (Colmilla, Pecari, Dicotyles), die früher in großen Rudeln den Wald durchzogen, Tapire (Chacha-vaca, Tapirus americanus), denen wegen des hohen Preises (40 Pesos) oft nachgestellt wurde, Rehe (Luichu, Cervus nemorivagus), die zuweilen aus dem Walde kamen, um sich an den jungen Maisblättern zu laben, Bären (Ocomari, Ursus frugilegus), Affen, von denen 5—6 Arten vorkamen, darunter am häufigsten der bis Venezuela verbreitete Lagothrix Humboldtii (Choro), wildes Geflügel (Tauben, blaue oder Jakuhühner, Paujile, Pucucunjas, sämtlich aus den Gattungen Crax und Urax), sowie Zinamus (Crypturen) haben sich aus der nächsten Umgebung der Kolonie zurückgezogen, und man muß schon ein paar Stunden weit gehen, um ein derartiges Wild anzutreffen. Raubtiere wie der Puma (Löwe) und Jaguar (Tiger), der von den Kolonisten gewöhnlich mit den kleinern, nicht gefährlichen Felis celidogaster und pardalis verwechselt

[1] Der echte Matico (Piper angustifolium) kommt auch am Pozuzo vor, doch ist Piper asperifolium die gewöhnlichere Art. Der echte Matico ist bei Huanuco und Huancabamba häufiger; in Huancabamba gilt auch ein verwandter Micropiper (Garabuña) als wichtiges Tonicum.

[2] Dr. Abendroth 12—17.

Hosted by Google

wird, waren in der Kolonie stets eine Seltenheit; besonders häufig scheinen sie an der Grenze zwischen Ceja und Montaña zu sein, wo sie z. B. bei Huancabamba nebst der Galictis barbara (Cashuna) und dem Canis Azarae (Acomayo) dem Viehstand gefährlich werden. Von jagdbaren Tieren kommen im Gebiete der Kolonie nur zwei Nager vor, der Micho (Dasyproctos Aguti) und der Hase, wie die Kolonisten fälschlich das Paca (Coelogenys fulvus) nennen, die mit andern Nagern, den Feldmäusen (besonders häufig ist Hesperomys, Ucucha) und Eichhörnern (Sciuren), oft großen Schaden unter den Feldfrüchten anrichten. Aguti und Paca unterscheiden sich sehr von unsern Hasen und Kaninchen, da ihr Fell grob und borstig und die Ohren kurz und breit sind. Beide gehören, wie Bates bemerkt, zu einer besondern auf Amerika beschränkten Familie

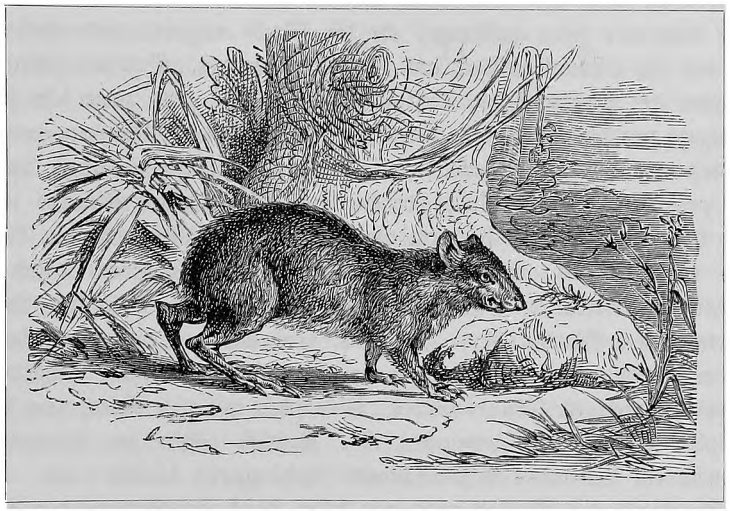


Fig. 53. Aguti.

der Nager, die zwischen diesen und den Dickhäutern, also zwischen Maus und Elefant steht. Ein Hauptkennzeichen dieser Familie sind die festen stumpfen Klauen, die bei einer Form, dem Capybara, sehr breit sind und sich der Gestalt der Hufe der Dickhäuter nähern; diese halbhufigen Nagetiere, die Subungulati, dürften die lebenden Vertreter einer ausgestorbenen Gruppe sein, die die Merkmale beider Gruppen, der Nagetiere und Dickhäuter, trug. Der Micho gräbt vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, das Paca bei Nacht, und zwar, wenn kein Mond am Himmel steht, Yucas aus der Erde, oder sie holen sich auch wohl einen Maiskolben. Zur Michojagd geht man bei Sonnenuntergang auf den Anstand, denn das Tier kehrt fast immer dahin zurück, wo es tags zuvor seine Abendmahlzeit eingenommen hat. Der Micho, der 5—6 kg schwer wird, wird gebrüht

Hosted by Google

wie ein Schwein, und gerade die Haut ist das schmackhafteste. Der „Hase", den schon die Spanier fälschlich liébre genannt haben, läßt sich nicht so leicht zähmen wie der Micho, den die Indianer vielfach wie das in Peru einheimische Meerschweinchen (Cavia Cobaya, Cuji im Quichua), das z. B. bei Huancabamba grau und weiß meliert wild vorkommt und den Zuckerrohrpflanzungen verderblich wird, in ihren Hütten halten; er hat Backentaschen und wird doppelt so schwer wie der Micho; das Pacafleisch ähnelt in Farbe und Geschmack dem von jungen Schweinen, die Haut ist dick und wird in Brasilien zu einer guten Gallerte eingekocht, die mit Reis eine vortreffliche Suppe giebt. Man füttert den „Hasen" gewöhnlich einige Nächte mit einer aufgelegten Yuca, worauf man dann am zweiten oder dritten Abend einen Selbstschuß anbringt, oder der Jäger geht am ersten oder zweiten Tage nach dem Vollmonde auf die Lauer mit der Laterne, die er in der Nähe der Yuca aufhängt, ehe der Mond aufgeht, und schießt das Tier, das sich erstaunt aufsetzt, aus kurzer Entfernung. Von den zahlreichen Edentaten des brasilianischen Tieflandes finden sich, und zwar sehr selten, am Pozuzo nur drei: das große Gürteltier (Quiriquincha, Dasypus novemcinctus) und zwei Ameisenbären (Tamandoa, Myrmecophaga iubata und Cyclothurus didactylus), denen ihres schmackhaften Fleisches wegen eifrig nachgestellt wird. Fledermäuse durchschwirren in mehreren kleinen Arten die Nachtluft, während größere Arten (Phyllostomen) durch ihre Blutgier die Maultiere belästigen. Der Hühnerzucht gefährlich ist der übrigens seltene Marder (Mustela agilis, Huamadare), vor allem aber die meist in den Hütten der Ansiedler wohnende, zur Ordnung der Marsupialen gehörende Beutelratte (Huarichauca, Didelphis mit vier Arten, von denen Didelphis Azarae am gemeinsten ist). Endlich gehört der Pozuzofauna auch noch ein kletterndes Stachelschwein (Sphingurus bicolor) an.

Die Stille des Waldes wird nur selten durch das Geschrei von Papageien und Raubvögeln oder das Klopfen eines Spechtes unterbrochen. Nachts ertönt das Rufen der Eulen vom Urwald herüber, während bei Tage der in ganz Südamerika einheimische, durch Vertilgen von Aas nützliche Gallinazo (Cathartes foetens) in schweigender Ruhe von einem erhöhten Standpunkte aus die Gegend überschaut, um vorkommenden Falles sogleich Sanitätspolizei üben zu können. Von Grallatoren kommt ein Reiher und eine Ralle vor, von Clamatoren sind besonders Anabaten und Colopteriden häufig. Kolibris, bis hoch in die Sierra verbreitet, sieht man ebenfalls häufig blühende Büsche umschwärmen, um ihre Insektennahrung aus Blumenkronen hervorzuholen. Während Singvögel fast ganz fehlen, sind die Klettervögel zahlreich, zu denen Spechte, Ramphasten (Tukan, Sicuanga) mit den großen hohlen Schnäbeln und Papageien gehören; diese sowie die ebenfalls geselligen, den Staren verwandten Icterinen und Cassicinen (Queches) durchziehen mit

Hosted by Google

Geschrei den Wald und richten nicht selten in den Maisfeldern großen Schaden an, wenigstens im Juni und Juli, während ihnen in den übrigen Monaten der Urwald eine reiche Auswahl anderer Nahrung bietet. Von Reptilien fehlen Krokodile und Schildkröten, beide in dem Palcazu vertreten, im Pozuzo noch gänzlich; dagegen sind Eidechsen, jedoch nur Spaltzüngler (Lacerten), keine Agamen, zahlreich. Von den 21 peruanischen Schlangenarten, von denen nur 6 giftig sind, haben gerade die am meisten gefürchteten Grubenottern (Crotalinen) am Pozuzo zwei große Vertreter: den fast 3 m langen Flamon (Lachesis picta) und einen noch unbeschriebenen Craspedocephalus, die beide bei manchen Kolonisten als Leckerbissen gelten. Auch die Anaconda (Eunectes murinus, Jacumama) scheint vorzukommen. Da stehende Gewässer fehlen und die fließenden zu reißend sind, sind von Amphibien nur einige Frösche und Kröten, und von Fischen nur einige kleine Arten, Umberfische (Sciänen) und Characinen, denen sich ein kleiner Wels anschließt, anzutreffen. Sehr mannigfaltig ist die Insektenwelt vertreten: wenn man von dem in der Regenzeit häufigern Auftreten von Schlangen absieht, die einzige Tierklasse, in der einige Ordnungen an den Wechsel der Jahreszeiten gebunden sind. Dahin gehört die Mehrzahl von jenen, die eine Verwandlung zu bestehen haben, und von denen namentlich viele Käfer und Schmetterlinge nur in den ersten Monaten der Regenzeit ausgebildet ihr kurzes Leben führen. Von Buprestiden ist eine Euchroma der größte Käfer Perus. Elateren mit grün leuchtenden Flecken der Vorderbrust und Lampyriden, bei denen das Ende des Hinterleibes leuchtet, sind nicht selten, Coccinellen durch mehrere Arten vertreten. Die Plage der Ameisen, von denen größere Arten durch ihren Biß Fieber erzeugen können, währt das ganze Jahr hindurch; Wespen und Bienen, von denen einige Arten einen sauern Honig und schwarzes Wachs liefern, sind ebenfalls gemein. Die Einführung der Honigbienen aus Europa, die sich bei dem hohen Preise des bei den Kirchenfestlichkeiten reichlich verbrauchten Wachses[1] vermutlich sehr wohl lohnen würde, unterblieb bisher nur wegen der Schwierigkeit des Transportes. Die Plage durch Moskitos ist wenig bemerklich, da viele von ihnen ihr Larvenleben in ruhigen Gewässern führen, die in der Kolonie fehlen, und die kleinen Simulien sind weniger lästig als die Mücken in Mitteldeutschland. Dagegen haben die Schweine den ebenfalls zu den Zweiflüglern gehörenden Sandfloh (Pique, Sarcopsylla arenaria) aus trockenen Gegenden an den Pozuzo verschleppt, wo er gar keinen Sandboden findet. Am Waldessaume und im Ackerlande verstummt das tausend-

[1] Das spanische Pfund (16 Unzen = 460 g) wird mit 80 Centavos bis 1 Sol bezahlt. Das Wachs — noch dazu meist von schlechter Beschaffenheit — wird wohl zum größten Teile eingeführt. Ein Deutscher, der in der Nähe von Lima Bienenzucht betreibt, macht vermutlich sehr gute Geschäfte.

Hosted by Google

stimmige Konzert der Grillen, Cikaden, Buckel- und Kleinzirpen und Heuschrecken nie. Termiten (weiße Ameisen) bauen nicht selten ihre großen künstlichen Wohnungen, in denen sie zu Millionen ihr friedliches Staatenleben führen, an das Balkenwerk der Hütten; fast keine Holzart vermag den Zangen der Termiten Widerstand zu leisten, und selbst in gemauerten Häusern arbeiten sie sich durch die Mauern, um die Fensterrahmen und den Dachstuhl zu erreichen; zur gleichen Ordnung gehören merkwürdig gestaltete Mantiden (Fangschrecken) und Phasmiden (z. B. Bacillus, Stabschrecke). Libellen und Ohrwürmer sind nicht häufig. Dem Ackerbau schädlich sind besonders Rüsselkäfer und Bruchiden, die den Mais- und Reiskörnern, Chrysomelen (Cassidinen, Schildkäfer) und Raupen, die den jungen Blättern, und Grillen, die den Wurzeln nachstellen. Aus der Klasse der Spinnentiere (Arachniden) finden sich vereinzelt Skorpione und Taranteln; unter den Araneen sind besonders die Vogelspinnen durch große Arten vertreten. Eine kleine Milbe (Capa, Dermanyssus), die sehr häufig im Gebüsche ist, bewirkt oft bei Menschen und Tieren Hautausschläge, die nur durch fleißiges Baden wieder schwinden. Aus der Klasse der Tausendfüßer finden sich mehrere Skolopender. Von Krustentieren lebt eine Viereckkrabbe in den kleinen Waldbächen. Von Mollusken sind nur Cephalophoren durch einige Flußschnecken vertreten, und selbst Landschnecken kommen selten vor, darunter allerdings ein gewaltiger Bulimus, der Eier legt, die den Taubeneiern an Größe nicht nachstehen. Interessant ist die Wahrnehmung Dr. Abendroths, dem wir in der Zusammenstellung der Flora und Fauna des Pozuzo gefolgt sind und auf dessen Schrift wir im einzelnen verweisen, daß die in stehendem Wasser sich entwickelnden Infusionstierchen teilweise mit den auf der östlichen Halbkugel beobachteten identisch sind, was ihn zu dem Schlusse führt, daß nur die niedrigsten, unvollkommensten Organismen und das höchste Geschöpf, der Mensch, wirkliche Kosmopoliten sind[1].

Kultur.

Angebaute Pflanzen. Ackerbau. Viehzucht. Lebenshaltung der Ansiedler. Staat und Gemeinde. Kirche und Schule. Gründung der Kolonie und ihre fernere Geschichte.

Die Hauptbeschäftigung aller Ansiedler ist der Ackerbau, wenn sie auch zum Teil nebenbei ein Handwerk ausüben[2]. Von den neun wichtigsten

[1] Dr. Abendroth 32.

[2] Nach der Aufnahme von 1875 und 1880 zählte die Kolonie 6 Zimmerleute, 8 Maurer, 3 Steinmetzen, 2 Küfer, 2 Schmiede, 1 Schlosser, 1 Klempner, 10 Cigarrenmacher und 13 andere Handwerker (Schneider, Schuster, Gerber, Hutmacher, Weber, Färber, Drechsler und Tischler).

Hosted by Google

Bodenerzeugnissen der Kolonie sind nur Coca und Tabak, Mais, Yuca und Pituca einheimisch; der Kaffee stammt aus Afrika, Reis, Zuckerrohr und Bananen aus dem südlichen Asien. Der Mais, der zu den Zeiten der Inkas als heilige Pflanze galt und damals die wichtigste, vielleicht einzige Mehlfrucht war, liefert nach 5—6 Monaten eine reiche Ernte, die im Durchschnitt das 400fache der Aussaat beträgt. Das Mehl giebt, mit Reis- oder Yucamehl und Eiern oder allein verbacken, das tägliche Brot der Kolonisten. Junge, noch mit Blättern umhüllte Kolben liefern gedämpft ein gutes Gemüse (Choello). Die reifen Körner werden geröstet oder gekocht gegessen. Mit den Blättern werden Pferde und Esel, mit den Körnern das Geflügel gefüttert. Man pflanzt in den gereinigten Boden gewöhnlich Mais, dazwischen nach einem Monat die Yuca; nachdem nach 5 Monaten der Mais abgenommen ist, wird die Yuca vom Unkraut gereinigt, und wenn diese 10—12 Monate alt ist, holt man täglich den Bedarf an dieser Wurzelfrucht. Ist das Feld geleert, so bleibt es 5—6 Jahre brach liegen; der inzwischen nachgewachsene Wald wird dann wieder niedergeschlagen und nach ein paar Wochen, wenn Boden und Holz etwas abgetrocknet sind, niedergebrannt, worauf man wieder mit dem Pflanzen beginnt. Von der Yuca dulce (Jatropha Manihot Aypi, süße Cassave), von der Manihot utilissima (Cassave), deren mehlreiche Wurzel durch Erwärmen ihre Blausäure verliert und in Brasilien die Mandioca liefert, durch ihren geringen Gehalt an Blausäure unterschieden, zieht man drei Sorten; am reichsten trägt die gewöhnliche weiße, die ein Jahr bis zur Ernte braucht, während die feinste und mehlreichste gelbe Abart, die sich durch ihren unverzweigten Stamm von den andern unterscheidet, in 9 Monaten reift. Stamm und Hauptzweige sind mit Augen dicht bedeckt; zur Vermehrung werden die Hauptzweige (bei der gelben Art der Stamm) in Stücke geschnitten und gesteckt und aus jeder der 6—8 Knospen die Wurzeln geerntet, von denen eine Pflanze ungefähr $^1/_2$ Arroba (1 Arroba = $12^1/_2$ kg) liefert. Läßt man die Yuca zwei bis drei Jahre stehen, ohne sie abzuernten, so fallen die Blätter ab und die Wurzeln werden bitter; aber nach zwei Monaten schlägt sie wieder aus, die Wurzeln werden wieder süß und zugleich mehlreicher und größer, so daß man dann von einer Pflanze 1 Arroba ernten kann. Die Yuca muß zum jedesmaligen Gebrauch frisch gesammelt werden; sie bildet gekocht oder geröstet die tägliche Hauptnahrung der Kolonisten, die sie ihres Wohlgeschmackes und Mehlreichtums wegen der heimischen Kartoffel vorziehen. Die Yuca, von der noch ganz zarte und mehlreiche Stücke von 6 kg Gewicht vorkommen und die außer gutem Mehle auch feines Stärkemehl giebt, liefert einen vierfach größern Ertrag als die Kartoffel in den fruchtbarsten Gegenden Europas. Ihr ähnlich ist die Pituca, anderwärts Taro genannt, von der die Blätter ein gutes Gemüse, den karaibischen Kohl, geben. Nachdem die

Hosted by Google

8—10 den Kartoffeln sehr ähnlichen Wurzelknollen (zusammen etwa 1/2 Arroba schwer), die die Pituca in einem Jahre liefert, abgeerntet sind, setzt man die Pflanze, der man noch die Blätter abgeschnitten hat, einfach wieder in die Erde, worauf sie von neuem ihre nahrhaften Knollen treibt. Junge Pflanzen gewinnt man dadurch, daß man die Knollen mit der Spitze nach oben in den Boden steckt. Die Pituca hat vor der Yuca den Vorzug, daß ihr die Agutis nicht nachstellen, und daß sie sich wochenlang aufbewahren läßt. Der Reis verlangt weder einen sehr fruchtbaren Boden noch eine so regelmäßige Feuchtigkeit, wie sie an andern Orten durch künstliche Bewässerung erzielt werden muß. Der Ertrag steigt bis zum 50fachen der Aussaat. Der Reis, im November oder Dezember gesät, giebt die erste Ernte im Mai oder Juni und im September noch eine spärliche Nachlese. Bei der Ernte wird hier nicht die ganze Pflanze mit der Sichel geschnitten, sondern die Körner jeder einzelnen Pflanze auf dem Felde abgestreift, und bei dem Mangel an Arbeitskräften geht darum nicht selten ein großer Teil der Ernte verloren. Die Städte des Innern beziehen den Reis meist sehr billig von der Küste, wo er im großen gebaut wird; doch wird die Arroba Reis ebenso wie Kaffee in der Kolonie mit 2 Soles bezahlt, trotz der wegen schlechter Wege sehr hohen Fracht, die z. B. nach Huanuco für die Carga (8 Arrobas = 100 kg) 6,50 Soles[1] beträgt. Sehr großen Ertrag liefert die Banane (Plátano, Musa sapientum und paradisiaca), von der in der Kolonie 8—9 Arten gepflanzt werden; die kleinste und beste, die im Geschmack der Erdbeere ähnelnde Calvobanane, stammt aus der Mission Callaria. Sie giebt, in die Erde gesetzt, eine Masse von Schößlingen, deren jeder nach einem Jahre die große, oft mehr als 3 Arrobas, zuweilen bis 70 kg schwere Fruchttraube trägt, an der man 80—150 (einmal sogar 320) Einzelfrüchte zählt. Wenn aber auch ein Bananenfeld den 105fachen Ertrag eines Weizenfeldes und den 9fachen eines Kartoffelfeldes bringt, so liefert doch nach Russel, dem Dr. Abendroth beistimmt, ein Bananenfeld an Nahrungsstoff nicht einmal das Doppelte eines gleich großen Kartoffelfeldes, weshalb die Banane eher dem Obste als den eigentlichen Nahrungspflanzen zuzuzählen ist. Man genießt die Bananen, die baumreif den Birnen ähnlich schmecken, roh, gekocht oder gebraten (häufig zum Frühstück) und verwendet sie sonst viel als Viehfutter.

Ein besonders feines Produkt, das dem Mocca an Aroma nicht nachsteht, liefert hier der Kaffeestrauch mit seinem weißen, überreichen Blütenschmuck, dem eine Fülle der roten, kirschenartigen Früchte folgt. Der beste Kaffee gedeiht dort auf magerem, kalkhaltigem oder sandigem Boden. Der

[1] Nach Cerro de Pasco wohl fast das Doppelte; nach Callao beträgt die Fracht für 100 kg zur Zeit etwa 65 Mark.

Hosted by Google

fette Humusboden giebt einen größern Ertrag, aber eine geringere Qualität[1]. Die Koloniſten haben ihre Wege zum Teil mit Kaffeeſträuchern eingefaßt und dadurch die Anmut der Landſchaft bedeutend erhöht. Der jährliche Ertrag einer Staude beträgt durchſchnittlich 3 Pfund; einen höhern Ertrag liefert ſie, wenn man ſie ungeſtört weiterwachſen läßt; doch ſchneidet man die obern Äſte ab, um das Sammeln zu erleichtern. Ein kleiner Seitenzweig trägt oft 80 Beeren, von denen jede 2 Samen (Bohnen) enthält.

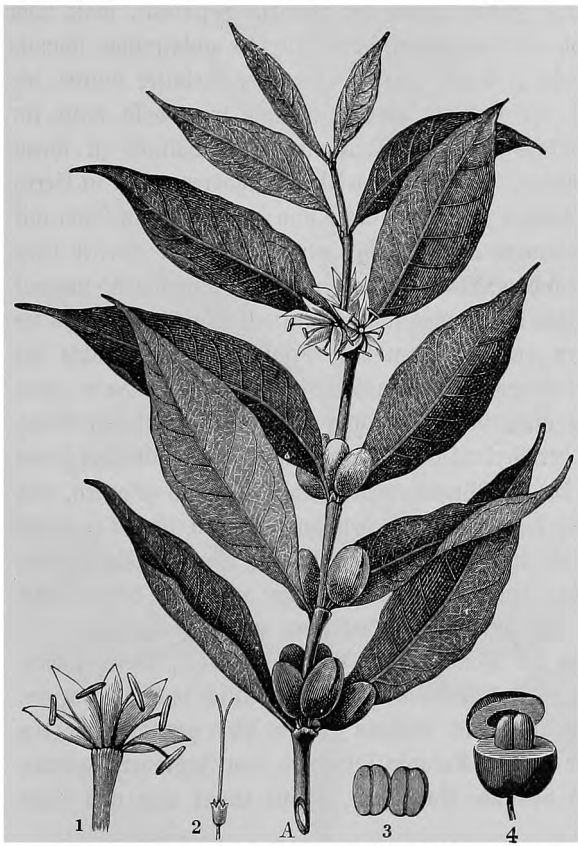


Fig. 54. A Zweig des Kaffeebaumes.
1 Blüte. 2 Stempel. 3 Bohne. 4 Bohne mit Hülle.

Am Pozuzo läßt man die Früchte nicht wie in Arabien ſchwarz werden und abfallen, ſondern nimmt ſie im Mai oder Juni ab, wenn ſie anfangen dunkel zu werden. Ein guter Arbeiter kann $1^1/_2$ Centner im Tage ernten. Nachdem durch Faulen das Fruchtfleiſch zerſtört iſt, läßt man die Früchte an der Sonne trocknen und befreit ſie erſt kurz vor dem Gebrauche durch Stampfen von den pergamentartigen Samenhüllen, die ſie bis dahin in ihrer Güte erhalten haben, während der Kaffee, längere Zeit enthülſt aufbewahrt, von ſeinem Aroma verliert und ſeine bläulichgrüne Farbe in Weißgrau ändert. Das beſte Aroma enthalten die nur erbſengroßen Früchte, die von den jüngſten Zweigen geſammelt werden. Der Pozuzo-Kaffee wird in Lima und Cerro de Pasco ſehr geſchätzt, hat auch in Deutſchland großen Beifall gefunden[2]; doch iſt bei der jetzigen hohen Fracht nach Lima an

[1] Über die Kultur gilt das oben S. 139 f. Bemerkte.

[2] Freiherr von Schütz hatte einige Centner nach Bensheim kommen laſſen.

Hosted by Google

eine Ausfuhr nach Europa nicht zu denken. In der Kolonie wird der Centner mit 8 Soles (in Huanuco mit 16—28 Soles) bezahlt, ein Preis, der bei erhöhter Nachfrage in Cerro de Pasco, z. B. in unruhigen Zeiten, wenn kein Costarica-Kaffee von Lima hingebracht werden kann, steigt. Es mögen, schreibt Pfarrer Egg aus Pozuzo im Jahre 1893, zur Zeit im Jahre nur etwa 120 Cargas (à 100 kg) an Kaffee[1] und Reis nach außen gehen. Von Tabak zogen die ersten Kolonisten anfangs die gewöhnliche deutsche Sorte, seit 1866 aber aus Habanasamen die Nicotia repanda, sonst noch in einigen Exemplaren die in den peruanischen Sierras einheimische schmalblättrige Nicotia andicola. Durch einen Hamburger Arbeiter wurde die Cigarrenfabrikation nach der Kolonie verpflanzt und trug bald mehr ein als der Kaffeebau, besonders weil die Cigarren im Verhältnis zu ihrem Werte weniger Fracht kosteten. Das Tausend kleine Cigarren ward in Cerro de Pasco mit 120, die großen mit 210—240 und ganz feine in Lima mit 300 Mark bezahlt. Dies dauerte aber nur bis zur Ankunft der zweiten Einwanderertruppe, von der sich viele dem Cigarrenmachen zuwandten, worauf Massen von Cigarren, einerlei ob gut oder schlecht, auf den Markt kamen und die Pozuzo-Cigarren um ihren frühern guten Ruf brachten. Dies brachte die Kolonisten endlich zur Besinnung, und sie gaben sich wieder Mühe, ein gutes Fabrikat herzustellen, das auch wieder in Lima und Cerro de Pasco Absatz fand[2]. Seitdem indessen der Verkauf der inländischen Cigarren mit einer hohen Steuer belegt wurde, ist der den Produzenten gezahlte Preis so gesunken, daß in den letzten drei Jahren nicht mehr viel gepflanzt worden ist. Die Ernte ist namentlich dann reichlich, wenn die Blüten rechtzeitig abgeschnitten werden. Den meisten Schaden thut eine grüne Raupe, die man am besten durch Truthühner ablesen läßt, die durch die Tabakreihen getrieben werden.

Besonders eignet sich die Kolonie zum Bau der Coca, dieses unentbehrlichsten Lebensbedürfnisses des Indianers, das vermutlich schon im vorigen Jahrhundert und wohl noch in viel frühern Zeiten hier gepflanzt worden ist[3]. Anfangs wurde sie in der Kolonie besonders von Indianern gebaut, nach und nach aber auch von den Kolonisten, da sie teurer war und einen

[1] Die Jahresernte betrug schon Mitte der sechziger Jahre, als die Zahl der Ansiedler nur halb so groß war wie jetzt, 1000 Arrobas. Die gesamte Ausfuhr der Kolonie betrug 1877: 2000 Arrobas Kaffee (zu 4 Pesos), 300 Arrobas Reis (zu 3 Pesos), 40 Arrobas Coca (zu 4 Pesos) und 50 Mil Cigarren (zu 12—16 Pesos).

[2] Der Centner Rauchtabak hatte in Peru 112 Mark, der Centner Cigarren aber 352 Mark Eingangszoll zu zahlen, und da der Tabak weder an der Küste noch in dem westlichen Gebirgslande gedeiht, so konnten die Kolonisten trotz der hohen Fracht gute Geschäfte machen.

[3] In der Kolonie sind zwei Äxte von Bronze mit etwas Goldgehalt gefunden worden, die wohl aus der Inkazeit stammen; eine von diesen Äxten ist im Besitze von Pfarrer Egg.

Hosted by Google

leichtern Absatz fand als der Kaffee. Jährlich kamen mehrere indianische Händler nach Pozuzo und erboten sich sogar, die Erntearbeiten selbst zu verrichten. Ihr Anbau war lohnend genug, da der Centner mit 50 bis 60 Mark bezahlt wurde. Doch erfordert der Anbau viel Arbeit, und besonders das Trocknen der abgestreiften Blätter, das am Tage der Ernte geschehen sollte, macht viel Mühe; auch gehen die Ernten, die in die Regenzeit fallen, häufig verloren. Einen großen Aufschwung nimmt der Cocabau, seitdem in der Kolonie von einem Deutschen in Lima eine Rohcocain-Fabrik errichtet wurde, an der der Bauer für die Coca zu gutem Preise (12 Soles für den Centner) einen sichern Abnehmer findet, wobei ihm alle Ablieferungsbeschwerden erspart sind. Der Anbau der Coca, deren Ertrag in den letzten Jahren etwa 1000 Arrobas betrug, nimmt infolgedessen immer noch zu. Freilich hat sich die Kolonie, seitdem sie ihren Ertrag an Coca an die Fabrik abliefert, die benachbarte indianische Bevölkerung, besonders von Huancabamba, verfeindet, die jetzt nicht mehr wie früher hier ihren Bedarf decken kann. Ihren jährlichen Verbrauch in Bolivia schätzte im Jahre 1860 Dr. Scherzer auf 120 000 Centner, den von Peru Freiherr von Schütz

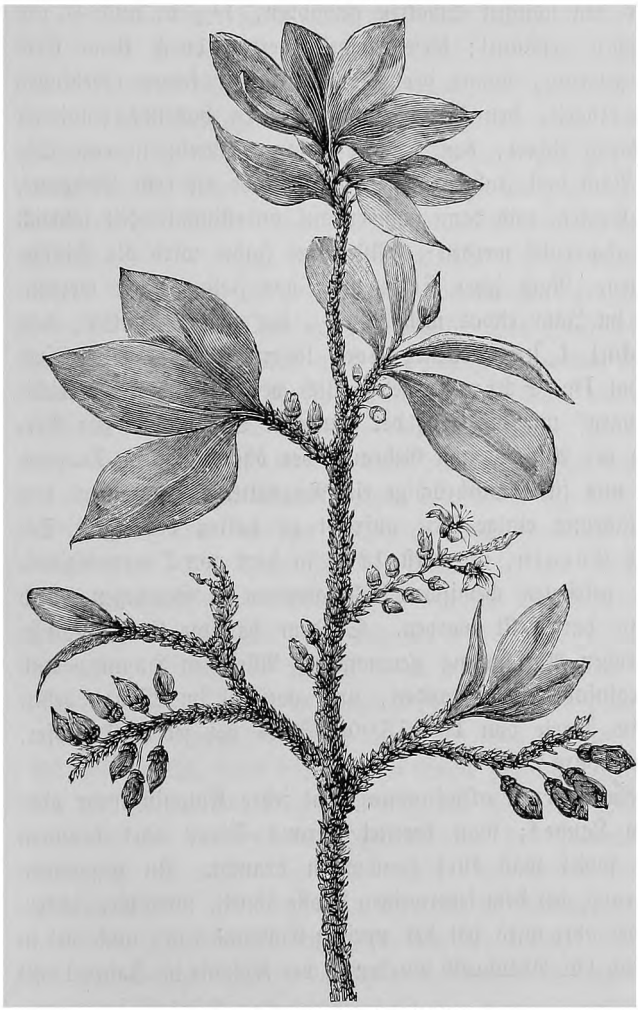


Fig. 55. Zweig der Cocastaude.

Hosted by Google

in den Jahren 1870 und 1883 auf 200 000 Centner im Werte von etwa 12 Millionen Mark. Die Coca (Erythroxylon Coca), schon im grauen peruanischen Altertum als heilige Pflanze verehrt, wird auf humusreichem Boden an der Schattenseite der Berge gepflanzt. Die aus der Cocasaat erhaltenen jungen Pflanzen werden gewöhnlich zwischen Mais oder Yucas, deren breite Blätter den nötigen Schatten gewähren, $1^1/_2$ m und 45 cm voneinander in Reihen gepflanzt; diese Reihen werden durch kleine Erdwälle voneinander getrennt, damit der Strauch leichter seinen erheblichen Bedarf an Wasser erhalte, den der vorsichtige, Coca bauende Indianer noch besonders dadurch sichert, daß er jede Pflanze einzeln in eine fußtiefe Grube setzt. Nach drei Jahren liefert die Staude die erste Vollernte, zuvor drei teilweise Ernten, und kann nachher auf unbestimmte Zeit jährlich drei- oder viermal abgeerntet werden[1]. Alle zwei Jahre wird die Staude am Boden abgehauen. Nach jeder Ernte muß das Feld gejätet werden. Die Staude liefert im Jahr etwas mehr als $^1/_4$ kg grüner Blätter, von denen 3 kg getrocknet 1 kg trockener Coca liefern. Die erste größere Menge von Coca hat Dr. Scherzer gelegentlich der Reise der österreichischen Fregatte „Novara" um die Erde der deutschen Wissenschaft zur Verfügung gestellt[2], in der Absicht, zum Gebrauch der österreichischen Truppen bei Gewaltmärschen und für Schiffbrüchige ein Reizmittel zu gewinnen, das sie ohne weitere Nahrung einige Zeit aufrecht zu halten vermöge. Der wirksame Stoff, das Cocain, ist zuerst 1860 in dem von Obermedizinalrat Dr. F. Wöhler geleiteten chemischen Laboratorium in Göttingen durch Dr. Albert Niemann dargestellt worden. Seitdem hat die Coca-Ausfuhr aus Peru einen großen Aufschwung genommen. Allein in Huanuco und Pozuzo sind 6 Cocainfabriken entstanden, und zweimal im Monat gehen Cocainsendungen, im Werte von 10—15 000 Soles bei jedem Dampfer, von Callao nach Hamburg[3].

Zuckerrohr (Saccharum officinarum) hat jeder Kolonist mehr oder weniger auf seinem Lande[4]; man bereitet daraus Sirup oder braunen Zucker (Chancaca), soviel man fürs Hauswesen braucht. Zu gegorenem Zuckerrohrsaft, Huarapó, der dem federweißen Moste ähnelt, wird viel Zuckerrohr verwendet; leider aber wird seit der zweiten Einwanderung auch viel in Rum verwandelt (nach Dr. Abendroth wurden in der Kolonie im Jahre 1869

[1] Dr. Abendroth 29. Pfarrer Jos. Egg, Aus allen Weltteilen VI, 322.

[2] Er selbst brachte 30 Pfund mit, und der Bezug von weitern 30 Pfund wurde ihm durch zwei befreundete Deutsche in Lima, C. Eggert und H. Linnich, vermittelt. Siehe Reise der Novara III, 348.

[3] Brief eines seit 1850 in Lima ansässigen Oestreichers, David Pretzner aus Eibenschütz in Mähren, an Generalkonsul Dr. Ritter von Scherzer.

[4] Über die Kultur siehe auch S. 140 f.

Hosted by Google

auf 1870 etwa 20 000 Flaschen im Werte von 20 000 Mark verbraucht, und nach Dr. Weckwarth 1877 immer noch 4000 Flaschen), und da dieser unter Kolonisten und Indianern stets Absatz findet, haben sich mehrere Kolonisten ganz auf diesen Erwerbszweig verlegt. Dies ist überaus zu beklagen, und die Beseitigung dieses Übelstandes bildet eine Lebensfrage für die Kolonie; denn wenn auch unter den deutschen Ansiedlern Gewohnheitssäufer eine Ausnahme sind, so herrscht das Laster der Trunkenheit unter Indianern und Mestizen ziemlich allgemein, und dem dürfte von den Deutschen unter keiner Bedingung Vorschub geleistet werden. Leider fehlt zur Befriedigung des berechtigten Bedürfnisses nach geistigen Getränken Bier und Wein in der Kolonie. Der Weinbau ist bis jetzt nicht gelungen, da die Rebe nur ins Kraut schießt; dagegen könnte vielleicht das gesunde Maisbier (Chicha) den in jedem Falle verderblichen Cañazo ersetzen oder der Genuß wieder wie früher sich auf Huarapo beschränken; früher bereitete man auch aus Bananen ein alkoholisches Getränk. Das Zuckerrohr braucht ein Jahr zu seiner Entwicklung und muß in dieser Zeit zweimal von Unkraut gereinigt (lampiert) werden. Zur Vermehrung steckt man das abgeschnittene obere Ende der Pflanze in die Erde; eine saftreichere Caña erhält man, wenn man von dem dicken, untern Ende des Rohres fußlange Stücke zu je zwei in einem nach oben offenen spitzen Winkel in die Erde setzt, worauf man bald eine Anzahl kräftiger Schößlinge sich entwickeln sieht. Die Chancaca erhält man durch Auspressen des Rohres in eine Trapiche (Kelter), durch Seihen des Saftes und Abdampfen. Behufs Destillation wird der mit Wasser verdünnte Saft in Holztröge gegossen und einige Zeit zugedeckt der Gärung überlassen. Nach drei Tagen (wird das Gefäß zum erstenmal zu diesem Zwecke benutzt, nach etwas längerer Zeit) bietet der Huarapo ein angenehmes, erfrischendes Getränk[1]; nach 8 Tagen hat derselbe sein Maximum an Alkohol erreicht, wird dann in der Regel zweimal über Holzkohlen destilliert, um den Fuselgeschmack zu verlieren, und stellt mit Wasser bis zu 21 Grad verdünnt den Cañazo dar[2]. Läßt man den Huarapo in saure Gärung übergehen, so erhält man einen Essig, der freilich dem Weinessig sehr an Güte nachsteht. Baumwolle pflanzen die Kolonisten, da sich die Ausfuhr noch nicht lohnt, weiße und gelbe für den eigenen Bedarf. Sie wird von den Frauen und Töchtern der Kolonisten gesponnen und von einem Kolonisten, der einen Webstuhl aufgeschlagen hat, zu starken Stoffen für Werktagskleider verarbeitet. Freiherr von Schütz sah am Pozuzo einen Strauch, der acht

[1] Fr. Gerstäcker.

[2] Der ganze Ertrag bleibt in der Kolonie; würden die Kolonisten Alkohol von 40 Grad statt von 20 herstellen, so würde sich die Ausfuhr nach Cerro de Pasco lohnen. Doch wäre zu wünschen, daß die Kolonisten überhaupt diesem unglücklichen Erwerbszweig entsagten.

Hosted by Google

Pfund guter entkernter Baumwolle gegeben hatte. Man pflanzt die Baumwolle im Dezember, und später muß der Strauch immer in diesem Monat abgeschnitten werden, damit die Ernte in dem trockenen Monat Juli erfolge, denn in der Regenzeit geht die Baumwolle verloren. Indigo und Kakao geben wenig Ertrag, beide scheinen ein heißeres Klima zu verlangen. Doch ist die aus wildem Kakao auf urwüchsige Art zubereitete Schokolade vorzüglich; man kann aber hier nur alle drei Jahre auf eine Ernte rechnen, im Gegensatz zu den Tiefebenen des Ucayali und Amazonas, wo Kaffee und Kakao ein weniger feines Produkt, aber desto reichlichere Ernten liefern. Die Vietsbohne (Phaseolus vulgaris) trägt schon nach 3 Monaten fünfzigfach; die sehr ölreiche Erdnuß oder Erdmandel (Maní oder Mandubi, Arachis hypogaea), deren haselnußartige Hülsenfrüchte sich zur Reife in die Erde senken, giebt zwei Ernten im Jahre; doch lohnt sich der Anbau der Erdnuß wenig, da ein großer Teil der dreißigfachen Ernte den Feldmäusen zum Opfer fällt. Von Knollengewächsen wird noch die dem Schierling (Conium) verwandte Arracacha (A. edulis) ihrer stärkemehlreichen Wurzelknollen wegen gepflanzt. Für die ebenfalls einheimische Batatas edulis (Camote), von der zwei Arten mehlreiche, sehr wohlschmeckende Knollen liefern, scheint die Gegend schon zu hoch zu liegen, wie auch unsere Kartoffel klein und wässerig bleibt; dagegen werden in den höher gelegenen Gegenden sehr schmackhafte Kartoffeln gezogen, namentlich in den nächsten Indianerdörfern Muña, Chaglla und Panao, wo auch europäisches Getreide gut fortkommt. Erbsen (Kichererbsen) und Linsen gedeihen dagegen in der Kolonie. „Kohl, Kohlrabi, Mohrrüben, rote Rüben, Salat, Gurken, Rettiche, Radieschen, Petersilie ꝛc. habe ich das ganze Jahr in meinem Garten", schreibt Pfarrer Egg[1]. Der spanische Pfeffer (Aji, Capsicum), das im ganzen Lande gebräuchliche Speisegewürz, vermag bei der reichen Fruchtbarkeit der Pflanze in einem Exemplar den Bedarf mehrerer Familien zu decken. Der Anbau von Kohl und Salat, die jetzt nur als Leckerbissen gelten, aber eine gesunde Abwechslung in der täglichen vegetabilischen Nahrung bilden würde, wird leider zu viel vernachlässigt. Lieber beraubt der Kolonist die Gegend ihres schönsten Schmuckes, der Palme, deren Knospe (Herz) allerdings ein an Feinheit alle andern übertreffendes Gemüse liefert. Ein Feld in Cantiguairo, mit der schön rot blühenden Canna edulis bedeckt, ist offenbar früher einmal wegen der genießbaren Wurzelstöcke angebaut worden. Die Safranwurzel (von Castus argenteus oder scaber) wird zu nahrhaften Suppen benutzt. Zu medizinischen Zwecken angebaut findet sich in Cantiguairo der Kastorstrauch (Ricinus communis) und eine andere

[1] C. J. Römer, Der obere Amazonenstrom 28; vgl. die Liste der Gartenpflanzen bei Dr. Abendroth 31 ff., aus der wir die einheimische Tomate (Lycopersicum esculentum) und den Spargel hervorheben.

Hosted by Google

Euphorbiacee, welche die stark purgierenden Piñonkörner liefert, die ihrer Form und ihres Geschmackes wegen leicht mit Haselnüssen verwechselt werden.

Von Obstfrüchten steht die Ananas (Bromelia Ananas) an erster Stelle. Man pflanzt sie gewöhnlich als Einfassung der Felder, wo sie aus kleinen Setzlingen in wenigen Monaten rasch emporwächst und von August bis September ihre köstlichen Früchte reifen läßt, deren Gewicht zuweilen bis 4 kg steigt. Auch die kleinere Bromelia lucida mit unbewehrten Blättern wird angepflanzt. Orangen- und Citronenbäume, die fast das ganze Jahr hindurch reife Früchte liefern, sind sehr häufig, die Citrone (Limone) in drei Größen[1]; von der Orange wird die Stammart mit sauren Früchten häufig zu Speisen verwendet, während die süße Apfelsine (Naranja) den Rang nach der Piña (Ananas) behauptet.

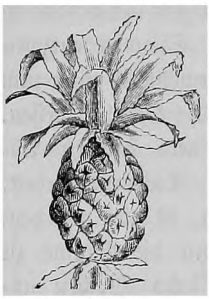


Fig. 56. Ananas.

Der Chirimoya, der 1—2 Faust dicken Frucht der Anona cherimolia mit weißem, zartem, süßem, duftendem Fleisch, das in grüner lederartiger Schale fächerartig um die glänzenden schwarzen Kerne gelagert ist, sehr ähnlich ist die Frucht der häufig angepflanzten Anona muricata, von den Indianern Guanábana genannt. Weniger Wert haben die Früchte der oft verwildernden, zum Teil auch ursprünglich wild vorkommenden Papaya vulgaris, der Lucuma obovata (Achras mammosa) aus den Sapoteen, hier Caimito genannt, von Psidium piriferum und pomiferum, zwei Myrtaceen, von denen die süßlichfaden Guajaven kommen, die gekocht oder mit Zucker eingemacht genossen werden, der Nispero von Eugenia iambosa, von den Kolonisten Apfel genannt, die im Geschmack den Stachelbeeren ähnliche Granadilla von Passiflora edulis (ligularis), die die Größe eines Hühnereies erreicht, endlich die Tuna, die saftige süße Frucht einer Kaktusart. Von der 40—50 cm langen grünen Schote einer Mimosenart (Inga reticulata), hier Pacay genannt, wird ähnlich wie beim Johannisbrot das wollige, süße Fleisch gegessen. Der von den Südsee-Inseln stammende Brotbaum (Artocarpus incisa), der wahrscheinlich in frühern Zeiten vom Ucayali an den Pozuzo gebracht worden ist, wird in der Kolonie nicht so sehr wegen seiner kastanienähnlichen Früchte als vielmehr wegen der vorzüglichen Schönheit seiner Krone und Blätter gepflanzt. Im nahen Walde kommt ein Mandelbaum vor, dessen Früchte sehr groß, süß und ölhaltig sind; in den Blättern hat er keine Ähnlichkeit mit der Amygdalus communis, denn diese sind langgestielt und fünf- bis sechsteilig; die Blüte ist karmesinrot. Bei der enormen Dicke des Baumes, der hier 20 m und mehr ohne Astbildung emporwächst, ist es leider unmöglich, diese Früchte zu sammeln, denn die abgefallenen

[1] Dr. Abendroth 32.

Hosted by Google

Mandeln sind trotz ihrer harten Schale gewöhnlich von Würmern angefressen. Sehr beliebt ist die große Frucht des zu den Lauraceen gehörenden Aguacatebaumes (Palta, Persea gratissima), die ihrer Form wegen von den Ansiedlern Butterbirne genannt wird; die dünne, lederartige grüne Schale enthält ein ganz weiches, graugrünes, fettiges Fleisch von nußartigem Geschmack, in dessen Mitte ein Kern von der Größe einer Kastanie liegt. Sie wird entzweigeschnitten, mit etwas Salz und Pfeffer bestreut und — gewöhnlich nicht zum Nachtisch, sondern nach der Suppe — mit dem Löffel aus der Schale gegessen.

Die Art der Bebauung ist in diesem und in einem frühern Abschnitt (IV.) in der Hauptsache schon geschildert worden. Die erste Arbeit, die den Ansiedler auf seinem Grund und Boden erwartet, ist die, mit dem Machete (Waldsäbel) das Buschwerk zu hauen und dann die Bäume zu fällen. Ist die niedergestreckte Pflanzenmasse vier bis sechs Wochen abgetrocknet, so wird Feuer angelegt, durch das aber nur Zweige und dünne Stämme zu Asche verbrennen; dicke Baumstämme und -stümpfe verkohlen nur oberflächlich und sind, da die Holzinsekten im Feuer getötet sind, als Bauholz besonders brauchbar. Nach dem Pflanzen, das nach dem ersten Regen mit einem Stocke geschieht, muß der Boden jährlich zwei- bis dreimal umgeackert werden, um ihn von Unkraut rein zu halten. Diese Arbeit geschieht nur mittelst Hacke (lampa) und Spaten (azadon) und bewirkt bei weitem keine so gründliche, zeitsparende Umwühlung des Bodens und Zerstörung der Unkrautwurzeln wie der Pflug, der hier besonders wegen Mangels an Zugtieren noch nicht zur Anwendung gekommen ist[1]. Sehr empfindlich ist dabei oft der Mangel an Arbeitskräften, an den in Ausdauer, Geschick und Genügsamkeit den deutschen Ansiedler übertreffenden Indianern[2]. Die meisten Gewächse können das ganze Jahr hindurch gepflanzt werden, wobei aber der Kolonist sich streng nach den Mondphasen richtet und die Pflanzen, deren oberirdischer Teil geerntet werden soll, stets im ersten und besonders im zweiten Viertel, Wurzel- und Knollengewächse aber nur bei abnehmendem Monde (besonders im dritten Viertel) setzt. Nach Dr. Abendroth beginnt unter dem Äquator in der That bei Urwaldbäumen der Saft im ersten Mondviertel nach der Krone zu steigen und geht bei abnehmendem Monde nach unten, während in der gemäßigten Zone bekanntlich ein Aufsteigen nur im Frühjahr und in geringerem Maße im August stattfindet. In Peru werden darum Bäume, die man zu Bauholz verwenden will, nur im letzten Mondviertel geschlagen, und deren Holz dauert dann Jahre aus, während es, im Neumonde gefällt, bald faul und von Insekten zerstört

[1] Über die Nachteile des Pflügens siehe S. 137.

[2] Dr. Abendroth 34; die Kosten des Rodens und Brennens eines Ackers durch Arbeiter betrugen 1870 30 Pesos für die Cuadra (= 100 Varas im Quadrat; 6666 Varas = 1 span. Quadratmeile = 5566 qm).

Hosted by Google

wird[1]. Der Mais wird im Mai und Juni gesetzt, weil man ihn so leichter vor den Queches (s. S. 250 f.) schützt, der Reis im Rheinlande im September oder Oktober, in Cantiguairo im November und Dezember gepflanzt. Zu lange andauernde Regen, die bewirken, daß junge Pflanzen faulen oder die Früchte nicht reifen, sind selten, aber immerhin unangenehm, da der Kolonist nur von einer Ernte zur andern Vorrat hat; doch ist eine Nahrungsnot nie eingetreten. Unerwartete Regengüsse können auch die Arbeit des Rodens vereiteln, indem aus dem niedergeschlagenen Walde, bevor ein Niederbrennen möglich war, die Vegetation wieder kräftig emporschießt. Der zum erstenmal in Angriff genommene Boden läßt sich bis zum zehnten Jahre ununterbrochen bebauen.

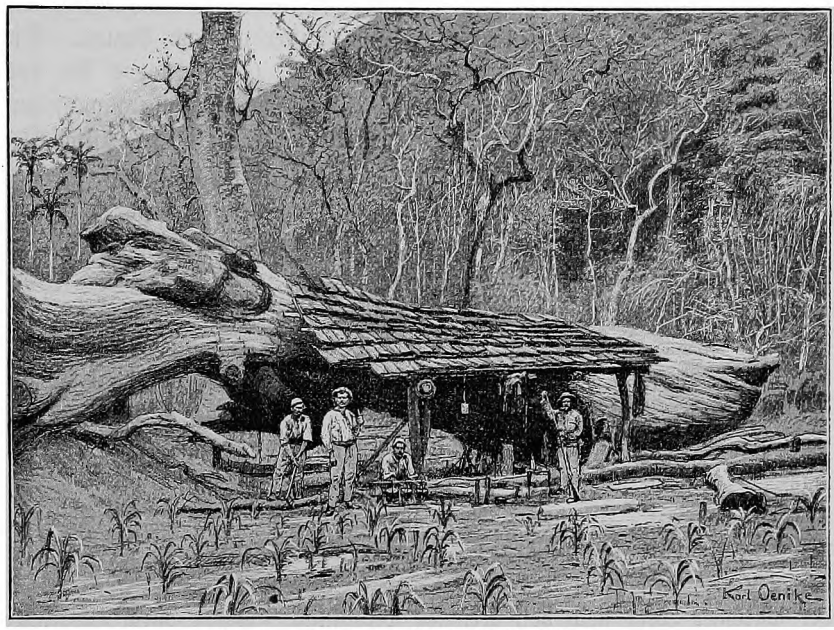


Fig. 57. Ansiedler von Pozuzo bei der Arbeit.

Als Düngung erhält der Boden bisher nur die Asche des in (anfangs zwei bis drei) vier bis fünf Jahren nachgewachsenen Buschwerkes. Eine rationelle Fruchtfolge wird, um die Kraft des Bodens möglichst lange zu erhalten, erst mit der Zeit ausfindig gemacht werden können und müssen.

Ihren Viehstand verdankten die ersten Kolonisten einem reichen in Lima ansässigen Hamburger Israeliten, Johann S. Renner, der die Kolonie in ihren ersten schweren Anfängen 1859 besuchte und jedem Familienvater

[1] Dr. von den Steinen (Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens 559) zählt diesen Brauch also wohl mit Unrecht unter den „Volksaberglauben unter den Ansiedlern der brasilianischen Provinz Cuyaba". Ähnlichen Vorschriften ist der Herausgeber übrigens schon bei altrömischen Schriftstellern begegnet.

Hosted by Google

eine Kuh, ein Mutterschwein und eine Ziege, zusammen 180 Stück schenkte. Sogar die Kosten des Transportes hatte der edle Menschenfreund bestritten — Ankauf und Transport hatten ihn mehrere Tausend Dollars gekostet. Von nun an konnte die Kolonie Viehzucht treiben und hatte Fleisch, Fett und Milch. Nach Herstellung der Wege konnte später auch Vieh aus den benachbarten Indianerdörfern gebracht werden, denn die Viehzucht in Pozuzo genügt dem Bedürfnis nicht. Da natürliche Weiden zu weit entfernt sind, ist für das Rindvieh die mühevolle Stallfütterung eingeführt; als Futter dienen Mais- und Yucablätter, Yucas, Mais- und Reisstroh und Gräser. Die paar Kühe, die jeder Kolonist im Stalle hat, werden gestriegelt und gereinigt wie in Deutschland und bekommen öfter Salz. Deshalb findet man aber auch in ganz Peru keine so gute Butter wie am Pozuzo. Die Butterbereitung ist bei dem ziemlich hohen Preise (40 Centavos für das Pfund) auch lohnend; von einer Kuh läßt sich unter besonders günstigen Umständen täglich ein Pfund, für gewöhnlich wöchentlich vier Pfund gewinnen. Doch giebt die Kuh, die beim Ankauf durchschnittlich 40 Soles kostet, bei sorgfältiger Pflege nur zwei Jahre lang reichlich Milch und muß dann bald geschlachtet werden. Ziegen und Schafe lassen sich nicht halten, da die Stallfütterung sich dafür nicht lohnt und die Tiere im Urwald verschwanden[1]. Auf Schweinezucht verlegen sich sehr wenige von den Ansiedlern, da die Schweine fast zwei Jahre brauchen, bis sie ausgewachsen sind. Man zieht es vor, größere Schweine, für 6—8 Soles das Stück, von außen zu holen und sie gleich in die Mast zu bringen. Besonders die kahle Art (Calatas, Chanchos chinos, aus Manila stammend) wird zu wahren Monstra gemästet, von denen manche bei einem Gewicht von 19 Arrobas $10^1/_2$ Arrobas Schweinefett (manteca, nicht nur zu Speisen, sondern auch als kostspieliges Beleuchtungsmaterial gebraucht) im Werte von 100 Thalern geliefert haben. Pferde, Esel und Maultiere sind wegen der schlechten Wege noch von geringer Bedeutung. Außer durch Hufkrankheiten infolge andauernder Nässe leiden die Tiere oft durch Fliegen, welche ihre Eier in Wunden legen, die von Fledermäusen, Bremsen oder Dornen herrühren, und dann hält es schwer, das Tier durch sorgfältiges Herausziehen der schnell sich entwickelnden Maden zu retten. Während die Tiere die Sonnenglut gut ertragen, soll das Mondlicht (oft so hell, daß man dabei lesen kann) in den ersten beiden Vierteln Geschwülste hervorrufen, die der Peruaner, wenn sie nicht von selbst verschwinden, nur bei abnehmendem Monde öffnet. Von Haussäugetieren ist noch das Meerschweinchen zu nennen, dessen weiches fettes Fleisch als Leckerbissen gilt.

[1] Die Katze, wie der Hund Haustier in der Kolonie, kann nur durch Abschneiden der Ohren an das Haus gefesselt werden, da sie dann aus Furcht vor dem Eindringen von Wasser in die Gehörgänge den feuchten Urwald meidet.

Hosted by Google

Von Geflügel werden in der Kolonie Hühner, Truthühner und türkische Enten, die sich alle sehr stark vermehren, und Tauben gehalten. Die meisten Ansiedler hatten, als Freiherr von Schütz die Kolonie besuchte, über 100 Hühner, einige sogar über 200. Die Ställe müssen gut verwahrt werden, um die Tiere vor Schlangen, Mardern und Beutelratten zu schützen. Die sogenannten „echten" Hühner, die aus England stammen und in Peru häufig zum Zwecke der Hahnenkämpfe gezüchtet werden, unterscheiden sich von der gewöhnlichen Chuscorasse durch ihr lockeres, weiches Gefieder und die rötliche Farbe ihrer Eier und haben den zehn- bis sechzehnfachen Wert der gewöhnlichen Hühner. Durch Kreuzung beider Arten entstehen mehrere Abarten, deren Wert nach

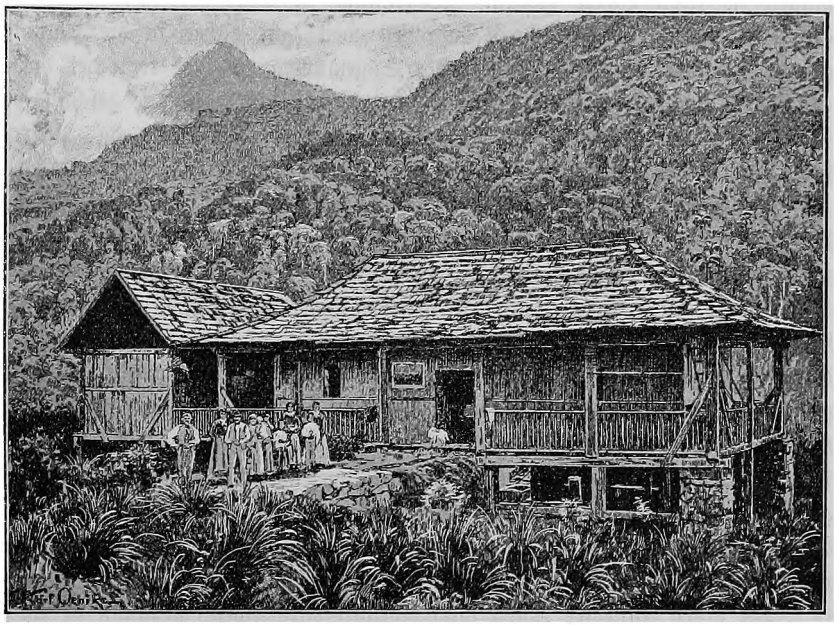


Fig. 58. Haus eines deutschen Kolonisten am Pozuzo.

der Farbe der Eier geschätzt wird. Der Ertrag an Eiern ist von Dezember bis Mai sehr gering [1].

Die Lebensverhältnisse der Kolonisten sind bis jetzt nicht glänzend; doch muß man dabei bedenken, daß sie nur durch die Not des Lebens aus ihrer alten Heimat vertrieben worden sind und in Pozuzo meist ohne einen Deut Vermögen sich angesiedelt haben. Dagegen ist der Ansiedler, was ihm in der Heimat nie glücken wollte, schuldenfreier Grundeigentümer und hat bei redlicher Arbeit stets sein ehrliches Auskommen. An Lebensmitteln ist kein Mangel. „Morgens", schreibt ein Kolonist an Professor Dr. Schöpf [2],

[1] Dr. Abendroth 38. [2] A. a. O. 72.

Hosted by Google

„haben wir Kaffee mit Brot und gerösteten Yucas, um 9 Uhr wieder Kaffee mit Brot, mittags Reissuppe mit Fleisch, Yucas oder Biduanco, mitunter Mehlspeise, zur Merend Käse und Brot, abends Suppe und Yucas. Eier und Fleisch haben wir genug." Rindfleisch ist zwar wochenlang nicht vorhanden; dafür kann aber, was Heinrich IV. seinen Bauern wünschte, der Ansiedler jeden Sonntag sein Huhn im Topfe haben. Kleider — abgesehen von den in der Kolonie aus selbstgezogener und selbstgesponnener Baumwolle gewebten starken Werktagskleidern — und Bettzeug sind sehr teuer und werden aus dem Erlös der Bodenerzeugnisse bestritten. Während der Regenzeit wird die Beschuhung faul; wollen die Leute nicht barfuß laufen, so müssen sie selbst Häute gerben. Weizenmehl ist teuer (der Doppelcentner gilt 100 Mark), da es 5—6 Tagreisen weit von außen in die Kolonie gebracht werden muß. Getreide- oder Sägemühlen giebt es trotz der dazu geeigneten Bäche noch nicht; Bretter werden mit der Handsäge geschnitten. Steinerne Gebäude giebt es in der Kolonie nur drei: die Kirche, das Pfarrhaus und dessen Nachbarhaus.

Die gewöhnlichen Lebensmittel sind in der Kolonie wenig verkäuflich, da jeder für sich selbst das Notwendige pflanzen kann. In einzelnen Fällen zahlt man für die Arroba ($12^1/_2$ kg) Mais 40 Centavos (nominell = 1 Mark 60 Pfennig, nach dem Kurswerte ungefähr 1 Mark 20 Pfennig), für die Arroba Yucas 20 Cts., für die Arroba Schweinefett 6 Soles, für das Pfund Butter 40 Cts., für ein junges Huhn 20 Cts., für ein ausgewachsenes 40 Cts., für 8 Eier 10 Cts., für die Arroba Rindfleisch 1 Sol 60 Cts.[1] Der Taglöhner erhält von dem Ansiedler 40 Cts. und die Kost. Über die Ausfuhr ist bei den einzelnen Bodenerzeugnissen gesprochen worden; genaue Aufzeichnungen wurden bisher darüber nicht gemacht, obschon der Alkalde jeder Ware ein Ursprungszeugnis mitgeben muß, damit es, als von Pozuzo kommend, steuerfrei in Huanuco eingehen kann.

Die ersten Ansiedler lebten ihrer Abkunft entsprechend anfangs in zwei Sondergemeinden, Tirol und Rheinland, deren zwei Alkalden (Bürgermeister) mit dem gemeinsamen Pfarrer eine Art Dreigericht bildeten. Doch sind die zwei Gemeinden seit mehr als dreißig Jahren in eine verschmolzen, die alle zwei Jahre ihren Alkalden und alle vier Jahre vier Gemeinderäte wählt. Die Polizeigewalt übt ein von dem Präfekten des Departements alle zwei Jahre (aus den Kolonisten) ernannter Gobernador aus; vier Tenientes haben dessen Anordnungen auszuführen, ihre Dienste werden aber nur sehr wenig in Anspruch genommen. Außerdem werden jedes Jahr zwei Richter (Juez de paz) ebenfalls aus den Kolonisten auf den Vorschlag des Richters der ersten Instanz in Huanuco von dem Präfekten ernannt. Alle diese

[1] 1893; im Jahr 1870 waren die Preise etwas höher; siehe Dr. Abendroth 51.

Hosted by Google

Ämter sind reine Ehrenämter und berechtigen nicht zu Gehaltsbezügen. Steuern werden in der Kolonie weder direkte noch indirekte bezahlt. Die ganze jährliche Abgabe besteht zur Zeit (seit 1874) in 1 Sol für jede Familie zur Bestreitung der Auslagen für die Kirche; früher trug der Pfarrer, der bis zu jenem Jahre seinen Monatsgehalt von 40 Soles ziemlich regelmäßig bezogen hatte, die Kosten des Gottesdienstes selbst. Außer der Kirchensteuer zahlt jeder Bürger jährlich noch 15 Centavos zur Erhaltung der Brücken. Von Militärpflicht ist keine Rede, und Staatsbürger und stimmfähig ist nach der Verfassung jeder, auch der Eingewanderte, der lesen und schreiben kann, ein Geschäft (Ackerbau, Handwerk u. s. w.) betreibt und sich in die Bürgerliste eintragen läßt.

Für die Bedürfnisse von Kirche und Schule hat nach dem Gesetze vom 24. Mai 1845[1] der Staat aufzukommen, auch die nötigen Gebäude herzustellen. Aber die Kolonie mußte sich bis 1876 mit einer hölzernen Notkirche behelfen. Nur einmal hatte die Regierung im Jahre 1859 auf die Verwendung von Johann S. Renner hin einen namhaften Betrag für Kultuszwecke gegeben, und 1867 spendete Präsident Prado privatim einen Beitrag zum Kirchenbau. Da die Kolonisten bis 1875 anderweitig, besonders durch Wegebau, in Anspruch genommen waren, konnten sie erst in diesem Jahre die steinerne Kirche zur Ausführung bringen, die sie alle bequem faßt und mit jeder Kirche in Cerro de Pasco und Huanuco den Vergleich aushält. Die Glocken im Kirchturme rühren aus der Kirche des 1854 ausgestorbenen Dorfes Yanahuanca; der Pfarrer erlangte sie von den Indianern von Muña und Chaglla, die sie an sich genommen hatten. Die Kirche hat zwei Altäre, deren Bilder, St. Joseph und St. Jakob darstellend, P. Augustin Scherer durch P. Joseph Ofner in Fiecht hatte malen lassen; ein gutes Harmonium (auf Meilen weit das einzige Musikinstrument) erhöht die Feier des Gottesdienstes; eine hübsche, $1^1/_2$ m hohe Muttergottesstatue, die ein Kolonist hat aus Gröden kommen lassen, wird von Jungfrauen bei der Fronleichnamsprozession getragen; den Vortritt haben bei der Prozession die Schulkinder mit einer einfachen Fahne; eine kleine Schützencompagnie, ohne Musik, nur mit Trommel, giebt bei den vier Evangelien ihre Salve, und ein Männerchor singt geeignete deutsche Lieder. Preußische und österreichische Kolonisten haben ihrem Heimatslande und ihren frühern Landesherren ein treues Andenken bewahrt. Ein großes Fest ist für die Tiroler,

[1] Die Artikel 4—8 dieses Gesetzes, in denen bestimmt wird, daß die Kolonisten freie Eigentümer werden, keinerlei Abgaben zu zahlen brauchen und daß ihre Pfarrer vom Staate besoldet werden, sind am 11. Oktober 1887 wiederholt (*Ydiaquez*, Le Pérou en 1889, p. 187 s.) und am 14. Oktober 1887 das Gesetz von 1845 bis 1897 verlängert worden mit der Bestimmung, daß die bis zum 14. Oktober 1887 gegründeten Ansiedlungen die Vorteile bis 1907 genießen sollen.

Hosted by Google

die ja die Mehrheit unter den Kolonisten bilden, der 4. Oktober, das Namensfest des Kaisers von Österreich, an dem fesche Tiroler Schützen in ihrer heimischen Tracht dem Hochamt mit Te Deum und dem Kaisergebete beiwohnen; an diesem Tage und am Geburtstage unseres Kaisers, am 27. Januar, mag sich wohl dem einen oder andern Ansiedler der Gedanke an den Unterschied zwischen einer wohlgeordneten germanischen Monarchie und einer verlotterten Kreolenrepublik aufdrängen. Hier am Pozuzo hat es nie eine deutsche Frage gegeben, und der Friedensbund von 1879 ist hier schon 20 Jahre früher im kleinen vorgebildet worden. Das Bindeglied zwischen beiden Stämmen am Pozuzo ist seit der Begründung der Kolonie Pfarrer Joseph Egg, dessen unermüdlichem treuen Wirken hier ein bescheidenes Denkmal gesetzt sei. Joseph Egg ist in Innsbruck am 13. März 1820 geboren, machte hier seine gymnasialen und philosophischen Studien und studierte dann Theologie in Brixen, wo er 1843 von Fürstbischof Bernhard Galura zum Priester geweiht wurde. Hierauf war Egg 13 Jahre in der Seelsorge seiner Diöcese thätig, namentlich als Kooperator in Silz im Oberinnthale und zuletzt als Kaplan in Wald bei Imst. Von Freiherrn Damian von Schütz, dem er von P. Augustin Scherer, Benediktiner von Fiecht, Pfarrer von Stans und später in Achenthal, empfohlen worden war, im Jahre 1856 für die erste Tiroler Kolonie in Peru gewonnen, hat er 1857 die ersten Ansiedler dahin begleitet und seitdem Leid und Freud mit ihnen geteilt und hat treu bei ihnen ausgeharrt, obwohl er sich schon oft eine leichtere und einträglichere Stellung hätte übertragen lassen können. Seit fast 40 Jahren ist Pfarrer Egg nicht nur der geistliche Vater und Lehrer, sondern auch der leibliche Arzt[1] der Ansiedler; daß die Kolonie seiner Zeit trotz der schwierigsten Umstände ins Leben treten konnte, ist nach dem Zeugnisse des Freiherrn von Schütz vor allem Eggs Verdienst, und daß die Kolonie den schweren Kampf ums Dasein mit immer neuer Lebenskraft stets siegreich wieder aufgenommen hat, das verdanken die Ansiedler, einfache Bauern, die, in den meisten Fällen ohne Geld, in allen ohne Welterfahrung, notgedrungen die Heimat verlassen haben, ihrem braven Pfarrer. Die Verhältnisse, unter denen Pfarrer Egg wirkt, waren zeitweise sehr drückend. Da seit 1874 in der Regel sein Regierungsgehalt ausblieb[2], so war der

[1] Ein Arzt, dem die Regierung 1857 die Überfahrt bezahlt hatte, handelte, in Peru angekommen, wie viele Handwerker, die, ledig oder erst vor kurzem verheiratet, nicht durch eine große Familie in der Bewegung gehindert waren, und ließ die übrigen deutschen Einwanderer im Stiche (Friedrich Gerstäcker, Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Kolonien).

[2] Er betrug 40 Soles monatlich und wurde 1889 auf 50 Soles erhöht; in Wirklichkeit wird aber nur selten einmal ein Monat ausbezahlt; 1890 hatte der Pfarrer ein Guthaben von mehr als 6000 Soles, von denen es hieß, sie sollten zur innern Staatsschuld geschlagen, d. h. nie ausbezahlt, sondern nur mit 2 Prozent jährlich verzinst werden.

Hosted by Google

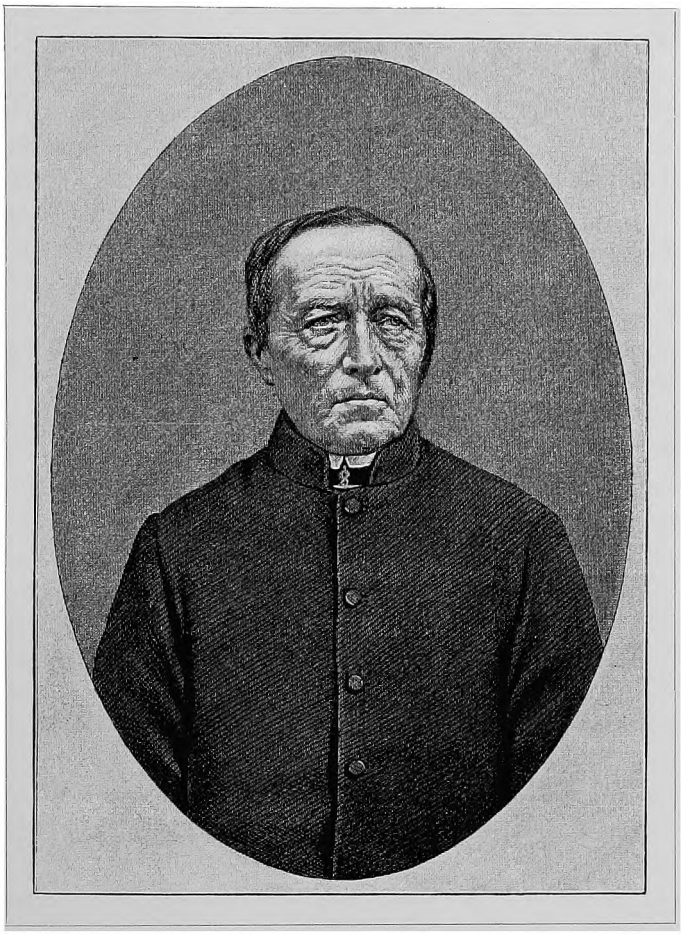


Fig. 59. Pfarrer Joseph Egg.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 268.)

Hosted by Google

Hosted by Google

alte Pfarrer genötigt, wie in den Zeiten des Urchristentums, mit seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen: er verfertigte an der Drehbank besonders Spinnräder aus caoba (Mahagoni), für die er 20 bis 50 Soles erhielt. Mit allen Fasern seines Herzens hängt er jedoch an seinem Schmerzenskinde, und als er im Jahre 1889 als Kandidat für den erledigten bischöflichen Stuhl von Huanuco genannt wurde, erklärte er sofort und entschieden, daß er sich von der Kolonie niemals trennen werde. Für die Gemeinde war darum auch sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum am 15. August 1893 ein wahres Freudenfest[1]. Am Vorabend um 7 Uhr, bei vollständiger Nachtdunkelheit, wurde auf dem Platze zwischen Kirche und Pfarrhaus ein kleines Feuerwerk abgebrannt, und am Tage selbst um 5 Uhr früh ließ man wieder einige Raketen steigen, deren heftiger Knall beim Zerplatzen den Bewohnern der weitausgedehnten Kolonie das Zeichen gab, bei jedem Hause einige Schüsse abzufeuern. Um 9 Uhr wurde der Jubilar in festlichem Zuge zur Sekundizfeier in die von außen und innen geschmackvoll gezierte Kirche geleitet; Schulmädchen mit Kränzen gingen voraus, Tiroler Schützen mit Federn auf den Hüten und prächtigen Stutzen bildeten Spalier; der rüstige Pfarrer wurde von zwei peruanischen Priestern geleitet, die aus weiter Ferne erschienen waren, ihren verehrten Mitbruder zu begrüßen. So wurde auch die Feier eines levitierten Hochamtes ermöglicht, die den in der Kolonie Geborenen etwas ganz Neues war. An dem Pfarrhause und an der Kirche war ein Triumphbogen errichtet und der ganze Weg auf beiden Seiten mit Palmen bepflanzt. Da die meisten Kolonisten mehr oder weniger Spanisch verstehen, ersuchte der Jubilar, in der Überzeugung, daß ihm bald vor Rührung die Stimme versagen würde, einen der anwesenden Amtsbrüder um die Festpredigt. Der Besitzer der Cocainfabrik Pozuzo, Arnold Kitz, war eigens zu der Feier von Lima herbeigeeilt und gestaltete die weltliche Hälfte der Feier zu einem echten Volksfeste. Er hatte viele Spielsachen mitgebracht und ließ für die Knaben Preise auf verschiedene Spiele, wie Wettrennen, Sacklaufen, Klettern u. s. w., aussetzen; für die Mädchen wurde in einer eigens dazu aufgestellten Bude eine Lotterie eingerichtet. Die Männer gingen zum Schießstand, für den der Fabrikherr, der gerade von einer Reise nach Europa zurückgekehrt war, drei schöne Preise mitgebracht hatte. Den ersten Preis, einen großen silbernen Pokal mit einem Friedensengel auf dem Aufsatze, gewann ein Deutscher aus Lima, der sich 15 Monate in der Kolonie aufgehalten hatte; den zweiten,

[1] Dem Herausgeber liegen über die denkwürdige Feier zwei Berichte vor, deren einer von Prof. Dr. Schöpf nach Briefen seiner Verwandten in der Wiener (alten) Presse und im Salzburger Volksblatt 1893, Nr. 243 vom 24. Oktober, veröffentlicht worden ist, während auf den andern von Pfarrer Egg selbst eine Mitteilung der Kölnischen Volkszeitung 1894, Nr. 490, zurückgeht.

Hosted by Google

ein Bild des Kaisers von Österreich in schönem Rahmen, ein Kolonist, und beide machten ihre „Beste" dem Pfarrer zum Geschenke, der sich kindlich darüber freute. Auch für Bier und Wein hatte der Fabrikherr gesorgt. Endlich waren auch die Tanzlustigen nicht vergessen; für sie war im Freien aus Palmblättern ein Tanzplatz errichtet, und diese Unterhaltung dauerte natürlich am längsten. Mitternacht war nahe, als die letzten Gäste verschwanden.

Die Schulverhältnisse sind bis jetzt ärmlich, und jahrelang waren die Eltern auf Privatunterricht und auf den guten Willen des Pfarrers angewiesen, der die Kinder bis 1864 ganz allein unterrichtete und ihnen auch seitdem in den Zeiten, in denen kein öffentlicher Unterricht stattfand, einigemal in der Woche Schule hielt, damit sie nicht alles Gelernte vergaßen. Von 1864—1869 hielt dem Namen nach ein Peruaner Schule, 1869 wurde ein Kolonist mit 750 Pesos Gehalt als Lehrer angestellt, dessen Schule 1878 von 26 deutschen Kindern besucht wurde, die deutschen und spanischen Unterricht erhielten. Nachher blieb der Gehalt des Lehrers aus, und Eltern, denen an dem Unterrichte etwas gelegen war, hielten sich einen Privatlehrer, während der Pfarrer zweimal in der Woche Religionsunterricht erteilte. Im Jahre 1889 wurden dann wegen zu großer Ausdehnung der Kolonie von dem Präfekten zwei Schulen errichtet. Der Lehrer der größern Schule (bei der Kirche) sollte monatlich 25 Soles aus der Regierungskasse des Departements, der andere 20 Soles aus der Gemeindekasse von Huanuco erhalten; allein nur dieser erhielt seinen Gehalt (jetzt 30 Soles monatlich), weshalb die erste Schule eingehen mußte. Wie der Pfarrer sein Haus allein bauen mußte, so hat der Staat auch nicht für ein Schulhaus gesorgt, und erst in diesem Jahre hat der Besitzer der Cocainfabrik die Mittel zum Baue geschenkt, so daß der neue Kooperator, der bautechnische Kenntnisse mitbringt, zunächst der Schule ein Heim schaffen kann.

Eine regelmäßige Postverbindung hat die Kolonie seit 1868. Die Post wird von einem Kolonisten versehen, der seine Ernennung als Receptor de Correos von der Postdirektion in Lima erhalten hat. Seine Einkünfte für die zweimalige Abfertigung im Monat belaufen sich wenigstens auf 85 Soles jährlich. Jeden zweiten und vierten Dienstag muß der Postillon in Huanuco eintreffen und erhält für jede Reise von der Direktion 7 Soles. Zweifelsohne sind die Auslagen für die Post von Pozuzo bedeutend größer als die Einnahmen, obwohl das Inlandporto auf 10 Centavos (30 Pfennig, für das Ausland auf 11 Cts., von Iquitos aus aber nur auf 10 Cts.) gesetzt ist[1].

Die Erhaltung der Kolonie ist dem Pfarrer Jos. Egg zu verdanken, ihre Begründung das Werk des Freiherrn Damian von Schütz-Holz-

[1] Beachtenswerte Angaben über das peruanische Postwesen macht E. W. Middendorf, Peru I (Lima), 472—475.

Hosted by Google

hausen[1]. Freiherr von Schütz hatte im Jahre 1855, in der Überzeugung, die Verbindung zwischen der Küste des Stillen Meeres und dem Amazonas sei am besten auf dem Wege über Pozuzo und Mairo herzustellen, mit dem Präsidenten Castilla einen Vertrag abgeschlossen, nach dem innerhalb sechs Jahren 10 000 deutsche Einwanderer im Gebiete des obern Amazonas angesiedelt werden sollten, von denen die ersten, etwa 500 Personen, sich am Pozuzo niederlassen sollten. Den Kolonisten war freie Reise bis zum Orte der Ansiedelung zugesagt, ferner Lebensmittel für das erste halbe Jahr, Sämereien und Ackergeräte. Die angewiesenen Ländereien sollten den Einwanderern nach zwei Jahren als freies Eigentum zufallen und diese nach fünf Jahren die von der Regierung gewährten Vorschüsse zurückbezahlen[2]. Auf das einem Begründer von Ansiedelungen bisher zustehende Kopfgeld von 30 spanischen Thalern hatte der Freiherr ausdrücklich zu Gunsten der Ansiedler verzichtet, wonach also jedem über 15 Jahre alten Individuum diese Summe von der Regierung geschenkt wurde. Der Freiherr selbst sollte als Leiter der Ansiedelungen einen Jahresgehalt beziehen und ebenfalls Ländereien erhalten, die natürlich nur dann Wert bekommen konnten, wenn die Ansiedelung sich befriedigend entwickelte. In dem Vertrage verpflichtete sich die Regierung, am Pozuzo Vorbereitungen für den Empfang der Ansiedler zu treffen[3]; sie hatte außerdem dem Freiherrn in die Hand versprochen, vor Ankunft der Einwanderer den schon 1853 bewilligten Weg von Cerro de Pasco nach Pozuzo herzustellen. Im Vertrauen auf diesen Vertrag reiste der Freiherr nach Deutschland, um die ersten Ansiedler zu sammeln. Die Einwanderer sollten sämtlich der katholischen Religion angehören, eine Beschränkung, die auch Gegner des ganzen Unternehmens wie Friedrich Gerstäcker wegen des im Innern Perus herrschenden religiösen Fanatismus nur billigen konnten, die aber andere kurzsichtige Gegner zu der Behauptung veranlaßte, das ganze Unternehmen sei eine Jesuitenspekulation. Freiherr von Schütz hatte in kurzer Zeit trotz der heftigsten Anfeindungen eine Schar von über 300 Köpfen bereit, von denen er selbst etwa 100 Rheinländer aus der Moselgegend, Kaplan Joseph Egg und P. Augustin Scherer etwa 200 Tiroler und Vorarlberger besonders aus dem Ober- und Unterinnthal gesammelt hatten. Bei der Auswahl der ersten Kolonisten ließ der Freiherr die größte Vorsicht walten; es wurden nur Leute angenommen, denen die Ortsgeistlichen ein vorzügliches Zeugnis ausgestellt hatten; außerdem wurden aus der großen Masse von denen, die sich gemeldet, die Bedürftigsten ausgewählt. Von den dürftigen Verhältnissen der Auswanderer

[1] Siehe den dem Buche vorangestellten Lebensabriß des Freiherrn.

[2] Thatsächlich hat die Regierung später keinerlei Ansprüche auf Rückzahlungen erhoben.

[3] Siehe den im Anhange (Nr. 5) mitgeteilten Wortlaut des Vertrages.

Hosted by Google

geben die von Professor Dr. Schöpf veröffentlichten „Erinnerungen" und die gleichzeitigen Mitteilungen eines Gegners der Auswanderung[1] ein klares Bild. Es waren zum Teil Handwerker- und Bauernfamilien mit hoher Kinderzahl (von 9—12 Köpfen), die zu Hause ihr Auskommen beim besten Willen nicht finden konnten; zum andern Teil Brautpaare[2], die in der Heimat infolge der gesetzlichen Erschwerung der Eheschließung nie zum Heiraten gekommen wären. Ein Bauer aus Zams sagte: „Ich müßte meine Kinder als Dienstmagd in die Stadt schicken oder aufs Holzwerk in die Schweiz, da möchten sie mir leicht verderben; mir liegt ihre Seele an." Die Handwerker sagten: „Betteln wollen wir nicht, und mit der Arbeit finden wir, die wir statt Kapitals viele Kinder haben, nicht unser Auskommen", und die ledigen Leute erklärten mit einem schelmischen Blick auf ihr Gegenüber: „Das Sakrament der Ehe ist nicht bloß für die Reichen eingesetzt." Am 26. März 1857 schifften sich die Auswanderer auf dem Segelschiffe „Norton" in Antwerpen ein und kamen am 28. Juli, 294 Personen stark[3], in Callao an.

Freiherr von Schütz hatte während seines Aufenthaltes in Deutschland der peruanischen Regierung fast mit jeder Post Nachrichten von den Vorgängen gegeben und sie inständigst gebeten, doch ja den versprochenen Weg und alle nötigen Vorbereitungen vor Ankunft der Leute, für die die Reisezeit längst fest stand, zu vollenden, worauf die beruhigendsten Zusicherungen erfolgten. In Antwerpen nahm Freiherr von Schütz Abschied von den Kolonisten und reiste im Dampfer voraus, um in Peru die Ankunft der Leute abzuwarten. Wie groß war seine Bestürzung, als er bei seiner Ankunft in Lima erfuhr, daß auch nicht die geringste Vorbereitung getroffen war! Der Präsident war abwesend, um im Süden des Landes einen Aufstand zu dämpfen, und der Minister des Innern, Mar, übertrug dem Freiherrn die Leitung des Wegbaues und der übrigen Vorbereitungen; zur Übernahme dieses Auftrages war von Schütz durchaus nicht verpflichtet, und er hätte ihn klugerweise nicht annehmen sollen; denn offenbar wollte sich die Regierung nur die lästige Mühe vom Halse schaffen, und es war keine Zeit mehr, alles rechtzeitig auszuführen. Indessen besorgte der Freiherr, wenn er nicht selbst die Arbeiten übernehme, geschehe gar nichts und das Unternehmen scheitere von vornherein, während so nur die Ausführung eine kurze Zeit verzögert werde — freilich allzu sanguinische Hoffnungen, die noch zu wenig Bekanntschaft mit den Gepflogenheiten peruanischer Beamten verrieten! Noch hatte der Freiherr etwa zwei

[1] Augsburger Allgemeine Zeitung 1857, Nr. 83, S. 1313, von einem Manne, der die Tiroler noch in Augsburg von der Auswanderung abzuhalten suchte.

[2] 23 Paare wurden beim Antritt der Reise an Bord getraut.

[3] Zwei Erwachsene und fünf Kinder waren während der Überfahrt gestorben.

Hosted by Google

Monate Zeit, ehe die Ansiedler eintreffen konnten, und reiste auch sofort in das Innere. In Cerro de Pasco erfuhr von Schütz zu seinem Schrecken, daß der Präfekt, dem die Regierung die Gelder für den Wegbau zugeschickt, dieselben anderweitig, angeblich zu militärischen Zwecken, verwendet hatte. Auf der Stelle teilte er dies der Regierung mit und reiste auf dem Wege, den die Ansiedler nach Pozuzo nehmen sollten, meist zu Fuß weiter. Nach Cerro de Pasco zurückgekehrt, übertrug er dem Intendanten des Districtes Pozuzo, Ceferino de la Puente, die Leitung des Wegbaues und eilte nach Lima, um die Regierung zu bearbeiten und die Ansiedler zu empfangen. Der Intendant mußte noch lange warten, bis er vom Präfekten Geld zur Ausführung des Weges erhielt, der dieser noch alle möglichen Hindernisse in den Weg legte.

Inzwischen waren die Einwanderer in Callao eingetroffen und wurden, nachdem sie auf der Lorenzo-Insel Quarantäne gehalten hatten, am 30. Juli auf dem Dampfer „Inka" nach dem nördlicher gelegenen Hafen Huacho gebracht, um von da aus die Reise über die Cordilleren anzutreten. Es war nämlich mit Recht zu befürchten, daß die Einwanderer, wenn man sie in Callao und Lima ließ, von ihren Landsleuten beredet, sich bald zerstreuen und keinesfalls eine Kolonie in den entfernten Urwäldern bilden würden. Das Gepäck, von dem besonders die riesigen Truhen kaum befördert werden konnten, ward nun auf Hunderte von Maultieren geladen, Frauen und Kinder erhielten Esel zum Reiten, und nun ging die Reise über die schneebedeckten Berge nach Cerro de Pasco. Hier ward der Leiter der Einwanderer mit dem Präfekten Juan José Salcedo, der sich als Herr der Deutschen aufspielen wollte, in einen Streit verwickelt, und dessen Feindseligkeit ward gewiß nicht durch folgenden Vorfall vermindert. Der Präfekt hatte in der dortigen Münze halbe Pesostücke schlagen lassen und den Männern und Frauen je eines geschenkt. Einige Tiroler waren so unterwürfig, ihm dafür die Hand zu küssen. Als sich in des Präfekten gelbem Mestizengesicht die Freude spiegelte, daß ihm weiße Männer die Hand geküßt hatten, konnte Freiherr von Schütz seinen Zorn nicht mehr zurückhalten und verwies den Tirolern in scharfen Ausdrücken ihren Knechtssinn. Der Präfekt merkte es wohl und vergaß es ihm nicht. Zudem erheischte es sein Interesse, den Freiherrn zu entfernen, um die Verfügung über die zur Verwaltung der Kolonie bestimmten Gelder in seine Hände zu bekommen. Darin ward er von einem reichen deutschen Schneider E. R. in Cerro de Pasco unterstützt, dem die geplante christlich-patriarchalische Verfassung der künftigen Kolonie ein Dorn im Auge war. Er überredete den Freiherrn, zu erlauben, daß einige deutsche Matrosen die Ansiedler begleiteten, die aber nur den Auftrag hatten, die Leute aufzuhetzen und zum Weglaufen zu veranlassen.

Nach kurzem Aufenthalte wurde nach dem Dorfe Acobamba aufgebrochen, bis wohin der Weg — kaum ein Dritteil — hergestellt war, und von wo

Hosted by Google

die Kolonisten selbst den Weg weiterführen mußten. Besser wäre es gewesen, dieselben über Huanuco zu leiten, wo die Lebensmittel billig sind und von wo aus ein damals allerdings noch schauderhafter Weg nach dem Pozuzo führte. In diesem Falle war, wie der Intendant[1] dem Führer der Kolonisten vorstellte, allerdings zu befürchten, daß die Gutsbesitzer von Huanuco durch Versprechungen und Vorschüsse viele Deutsche in ihre Dienste, eine ewige Knechtschaft, locken würden, und daß außerdem der Weg von Cerro de Pasco über Acobamba nach Pozuzo überhaupt nicht würde gebaut werden. Denn die Bewohner von Huanuco, die dieselben Erzeugnisse pflanzten, wie es die Deutschen am Pozuzo beabsichtigten, hatten ein Interesse daran, daß die Kolonie nur mit ihnen, nicht aber auch mit Cerro de Pasco in Verbindung stehe, das sie bisher allein mit Lebensmitteln und Erzeugnissen der Tropen versorgt hatten; so gedachten sie sich wenigstens den Zwischenhandel zu sichern. In der That wurde nachher zunächst der Weg nach Huanuco hergestellt, auf dem die Entfernung zwischen Lima und dem Amazonas um 20 Leguas länger ist als über Acobamba, und an Stelle des Weges über Acobamba, der nie ordentlich beendigt ward, ließ die Regierung einen neuen über Huancabamba bauen, der ebenfalls 10 Leguas länger ist als der über Acobamba. In Acobamba mußten die Leute vorläufig untergebracht werden, und hier gab sich bei einem Teile der Einwanderer bald eine unzufriedene Stimmung kund; bald liefen die Matrosen wieder weg und nahmen einige Leute mit, denen in kurzem eine größere Anzahl folgte. Der zweite Tiroler Geistliche J. Ü.[2] war schon vorher mit einigen in Cerro de Pasco zurückgeblieben. Freiherr von Schütz stellte den Ausreißern grundsätzlich kein Hindernis entgegen, sie waren freie Leute und konnten thun, was sie wollten[3]. Kurze Zeit darauf erschien der Präfekt in Aco-

---

[1] de la Puente suchte überhaupt die Verbindung der Kolonie mit Huanuco zu hintertreiben.

[2] Ü. war seitdem in Cerro de Pasco und der Erzdiöcese Lima thätig und starb 1890 sehr reich in dem Schwefelbade Chiuchin, einem armseligen Dorfe am Fuße der Cordilleren.

[3] Siehe D. v. Schütz, Die deutsche Kolonie in Peru 37. 43 f. Über das Schicksal dieser Ausreißer gelangten in das Novarawerk abenteuerliche Angaben, die teils auf Verwechslung mit Vorgängen der vierziger Jahre und bei der deutschen Einwanderung von 1852 beruhen, teils auf Übertreibungen und Erfindungen. Gerstäcker stellte 1860 fest, daß manche von den Ausreißern die Lage der Kolonisten mit Absicht schlechter darstellten, als es der Wahrheit entsprach, und so verfuhren sie offenbar auch gegenüber einigen Gewährsmännern von Scherzers, die übrigens, wie der nordamerikanische Gesandte J. R. Clay, der Konsul von Bremen, Gildemeister, und der oben erwähnte E. Ribbeck, gegen das Unternehmen und seinen Leiter von Anfang an in der deutschen Presse und in Lima feindselig aufgetreten waren. Gerstäcker stellte bei seinem Besuche in Lima und Callao ausdrücklich fest, daß die Regierung an die

Hosted by Google

bamba und übergab dem Freiherrn einen Erlaß des Ministers, wonach der Präfekt vorläufig mit der Verwaltung der Kolonie betraut und von Schütz nach Lima abberufen ward, um Rechnung abzulegen. Die Matrosen und Ausreißer hatten nämlich in Cerro de Pasco eine von dem deutschen Schneider in spanischer Sprache abgefaßte Anklageschrift unterzeichnet — wie später einige dem Freiherrn gestanden, ohne den Sinn zu verstehen. Es hieß darin unter anderem Widersinnigen, von Schütz habe einen Teil der Ansiedler an benachbarte Pflanzer verkauft — dabei gab es weit und breit in der Nähe von Acobamba keine Pflanzung, und es wäre wohl auch schwer gewesen, ohne Soldaten mehr als hundert bewaffnete Männer zu vergewaltigen. Auch der Präfekt gab zu, daß die Eingabe nur ein Gewebe alberner Lügen sei, er werde dies auch sofort nach Lima berichten. In Wirklichkeit aber bestärkte er durch seinen geheimen Bericht noch jene Verleumdungen. Obschon jedoch die Sinnlosigkeit der Anklagen jedem einleuchtete, und obgleich später sämtliche Kolonisten in einer Eingabe an die Regierung erklärten, die ganze Anklage sei eine abscheuliche Verleumdung, stützte sich die Regierung dennoch darauf; sie wußte sehr wohl, daß ihre Nachlässigkeit den Mißerfolg verschuldet hatte, und ließ darum einen schutzlosen Deutschen dafür büßen. Außerdem hatte sie die Lust an der Kolonisation verloren, die voraussichtlich noch große Kosten verursachte; denn die erste Ernte, bis zu der die Einwanderer nach dem Vertrag unterhalten werden mußten, war, da die Leute wegen Wegmangels noch lange nicht an ihren Bestimmungsort gelangen konnten, noch weit entfernt, und bei der Raubsucht der peruanischen Beamten mußte die Versorgung der Ansiedler gewaltige Summen verschlingen. Freiherr von Schütz empfahl die Einwanderer der Sorge seines treuen, braven Freundes, des Pfarrers Egg, der nunmehr allein ihren Mut aufrecht hielt, und begab sich nach Lima. In Acobamba hatte er seinen letzten Heller, ja, wie die Ansiedler später rühmend Friedrich Gerstäcker versicherten, seinen Siegelring hingegeben, um Lebensmittel für die Kolonisten anzuschaffen, und nun mußte er in Cerro de Pasco seine Uhr versetzen, um nach Lima reisen zu können. Ein Hauptgrund seiner Unbeliebtheit bei den peruanischen Behörden lag eben darin, daß er, selbst streng rechtlich gesinnt, eine gewissenhafte Verwendung von Staatsgeldern auch von andern verlangte und so den üblichen Veruntreuungen hemmend im Wege stand. Indessen erschien E. R. ebenfalls in Lima und bestätigte dem Minister die Verleumdungen der Anklageschrift und des Präfekten, worauf die Regierung einen Beschluß faßte, in dem der Vertrag mit von Schütz einseitig auf-

Ausreißer keinerlei Ansprüche erhob, und daß es diesen — meist Handwerkern — in den Städten recht gut ging. Nach Middendorf (Peru I, 221 f.) bilden die Einwanderer von 1857 noch heute einen Hauptbestandteil der deutschen und österreichischen Handwerker in Lima.

Hosted by Google

gehoben wurde, ohne daß dieser zur Rechenschaft gezogen oder auch nur gehört worden war, und worin die Angaben der Anklageschrift und des Präfekten als Beweise angeführt wurden. Ferner wurde in diesem Erlasse behauptet, der Freiherr habe seine Rechnung nicht ablegen können, während in Wahrheit die mit der Prüfung beauftragte Rechnungskammer ihre Arbeit kaum begonnen hatte. Zwei Monate später hatte die Kammer die Durchsicht beendet und genehmigte sämtliche Rechnungen, wobei sich — abgesehen von den großen Ausgaben, die von Schütz früher in der Sache gehabt[1], die ihm aber nie ersetzt wurden — für den Freiherrn noch ein Guthaben von 476 Pesos ergab. Diese zahlte ihm die Regierung auch sofort aus, gab ihm aber gar keine andere Genugthuung. Er veröffentlichte den Hergang in der Hauptzeitung Limas, dem Comercio, wobei er bemerkte, der Minister habe wahrscheinlich gar nicht begriffen, daß seine Behauptung, der Freiherr habe die Rechnung nicht ablegen können, eine voreilige, leichtsinnige Verleumdung und für einen Deutschen eine schwere Beleidigung gewesen sei, während bei peruanischen Beamten Veruntreuungen an der Tagesordnung seien; er bewies ferner die Grundlosigkeit aller erhobenen Anklagen, und die zurückgebliebenen Ansiedler bestätigten in einer Eingabe an den Minister, daß jene Anklageschrift nur ein Gewebe von Lügen enthalten habe; aber die Regierung zog trotzdem ihren Erlaß nicht zurück. Dem Freiherrn fehlten die Mittel, einen Prozeß anzustrengen, aber um einen ausnahmsweise unparteiischen Richterspruch hätte sich die Regierung in diesem Falle auch nicht gekümmert. Als Deutscher war von Schütz ja rechtlos, während ein Engländer, Franzose oder Nordamerikaner gewiß eine bedeutende Entschädigungssumme erzwungen haben würde. Die Staatskasse fuhr freilich am schlechtesten bei der Entfernung des Freiherrn von der Verwaltung der Kolonie. Während seiner Verwaltung hatte die Seereise von Antwerpen nach Callao, die Landreise nebst Beköstigung und Beförderung des Gepäcks und die Unterhaltung der Auswanderer in Acobamba während dreier Monate, alles zusammen (ohne den Wegbau) laut abgelegter Rechnung 29 000 Pesos gekostet, also für den Kopf weniger als 97 Pesos! Nachher kostete die Kolonie den Staat gewaltige Summen, die aber größtenteils in die Taschen der Beamten flossen. So zahlte z. B. die Regierung für den Wegbau von Pozuzo bis Huancabamba 29 000 Pesos, während der Weg nach der Schätzung des Ingenieurs Falkenstein kaum 8000 Pesos gekostet haben kann. Übrigens hatte von Schütz viele Jahre später die Genugthuung, daß ihm von einem andern Ministerium wiederum derselbe Vertrag angeboten wurde; er schlug aber das Anerbieten aus, weil er seine Gesundheit nicht

[1] Z. B. hatte ihm die Augsburger Allgemeine Zeitung die drei im Anhange mitgeteilten Erklärungen als Anzeigen mit 105 Gulden berechnet, während die gegnerischen Erklärungen stets im Texte erschienen.

Hosted by Google

mehr den geforderten Anstrengungen und Aufregungen gewachsen fühlte und weil er überhaupt ein Haar in dergleichen Unternehmungen gefunden hatte.

Die Verwaltung der künftigen Kolonie ging demnach im November 1857 an den Präfekten des Departements Junin (mit dem Amtssitze in Cerro de Pasco) über; dieser schickte einen Proveedor (Aufseher), der die vom Präfekten gesandten Lebensmittel auszuteilen und die Wegarbeiter zu bezahlen hatte (4 Realen Taglohn). Anfänglich wurde auch richtig ausgezahlt, allmählich aber hörten die Zahlungen auf, und als nach Vollendung des Weges die Leute ein ziemliches Guthaben nachwiesen, erhielten sie nichts. Bald nach dem Weggange des Freiherrn von Schütz hatten sich wieder 20 Tiroler, die des Wartens überdrüssig geworden waren, in Acobamba von den übrigen getrennt, die durch die eifrigen Bemühungen und dringenden Vorstellungen des Pfarrers Egg sich vorläufig noch in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft zurückhalten ließen. Im Januar 1858 konnten die Ansiedler zu Fuß um etwa 9 Leguas weiter vorrücken bis zu dem erbärmlichen Indianerdorfe Santa Cruz im engen Marcanthale, von wo das Ziel noch etwa 7 Leguas entfernt war. Hier traf die armen Einwanderer am 28. Februar 1858 ein schweres Unglück, indem um 9 Uhr abends aus einem Seitenthälchen eine Mur (Überschwemmung mit Bergschutt) hervorbrach, durch die einige Hütten weggerissen wurden und fünf Personen zu Grunde gingen, während andere nur mit knapper Not und mit Verlust ihrer sämtlichen Habseligkeiten gerettet wurden[1]. Dazu kamen Unregelmäßigkeiten in der Versorgung mit Lebensmitteln, die um so größer wurden, je näher man dem Ziele gerückt war. So bekamen die Kolonisten mehrere Tage nur Mehl, Kartoffeln oder Fleisch ohne irgend einen Zusatz; einmal war drei Tage kein Körnchen Salz zu haben. Die Hauptschuld lag an den Maultiertreibern, die gezwungen wurden, unentgeltlich auf diesen schlechten Wegen ihre Dienste zu leisten, bei steter Gefahr, dabei das eine oder andere Tier ohne Aussicht auf Entschädigung einzubüßen. Wo immer es also den Maultiertreibern möglich erschien, warfen sie die Lasten in der Einöde ab und machten sich bei Nacht und Nebel davon. Auch beim Wegbau nahmen die Mißstände kein Ende, so daß erst im Juni 1859 ein schlechter Saumpfad mit vielen Zickzackwindungen nach Pozuzo führte. Infolge der Klagen war ein eigener Wegdirektor bestellt worden, der aber vom Wegbau so wenig verstand wie die Ansiedler von seinem Spanisch. Häufig fehlten auch wieder die Indianer, die aus ihren Dörfern herbeigetrieben wurden, um 15 Tage ohne Lohn zu arbeiten mit Selbstverköstigung, die gewöhnlich nur aus gerösteten Maiskörnern besteht. So war es kein Wunder, daß sich im April 1858 wieder

[1] Rösi Hochmaier z. B. hielt sich die ganze Nacht in der Mitte des reißenden Stromes mit den Händen an den Zweigen eines Strauches fest.

Hosted by Google

50 Einwanderer aus Santa Cruz entfernten. Indessen waren einige Kolonisten auf Umwegen nach dem Pozuzo vorgedrungen. Sie waren entzückt von der Pracht der Natur und der Fruchtbarkeit des Bodens und entwarfen bei ihrer Rückkehr nach Santa Cruz ein so günstiges Bild von der Herrlichkeit des Thales, das sie lebhaft an die Thäler der Heimat erinnerte, daß sich sogleich 15 Tiroler nach dem Pozuzo auf den Weg machten, um sich dort anzusiedeln[1]. Mit der Verteilung der Ländereien waren vom Präfekten nur die beiden Alkalden der Ansiedler (Tiroler und Rheinländer) beauftragt; im Mai 1858 machten sich die Männer, von einem Indianer geführt, auf den Weg über das Gebirge; Freiherr von Schütz, der am Tage zuvor in Santa Cruz eingetroffen war, hatte sich ihnen freiwillig angeschlossen und teilte mit Pfarrer Egg drei Tage lang alle Mühen, bis sie am Pozuzo eintrafen. Hier wurde das Gebiet von Rheinland und Tirol abgegrenzt und dann die Ländereien durch das Los verteilt. Am Zusammenflusse des Huancabamba und Pozuzo hatte die Regierung eine Pflanzung angelegt, damit die Kolonisten bei ihrer Ankunft die nötigen Lebensmittel vorfänden; aber von dem geringen Ertrag hätten sie kaum eine Woche leben können, und die wenigen Indianerfamilien auf dem linken Pozuzo-Ufer hatten auch nichts zu entbehren. Auf Eggs Vorschlag pflanzte nun jeder Kolonist für sich so viel, daß er nach Vollendung des Weges auf eigenem Grund und Boden das Nötige vorfand.

Erst im Juli 1859 konnten dann die Ansiedler, die auf 170 Personen zusammengeschmolzen waren, endgültig ihr neues Heim beziehen. Zwei Jahre waren sie durch die unverzeihliche Nachlässigkeit der Regierung seit ihrer Landung in Peru hingehalten worden. Dem Geiste der Ordnung und des Fleißes, der das neue Gemeinwesen durchwehte, verdankten es die Ansiedler, daß die Kolonie schon Ende 1860 sich im blühendsten Zustande befand. Die Kolonisten hatten sich damals bei Gerstäcker nur über den Mangel an guten Wegen zu beklagen, und dieser verwendete sich, nach Lima zurückgekehrt, mit Erfolg beim Präsidenten Castilla, den er, ohne sich abweisen zu lassen, beim Spieltische im nahen Bade Chorillos aufsuchte. Der Präsident wußte natürlich nichts davon, daß die Besitzer der großen Pflanzungen von Huanuco bisher den Bau einer Straße von Pozuzo nach Cerro de Pasco hintertrieben hatten, und daß der bisherige Baumeister des Weges nach Huanuco ein unwissender verunglückter Minenspekulant war. Auf den von Gerstäcker vorgetragenen Wunsch der Ansiedler ward nunmehr der mit der Umgegend vertraute Indianer Leon Cartagena zum Weginspektor ernannt und für den Weg nach Huanuco monatlich die Summe von 1000, für den

[1] Während der ersten Rodungsarbeiten mußten die Ansiedler stets die Lebensmittel für einige Tage auf dem Rücken an Ort und Stelle tragen, und wenn diese erschöpft waren, den mühsamen doppelten Weg wiederholen.

Hosted by Google

nach Cerro de Pasco von 500 Pesos bewilligt. Hierauf wurde unter der Oberleitung des bis zum Jahre 1865 wirkenden Subpräfekten Antonio San Miguel der neue Weg nach Huanuco über Cormilla beendet und 1863 vom Präfekten von Junin Bernardo Bermudes und dem Gobernador von Huancabamba, Llanos, der Weg nach Cerro de Pasco über Huancabamba hergestellt. So konnte sich die Kaffeeausfuhr der Kolonie bereits im Jahre 1864 auf 1000 Arrobas heben, und der lebhafte Verkehr mit Huanuco und Cerro de Pasco ließ die Bezeichnung der neuen Wege als künftiger Hauptader der Republik zur Verbindung des Stillen mit dem Atlantischen Ocean[1] nicht übertrieben erscheinen. Indessen erfüllten sich die in einer Eingabe an den Präsidenten vom 1. Mai 1864, in der die Ansiedler um die Beförderung einer neuen Einwanderung baten, ausgesprochenen Hoffnungen nicht. Nachdem der um die Kolonie hochverdiente Subpräfekt von Huanuco, San Miguel, im Jahre 1865 sein Amt niedergelegt hatte, gerieten die Wege bald durch Bergstürze und die üppige Vegetation in schlechten Zustand und gestatteten mit den benachbarten Ortschaften keinen so lebhaften Verkehr mehr wie bisher. Daher begannen manche Ansiedler einen Teil der jetzt zu reichlich vorhandenen Kaffeesträucher umzuhauen und an ihrer Stelle Zuckerrohr zum Zwecke der Erzeugung von Rum zu bauen.

Im Jahre 1866 kam endlich nach Beendigung des Streites mit Spanien der Präsident J. M. Prado, der aus Huanuco stammte und deshalb für Pozuzo Interesse zeigte, auf die bereits zwei Jahre alte Eingabe der Ansiedler zurück. Der Mairo wurde das Ziel zweier Dampferfahrten und seine Umgegend, die zwar etwas tiefer liegt als die Kolonie Pozuzo, dafür aber den Anschluß an die Amazonas-Schiffahrt bietet, zur Ansiedlung neuer deutscher Einwanderer bestimmt. Der Weg von Pozuzo nach Mairo wurde von dem Amtsnachfolger San Miguels, Gregorio Duran, der zugleich Intendant von Pozuzo war, und von dem Staatsingenieur Ugarteche im Jahre 1866 begonnen und bis über die Hälfte vollendet, und im Jahre 1867 schloß die Regierung mit J. P. Martin (peruanischer Konsul in Gent) und Santiago Scotland (peruanischer Konsul in Amsterdam) einen Vertrag über die Einführung deutscher Auswanderer ab. Die Unternehmer versprachen den Einwanderern freie Reise und Verköstigung von Antwerpen bis zum Mairo und dort freie Verpflegung während 6 Monaten, die Regierung ferner Ländereien als freies Eigentum, sowie die nötigen Ackergeräte. Die beiden Unternehmer aber sollten ein Kopfgeld von 30 Pfund Sterling für jeden Erwachsenen erhalten. Mit den neuen Einwanderern, die mit Ausnahme von wenigen bayrischen Familien aus Tirol stammten und 1868 nach Peru

[1] Siehe die im Anhange (Nr. 8) mitgeteilte deutsche Ausfertigung der Eingabe an den Präsidenten vom 1. Mai 1864.

Hosted by Google

abgingen, hatte die Kolonie leider kein Glück. Die Leute waren ohne Auswahl von Auswanderungsagenten angeworben worden, denen manche Gemeinden zur Fortschaffung unnützer Elemente noch Geld gegeben haben sollen; demnach bestand ein großer Teil der Auswanderer aus arbeitsscheuem Gesindel, das schon mit dem Arbeits- oder gar Zuchthaus Bekanntschaft gemacht hatte und kaum auf der Landreise in Ordnung gehalten werden konnte. Bald beschwerten sie sich wegen der Lebensmittel, die sie übrigens reichlich erhielten; sie machten ihrem Führer Scotland die größten Grobheiten, weil er ihnen, die früher wohl kaum einmal in der Woche Fleisch gesehen hatten, täglich Rindfleisch und nicht auch Schweinefleisch verabreichen ließ. Freiherr von Schütz hatte 1846 in Texas Gelegenheit gehabt, zu sehen, welche traurigen Folgen ein zu langes Verweilen in ungesunden Küstengegenden für Europäer mit sich bringt; er hatte darum 1857 die Einwanderer möglichst schnell ins Innere gebracht. Die Einwanderer von 1868 aber blieben unverhältnismäßig lange an der Küste, aßen Unmassen Obst, namentlich Orangen und Bananen, und tranken tüchtig Rum dazu: das sicherste Mittel, unter den noch nicht an das Klima gewöhnten Europäern in der ungesunden Küstengegend Fieber und Ruhr zu erzeugen, die denn auch manchen hinrafften, während bei den allerdings aus weit bessern Elementen zusammengesetzten Einwanderern von 1857 keine Krankheiten ausgebrochen waren, weil Freiherr von Schütz unter ihnen das Obstessen und Schnapstrinken verhindert hatte. Als endlich die neuen Ansiedler im Oktober 1868 am Pozuzo erschienen, war die Regenzeit angebrochen und der noch gar nicht vollendete Weg zum Mairo schon so zerfallen, daß die Ankömmlinge vorläufig in der alten Kolonie bleiben mußten. Martin und Scotland kamen ihren Verpflichtungen insoweit nach, als sie $7^1/_2$ Monate die Kosten der Verpflegung der Einwanderer trugen, worauf sie die weitere Sorge der Regierung überließen, die durch Vernachlässigung des Weg- und Brückenbaues bis zum Mairoflusse die Ausführung des Planes selbst gehindert hatte; der Vertrag wurde auf den Antrag der Unternehmer, die dabei ihre Rechnung nicht gefunden hatten, aufgehoben. Da der Weg zum Mairo auch 1869 und 1870[1] nicht hergestellt wurde, mußten die Einwanderer, die von ihrer ursprünglichen Anzahl von 320 Personen auf etwa 200 zusammen-

[1] Der Präfekt von Huanuco wurde endlich 1870 abgesetzt, weil er die angewiesenen Gelder nicht zum Wegbau verwendet hatte; dabei ergaben seine Rechnungen ein Deficit von 20 000 Thalern. Der Präfekt von Junin, der 1857 den Wegbau nach der Kolonie verhinderte, war 1861 Minister, und sein Finanzsekretär, der mit ihm unter einer Decke spielte und wahrscheinlich auch den den Ansiedlern geschuldeten Arbeitslohn unterschlagen hatte, mußte seinen Posten in Cerro de Pasco wegen eines Deficits von 26 000 Dollars niederlegen, wurde aber kurz darauf durch seine Freunde mit einem noch fettern Posten in Lima entschädigt. Dr. Abendroth (S. 44) und Gerstäcker verbürgen diese Thatsachen!

Hosted by Google

geschmolzen waren, vom Juni 1869 bis zum Juli 1870 von der Regierung unterhalten werden. Während die alten Kolonisten durch die Lieferung von Lebensmitteln, von Yucas, Mais, Reis, Kaffee und Rohrzucker, zum Teil auch von Schlachtvieh und Schweinefett, besonders aber von Rum, an die Neuangekommenen einen guten Verdienst fanden, gewöhnten sich diese, weil kein Zwang zur Arbeit vorlag, ans Faulenzen und Schnapstrinken. Der frühere Ansiedler mußte arbeiten, um sich und seine Familie ernähren zu können, was ihm freilich bei dem Mangel an Wegen und infolge des damit verbundenen Zurückgehens der Ausfuhr in den Jahren 1865—1868 immer schwerer geworden war; der neue Ankömmling aber führte, ohne zur Arbeit gezwungen zu sein, ein besseres Leben als jener. Wer das 15. Lebensjahr überschritten hatte, erhielt für 10 Tage 5 Pfund Fleisch und ebensoviel Reis, $18^3/_4$ Pfund Yuca, 1 Pfund Fett und gleichviel Salz, 20 Kolben Mais, $^3/_4$ Pfund Kaffee und ebensoviel Rohrzucker[1]. Mancher von den neuen Ansiedlern, der Land bebaut hatte, das ihn nach wenigen Monaten ernährte, konnte die ihm gelieferten Lebensmittel verkaufen, während andere doch wenigstens einen Teil der Lebensmittel gegen Rum austauschten. Es kam so weit, daß einige nicht nur ihre Kleider, sondern auch die von der Regierung geschenkten Werkzeuge vertranken. Es war ein Glück für Pozuzo, als die Lieferung von Lebensmiteln endlich aufhörte und die Faulenzer meistens die Kolonie verließen, um ihr Bummelleben in den Städten fortsetzen zu können, wo schon früher die schlimmsten Elemente sich festgesetzt hatten. Die Zurückgebliebenen, etwa 150 Personen[2], siedelten sich auf beiden Ufern des Pozuzo und auf dem rechten Ufer des Huancabamba an, da die Besiedelung des Mairo von der Regierung aufgegeben worden war. Aber noch 1875 klagte Pfarrer Egg darüber, daß einige dieser Familien am Pozuzo gar nicht seßhaft wurden, sondern, wenn die strengere Feldarbeit begann, die Kolonie verließen, um später wiederzukommen; eine Familie war fünfmal weggezogen und jedesmal wieder zurückgekehrt.

Im Jahre 1875 hatte die peruanische Regierung auf Verwendung des deutschen Geschäftsträgers von Bunsen die Anlage eines kürzern Weges nach Huancabamba und von da nach Cerro de Pasco bewilligt, und es wurde damals, trotzdem die Bewohner von Huanuco, die wünschten, daß der Weg nach dem Einschiffungsorte am Mairo durch ihre Stadt führe, den Bau zu hintertreiben suchten und die Bewohner der umliegenden Indianerdörfer abhielten, zur Arbeit nach Pozuzo zu kommen, von beiden

[1] Die Ausgaben für einen solchen Reparto für 195 Personen in $175^1/_2$ Rationen auf 10 Tage betrugen 375 Thaler. Dr. Abendroth, Die Kolonie Pozuzo 51.

[2] Von französischen und italienischen Einwanderern, die die Regierung später mit großen Kosten an den Chanchamayo brachte, waren sogar die meisten arbeitsscheue Strolche; höchstens der vierte Teil siedelte sich wirklich an und fand ein gutes Fortkommen.

Hosted by Google

Seiten, besonders von Cerro de Pasco nach Huancabamba hin, an dem Wege gearbeitet. Aber immer fehlte der Regierung die Ausdauer, und wenn die Wege einmal notdürftig hergestellt waren, so gerieten sie stets in den nächsten Jahren, weil nichts für ihre Erhaltung geschah, durch die Erdstürze, Baumfälle und das mit überraschender Schnelligkeit üppig um sich greifende Dickicht in schlechten Zustand. Pozuzo genoß stets zu kurze Zeit die Fürsorge der Regierung, und darum ist auch die Besiedelung der Mairogegend und die regelmäßige Befahrung des Pachitea-Palcazu bis zur Mündung des Mairo mit flachen Flußdampfern nie zur Thatsache geworden. Früher wurde die Hebung der Kolonie Pozuzo stets durch die Bewohner von Tarma hintertrieben, welche die Regierung für die Besiedelung und Befahrung des ihnen benachbarten Chanchamayo-Perené einnahmen, der vor dem Pozuzo-Palcazu gar nichts voraus hat, und später machte der Krieg und der folgende Staatsbankrott eine wirksame Unterstützung zeitweise unmöglich. Eine Ende der achtziger Jahre geplante Besiedelung der noch ziemlich hoch gelegenen Gegend auf der linken Seite des Palcazu zwischen den Flüssen Pozuzo und Mairo, auf dem linken Ufer des Mairo, mit deutschen Bauern mußte unterbleiben, weil die Regierung sich wegen Geldmangels für unfähig erklärte, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Eine Zeitlang schien in den Jahren 1890—1892 der Kolonie Pozuzo eine wenigstens teilweise Entvölkerung zu drohen. Damals war, durch einige frühere Bewohner und Gegner der alten Kolonie beredet, eine Anzahl Familien von Pozuzo nach der zwischen Pozuzo und Chanchamayo, am Chorobamba und an dessen rechtem Nebenflusse Quillasu gelegenen Hochebene von Oxapampa gezogen, wo die Ansiedler außer weiter ausgedehnten Ländereien vermutlich Viehweiden finden und vielleicht auch Weizen ziehen können. Diese Bewegung hatte sich übrigens auf die Bewohner des erst seit 1870 mit Tirolern besiedelten Pozuzothales beschränkt, die nicht soviel mit dem Cocabau erzielen können wie die Ansiedler der ursprünglichen Kolonie am rechten Flußarme im Huancabambathale. Die nach Oxapampa Verzogenen bereuen indessen meistens jetzt schon, daß sie dem Pozuzo den Rücken gekehrt, und einige, denen die Übersiedelung nicht zu viel Mühe machte, sind schon zurückgekehrt; denn die neue Ansiedelung, die noch etwas höher liegt als Huancabamba, hat infolgedessen auch ihre Schattenseiten. Schon in Huancabamba kommt es zuweilen vor, daß der Kaffee durch einen Reif versengt wird, und dies dürfte in Oxapampa öfter der Fall sein; auch braucht der Kaffee, der am Pozuzo in drei Jahren eine volle Ernte giebt, in Oxapampa fünf Jahre bis zur ersten Vollernte, und die Yuca bis zur Reife, statt wie am Pozuzo höchstens ein Jahr, dort deren zwei bis drei, während Bananen nur verkrüppelt, Reis und Coca aber gar nicht in Oxapampa fortkommen. Von einer Verödung der Kolonie Pozuzo und einer Verlegung derselben nach

Hosted by Google

Fig. 60. **Deutsche Kolonisten vor dem Pfarrhause in Pozuzo.**
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 283.)

Hosted by Google

Hosted by Google

Oxapampa, wie sie Richard Payer vor zwei Jahren glaubte in Aussicht stellen zu müssen[1], kann heute gar keine Rede sein; im Gegenteil erscheint der Bestand der bald 40 Jahre alten Kolonie Pozuzo, seitdem hier die Rohcocainfabrik von Arnold Kitz besteht, gesicherter als je; infolge der Entwicklung des Cocabaues hebt sich der Wohlstand der Ansiedler zusehends, und der Besitzer der Cocainfabrik leiht der Gemeinde eine Unterstützung, die von der Regierung, z. B. für den Bau eines Schulhauses, nie zu erlangen war.

Mit banger Sorge erfüllte den greisen, aber noch sehr rüstigen, im 75. Lebensjahre stehenden Pfarrer und seine Pfarrkinder, denen er nun seit 38 Jahren unermüdlich seine unschätzbaren Dienste widmet, die Frage, wer dereinst, wenn einmal der treue Hirte seine Augen schließe, die Sorge für seine Herde übernehmen werde. Diese Frage war nicht nur für das geistliche Wohl der Ansiedler, sondern auch für den fernern Bestand der Kolonie, für die Erhaltung der deutschen Predigt- und Schulsprache und der vaterländischen Eigenart, sowie für die Pflege des geistigen Zusammenhanges mit der alten Heimat von hoher Bedeutung. Im Jahre 1890 schrieb Pfarrer Egg an seinen Schulfreund, Professor Dr. J. A. Schöpf, welchem mit dem 1878 verstorbenen Benediktinerpater Augustin Scherer und dem Dekan Hörmann von Deutsch-Matrei diese Frage besonders am Herzen lag, um so mehr, als er unter den Ansiedlern am Pozuzo viele Verwandte zählt: „Das Sicherste für die Kolonie wäre, wenn irgend ein Orden dahier eine kleine Niederlassung gründen würde, z. B. Benediktiner, die in ganz Südamerika unbekannt sind[2]. Die Sache würde besonders dem Unterrichte zu gut kommen. Allein wie soll ein Orden hier Fuß fassen? Ohne Unterstützung von Europa her wäre es unmöglich, zumal da die Ansiedler mit sich selbst zu thun haben. Wenn etwa zwei Patres mit einem Bruder kämen, würden sie in meinem Hause Platz finden, und an den nötigen Lebensmitteln sollte es nicht fehlen. Später könnten sie dann eine mittlere oder höhere Schule errichten, und gewiß würden manche Familien von Huanuco und Cerro de Pasco ihnen ihre Söhne anvertrauen, während der Bischof sie mit großer Freude aufnehmen würde." Die Versuche, die daraufhin Professor Schöpf[3] machte, um der Kolonie eine regelmäßige Seelsorge zu sichern,

[1] Petermanns Mitteilungen 1893, S. 150 f. Payer war, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er am 28. Juni 1894 von Iquitos aus an den Herausgeber richtete, zu seiner irrigen Annahme dadurch geführt worden, daß bei seiner Durchreise durch die Kolonie im Jahre 1892 mehrere Familien sich auf der Wanderung befanden; andere waren schon vorher weggezogen, und wieder andere hatten, wie es damals hieß, die Absicht, später nachzufolgen.

[2] In Brasilien giebt es übrigens einige Benediktinerabteien, die neuerdings wieder mit Angehörigen der Beuroner Kongregation bevölkert werden sollen.

[3] Professor Dr. Schöpf gehört überhaupt mit J. S. Renner und P. Augustin Scherer zu den größten Wohlthätern der Kirche und Gemeinde Pozuzo.

Hosted by Google

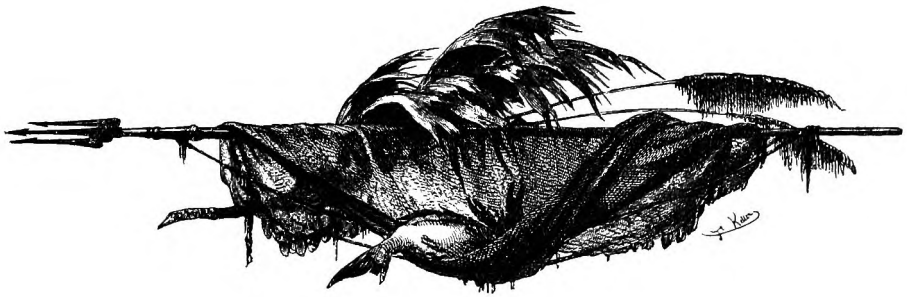
blieben leider ohne Erfolg; ebenso die Verhandlungen, die später Pfarrer Egg selbst und C. J. Römer in Harzburg, der die Gründung einer Ansiedelung im Mairogebiete plante, mit der Missionsgesellschaft von St. Michael in Steyl[1] geführt haben, die in Südschantong in China so große Erfolge erzielt hat. Um so mehr ist der hochherzige Entschluß eines Tiroler Priesters anzuerkennen, dem Pfarrer Egg in der Seelsorge beizustehen und seine Dienste für immer der Kolonie Pozuzo zu weihen. Kooperator Franz Schafferer aus Gschnitz, seit zwei Jahren in der Seelsorge in der Diöcese Brixen, zuletzt in Trins thätig, hat sich am 18. August 1894 mit Genehmigung seines Bischofs eingeschifft, um seinen neuen Wirkungskreis im Bistum Huanuco aufzusuchen, konnte aber infolge des Bürgerkrieges zwischen dem damaligen Präsidenten A. Caceres und dessen Nebenbuhler Nicolas Pierola erst am 5. Februar 1895 in der Kolonie eintreffen, wo ihn die Bevölkerung mit dem größten Jubel empfing[2]. Trotz der Regenzeit wurde Kaplan Schafferer von der Schützentruppe und Kranzjungfrauen festlich eingeholt, und selbst Pfarrer Egg, kaum genesen von einer schweren Krankheit, kam ihm eine halbe Stunde weit entgegengeritten und umarmte ihn zitternd vor Rührung unter Freudenthränen[3]. So sieht der ehrwürdige Pfarrherr von Pozuzo an seinem Lebensabend die materielle Wohlfahrt seiner Pflegebefohlenen durch die stete Entwicklung des Cocabaues, die Pflege ihres geistlichen Wohles und ihres heimischen Volkstumes durch die Ankunft seines jungen Amtsbruders mit Gottes Hilfe auf Jahre hinaus gesichert. Möge die Niederlassung unserer Brüder aus den Tiroler, bayrischen und rheinischen Bergen, von Inn und Mosel, von den Alpen, dem Hunsrück und der Eifel, die seiner Zeit durch die Thatkraft und den Opfermut eines hochherzigen deutschen Edelmannes ins Leben gerufen und seitdem durch die unerschütterliche Treue eines braven Tiroler Priesters ebenfalls unter den schwierigsten Umständen in ihrem Bestand erhalten wurde, im peruanischen Urwalde am Pozuzo bis in ferne Zeiten blühen und an ihrem Teile dazu beitragen, daß die reichen Gebiete auf dem Ostabhange der Anden dem Anbaue, dem Weltverkehr und christlicher Gesittung erschlossen werden.

[1] Die Gründung einer Missionsstation am Mairo, die auch den gänzlich verlassenen Lorenzo-Indianern zu gute gekommen wäre, mußte unterbleiben, weil von der Regierung keine Gewähr für die Unterhaltung eines Geistlichen und eines Lehrers, sowie für die Zahlung eines Beitrags zur Anschaffung eines Flußdampfers erlangt werden konnte.

[2] Die Reise hatte mitten durch die aufständischen Montaneros (Anhänger Pierolas) geführt, die indessen die Benutzung der Eisenbahn von San Bartolomé bis Oroya (144 km) gestatteten; von Oroya wurde weitergeritten über Junin, Carbomayo, Cerro de Pasco, Huariaco nach Huanuco, von da über die Indianerdörfer Panao, Chaglla und Muña nach Pozuzo.

[3] Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 386.

Hosted by Google



VII.

Der Solimões.

Iquitos. — Der Napo. — Kanoereise. — Gesundes Klima. — Eigentümlichkeiten dieses Stromes. — Waldvegetation. — Tabatinga. — Die wilden Mesayas und Miranhas. — Ega. — Jahreseinteilung am Solimões. — Der Purus.

Nachdem wir Nauta verlassen, kamen wir an dem Indianerdorf Omaguas vorüber und landeten in Iquitos[1]. Hier hat die peruanische Regierung im Jahre 1862 eine Schiffswerft errichtet und englische Arbeiter beschäftigt; zu gleicher Zeit hat sie auch vier Dampfer, zwei große Seedampfer und zwei Flußboote mit flachem Boden zur Befahrung des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse in England bauen lassen. Seit jener Zeit ist Iquitos auch der Sitz des Generalkommandos des Departamento fluvial de Loreto, dessen Gebiet an Flächenraum Länder wie Deutschland und Frankreich übertrifft. Die Stadt ist in raschem Aufblühen begriffen als Stapelplatz des Kautschukhandels am obern Amazonenstrome; während Iquitos 1862 nur 300 Einwohner zählte, hatte es 1876 deren über 1400, 1886 nach Hübner[2] und Monnier 2000 Einwohner, und Guilleaume[3] legt ihm 1890 sogar 8000 Einwohner bei; nach der von Olivier Ordinaire veröffentlichten Statistik des dortigen Zollamtes wurden 1885 über Iquitos 714161 kg Kautschuk und 32770 Hüte von Moyobamba ausgeführt; die Ausfuhr der Hüte nimmt indessen von Jahr zu Jahr ab, weil ihr Preis hoch ist und ihre Form nicht nach der Mode wechselt. Doch droht der

[1] Iquitos liegt unter 73° 11′ 25″ w. L. v. Gr. und 3° 45′ 23″ s. Br.; der Ort liegt 127 m, der Hafen 106 m über dem Meere (Werthemann); der Amazonas hat hier nach Orton eine Breite von 1800 m.

[2] Globus LXIV (1893), 102.

[3] Scottish Geographical Magazine 1890.

Hosted by Google

Stadt, wie früher Nauta, ein raſcher Niedergang und gänzliche Verödung. Infolge der Anſchwemmung der zwei Flüſſe Itaya und Nanay iſt der Kanal zwiſchen Iquitos und der vor ihm liegenden Inſel verſandet, ſo daß große Schiffe hier nicht landen können. Da eine weitere Verlegung des Flußbettes nach Süden möglich iſt, hat man bereits die Verlegung dieſer noch im Werden begriffenen Hauptſtadt in Erwägung ziehen müſſen[1].

Nicht weit unterhalb von Iquitos mündet auf der linken Seite in den Amazonas der mächtige Napo, der in den Anden von Ecuador entſpringt und zuerſt von allen Zuflüſſen des Amazonas von Europäern befahren wurde. Trotzdem iſt er für die Schiffahrt wenig geeignet[2]. Dampfer können kaum bis Santa Roſa gelangen, und die Kahnſchiffahrt bis zum Dorfe Napo erfordert flußaufwärts drei Monate, während für die Thalfahrt 20 Tage genügen. Wiener berechnete vom Anfange der Schiffahrt bis Quito vier Tagereiſen; doch wies ihm Stübel nach, daß zu dieſer Reiſe noch 18 Tage nötig ſind[3]. Außerdem daß eine enorme Feuchtigkeit und der dadurch bedingte üppige Pflanzenwuchs das Fortkommen erſchweren, laufen die Reiſenden auf dieſem wie auf dem Wege durch das Thal des weſtlichern Nebenfluſſes, des Paſtaza, Gefahr, durch plötzlich ſteigende Bergwäſſer, die in Längsthälern der Anden fließen, wie am Napo der Coſanga, am Paſtaza der Topo und Shuna, abgeſchnitten zu werden. Tritt nicht in wenigen Tagen ein Sinken der Waſſer ein, ſo verfallen die Eingeſchloſſenen dem Hungertode. Auch der Paſtaza, der vorhergehende Zufluß aus Ecuador, den Stübel und Reiß 1874 beſuchten, iſt für Dampfer kaum zu befahren; er zerteilt ſich, wie Monnier bei ſeinem Verſuche mit einem kleinen Dampfer feſtgeſtellt hat, in viele Arme und verändert wie der Napo beſtändig ſein Bett. Dies iſt zu bedauern, weil die Kautſchukbäume am Paſtaza ſehr häufig ſind, während ſie am Morona faſt ganz fehlen[4], der nach Orton[5] 250 km direkte Entfernung von ſeiner Mündung bis an den Fuß der Anden für Dampfer von $1^1/_3$ m Tiefgang ſchiffbar iſt. Die Kahnſchiffahrt auf dem Wege vom Hochlande von Ecuador über den Paſtaza nach dem Amazonas beginnt auf einem rechten Nebenfluſſe, dem Borbonaza, in Canelos. Hier ſchiffte ſich im Jahre 1769 Frau Godin des Odonnais mit acht Perſonen ein; ſie war von Riobamba aufgebrochen, um an den Amazonas zu reiſen, dieſen hinunterzufahren und von Franzöſiſch-Guayana aus mit ihrem Gemahl, dem Akademiker, der ſeit

[1] *Monnier*, Des Andes au Para 397 s.

[2] Schichtel, Der Amazonenſtrom, nach Orton, 74.

[3] Petermanns Mitteilungen 1881, S. 223. R. Payer hält den Napo nur für Dampfer mit Fadentiefgang ſchiffbar bis zur Mündung des Curaray (Petermanns Mitteilungen 1894, S. 169—171; dem Berichte iſt eine Karte des Napo beigegeben).

[4] *Monnier* 382. 392. [5] The Andes and the Amazon (3. ed.) 339.

Hosted by Google

der Gradmessung in Südamerika geblieben und seiner Frau nach Cayenne vorausgereist war, nach Frankreich zurückzukehren[1]. Am dritten Tage nach der Abfahrt von Canelos entliefen die Ruderer; ein anderer, den die Reisenden aufgegriffen hatten, ertrank bei dem Versuche, den ins Wasser gefallenen Strohhut eines der Passagiere aufzufischen. Unter ihrer eigenen Führung ging der Kahn bald unter, die Reisenden verloren ihre Kleider und Vorräte. Drei Männer gingen nun nach Andoas am Pastaza, das sie in fünf oder sechs Tagen zu erreichen hofften: sie kehrten nie wieder. Die Zurückgebliebenen, zwei Brüder von Frau Godin, sie selbst und zwei Frauen, banden einige Stämme zusammen und versuchten den Fluß weiter hinabzufahren; doch scheiterte das Floß, da es an Baumstämme anstieß. Sie wollten jetzt den Fluß hinab zu Fuß vordringen, aber da hier das Gestrüpp das Fortkommen unmöglich machte, schlugen sie sich in den Wald, verirrten sich bald, verzweifelten und verhungerten. Doch Frau Godin erwachte nach langer Ohnmacht wieder; sie zog die Stiefel von den Füßen eines ihrer toten Brüder, legte sie selbst an und drang weiter in die wegloſe Wildnis. Ihre Kleider waren bald zerrissen, ihr Körper und ihre Glieder wund, sie war zum Skelett ausgemergelt von Hunger, Durst und Anstrengungen; dazu kamen die Schrecken des Waldes und der Nacht, das Zischen der Schlangen und das Brüllen der Tiger: sie überstand alles, ohne wahnsinnig zu werden! Acht Tage und Nächte wanderte sie weiter und fristete ihr Leben mit Beeren und Vogeleiern, da traf sie endlich am Flusse ein Indianerpaar mit einem Kahne. Die Indianer nahmen sie gütig auf, speisten die Unglückliche, deren Haar ergraut und die dem Wahnsinn nahe war; die Frau beschenkte sie mit einem groben baumwollenen Unterrock, und beide ruderten sie nach Andoas am Pastaza, wo sie Gelegenheit fand, nach dem Amazonas hinabzufahren.

Der Sand des Napo enthält stellenweise Gold, und zuweilen bringen die Indianer[2] Federkiele voll feinen Goldstaubes vom Napo nach Iquitos. Sein Wasser ist krystallhell, und man kann es noch lange nach der Vereinigung des Flusses mit dem trüben Amazonas erkennen. Wir besuchten noch das Indianerdorf Pebas, in dessen Nähe sich ausgedehnte Strecken hohen Landes bis zum Putumayo (Iça) hinziehen, der erst weit unten in Brasilien in den Amazonenstrom mündet. In Pebas, einem Dorfe der Orejones, war ein sehr thätiger peruanischer Pfarrer, der schon mehrere Niederlassungen bei den Wilden gegründet und den wilden Stamm der Yaguas bekehrt hatte.

---

[1] *de la Condamine*, Relation d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale (Maestricht 1778) 329—379.

[2] Die Indianer des Napo und seiner Nebenflüsse sowie des Pastaza schildert nach Angaben von Jesuiten und Dominikanern J. Spillmann, In der Neuen Welt I (1894), 94—118. Die Jibaros hat auch W. Reiß beschrieben (Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1880).

Hosted by Google

Die Mission der Yaguas, San José, lag tief im Urwalde, ungefähr fünf Stunden von Pebas entfernt. Wir kamen dann an dem Indianerdorf Cochiquina vorbei nach Caballococha, in der Nähe der brasilianischen Grenze, dem Ziele der Expedition, das von der Regierung zur Niederlassung bestimmt worden war. Ich hatte also mein dem Minister gegebenes Versprechen erfüllt und die Expedition bis zu ihrem Ziele begleitet; zwei Tage später ging ich nach Loreto, dem damaligen Sitze des Generalgouverneurs der peruanischen Provinz Mainas[1], um von dort aus meine langwierigen und beschwerlichen Reisen auf dem Amazonenstrom und dessen Nebenflüssen fortzusetzen.

Caballococha machte mit seinen reinlichen, bequemen Hütten einen bessern Eindruck als andere Dörfer am Amazonas; der dortige Pfarrer hatte die Bewohner, etwa 300 Ticunas, die vor wenig Jahrzehnten noch Menschenfresser waren, dazu gebracht, daß sie nicht mehr nackt gingen; die Männer trugen Hemd und Hosen und die Frauen außer dem gewöhnlichen Gürtel noch eine Art Tunica zur Bedeckung der Brust. Caballococha liegt in einer großen, teilweise Überschwemmungen ausgesetzten Ebene am Ufer eines Landsees, der durch einen kurzen, schiffbaren Kanal mit dem Amazonenstrom in Verbindung steht. Der Boden ist leicht und sehr fruchtbar, auch soll der Ort gesund sein, so daß Ijurra der Regierung gerade keinen schlechten Platz zur Kolonisation angeraten hatte; nur wäre es besser gewesen, er hätte am Flusse selbst einen hochgelegenen Punkt für die Niederlassung gewählt. Ich fragte meine bisherigen Reisegefährten, wie ihnen der Platz gefalle; sie meinten aber: „Zum Baumfällen haben wir die lange Reise nicht gemacht; wir dachten hier in der Nähe Gold zu finden, was leider nicht der Fall zu sein scheint.“ Es blieb auch kein einziger in Caballococha, ein Teil der Leute ging den Fluß hinab nach Brasilien — ein Italiener und ein Irländer gingen sogar an den Rio Negro, diesen Fluß hinauf in den Cassiquiare und auf diesem in den Orinoco und gelangten endlich glücklich nach Caracas. Einige andere kehrten auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, nach Lima zurück. Nur wenige blieben in der Fluvialprovinz Mainas; diese hatten gerade den vernünftigsten Teil erwählt, denn sie alle sind wohlhabende Leute geworden. Ein deutscher Schneider siedelte sich in Moyobamba an, wo er bald einen Kleinhandel anfing und sich damit ein Vermögen erwarb. Seine Frau, gleichfalls aus Deutschland, ein großes starkes Mannweib, machte jedes Jahr allein auf dem schauderhaften Wege, den ich oben geschildert, die Reise nach Lima, um dort Waren einzukaufen. Ein anderer deutscher Schneider, mit einer Schwäbin verheiratet, blieb in Nauta, wo er

[1] Das Fluvialdepartement wird jetzt nach Loreto benannt; der Sitz der Regierung wurde später nach Moyobamba verlegt, befindet sich aber thatsächlich in Iquitos. *A. Ydiaquez*, Le Pérou en 1889 (Le Havre 1890), p. 32. Die alte Provinz Mainas wurde 1857 mit der 1853 gebildeten Provinz Loreto zum Fluvialdepartement vereinigt.

Hosted by Google

später eines der bedeutendsten Handelsgeschäfte besaß. Zuerst bekam er von portugiesischen Kaufleuten, die von Pará nach Nauta gekommen waren, um sich oben am Strome die Verhältnisse anzusehen, Waren auf Kredit; er bezahlte sie dann mit Landesprodukten, deren Ausfuhr er fortsetzte, bis er schließlich zum reichen Manne ward.

Am Amazonenstrome ist es für solide Europäer überhaupt nicht schwer, Kredit zu erhalten und vorwärts zu kommen. Nur haben sie im Anfange ein gar hartes Leben durchzumachen, das auch ich zur Genüge zu kosten bekam. Meist beginnen sie mit dem Tauschhandel bei den Indianern und gehen in Kanoes die Nebenflüsse hinauf. Ihre Waren entnehmen sie in Pará auf Kredit, müssen sie aber natürlich desto teurer bezahlen. Als Rückfracht bringen sie Sarsaparille, Kautschuk, Wachs, Kopaivabalsam, Salzfisch, Schildkrötenöl, auch feine Strohhüte aus Moyobamba u. dgl. In diesem abenteuerlichen Leben eines „Habilitado" (Händler, der von größern Kaufleuten mit Waren ausgestattet wird) liegt für manche junge Leute viel Anziehendes. Es ist allerdings mit großen Strapazen und vielen Gefahren verknüpft — hin und wieder wird einer von den Wilden ermordet —, aber es liegt ein gewisser Reiz in diesem unsteten Leben mit seiner Unabhängigkeit und Freiheit von allen langweiligen Ceremonien und jeder Etikette.

Loreto, das letzte peruanische Dorf, hat wenige Hundert Einwohner, meist Brasilianer, Mulatten, Neger und einige Ticuna-Indianer. Es liegt auf einer Anhöhe am Amazonas, der hier etwas mehr als eine Viertelstunde breit ist und in der Mitte bei gewöhnlichem Wasserstande eine Tiefe von über 35 m besitzt. Hier schiffte ich mich in einem großen, aus einem einzigen Baumstamme gezimmerten Kanoe ein; es war 20 m lang und $1^1/_2$ m breit, sein Hinterteil war mit einem Dache aus Palmblättern versehen, und vorn war eine Vorrichtung zum Kochen angebracht, so daß wir nicht zu oft zu landen brauchten und in der Mitte des Stromes bleiben konnten, wo uns die Moskitos nicht belästigten, die an den niedrigen Ufern in ganzen Wolken vorhanden sind. Mein Begleiter war Don Baltazar Melendez, ein peruanischer Kaufmann aus Chachapoyas, der in Moyobamba eine große Anzahl Strohhüte angekauft hatte, um sie in Pará zu verkaufen. Als Ruderer hatten wir neun Ticuna-Indianer angenommen, die uns bis Barra do Rio Negro (Manaos), der Hauptstadt der brasilianischen Provinz Amazonas, bringen sollten. Diese Indianer verstanden keine andere Sprache als ihre eigene, nur der Steuermann sprach etwas Quichua, dessen Don Baltazar vollständig mächtig war, das ich aber nur sehr unvollkommen verstand. So geschah es oft, wenn ich die Ticunas etwas fragen wollte, daß ich es zuerst dem Don Baltazar auf spanisch sagen mußte; Don Baltazar übersetzte es dem Steuermann in Quichua, worauf es dieser wieder den Ruderern in Ticuna verdolmetschte. Wenn sich Indianer in Kanoes

Hosted by Google

begegnen, sprechen sie miteinander schon in weiter Entfernung; sie gebrauchen dabei eine Art Singsang[1], den man weit hört und dessen Geleier keine Anstrengung erfordert. Zwischen Loreto und Tabatinga, dem ersten brasilianischen Dorfe, liegt eine mehrere Stunden lange Strecke neutralen Gebietes, das aber schwerlich bald besiedelt werden dürfte, da es bei Hochwasser vom Flusse überschwemmt wird. Die herrenlosen Ländereien in dem peruanischen Flußdepartement wollte in den Jahren nach dem Kriege mit Chile eine nordamerikanische Gesellschaft gegen eine gewaltige Geldentschädigung an die bankrotte peruanische Regierung zum Zwecke der Kolonisation erwerben, doch scheiterte der Plan infolge der gestellten Bedingungen — Schiffahrtsmonopol und Unterhaltung einer bewaffneten Macht, angeblich zum Schutze gegen die Eingeborenen —, die thatsächlich Peru auch des letzten Scheines von staatlicher Selbständigkeit beraubt hätten[2].

Der Marañon, der schon unterhalb Nauta von den Peruanern „Amazonas" genannt wird, heißt bei den Brasilianern „Solimões" bis zur Mündung des Rio Negro, von wo er auch bei ihnen Amazonas heißt. Vom Stillen bis zum Atlantischen Ocean, im ganzen Flußgebiete des Amazonenstromes, sind wohl die Gegenden des Solimões die unwirtlichsten und am wenigsten bewohnten, namentlich aber die Gegend zwischen Tabatinga und Ega. Je mehr man sich oberhalb Tabatinga dem Stillen Meere nähert, desto zahlreicher werden die Zeichen der Civilisation — natürlich spreche ich hier nur von dem Hauptstrome und dem Hauptwege nach dem Stillen Meere, nicht von den Urwaldregionen der Nebenflüsse —, und ebenso merkt man unterhalb Ega, je näher man zum Atlantischen Meere kommt, immer mehr den Einfluß der europäischen Kultur. Das ganze Land am Solimões aber ist noch eine ununterbrochene, jedoch prachtvolle Wildnis, wo der civilisierte Mensch kaum festen Fuß gefaßt hat; denn ich glaube nicht, daß man an den Ufern des ganzen Stromes, von der Mündung des Rio Negro an bis zum Fuße der Andes, in einer Entfernung von mehr als 600 Wegstunden im ganzen mehr Land im Anbau hat, als die Morgenzahl der Felder einer mittelmäßigen deutschen Gemarkung beträgt. Auch das Klima wird trockener, je näher man zum Atlantischen Ocean kommt, während es immer feuchter wird, je mehr man sich den Andes nähert. Hat man aber einmal auf dem

[1] Dem Verfasser fiel dieses Singen besonders bei den Conibos des Ucayali auf (Alte und Neue Welt XVI, 713), und Fry wurde dadurch an das Chinesische erinnert, dem die Sprache der Conibos auch sonst in manchem ähnlich sein soll (*Guilleaume* in Scottish Geographical Magazine VI [1890], 243).

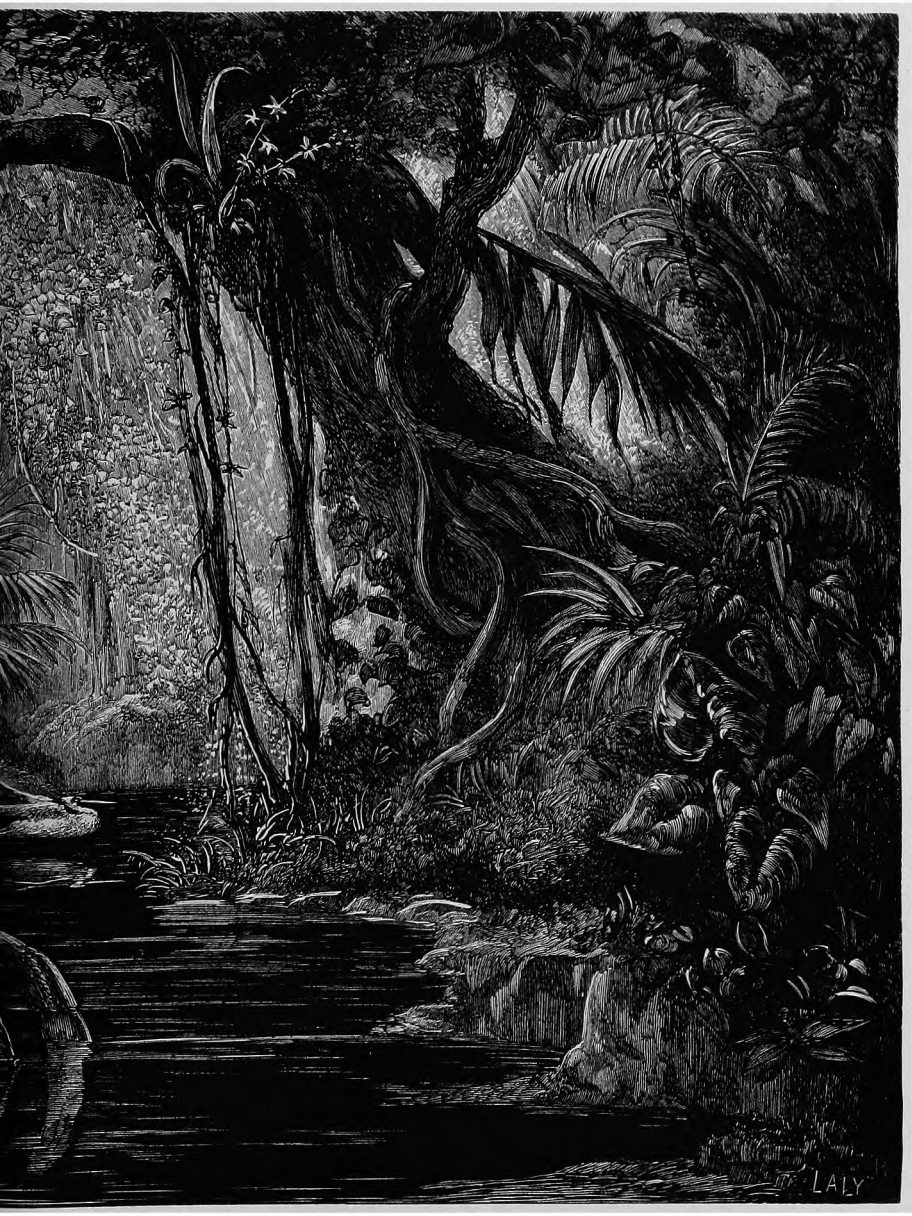
[2] *Monnier* 367. An der Furcht der Peruaner vor einer nordamerikanischen Invasion und Annexion scheiterten auch zu Anfang der fünfziger Jahre die Bestrebungen des Washingtoner Gesandten, für nordamerikanische Ansiedler dieselben Vorteile zu erlangen, wie sie dem Freiherrn von Schütz für die deutschen Einwanderer zugestanden worden waren.

Hosted by Google

Hosted by Google

Fig. 61. Ein Sch
(Zu v. Schütz, A

Hosted by Google



wasser-Fluß bei Nauta.
tas. 2. Aufl. S. 292.)

Hosted by Google

Hosted by Google

Wege zum Stillen Ocean die westliche Kette der Andes überschritten, so hört jeder Regen auf, und man befindet sich in einer der trockensten Gegenden der Welt. Das Gegenteil ist wieder der Fall, sobald man auf der Wanderung nach der atlantischen Seite die östlichste Kette der Andes überschritten hat und in die großen Ebenen gelangt. Hier, wie auch noch am Solimões, ist das Klima ungemein feucht, so daß man sich gleichsam in einem beständigen Dampfbade befindet und Mühe hat, Salz oder Zucker vor dem Flüssigwerden zu bewahren. Von der enormen Feuchtigkeit auf der Waldseite der Ostcordilleren zwischen Huallaga und Ucayali mag die folgende Schilderung Pöppigs[1] aus Pampachaco — oberhalb Tingo Maria am Huallaga — eine Vorstellung geben. „In fünf Monaten der Regenzeit — von Ende September bis Anfang März — war die Zahl der durch heftige Güsse ausgezeichneten Tage 118, im Februar 1830 dauerte der Regen ohne Unterbrechung sogar 21 Tage. Dieser Überfluß an Feuchtigkeit veranlaßt, daß keine Vertiefung ohne Bach ist, und daß bis auf die höchsten Bergspitzen hinauf der Boden in solchem Maße mit Feuchtigkeit gesättigt ist, daß überall, wo die steilen Seiten in kleine und horizontalere Stufen sich ausbreiten, auch sogleich Quellen hervorbrechen. Auf keinen Fall ist die Menge des hier fallenden Regenwassers geringer als in den feuchtesten Erdgegenden, und darf man die sichtbaren Wirkungen zum Maßstabe nehmen, so ist die Feuchtigkeit auf den Waldbergen des östlichen Peru unstreitig viel größer als auf den Antillen. Unzählige Vorkehrungen sind im häuslichen Leben erforderlich, um den Einwirkungen der Feuchtigkeit zu begegnen. Das beste Schießpulver zersetzt sich innerhalb der Blechdosen und kann nur dadurch erhalten werden, daß man diese mit Wachs überzieht. Das am Abend geladene Gewehr enthält des Morgens kein Pulver mehr, sondern eine graue, feuchte Masse; man hängt es daher im Rauche des Feuers auf, und auf gleiche Weise sichert man das große Stück Steinsalz für den Haushalt. Die wollenen Kleidungsstücke sind am Morgen widerlich feucht und erfordern das Wärmen am Feuer; auf dem besten Postpapier läuft die Tinte, und Zeichenpapier ist nur nach wiederholtem Trocknen über einem Kohlenfeuer brauchbar. Alles verdirbt und schimmelt; das eiserne Werkzeug, das einige Tage unbeachtet am Boden liegen blieb, nimmt man vom Rost bis zur Unbrauchbarkeit zerfressen wieder auf. Der Sommer (die trockene Zeit), von Mai bis Ende September, übertrifft immer noch einen deutschen Sommer weit an Feuchtigkeit."

Man sollte nun denken, ein so feuchtes Klima unter einer tropischen Sonne, in einem äquatorialen Tieflande voll von stehenden Gewässern, das monatelang zu beiden Seiten des Stromes meilenweit überschwemmt ist,

[1] II, 195—198.

Hosted by Google

müßte die gefährlichsten Krankheiten erzeugen und namentlich auf den Europäer mörderisch wirken. Allein dies ist durchaus nicht der Fall. Die hier lebenden Europäer erfreuen sich guter Gesundheit und namentlich eines sehr guten Appetits, und selbst Leute, die, wie z. B. der englische Naturforscher Bates, lange Jahre hindurch auf ihren Forschungsreisen allen Unbilden der Witterung und allen möglichen Entbehrungen und Strapazen ausgesetzt waren, sind dabei immer gesund geblieben. Dasselbe kann ich von mir sagen: das Tropenklima des Amazonenthales bekam mir stets viel besser als das wechselvolle Klima in Deutschland. Kurz, diese Gegenden liefern den Beweis, daß auch für Europäer das Äquatorialklima zuträglich sein kann, und zwar nicht nur in den hochgelegenen und darum kühlern Gegenden, wie in der deutschen Kolonie am Pozuzo, sondern auch in den heißen Tiefebenen des Solimões. Auffallend ist es jedoch, daß an einigen Nebenflüssen, die klares dunkles Wasser und nur eine geringe Strömung haben, zuweilen schlimme Fieber vorkommen, während die Ufergegenden derjenigen, die, wie der Hauptstrom, schmutziges gelbes Wasser und eine starke Strömung besitzen, stets vollkommen gesund sind, auch wenn sie zur Regenzeit noch so weit überschwemmt werden. Die schwarze Farbe des Wassers mancher Flüsse, z. B. des Rio Negro, rührt davon her, daß darin große Massen vegetabilischer Stoffe enthalten sind, die die Flüsse bei ihren trägen Windungen durch sumpfiges Land, bei denen sie oft ganze Barrikaden von faulenden Baumstämmen durchfließen müssen, in sich aufgenommen haben. Dagegen führen die Andenflüsse zur Regenzeit stets viel mineralische Bestandteile mit, die dem Wasser eine gelbbraune Farbe verleihen; bei Niederwasser aber zeigen die Andenflüsse die olivengrüne Färbung, die die Flüsse des Hochlandes von Brasilien das ganze Jahr hindurch bewahren, da sie in ihrem Quellgebiet weder Humusbestandteile aufzunehmen haben, wie die des Hochlandes von Guayana, noch auf ihrem weitern Laufe zerreibbare Thonmassen, wie die Andenflüsse in der Amazonasniederung [1].

Die Klimascheide zwischen den feuchtern und den trockenern Gegenden des Amazonas ist an der Mündung des Rio Negro, wo auch die Windverhältnisse sich ändern, was auf die Besiedelung der Ufergegenden einen wesentlichen Einfluß geäußert hat. Am untern Laufe des Amazonas, vom Atlantischen Ocean bis zum Rio Negro, herrscht wenigstens sechs Monate des Jahres mit wenigen Pausen der Ostwind, so daß Segelschiffe mit Leichtigkeit die Strömung überwinden können. Dieser Ostpassat weht auf dem obern Strome nicht. Hier, in der mit größerer Feuchtigkeit erfüllten Luft, sind die Winde unregelmäßig und nicht von langer Dauer. Deshalb war der Verkehr zu Schiff mühsamer und geringer, weil die Bergfahrten

[1] Schichtel, Der Amazonenstrom 71.

Hosted by Google

Hosted by Google

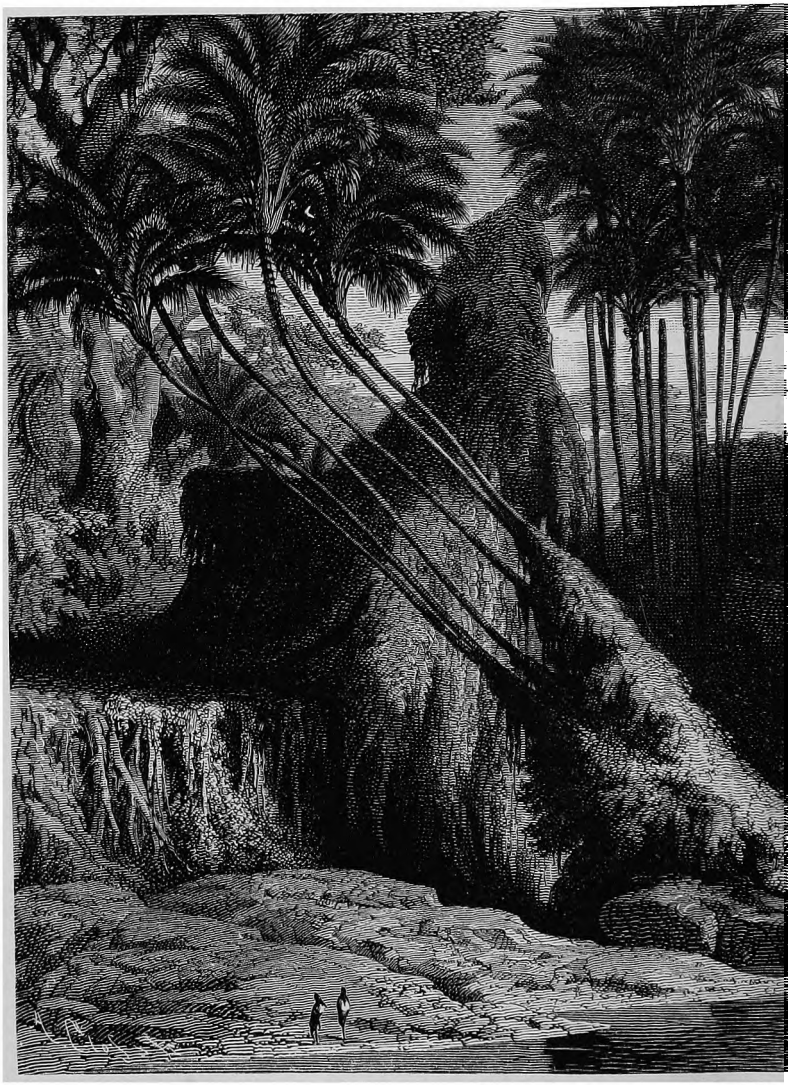
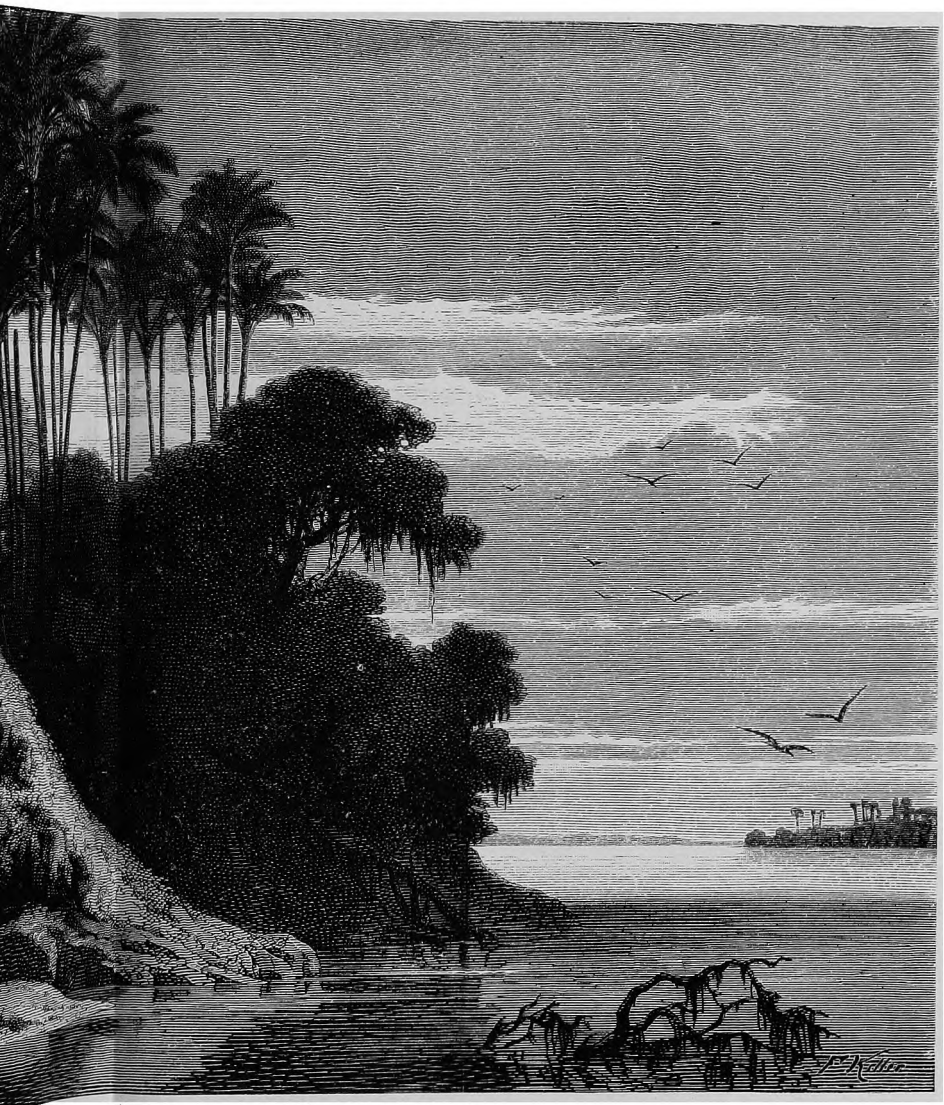


Fig. 62. Bruchufer am Madeira
(Zu v. Schütz, V

Hosted by Google



ufer am Madeira mit einer Gruppe unterspülter Javaripalmen.
(Vgl. R. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 293.)

Hosted by Google

Hosted by Google

zu schwierig sind; infolgedessen sind die Ansiedelungen und die gesamte Kultur spärlicher. Die Dampfschiffahrt hat nun freilich für diese weiten Regionen ein neues Leben geschaffen, und es wird nicht mehr sehr lange dauern, bis alle am Flusse gelegenen und der Überschwemmung nicht ausgesetzten Punkte besetzt sein werden.

Jetzt indes wälzt sich der ungeheure Strom noch durch die Waldeinsamkeit dahin mit stolzem Gange; ernst und düster sehen seine Gewässer aus, deren ungebändigte Macht hier die Ufer samt den Riesen des Waldes abreißt und dort wieder Inseln und Dämme aus ihnen aufbaut. Man kann sich eine Vorstellung von der enormen Wassermasse bilden, wenn man mit Wallace annimmt, daß eine Fläche von 1000 m Breite ihre Wasser jährlich zur Zeit der Hochfluten um 16 m hebt. Die Ufer werden dann stellenweise unterwaschen, die Urwaldbäume neigen sich und stürzen mit donnerähnlichem Getöse ins Wasser, wobei durch die niederbrechenden Bäume und Erdmassen zuweilen ganze Schiffe verschüttet werden, wenn sie bei der Bergfahrt nahe am Ufer hinfahren (vgl. Fig. 62). Aus der Ferne klingen diese Erdstürze mit ihrem lauten Krachen und fortgesetzten dumpfen Rollen wie Lawinenbrüche. Die Erdmassen sinken bald zu Boden, aber die gewaltigen Stämme werden mit der vollen Schnelligkeit der Strömung abwärts geführt, so daß die stromaufwärts fahrenden Schiffer sich sehr in acht nehmen müssen, um nicht mit diesem Treibholz zusammenzustoßen. Oft bleibt auch zwischen den Wurzeln der Bäume das Erdreich haften, und so bilden sich schwimmende Inseln, auf denen sich allerlei Pflanzen ansiedeln oder auch zeitweilig Störche, Enten, Alligatoren, Affen und Tigerkatzen, die beim Sturze des Waldes sein Schicksal geteilt haben, stromabwärts treiben. „Das giebt", sagt Martius, „ein Bild von der Herrschaft des Stromes. Bäume entwurzelnd und Tiere wider Sitte und Neigung zur Geselligkeit zwingend, bewältigt er gleichsam die ganze Natur um sich her."

Eine große Eigentümlichkeit dieses Flußgebietes sind die vielfach verschlungenen Kanäle, die in den Tiefebenen einen Nebenfluß mit dem andern verbinden und die unermeßlichen Ebenen mit einem Netze schiffbarer Gewässer überziehen. Auch am obern Teile des Stromes, am Solimões und Marañon, ist das Land nur von geringer Bodenerhöhung, jedoch wellenförmig; seine Vertiefungen erscheinen hier in den trockenen Monaten als enge Schluchten, in der nassen Jahreszeit als tiefe, schiffbare Kanäle. Die Stämme der hohen Bäume stehen dann oft einige Meter im Wasser, und man kann Tagereisen weit unter dem Baumschatten hinfahren. Bates schildert einen solchen Kanal sehr treffend: „Eine gerade und ziemlich schmale Allee streckte sich vor uns aus; zu beiden Seiten bildeten die Spitzen von Sträuchern und jungen Bäumen eine Art Einfassung des Pfades, und die Stämme der hohen Waldbäume stiegen in unregelmäßigen Zwischenräumen

Hosted by Google

aus dem Wasser auf, ihre Kronen hoch über unsern Köpfen zusammenneigend. Büschel von dünnen Luftwurzeln und ineinander verschlungenen Rankengewächsen und Schlingpflanzen hingen von den niedrigen Ästen herab; Massen von Gras, wilden Bananen und Farnkräutern wuchsen an den stärkern Zweigen, und rings um die Stämme, nahe am Wasser, hingen Massen von vertrockneten Süßwasserschwämmen. Eine Strömung war nicht bemerkbar, und das Wasser hatte eine olivenbraune Farbe, die unter Wasser gesetzten Stämme waren aber bis zu einer großen Tiefe sichtbar." Drei bis vier Monate im Jahre sind diese Kanäle unter Wasser, wie auch das ganze Land an jeder Seite des Flusses — von Santarem am untern Teile des Amazonas bis hinauf zu den Stromschnellen des Pongo de Manseriche in Peru — in einer Breite von zwei bis vier deutschen Meilen, mit Ausnahme weniger Stellen hohen Landes, dann überschwemmt ist. Der Indianer findet sich in diesem Wasserwalde, dem Igapó, wie er in Brasilien heißt, in dem die trüben, schmutzigen Wassermassen keine Spur eines Pfades mehr erkennen lassen, leicht zurecht. Nach Abschluß der Regenzeit tritt das Wasser zurück, der Boden trocknet schnell ab und ist mit einer dünnen Lehmschicht oder mit welkem Laube bedeckt. Unterholz fehlt, die Stämme sind mit Schlamm überzogen; so erscheinen die Igapós sehr kahl und machen einen unangenehmen, traurigen Eindruck. Das einzige frische Grün, das in der trockenen Jahreszeit sich am Boden entwickelt, ist ein in Büscheln stehendes scharfes Gras[1].

In den gewaltigen Urwäldern[2], die auf einem Raume von gewiß 60 000 Quadratmeilen (ca. 3 300 000 qkm) das Amazonentiefland bedecken, tritt nie Ruhe im Pflanzenleben, keine Pause in der Entwicklung ein. Die Wälder behalten das ganze Jahr dasselbe Ansehen, man findet in allen Monaten Blüten, Knospen und Früchte, die Vegetation ist immer thätig, wenn auch nicht bei allen Arten zu gleicher Zeit. Doch bestehen diese Wälder nicht vorwiegend aus Riesenbäumen; die dicken Stämme finden sich höchstens alle 200 Schritte, aber von fast allen Bäumen steigen die glatten Stämme mehr als 30 m ohne Astbildung empor. Der Wald ist düster und unheimlich und lange nicht so schön wie die prachtvollen Bergwälder am Fuße der Andes; in dem dunkeln Schatten der dicht zusammenstehenden Bäume ist es finster und kalt. Die Tiere meiden ihn, die Vögel suchen das Licht der freiern Stellen, die dort häufiger erscheinen, wo die Überschwemmung nicht mehr hinkommt, weshalb im höhern Lande, der sogen. terra firma, sich auch das Tierleben großartiger entfaltet. Auf der terra

[1] Vgl. Dr. S. Ruge, Der Amassonas in „Aus allen Weltteilen" 1871.

[2] Siehe auch die lebensvollen Schilderungen bei W. Sievers, Amerika (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1894) 193—198, und J. Spillmann, In der Neuen Welt I: Westindien und Südamerika (Freiburg, Herder, 1894), 246—253.

Hosted by Google

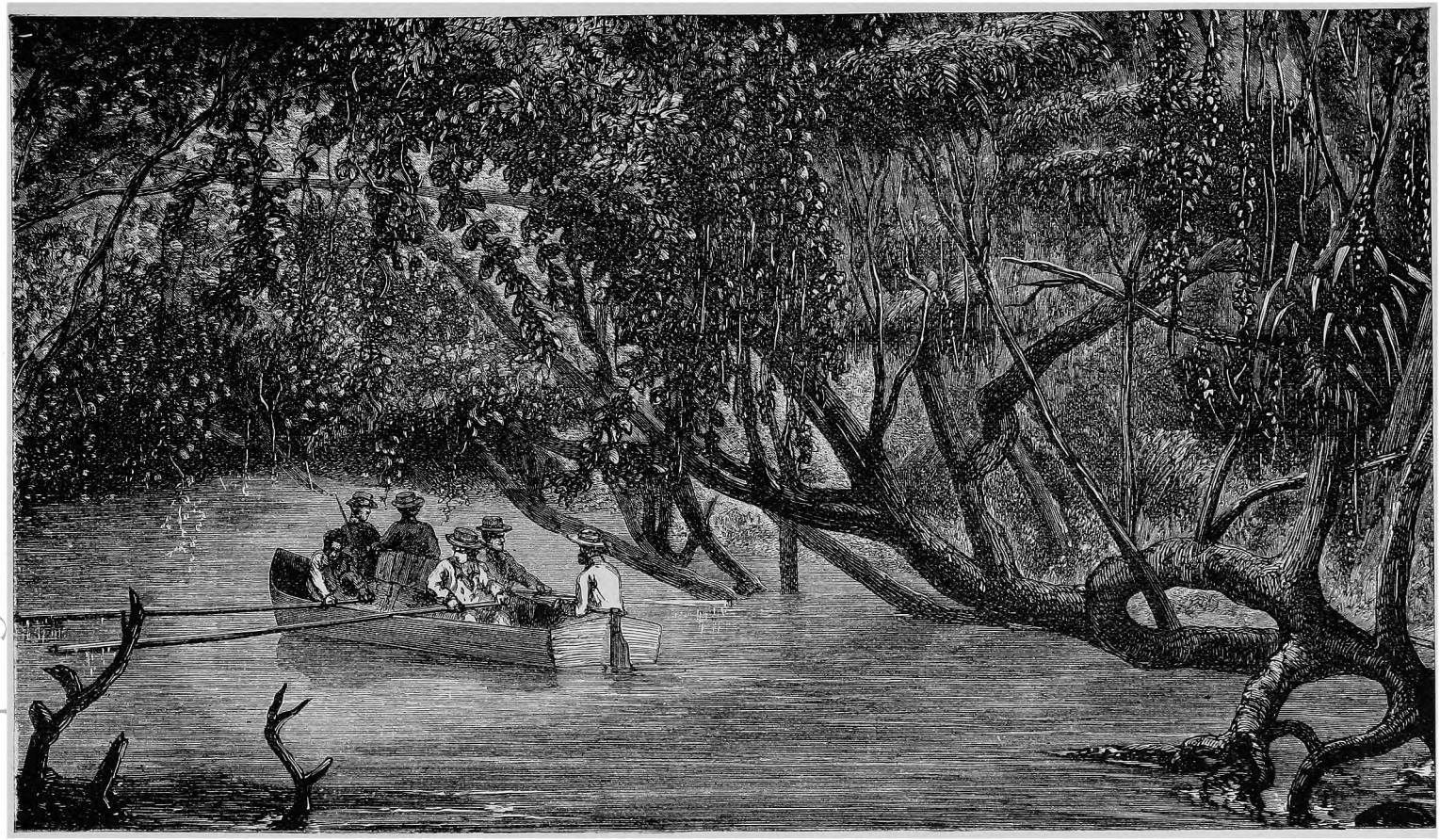


Fig. 63. Fahrt durch den überschwemmten Urwald.

Hosted by Google

firma wächst die stattliche Bertholletia excelsa, welche die Paránüsse liefert, die einen wichtigen Ausfuhrartikel abgaben, bevor die Gewinnung des Kautschuk die jetzige Ausdehnung angenommen hatte, ferner von Palmenarten die Iriartea ventricosa und die schlanke Oenocarpus minor. Das Land am Amazonenstrome ist reicher an Palmen als jedes andere, auch reicher als das an den Nebenflüssen; am Hauptstrome treten sie in vielen Arten auf und haben hier wenigstens in der zweiten Vegetationszone, der Varzea, entschieden das Uebergewicht. Die Varzea wird nur zuweilen überflutet und bildet bei gewöhnlichem Hochwasser das Ufer. Hier stehen zwischen zahlreichen Palmen Marantaceen, hier wird der wilde Kakao gesammelt. Als der dritten Zone, dem Igapó, dem Gebiet, das jährlich mehrere Monate lang überschwemmt wird, charakteristisch nennt Martius außer den weichholzigen Cekropien zunächst die Salix Humboldtiana, der sich breitblätterige Schilfgräser (Gynerium saccharatum), Caladien und Helikonien anschließen[1]. Bates sagt von der Vegetation am Solimões: „Am Hauptstrome besteht der Wald außer aus Palmen, Leguminosen und Bombaceen aus kolossalen Nußbäumen und Cekropien (Embaübas), den charakteristischen Bäumen des überschwemmten Landes, des Igapó. Das niedrige Gehölz und der Pflanzensaum am Wasserrand bestehen aus hellgrünen Musaceen und Gräsern."

Ueber den Einfluß, den der Wechsel von Hoch- und Niederwasser auf das Leben der Pflanzen und Tiere am Amazonenstrome ausübt, sagt Martius[2]: „Das Steigen und Fallen der Gewässer ist ein großes Naturdrama, worin auch das Pflanzen- und das Tierreich handelnd auftreten. Sobald der Strom in gewisser Höhe über die sandigen Inseln hinflutet und Schilf und Gräser bedeckt, verlassen die Wasservögel diese Orte, sammeln sich in großen Schwärmen und ziehen landeinwärts oder dem Orinoco zu. Öde und schweigsam wird die Gegend, die vorher vom Geschrei der Kiebitze und Möwen ertönte, und Fische, sich der erweiterten Grenzen erfreuend, spielen da, wo früher die Krokodile ruhten, Capybaras und Tapire ihre Nahrung suchten. Schnell und stürmisch tritt endlich das Hochwasser über die untern Ufer, in die den Überschwemmungen unterworfenen Teile des Festlandes (den Igapó); die Bäume erzittern unter dem Drange der Flut; Verwüstung und Untergang schreiten mit dem Gewässer landeinwärts; scheu flüchten die Tiere auf das höhere feste Land; nur einzelne Vögel, wie der fasanartige Zigeuner, der die niedrigen Gebüsche bewohnt, und die krächzenden Araras, auf den höchsten Bäumen horstend, verlassen ihre Wohnorte nicht.

„Inzwischen belebt das Gewässer die Nahrungssäfte der Pflanzen, und aus dem strotzenden Laube brechen tausend Kelche hervor; während das

[1] Flora brasiliensis, tabulae physiognomicae XI.

[2] III, 1359.

Hosted by Google

Hosted by Google

Fig. 64. Der Amazonenstrom bei Tabatinga (
(Zu v. Schütz, Amazon

Hosted by Google

...nga (Einschiffung von Kautschuksammlern).
...Amazonas. 2. Aufl. S. 297.)

Hosted by Google

Hosted by Google

schlammige Wasser um die Stämme spielt, überziehen sich die Kronen mit einem Schmelze der buntesten Blumen, und der ganze Igapówald wird zu einem geschmückten Wassergarten. Fische durchschwärmen jetzt die beschatteten Gewässer, und viele entledigen sich hier in den tiefsten Gräben der Last ihrer Eier, aus denen die Brut vor Beendigung der Überschwemmung in den Hauptstrom zurückkehrt.

„Auf der äußersten Höhe bleibt die Überschwemmung nur wenige Tage stehen, die Wasser beginnen dann durch die Vertiefungen des Terrains wieder abzulaufen, und vier bis sechs Wochen nach dem höchsten Wasserstande treten die nun mit dem Schlamme überzogenen Waldflächen wieder aus der Flut hervor. Gras und Unterholz sproßt üppig nach, und die Tiere, aus höhern Gegenden wiederkehrend, nehmen ihre alten Wohnsitze wieder ein."

Der so oft wiederholten Ansicht, daß im Amazonengebiete der üppige Pflanzenwuchs die Anstrengungen des Menschen überbiete, tritt der Naturforscher Wallace entschieden entgegen und behauptet, der Urwald — natürlich ist der der terra firma gemeint — lasse sich hier bei mäßiger Arbeit in reiche Weiden, Wiesen und Felder, in Pflanzen- und Obstgärten verwandeln. Alle Arten von Fruchtbäumen erreichen in fünf bis sechs Jahren eine beträchtliche Höhe und tragen oft schon im zweiten oder dritten Jahre Frucht. Kaffee, Kakao, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Reis, Mandioka, Orangen, Ananas: alles dies läßt sich mit verhältnismäßig geringer Mühe gewinnen und bei den bequemen Wasserwegen gut verwerten. Allein auch Wallace giebt zu, daß alle Verbesserungspläne an der starren Indolenz der heutigen Bewohner scheitern; solange keine andere Rasse in das Land kommt, werden die großen Reichtümer jener weiten Gegenden nie ausgebeutet werden.

Das erste brasilianische Dorf, das man, von Peru herabkommend, erreicht, ist Tabatinga, ein kleiner Ort von mehreren Hundert meist indianischer Bewohner, der ein halbverfallenes Fort und eine kleine Besatzung armseliger brauner und schwarzer Soldaten besitzt. Im Vergleich zu den peruanischen Ortschaften am Strome, die fast alle im Walde versteckt liegen, hat Tabatinga schon ein civilisiertes Aussehen; wenigstens ist nach dem Flusse zu, der hier eine Viertelstunde breit ist, der Wald gerodet, und etwa 50 oder 60 Morgen sind mit Gras bewachsen; in deren Mitte befindet sich ein kleiner Orangenhain. Häuser sind freilich nicht viele zu sehen, und die Hütten, die man sehen kann, zeichnen sich in nichts vor den peruanischen aus; die meisten gehören Ticuna-Indianern und sind gleichfalls im Walde verborgen. Nicht weit von Tabatinga mündet in den Solimões auf der rechten Seite der Javari, der gegen Südosten die Grenze zwischen Peru und Brasilien bildet. Im Jahre 1866 erforschte eine Grenzkommission diesen Fluß, wurde aber von den Mayorunas angegriffen und zwischen dem

Hosted by Google

6. und 7. Grad s. Br. zur Umkehr gezwungen. Er scheint wie die beiden folgenden rechten Zuflüsse, der Jurua und der Purus, an der Bodenschwelle östlich des Ucayali zu entspringen und hat wie diese beiden den Charakter eines Niederungsflusses[1]. Etwa 40 Stunden unterhalb Tabatinga liegt auf dem rechten Ufer des Solimões auf einer wohl 80 m hohen Anhöhe San Paulo de Olivença, der höchstgelegene Ort[2] am mittlern Strome. Diese Bodenerhebung erstreckt sich auf der einen Seite über eine halbe Stunde weit in den Wald, auf der andern Stromseite fällt sie nahe bei den letzten Hütten, dem Dorfe gegenüber, steil ab nach einer von Wald umgebenen feuchten Wiese, von wo aus ein alter Indianerpfad viele Tagereisen weit nach den Urwäldern des Putumayo führen soll. Dieser mächtige Strom, auch Içа genannt, mündet in den Solimões etwa 30 Stunden unterhalb San Paulo und ist oberhalb seiner Mündung 250—700 m breit und bei mittlerem Wasserstand an der Mündung in der Mitte 43 m tief. Er entspringt in den Andes von Colombia und wurde oft von flüchtigen brasilianischen Negersklaven benutzt, um auf diesem Wege flußaufwärts in jene Republik zu gelangen, wo längst keine Sklaverei mehr bestand. Die Veranlassung zu seiner Befahrung von Colombia aus hat in den siebziger Jahren W. Reiß[3] gegeben. Er hatte von La Cruz aus (unter 1° 45′ n. Br.) den Kamm der Ostcordillera erstiegen und so den Bewohnern zwischen der Ost- und Westcordillera den Weg gezeigt zu den an Chinabäumen reichen Wäldern des Ostabhanges der Ostcordillera. Bei der Ausbeutung kam man diesen Abhang bald so weit hinunter, daß der Transport über die Cordillera nicht mehr lohnend war. Da schiffte sich, um einen Weg nach Osten zu suchen, der colombianische Kaufmann Reyes auf einem der Quellflüsse des Putumayo ein und gelangte, ohne auf ein Hindernis zu treffen, auf dem Içа in den Amazonas. Nach Reyes ist er bis etwa vier Tagereisen von Pasto schiffbar und wird von Dampfern befahren bis Cuembý, in gerader Linie etwa 1000 km von der Mündung. Merkwürdig ist, daß er vom Fuße der Anden an keinen bedeutenden Zufluß mehr erhält. Von da an hat er den Charakter eines Niederungsflusses, fließt in stark gewundenem Lauf und ist frei von Schnellen, so daß er zur Hochwasserzeit eine vorzügliche Wasserstraße abgiebt, aber auch in der trockenen Zeit 250 km direkte Entfernung von der Mündung bequem von Dampfern befahren werden kann[4].

---

[1] Schichtel 89.

[2] San Paulo zählte 1886 nach Monnier 500 Einwohner.

[3] Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1877, S. 128. Schichtel 75 f.

[4] So weit fuhr Crevaux mit einem Dampfer von 2 m Tiefgang vom 23. April 1879 an Tag und Nacht aufwärts; weiter aufwärts machen ihn in der Trockenheit Sandbänke schwer fahrbar.

Hosted by Google

Auf der Weiterfahrt kommt man noch an den Mündungen mehrerer riesiger Nebenflüsse, des Jutahi, Jurua und Teffé auf der rechten und

Fig. 65. Miranha-Indianer.

des Japurá auf der linken Seite, vorbei, deren Ufer von wilden, zum Teil menschenfressenden Indianern bewohnt werden. Die zahlreichsten dieser wilden Stämme sind die Umauu-Mesayas und die Miranhas. Die

Hosted by Google

Mesayas stehen in üblem Rufe als Menschenfresser; sie sollen aber diesen Brauch nach Marcoy erst von andern Stämmen zur Wiedervergeltung übernommen haben. Eigentümlich sind ihre religiösen Vorstellungen. Wie Marcoy erzählt, kennen sie ein höchstes Wesen, von dem alles geschaffen worden ist und von dem Himmel und Erde ihre Bewegung erhalten. Sie wagen ihm keinen Namen zu geben. Sichtbarer Vertreter ihres Gottes ist der Vogel Buequé (Trogon Curucui), der sich durch prächtiges Gefieder auszeichnet. Es giebt nach ihnen zwei Sphären: die obere ist durchsichtig, die untere dunkel. In der erstern wohnt die Gottheit, in der zweiten entstehen und sterben die Menschen, die nach ihrem Tode belohnt oder bestraft werden. Auch die Sage von einer großen Flut hat sich bei ihnen erhalten. Als die ganze Erde mit Wasser bedeckt war, entrannen die Mesayas, die damals so groß waren wie die höchsten Bäume, der Vernichtung dadurch, daß sie sich in ein umgestülptes Kanoe flüchteten. Die Mesayas können nur bis drei zählen, darüber hinaus nur durch Verdoppelung. In der Bereitung des Urarigiftes sind sie sehr erfahren. Sie haben, wie auch andere südamerikanische Stämme, mancherlei Sitten und Gebräuche mit den nordamerikanischen Indianern gemein. Zwischen Solimões und Japurá wohnt noch der ziemlich zahlreiche Stamm der Miranhas[1], bei denen die Portugiesen hauptsächlich ihren Menschenraub trieben, weil sie eher zu bändigen waren als die übrigen Indianer und deshalb zur Sklaverei besser geeignet zu sein schienen. Die meisten gefangenen Miranhas starben aber in der Gefangenschaft an einer Art Heimweh oder an schleichendem Fieber oder auch infolge von Obstruktion, die durch den ihnen ungewohnten Genuß von Maniokmehl und gesalzenem Fische veranlaßt wurde. Dagegen haben sich die Kinder leicht eingewöhnt und sind „Tapuyos", getaufte Indianer, geworden. Schon seit mehr als 200 Jahren haben die Miranhas unabläßig Verfolgungen ausgestanden und sind dennoch ziemlich zahlreich geblieben. Man sagt, der hohe Landrücken, den sie bewohnen, sei so arm und die Miranhas befänden sich manchmal in so arger Hungersnot, daß sie ihre Alten und Kranken auffräßen. Thatsache ist, daß sie ihre Kinder oft gegen Äxte, Messer, Angeln u. dgl. vertauschen. Dem Ackerbau sind sie durchaus abgeneigt; sie machen Jagd auf Vögel, Schlangen und selbst Insekten, versperren mit Netzen den Ausgang irgend eines Igarapé oder kleinen Sees und verschaffen sich auf diese Art Fische. Seit langer Zeit giebt es in ihrem Gebiete weder Tapire noch Wildschweine, weder Affen noch große Nagetiere; selbst der Jaguar kommt nicht mehr vor, weil er keine Beute findet. Die Miranhas wären schon längst aus ihrem wildarmen Lande ausgewandert, wenn sie nicht unverbesserliche Menschenfresser und deshalb bei allen andern

[1] Siehe „Fahrten auf dem Amazonenstrom", Globus XIII.

Hosted by Google

Stämmen so verhaßt wären. Wollten sie sich eine neue Heimat suchen, so würden sofort die andern Indianer über sie herfallen und sie wieder zurückjagen.

Der oben erwähnte, auf der linken Seite in den Solimões mündende Japura, der in seinem obern Laufe Caqueta genannt wird, ist von Martius bis zu den Araraquarafällen und von Crevaux bis zum Fuße der Anden befahren worden. Sein Lauf wird von drei Systemen von Fällen und Schnellen unterbrochen: denen von Cuemani, Araraquara und Siharé-Cachoeira (Cachoeira de Cupati). In den bedeutendsten, den Araraquarafällen, durchbricht der Japura nach Martius große Granitmassen, nach Crevaux Sandstein, stromabwärts geht er wieder durch einen Sandsteinzug, dessen Höhen Martius erstieg und auf 200 m über dem Fluß schätzte. Die letzte Schnelle bietet nach beiden Forschern der Schiffahrt kein unüberwindliches Hindernis. Während der Iça, nachdem er die Anden verlassen hat, keine Zuflüsse mehr erhält, nimmt der Japura auf der linken Seite mehrere bedeutende auf, so unterhalb der Araraquarafälle den sicher von den Anden kommenden Jary und unterhalb der Sihariefälle den Apapori; von seinem untern Laufe führen viele Kanäle seitlich in den Solimões. Bei der Mündung ist der Japura mindestens 1800 m breit, etwa 1 km oberhalb der Mündung lotete Herndon 17 m Tiefe[1]. Der eine gute Strecke oberhalb der Mündung des Japura rechts in den Solimões einmündende Jurua ist um ein Drittel kleiner als der weiter unten mündende gewaltige Purus und hat mit diesem den Charakter des Niederungsflusses gemein, ist frei von Schnellen und könnte zur Hochwasserzeit fast bis zu den Quellen von Dampfern befahren werden. Chandleß fand bis zum fernsten erreichten Punkte — an der weitern Bergfahrt ward er durch die Furcht der Mannschaft vor den wilden Indianern verhindert — 1820 km von der Mündung unter 72° 5′ w. L. v. Gr. in der Mitte nirgends unter 12 m Tiefe, und dabei war der Fluß noch $2^1/_2$ m hinter seinem höchsten Stande zurück. Wie der Purus rechts den Aquiry, empfängt auch der Jurua auf der rechten Seite seinen bedeutendsten Zufluß, den Tarauaca[2].

Nicht am Solimões selbst, sondern an einer seeartigen Erweiterung seines nächsten rechten Zuflusses, des Teffé, nicht weit von dessen Mündung in den Hauptstrom, liegt Ega, eine Stadt von nur 1200 Einwohnern, die mir aber damals nach meiner langen Reise durch ewige Wildnisse wie ein kleines Paris erschien. Enthielt sie doch einige weiß angestrichene Häuser mit roten Ziegeldächern, wenn auch die Mehrzahl der Gebäude aus Erdhütten bestand, die mit Palmblättern gedeckt waren. Jede Hütte war von einem Garten mit Orangen, Limonen, Bananen und Guajaven umgeben,

[1] Schichtel 77 f. [2] Schichtel 89 f.

Hosted by Google

die von den Federkronen schlanker Palmen überragt wurden, und in den Straßen weidete Rindvieh, gleichfalls für mich, der ich aus den Urwäldern Perus kam, ein lang entbehrter Anblick. Einen großen Vorzug besitzt Ega dadurch, daß es, wie alle an Flüssen mit dunklem Wasser, zu denen auch der Teffé gehört, gelegenen Ortschaften, von der furchtbaren Plage der Moskitos frei ist. Auch Ega ward, wie so viele Orte am peruanischen Amazonas, von dem deutschen Jesuitenpater Fritz im Jahre 1688 gegründet; denn damals gehörte noch die ganze Region des Marañon und Solimões bis zur Mündung des Rio Negro zu Spanien. Unter den 1200 Einwohnern von Ega sind kaum 60 Weiße, die übrigen sind Mischlinge und Indianer aus verschiedenen Stämmen. Das Gesetz verbietet zwar, einen Indianer zum Sklaven zu machen; allein in Brasilien geht es hierin gerade so wie in Peru: in der Praxis besteht eine Sklaverei, bei der der braune Mann so unbedingt abhängig ist, als ob man ihn gekauft hätte. Ein Weißer nimmt z. B. einen Indianer gegen eine vereinbarte Löhnung als Arbeiter an; er verpflichtet sich dabei, ihm Kleider und Nahrung zu geben, bis jener im stande sei, für sich selber zu sorgen. Beides kostet den Weißen nur wenig, und wenn der Indianer seinen Arbeitslohn haben will, wird ihm gesagt, daß er so und so viel schuldig sei, der Weiße sei bedeutend im Vorschuß und die Schuld müsse abgearbeitet werden. Auch die in den Städten lebenden Indianer befinden sich in einer unglaublichen Unwissenheit über den Wert einer Sache, lassen sich schmachvoll betrügen, und nicht selten bleibt ein Tapuyo sein ganzes Leben lang Sklave; er wird als Schuldner behandelt, während er in der That nach dem Recht als Gläubiger auftreten könnte. Neben dieser Art von Sklaverei findet auch Menschenkauf[1] statt; einige wilde Stämme, wie die Miranhas, verkaufen ihre eigenen Kinder, andere Stämme ihre Kriegsgefangenen an die Brasilianer. Die hübschesten Indianer, die in der Nähe von Ega leben, sind die Juris und Passes, die leider dem Aussterben nahe sind. Die Berührung mit den Weißen scheint ihnen tödlich zu sein. Sobald in einem ihrer Dörfer der Verkehr mit den Weißen beginnt, fangen die Krankheiten an, hauptsächlich ein langsam schleichendes Fieber, das mit Auszehrung endet. Nicht nur unter den Otomaken am Orinoco, wie man früher glaubte, sondern auch am obern Amazonenstrome, und zwar hier unter Indianern sowohl als unter Weißen, Mischlingen und Negern, findet sich die krankhafte Gewohnheit des Erde-Essens, die gewöhnlich mit Aussatz und in manchen Fällen sogar mit Elefantiasis endet. Die Ursache scheint in der fast ausschließlichen Pflanzen- und Fischkost zu liegen; wenigstens zeigt sich dieses unnatürliche Verlangen hier nicht bei

[1] Auch Menschenraub, was in den folgenden Abschnitten für Bolivia und Brasilien durch Beispiele belegt wird.

Hosted by Google

Leuten, die häufig Fleisch genießen. Im übrigen ist Ega ein ganz gesunder Aufenthalt. Trotz des vermehrten Handelsverkehrs, den Ega den jetzt häufig hierher kommenden Dampfschiffen zu verdanken hat, soll der Ort sich wenig verändert haben und noch immer ein halbes Indianernest sein, wie es auch zu der Zeit war, da ich es besuchte. Nur haben sich seine weißen Bewohner und die Mischlinge mehr „civilisiert", gehen nicht mehr barfuß oder in Hemdsärmeln aus, teilen sich in Parteien und suchen Ämter zu erhaschen, um dem süßen Nichtsthun frönen zu können, kurz, die frühere Einfachheit der Sitten soll jetzt großenteils verschwunden sein.

Fig. 66. Brasilianischer Mestize.

Von dem Wechsel der Jahreszeiten in Ega, die am Amazonenstrome nach dem Steigen und Fallen des Wassers, mit dem die nassen und trockenen Monate zusammenfallen, berechnet werden, giebt Bates[1] folgende Schilderung: „Alle wichtigen Angelegenheiten im Leben der Einwohner werden nach diesen jährlich wiederkehrenden Naturerscheinungen geordnet. Die Eigentümlichkeit dieser obern Region (oberhalb der Mündung des Madeira) besteht darin, daß hier innerhalb eines Jahres der Fluß zweimal steigt und fällt. Das große jährliche Steigen beginnt gegen Ende des Februar und dauert bis Mitte Juni; die Flüsse und Seen schwellen allmählich an und überfluten die Niederungen. Die Überschwemmung geht dann Zoll für Zoll langsam weiter und wird selbst mitten in den Wäldern des höhern Landes fühlbar, die meilenweit vom Flusse entfernt sind. Diese Wälder werden von verschiedenen Wasserbetten durchschnitten, die in der schönen, trockenen Jahreszeit geräumige Hohlwege bilden, nun aber durch den Druck der Flut allmählich in breite, von Bäumen beschattete und sogar für kleine Boote schiffbare Flüsse verwandelt werden. Die zahllosen Schildkröten ziehen sich dann aus dem Hauptstrome in die Binnengewässer und Lachen zurück, die Sandbänke werden unter Wasser gesetzt, und die Sumpfvögel wandern herdenweise nach Norden, den obern Gewässern der Nebenflüsse zu, oder

[1] S. 309 ff. der deutschen Ausgabe.

Hosted by Google

nach dem Orinoco, und erfreuen sich hier während der nassen Zeit des Amazonenstromes des reinen, unbewölkten Himmels und der trockenen Jahreszeit dieser Flüsse. Die Familien der Fischer, die in den vorhergehenden vier oder fünf Monaten mit dem Harpunieren und Einsalzen des Pirarucu und dem Schießen der Schildkröten in den großen Seen beschäftigt waren, kehren jetzt in die Städte und Dörfer zurück, ihre für die Zeit des Fischfanges (an den Seen) erbauten Niederlassungen werden allmählich mit den Sandinseln oder Gestaden, auf denen sie liegen, unter Wasser gesetzt. Dies ist jedoch die Jahreszeit, in der die brasilianische Nuß (Paránuß) und der wilde Kakao reifen, und viele gehen hinaus, um diese zu sammeln, und bleiben gewöhnlich den ganzen März und April in den Wäldern. Während dieser Zeit regnet es jedoch nicht fortwährend; zuweilen giebt es allerdings starke Regengüsse, die aber selten 24 Stunden anhalten und oft mit schönen, sonnigen Tagen abwechseln. In der Regel jedoch ist der Himmel bedeckt und düster, und zuweilen fällt ein Staubregen. Etwa in der ersten Juniwoche hat das Wasser seinen höchsten Stand erreicht und steht dann etwa $13^1/_2$ m über seinem niedrigsten Stand; doch wechselt der Betrag in verschiedenen Jahren um etwa $4^1/_2$ m. Die Flut oder ‚Enchente' ist dann vollständig, und alles sieht mit Ungeduld der Ebbe oder ‚Vasante' entgegen. Die Vorräte, die man sich für die nasse Zeit angelegt hatte, sind nun beinahe aufgezehrt; Fisch ist schwer herbeizuschaffen, und viele, die nicht vorsorglich genug gewesen, sind auf Früchte und Farinhabrei angewiesen.

„Die schöne Jahreszeit beginnt mit einigen Tagen glänzend hellen Wetters, brennend heißem Sonnenschein mit vorübergehenden Wolken. Die schlammigen Straßen werden in wenigen Tagen trocken; auf der Schattenseite sieht man Gruppen junger Burschen vor den Hütten sitzen, Pfeile schnitzen oder Tucumgarnnetze stricken; andere bessern und kalfatern ihre Kanoes, große und kleine; überall werden Vorbereitungen getroffen für den lang ersehnten Verão oder Sommer, und die ‚Wanderung' der Fische und Schildkröten — wie man ihre Rückkehr aus den unzugänglichen Lachen in den Wäldern nennt — nach dem Hauptstrom beginnt. Gegen Mitte Juli erscheinen allmählich die Sandbänke wieder über der Oberfläche des Wassers, und nun kommen Scharen von Strandläufern, und große Möwenschwärme verkünden die Ankunft der schönen Jahreszeit, wie in Europa der Kuckuck den Frühling, und lassen, über die seichten Gewässer und sandigen Ufer hinfliegend, fast ununterbrochen ihr klagendes Geschrei hören. Die meisten bunt gefiederten Vögel haben ausgemausert, und im Walde fängt es nun an wieder lebendig zu werden. Das Wasser sinkt bis gegen die Mitte des Oktober mit einer Unterbrechung in der Mitte des sehr trockenen September, ‚Repiquet' genannt, die durch den Zufluß einiger höher oben am Strome hinzutretenden Nebenströme verursacht wird. Die Höhe, bis zu der der Strom

Hosted by Google

sinkt[1], ist sehr verschieden; er fällt jedoch nie so tief, daß die Schiffahrt, selbst für große Schiffe, unterbrochen würde. Je tiefer der Fluß sinkt, desto reichlicher fällt der Jahresertrag aus. Jedermann ist glücklich, wenn das Wasser tief steht; die seichten Buchten und Lachen sind dann voll von Schildkröten und Fischen, die sich hier auf engem Raume sammeln. Die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen, Kinder, verlassen dann die Städte und tummeln sich einige Wochen der schönen Zeit auf den weiten, wellenförmigen Sandflächen des Solimões, wo sie fischen, Eier von Schildkröten und Möwen sammeln und sich ganz dem Vergnügen überlassen. Die Leute beten immer um eine ‚Vasante grande' oder große Ebbe.

„Von Mitte Oktober bis Anfang Januar ist die zweite nasse Jahreszeit. Das Wasser steigt zuweilen nicht über $4^1/_2$ m, in manchen Jahren jedoch bedeutend höher, und setzt die ganzen Inseln unter Wasser, ehe die Schildkröten ausgekrochen sind. In einem Jahre meines Aufenthaltes in Ega stieg bei dieser zweiten Überschwemmung das Wasser bis zu 3 m unter dem höchsten Wasserstande, den man an dem Schlamme an den Stämmen der Bäume am Ufer sehen konnte. Die zweite trockene Jahreszeit kommt im Januar und hält den ganzen Februar hindurch an. Der Fluß sinkt zuweilen nur um wenige Fuß. Im Jahre 1856 aber fiel er bis $1^1/_2$ m über den niedrigsten Wasserstand im September; bei tiefem Wasserstande ist dies die beste Zeit für den Schildkrötenfang. Damals ging in Ega im Februar fast jeder, der ein Kanoe hatte, auf den Fang aus, und in wenigen Tagen wurden gegen 2000 Schildkröten gefangen. Wie es schien, waren sie auf ihrer Wanderung nach den Lachen in den Wäldern durch das plötzliche Vertrocknen der Bäche und Rinnsale aufgehalten worden und wurden so leicht erbeutet." Außer den zwei geschilderten nassen und zwei trockenen Zeiten verzeichnet Bates noch eine kurze Kältezeit im Mai, die von dem anhaltenden kalten Wind herrührt, der von Süden her über die feuchten Wälder weht, die sich ohne Unterbrechung von der Gegend nördlich vom Äquator bis zum 18.° südl. Br. in Bolivia hinziehen. Im Fallen des Solimões in Ega im Januar und Februar macht sich, wie Schichtel[2] ausführt, neben dem Sinken der südlichen andinen Zuflüsse im Dezember der Einfluß der nördlichen andinen Zuflüsse, des Napo, Içа und Japura, bemerkbar, deren Gebiet dann das Minimum der Niederschläge hat; ihre Wasserfülle unterbricht das Sinken des Solimões im September. Unterhalb der Mündung seines mächtigsten Nebenflusses, des Madeira, der das Niederwasser, das im Januar am Solimões herrscht, verdeckt, hat der Amazonas nur eine Ebbe- und Flutperiode. Die Flut beginnt im Januar und erreicht

[1] „Das letzte Sinken scheint sehr schnell zu erfolgen; nach Brown und Lidstone (p. 448) war der Strom von September bis Mitte Oktober um 9 m gefallen" (Schichtel 52). [2] S. 53 f.

Hosted by Google

ihren höchsten Stand im Juni. Die Dauer des Niederwassers, die im Sammelstrom bedeutend kürzer ist als die des Hochwassers, wird auf der untersten Strecke des Amazonas noch verkürzt durch den Einfluß des Nordostpassats, der von Dezember bis Mai in die nach Nordost gerichteten Mündungsarme direkt hereinweht und den Amazonenstrom aufstaut: eine Wirkung, die durch die Trichtergestalt der Mündung des Amazonas noch gesteigert wird.

Der nächste Riesenstrom, den man unterhalb Ega erreicht, ist der auf der rechten Seite in den Solimões mündende Purus, der selbst während der trockenen Jahreszeit mehr als 400 Stunden weit mit Dampfern befahren werden kann. An seiner Mündung ist der Purus, dessen Wasser kaum von dem des Solimões zu unterscheiden ist, über eine Viertelstunde breit, der Solimões selber aber das Dreifache, beinahe eine Stunde. An Wasserfülle erreicht der Purus weder den Madeira noch den Araguay noch den Rio Negro, auch wohl nicht ganz den Ucayali; indes kommt er dem Tapajoz und dem Tocantins (vor dessen Vereinigung mit dem Araguay) an Mächtigkeit gleich und übertrifft alle andern Nebenflüsse. Früher glaubte man, sein Ursprung sei der schiffbare Madre de Dios, der in der Nähe von Cuzco auf den Anden entspringt. In dieser Stadt schwärmte man völlig für die Idee und erwartete davon glänzende Resultate für den Aufschwung von Cuzco; schrieb doch ein Pfarrer[1] ein Werkchen darüber, betitelt: „El brillante porvenir del Cuzco", Die glänzende Zukunft von Cuzco! Verschiedene Expeditionen, die sämtlich einen unglücklichen Ausgang nahmen, wurden in Cuzco ausgerüstet, um den Zusammenhang des Madre de Dios mit dem Purus festzustellen. An einer derselben wollte ich mich selber in den sechziger Jahren beteiligen, ward aber glücklicherweise durch andere Arbeiten daran gehindert; denn sämtliche Mitglieder der Expedition wurden von den wilden „Chunchos" ermordet. Bald darauf, in den Jahren 1864—1865, lieferten die Forschungsreisen des Engländers Chandleß auf dem Purus und Acre den Beweis, daß das Ganze nur ein Traum gewesen sei, daß der Madre de Dios nicht in den Purus, sondern in den Beni, einen Nebenfluß des Madeira, münde. Der Beni aber fließt in den Madeira noch oberhalb einiger der größten Wasserfälle, von denen die Schiffahrt auf diesem Strome unterbrochen wird, so daß also — solange die Madeirafälle nicht durch eine Eisenbahn umgangen sind — die Nähe des Madre de Dios schwerlich eine Hauptbedingung für die „glänzende Zukunft" Cuzcos sein wird.

Auch der untere Lauf des Purus war bis zum Jahre 1862 fast ganz unbekannt; damals ging der erste Dampfer flußaufwärts, aber nur 250 Stunden weit, worauf der deutsche Botaniker Gustav Wallis die Weiterreise im Kanoe bis über die Mündung des Pauiny ausdehnte und die ersten Auf-

[1] Der italienische Barfüßerpater Julian Bovo de Revello.

Hosted by Google

zeichnungen über die Indianerstämme des durchreisten Gebietes und über dessen Flora machte[1]. In den Jahren 1864 und 1865 verfolgte sodann Chandless[2] den Lauf des Purus und seines großen rechten Armes, des Aquiry (Rio Acre), fast bis zur Quelle und stellte die besonders weit hinaufgehende Schiffbarkeit fest. Im Jahre 1871 gründete der brasilianische Oberst Antonio Pereira Labre unterhalb der Mündung des mächtigen Rio Ituxy (ebenfalls auf der rechten Seite) unter 7° 18′ südl. Br. die Hauptstadt des für den Kautschukhandel besonders wichtigen Purusgebietes, Labrea, und befuhr in den Jahren 1872—1884 den Ituxy, der dicht beim untern Aquiry entspringt und 600 km weit schiffbar ist[3]. Labre stellte bei seinen Reisen besonders fest, daß südlich von Labrea große Camposstrecken vorhanden sind — so nennt man in Brasilien die Gegenden, in denen flache, mit Gras oder niederem Gestrüpp bewachsene Hügel mit Wiesen- und Waldthälern abwechseln —; durch diese Campos ist eine leichte Verbindung mit San Antonio, unterhalb der Madeirafälle (170 km), und mit der Station Correnteza, oberhalb der letzten Schnellen des Beni (338 km), möglich; doch wurde Labre einstweilen durch die menschenfressenden Bewohner des Abuna verhindert, wirklich bis zum Beni zu gelangen. Durch eine Verlängerung des vorgeschlagenen Weges von Correnteza am Beni nach Guajara-Merim am Mamoré, von wo dieser durch Schnellen bis San Antonio am Madeira für die Schiffahrt unbrauchbar wird, möchte Labre den Verkehr von Matto Grosso nach Labrea am Purus einerseits, und dem Laufe des Madeira auf dessen linkem Ufer folgend, andererseits nach San Antonio am Madeira leiten, um so die vor 20 Jahren auf dem rechten Madeira-Ufer begonnene, aber nicht ausgeführte Madeira-Mamoré-Eisenbahn zu ersetzen. Hauptsächlich aber sucht er Stimmung zu machen für eine Eisenbahn von Flor de Ouro am obern Aquiry (Purusgebiet) nach Amapo am Madre de Dios (278 km), eine Strecke, die von Labres bolivianischen Begleitern auf ihrer Rückreise zum Madre de Dios in 8 Tagen zurückgelegt werden konnte. Leider ist der Aquiry (Acre) nur vier Monate für größere Fahrzeuge schiffbar und der Weg von da zum Beni in der Hochwasserzeit schwer zu begehen. Indes sind die Kautschukgebiete des östlichen Boliviens und die Versorgung der Amazonasgegenden mit bolivianischem Rindvieh so wichtig, daß dieser Vorschlag vielleicht doch einmal ausgeführt wird, wenn man nicht etwa wieder den Bau der Madeirabahn aufnimmt, deren Ruinen bereits die

[1] Wallis' Reisen sind erst im Jahre 1887 von P. Petersen im „Ausland" herausgegeben worden, die Reise auf dem Purus S. 515 ff.

[2] Chandless' Reisen sind wiedergegeben in Petermanns Mitteilungen 1867, S. 267 ff. und Tafel X.

[3] Berichte und Kartenskizzen siehe Proceedings of the Royal Geographical Society, London 1889, p. 496; The Scottish Geographical Magazine 1890, p. 234.

Hosted by Google

tropische Vegetation zu überwachsen beginnt[1]. Im Winter 1888/89 ist der Purus bis Jutanaham oberhalb des Sepatiny, der oberhalb Labrea, ebenfalls auf der rechten Seite mündet, von Paul Ehrenreich befahren worden, der sich, nachdem er die zweite Expedition von den Steinens nach dem Xingu mitgemacht und danach den Araguay erforscht hatte, besonders das Studium der Indianerstämme am Purus angelegen sein ließ[2].

Der Purus liegt, wie der Jurua, seinem ganzen Laufe nach völlig innerhalb der großen Amazonasniederung, die als früheres Meeresbecken nach Aufrichtung des Riesenwalles der Anden durch die von dem Gebirge herabgeschwemmten Massen ausgefüllt und später mit fruchtbarem Schwemmlande überdeckt wurde, in dem ein Stein eine Naturmerkwürdigkeit ist[3]. Wie die andern Niederungsflüsse westlich vom Rio Negro und Madeira fließt der Purus in großen Krümmungen dahin und hat mit dem Jurua das gemeinsam, daß er in seinem Laufe fast keine durch Aufschüttung vom Flusse selbst gebildeten Inseln aufweist, deren Chandleß im ganzen nur sieben vorfand. Dagegen wird der Stromlauf beständig dadurch verlegt, daß der Fluß die Enge zwischen zwei Windungen durchbricht oder auch sich seinen Lauf durch Anschwemmung versperrt und in neuen Windungen das vorgelagerte Land umgeht und so ein Netz von Kanälen und Lagunen bildet, die, durch sogenannte Furos mit dem Flusse in Verbindung stehend, dessen Ufer auf beiden Seiten einfassen, wie dies in kleinerem Maßstabe auch bei europäischen Flüssen, z. B. am mittlern Rhein, zwischen Germersheim und Mainz, vorkommt. Wegen seiner südlichen Lage sind die Jahreszeiten des Purus denen des Solimões ein wenig voraus, so daß dort schon im Januar Früchte reifen, die am Solimões erst im Februar oder Anfang März gepflückt werden. Die Grenze der Schiffahrt für größere Fahrzeuge bildet am Purus bei Niederwasser der etwa unter 66° westl. L. v. Gr. oberhalb des Sepatiny rechts einmündende Rio Aicinam. Was kein Reisender zu schildern vergißt, ist die Plage der Höllengeister aus der Insektenwelt, die den Purus bevölkern und einen Aufenthalt dorten unleidlich machen. In der Nacht rauben Moskitos (Carapanas)[4] den Schlaf, während den Wanderer bei Tage die Sandfliegen (Piums), von der Gattung Simulium, zur Verzweiflung bringen.

„Eine Bootfahrt durch den überschwemmten Wald (den Igapó) am Purus", sagt P. Ehrenreich, „gehört zu den wunderbarsten Natureindrücken

---

[1] P. Ehrenreich, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde 1890, S. 166.

[2] Vgl. seine Schilderungen a. a. O. sowie im Globus LXII (1892), wo Ehrenreich auch zahlreiche Photographien von Flußlandschaften und Eingeborenen mitgeteilt hat, von denen hier drei Indianertypen wiedergegeben werden (Fig. 67—69).

[3] Ehrenreich 162.

[4] G. Wallis beschreibt S. 556 13 verschiedene am Purus vorkommende Arten von Carapana (langbeinige Schnaken, von Humboldt Zancudos genannt).

Hosted by Google

in dieser eigenartigen Welt. Hier entfaltet sich die Vegetation der äquatorialen Hyläa[1] in unermeßlicher Fülle und Üppigkeit, wie sie dem Europäer immer wieder neu, fremdartig und wunderbar erscheint. Hat man sich im Boote mühsam durch die prächtigen Fächerrohre und Caladiumreihen hindurchgearbeitet, die im Verein mit stachligen Mimosen das eigentliche Flußufer in dichter Masse verhüllen, so ist man überrascht, in dem dahinter liegenden Walde keinen Fuß breit trockenen Landes zu finden. Bäume, Schlingpflanzen und Wasser, soweit das Auge dringen kann. Das Unterholz ist hier nicht besonders dicht; der tiefe Schatten der höhern Waldbäume verhindert sein übermächtiges Wuchern. Desto zahlreicher und mächtiger sind die kettenartig Baum mit Baum verstrickenden Lianen, die langen, seilähnlichen Luftwurzeln der Pothosgewächse, in denen das Boot sich alle Augenblicke verfängt. Das ganze Heer der schlanken, zum Lichte strebenden Stämme wird überragt durch die eigentlichen Fürsten dieser Wälder, die riesigen Bombaceen, Munguba und Samauma, die schirmartig 50—60 m über dem Boden ihre gewaltigen Kronen über alles andere hinwegbreiten. Wie mächtige Strebepfeiler stützen ihre Flügelwurzeln die mehrere Meter dicken, säulenartig aufragenden Stämme. Mit ihnen wetteifernd an Höhe, an Schönheit der Form sie übertreffend, sind die zahlreichen Cäsalpinien, Kopalbäume und Mimosen, unter denen die schlanke Acacia angico durch ihren glänzendweißen Stamm und zierliche Blattform auffällt.

„Ist man so eine Zeitlang in scheinbar endlos sich fortsetzendem Waldesdunkel umhergerudert, in dem jede Orientierung unmöglich scheint, so öffnet sich plötzlich eine Lichtung. Ein ausgedehnter, dunkler, stiller See breitet sich aus, umgeben von einer breiten Zone Sumpfgräser und Röhricht. Am Waldesrande stehen riesenhafte Ficusbäume, nicht an Höhe, wohl aber an Massigkeit der Formen alle ihre Genossen überragend. Ihr unförmlicher Stamm ist wie aus einem Bündel dicker Taue zusammengedreht, mit seinen Wurzelverschlingungen weite Lücken, beinahe gotische Spitzbogen bildend. In maßloser Ausdehnung in die Breite, gleichsam auseinanderfließend, erscheint er kaum im stande, die gewaltige, von meterdicken Ästen gehaltene Krone zu tragen. Unter den zierlichen Pflanzen der Seeufer ist eine eigentümliche Cassia bemerkenswert, die Marimari, deren prächtige, armlange Schoten eine beliebte Delikatesse der Indianer bilden. In den ruhigen Buchten breitet endlich die Königin der Wasserpflanzen, die Victoria regia, ihre runden, schüsselförmigen Riesenblätter aus.

„Etwas anders gestaltet sich der Eindruck des eigentlichen Hochwaldes auf der terra firma (dem festen Lande), des Eté- oder Guassuwaldes.

[1] So nennt Grisebach das zusammenhängende Waldland von den Anden bis zum Atlantischen Ocean, von den Orinocoquellen bis zum Rande des brasilianischen Tafellandes im Süden des Amazonas.

Hosted by Google

Hier bilden die überall massenhaft vorkommenden Bertholletien die auffallendste Erscheinung, behängt mit ihren kanonenkugelartigen Fruchtkapseln. Hier findet sich ein ganzes Heer wertvoller Bauhölzer. Als Vertreter der Kautschukpflanzen gedeiht hier der Massarondubabaum, der auch wohlschmeckende Früchte liefert. Der Palmenreichtum ist noch groß, wenn auch geringer als am untern Amazonas. Auf den hohen Uferterrassen stehen gruppenweise, weithin sichtbar, die durch ihre eleganten blaugrünen Fiederkronen aus-

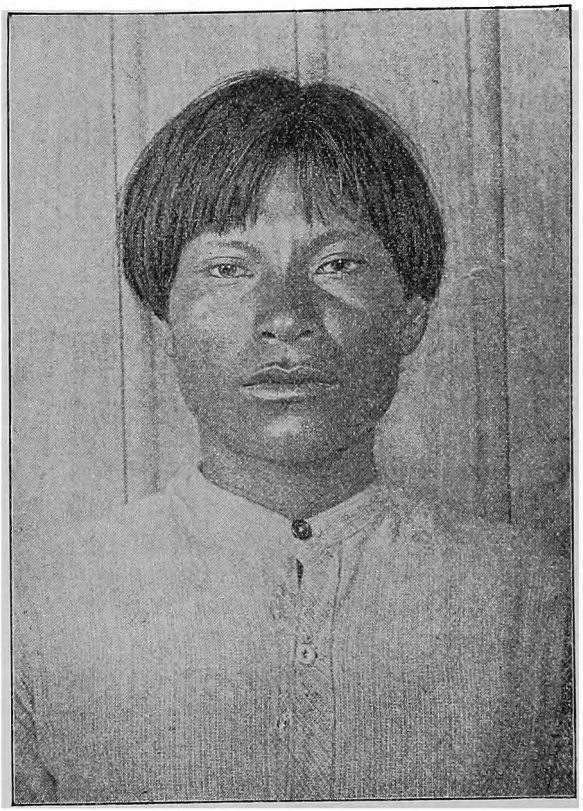


Fig. 67. Paumari.

gezeichneten Javaripalmen. Hahnenfederartige Attaleen, darunter die stolze Guassu, befinden sich ebenfalls am Waldesrand. Im tiefen Forst nehmen kleine Geonoma-Arten den Grund auf weite Strecken ein; die merkwürdigste Form bietet hier die in der Mitte spindelartig aufgetriebene, auf einem hohen Gestell stachliger Luftwurzeln sich erhebende Pachiuva. Den schönsten Pflanzentypus des Hochwaldes stellt jedoch die sogenannte wilde Banane dar, Pacova sororoca oder Urania amazonica, vielleicht die schönste der Musaceen. Die Epiphytenflora ist weit weniger reich vertreten als in

Hosted by Google

den Küstenwäldern. Orchideen sind zwar in Menge vorhanden, dagegen Bromelien desto spärlicher; die barthaarartigen Tillandsien, eine der Hauptzierden der Urwälder von Espiritu Santo, Santa Catharina und Parana, fehlen fast gänzlich. Ebenso sind Passionsblumen, Farne und Bambusrohre bei weitem nicht so entwickelt wie dort. So wird der Nichtbotaniker im Innern dieser Wälder auf die Dauer den Eindruck großer Eintönigkeit erhalten, da in dem endlosen Grün kaum etwas anders Gefärbtes zu Gesicht kommt."

Der unterste Lauf des Purus wird von trägen, trunksüchtigen Muras bewohnt; oberhalb ihres Gebietes sitzen die Paumaris (Fig. 67) und

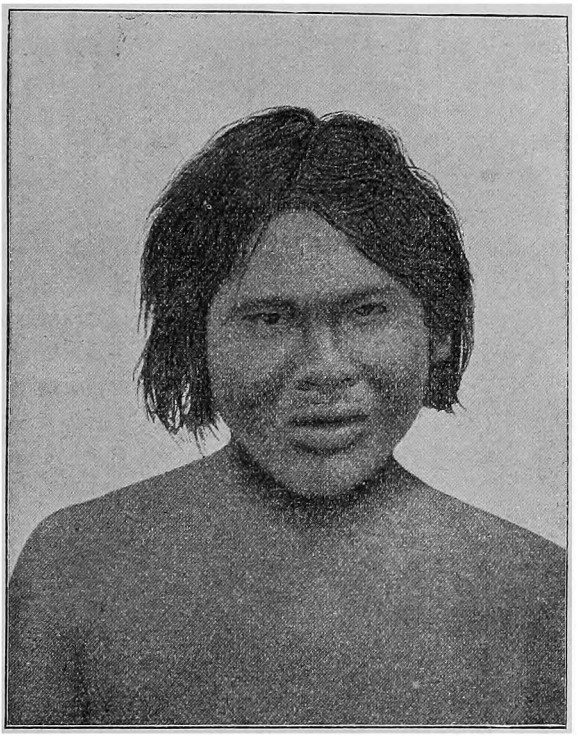


Fig. 68. Ipurina.

Juberis, fischessende Wasserindianer, die ihr Leben im Kanoe verbringen und in Floßhütten (in der trockenen Zeit auf Sandbänken) wohnen; zu Lande sind sie schlechte Jäger, doch schießen sie Schildkröten mit großer Geschicklichkeit. Wallis schätzte die Paumaris als treue, fleißige Ruderer, während sich ihre Nachbarn, die Ipurinas, durch Diebereien und Hinterlist auszeichneten. Spuren von Anthropophagie, die bei den Ipurinas vereinzelt vorkommt, findet man bei den Paumaris nicht, vermutlich weil der Purus sehr reich an Fischen und Schildkröten ist und sie daher keinen Mangel an Nahrung leiden. Besonders die Paumaris fielen den Reisenden durch ein eigentümliches,

Hosted by Google

nach Wallis' Ansicht durch außen auf der Haut lebende mikroskopische Parasiten hervorgerufenes Hautübel auf, das übrigens auch bei andern Stämmen vorkommt und die Befallenen weiß gefleckt erscheinen läßt. Während die Paumaris unheilbar der Trunksucht verfallen sind, sind die Jamamadis, die das Westufer (links) zwischen dem 7. und 9. Grad südl. Br. von Mamurimirim an bewohnen, von diesem Übel noch frei. Es sind scheue, unverdorbene Waldindianer, ohne Schiffahrt, aber tüchtige Ackerbauer. Ihre Waffe ist ein Blasrohr mit kleinen vergifteten Bolzen. Die zahlreichsten und streitbarsten Indianer des Purus sind die Ipurinas (Fig. 68), deren Gebiet sich vom 7. Breitengrade an 65 deutsche Meilen — die Krümmungen nicht mitgerechnet — den Fluß aufwärts bis in die Quellgebiete des obern Purus und des Rio Acre erstreckt. Sie sind Landindianer, die mehr von Jagd als von Fischfang leben, obgleich sie auch den Purus zum Zwecke der Schildkrötenjagd in Kähnen befahren. Ihre Wohnungen aber liegen nicht am Strome, sondern selten weniger als einen halben Tagemarsch davon entfernt. Den Krieg betrachten sie als Liebhaberei und liegen meist mit andern Wilden in Fehde, zu der sie durch Kriegserklärung herausfordern. Ihre Pfeile sind vergiftet, mit Widerhaken versehen und so eingerichtet, daß sie in der Wunde abbrechen. Wie die Paumaris sind sie fast ganz unbekleidet, die Frauen tragen einen Fransengürtel und zeichnen sich durch sittsame Zurückhaltung vor den Paumarifrauen aus. Sie bemalen sich die Haut meist schwarz, sind aber sonst reinlich. Wie andere Amazonasstämme, namentlich die Muras, sind die Ipurinas leidenschaftliche Schnupfer, während sie das Rauchen verschmähen. Während nach Wallis die Paumaris Tabak schnupfen, stellen die andern Stämme ihr Schnupfpulver aus einer Carica-Art her. Als Dose dienen allen diesen Indianern Schneckenhäuser, deren Öffnung mit einer Muschel oder einem Stück Holz verschlossen ist, und denen sie die Spitze abgebrochen haben, um eine kleine Öffnung zu gewinnen, die sich leicht beim Gebrauch öffnen und schließen läßt. Zum Einschnüffeln des Pulvers bedienen sie sich zweier hohlen Vogelknochen (Fig. 70). Auch das

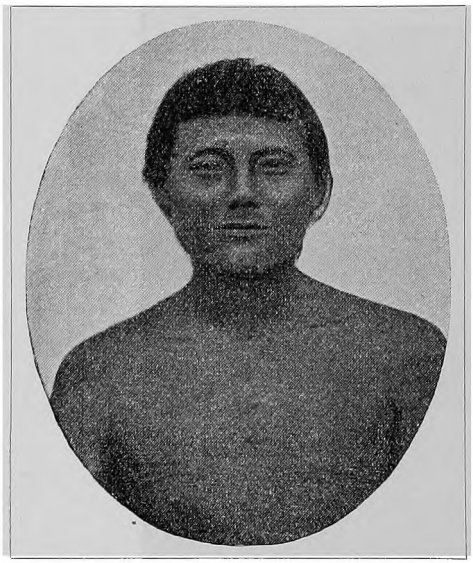


Fig. 69. Jamamadi.

Hosted by Google

Kauen der Coca ist bei den Ipurinas im Gebrauch: ein interessanter Umstand, da man die Verbreitung dieses narkotischen Genußmittels von Peru so weit nach Osten früher, ehe Chandleß an den Purus kam, noch nicht kannte. Die Sache wird indes dadurch aufgeklärt, daß der Oberlauf des Purus nicht weit vom obern Ucayali entfernt ist. Chandleß traf einen alten Maneteneri-Indianer, der ihm die Zahl der Tage angab, welche die Kanoes den Purus

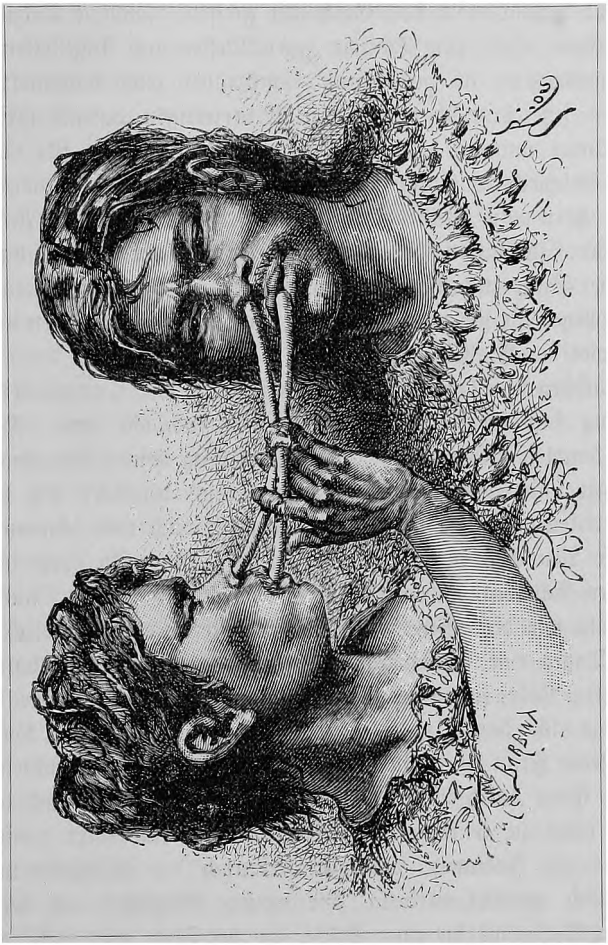


Fig. 70. Schnupfende Indianer.

(von der Mündung des Tarauacá an, unter 9° 10′ südl. Br.) hinaufgehen müssen bis zu der Stelle, wo sie in zwei Tagen über Land zum Ucayali getragen werden, den sie dann 10 Tage abwärts fahren bis zur Mission Sarayacu. Daß der Alte dort gewesen war, läßt sich nicht bezweifeln, denn er kannte den Namen des dortigen Missionärs Padre Antonio sowie die peruanische Stadt Moyobamba. Die Maneteneris, zu deren Stamm der Alte gehörte, und die aus Furcht vor den Ipurinas noch weiter den

Hosted by Google

Fluß hinauf gezogen waren, müssen überhaupt schon mehr mit Weißen in Berührung gekommen sein; denn sie kannten, wie Chandleß erzählt, einige spanische Wörter. Nach indianischen Begriffen sind sie „gebildete Leute"; denn nachdem Chandleß monatelang sich nur unter nackter Menschheit bewegt hatte, war er angenehm überrascht, auf Stämme zu stoßen, die Baumwolle bauen, spinnen, weben und sich in Gewänder hüllen, auch beim Anblick von Weißen nicht sogleich nach den Geschossen greifen, sondern Tabak, Baumwolle und Garn eifrig zum Tausche gegen Messer und Angelhaken anbieten. Ihr Baumwollenzeug ist zwar grob, sonst aber recht dauerhaft und für Hängematten sehr brauchbar. Sie selbst verfertigen daraus ihre Ponchos für die Männer und die sackartigen Röcke und Überwürfe für die Frauen. Das zarte Geschlecht hat sich bereits im Hause Autorität erworben, denn nicht selten hört man Weiber ihre Männer tapfer schelten. Außer diesen Vorzügen der Civilisation haben sie auch einige ihrer Fehler angenommen, sie sind leider Diebe und Bettler. Sie gehören zu den Flußindianern, denn beständig bewegen sie sich in ihren langen, vortrefflich gearbeiteten und dauerhaften Kanoes im Wasser auf und ab.

Die nächsten Nachbarn der Maneteneris sind die Canamaris, die in der Gesittung fast ebenso weit vorgeschritten sind wie jene. Dann aber begegnete Chandleß flußaufwärts viele Tage lang keinen Bewohnern mehr. Die Zahmheit und die Fülle des Wildes bewies deutlich, daß dort selten Indianer streifen. Tapire waren ungemein zahlreich und schienen über die Ankunft der Menschen mehr erstaunt als erschreckt. An Zahl wurden sie noch von den Capybaras, den Wasserschweinen, übertroffen, und auch sie zeigten, ebenso wie die Affen, nicht die geringste Furcht. Endlich gewahrte man eines Tages eine Indianerhütte, neben der ein Affe festgebunden war, und in deren Nähe sich eine Bananenpflanzung befand. Der Bewohner der Hütte war nicht bemalt und gänzlich unbedeckt bis auf einen komplizierten Kopfputz; seine Frau trug nur eine Schürze. Vergebens suchten sich die Weißen mit ihnen durch Worte zu verständigen. Den Gebrauch des Eisens schienen sie nicht zu kennen, denn das Geschenk einer Axt machte keinen Eindruck auf den Indianer, und der Gebrauch der Fischhaken mußte ihm erst verständlich gemacht werden. Die weitere Bergfahrt auf dem Purus beendigte ein Wasserfall an einer Stelle, wo der Fluß nur noch 24 m breit war, unter 11° südl. Br. Augenscheinlich entspringt er nicht in den Cordilleren, sondern in den niedern Gebirgen, die sich östlich vom Ucayali nach Norden ziehen. Am Iturý erwähnt Labre außer den schon von Wallis und Chandleß verzeichneten Indianern, von denen wir die Catauixis hervorheben, noch die Cachararys, Guarayos, Huatamaris, Pamanás und die wilden, kriegerischen Hiumás. Die Catauixis wohnen, wie auch andere Indianer des Amazonenthales, in „Malocas", sehr großen Rohrhütten, oft

Hosted by Google

zu zehn bis fünfzehn Familien zusammen. Sie bauen etwas Mais, Bananen und Maniok, gehen ganz nackt, bemalen aber sich und ihre Waffen rot. Merkwürdig ist, daß sie ihre Toten ebenso begraben wie die alten Peruaner. Der Leiche werden Kniee und Ellbogen zusammengebunden, und so wird sie in kauernder Stellung von den Catauixis, die geschickte Töpfer sind, in ein großes irdenes Gefäß gezwängt und unter dem Fußboden der Maloca begraben. Während die Indianerstämme des Madeira, von denen einige, wie die Caripunas und die menschenfressenden Hiumás (Araras), ihre räuberischen Streifzüge bis dicht an den mittlern Purus ausdehnen, besondern Familien angehören, deren ursprüngliche Sitze im Innern Boliviens zu suchen sind, gehören die Purusvölker, von denen Ehrenreich die drei wichtigsten, die Paumaris, Jamamadis und Ipurinas, untersucht hat, linguistisch und ethnologisch zur Nu-Aroakgruppe von den Steinens, deren Einwanderung von Norden her in die centralen Gegenden Südamerikas durch die zweite Xinguexpedition Karl von den Steinens außer Zweifel gestellt scheint. Die Sprache der Ipurinas steht nach Ehrenreich den nördlichen Nu-Idiomen, wie dem Aroak und Giajiro, besonders nahe. Es werden also durch Ehrenreichs Forschungen die bereits früher bekannten Nu-Stämme Boliviens und die westlichen und südlichen Stämme von Matto Grosso, wie die Mojos, Guanas und verschiedene Chacostämme, durch die Purusvölker, denen sich die bereits als Nu-Stämme bekannten Indianer des Jurua anschließen, mit ihren Stammesgenossen nördlich am Solimões in Verbindung gebracht[1].

Wie so viele Indianerstämme Brasiliens, gebrauchen auch die Bewohner des untern Purús unter sich und im Verkehr mit den Weißen die lingoa geral, eine Kunstsprache mit einfacher Grammatik und leichtem Wortschatze, die von den Jesuiten zur Erleichterung des Verkehrs aus der damals am weitesten verbreiteten Sprache, dem Tupi (Topinambara), gebildet worden ist[2]. Diese lingoa geral ist den Sprachforschern und Ethnographen, wie von den Steinen, aus dem Grunde ein Ärgernis, weil durch sie das Interesse von den Sondersprachen der Stämme abgelenkt wurde, und deren Eigentümlichkeiten, ihre Verwandtschaft und Abstammung vielfach verdeckt und verwischt worden sind. Ihren Wert als Verkehrsmittel dagegen hat noch kein Reisender in Zweifel gezogen. „Unter dem Guten und Nützlichen, das diese Missionäre unter der indianischen Bevölkerung gestiftet, muß die

[1] P. Ehrenreich, Reise auf dem Amazonas und dem Purus in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1890, S. 172.

[2] Nachdem bereits im 16. Jahrhundert die Patres Jos. de Anchieta und Manuel da Vega Wörterbücher der Tupisprache, der lingua geral Brazilica, aufgestellt hatten, gab 1639 P. Antonio Ruiz de Montoya die verwandte Guaranisprache heraus in dem Tesoro de la lengua Guarani, que se usa en el Perú, Paraguay y Rio de la Plata.

Hosted by Google

Bildung dieser Sprache als kostbares Vermächtnis obenan stehen, denn nur sie ist das Mittel, wodurch sich die verschiedensten und entferntest wohnenden Stämme der Wilden nicht allein unter sich, sondern auch mit den Weißen verständigen können." [1]

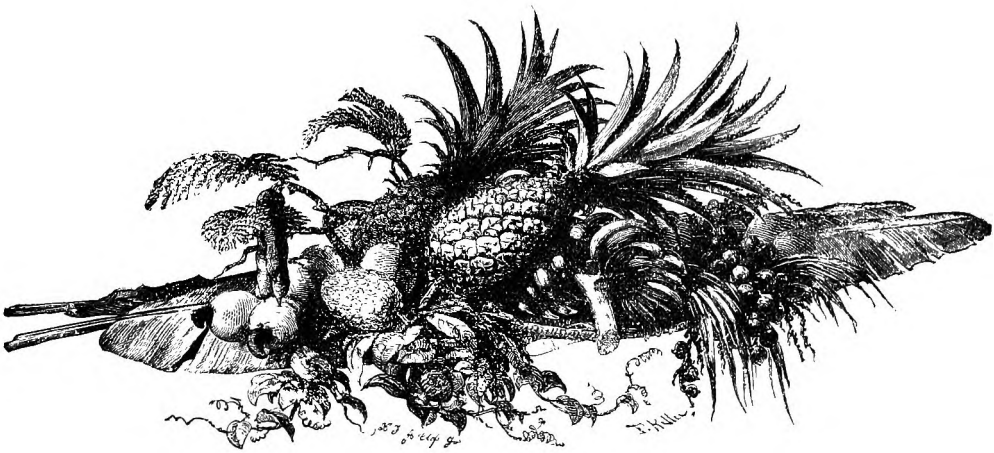
In neuerer Zeit beginnt sich das Flußgebiet des Purus lebhaft zu entwickeln. Namentlich der Kautschukhandel zieht viele dorthin, und die vorzügliche Schiffahrt des Flusses begünstigt den Verkehr außerordentlich. Anfang der siebziger Jahre hat der Nordamerikaner Azrael Piper, der von der bolivianischen Regierung 1868 die Konzession zur Errichtung von Kolonien in den östlichen Landesteilen erhalten hatte, zweimal den Purus befahren und eine große Anzahl Koldnisten hingebracht, die sich wohl meist dem Kautschukhandel zugewandt haben, der leider nur dem Großhandel Vorteile bringt, dagegen das Land unbebaut läßt und die Bevölkerung, weiße wie farbige, entsittlicht. Bei dem Mangel an Arbeitskräften steht hier wie in allen Kautschukgegenden des Amazonasgebietes der Handel mit Indianerkindern („Barbaritos") noch in Blüte, entgegen den uralten päpstlichen Bullen, durch die die Indianer für frei erklärt wurden, und entgegen den heutigen „Verfassungen" und Gesetzen dieser Länder, die besonders für solche Gegenden nur auf dem Papier bestehen. Die Kinder werden den Wilden sogar mit Gewalt abgejagt; kein Wunder, daß diese sich durch Tötung von Weißen zu rächen suchen, sie handeln damit nur in Notwehr! [2] Die Kautschuksammler selbst leben ohne feste Wohnsitze in den dürftigsten Verhältnissen. Erst wenn einmal die ungeheuern Kautschukbestände erschöpft sind, oder der zunehmende Wettbewerb anderer Tropenländer zu rationeller Anpflanzung nötigt, wird sich in diesen Gegenden der Ackerbau entwickeln. Zucker, Reis, Kakao, Kaffee und Tabak gedeihen auf dem reichen Uferlande vortrefflich. Für die Einwanderung kommt zunächst die Bevölkerung brasilianischer Provinzen, wie Ceará, in Betracht, die dort wegen der oft wiederkehrenden Dürre ihren Lebensunterhalt nicht finden kann, ferner Südeuropäer (Italiener und Portugiesen). Daß aber selbst der Deutsche am Amazonas sein Fortkommen finden kann, lehrt die kleine, einem Deutschen gehörende Kakaopflanzung gegenüber der Mündung des Rio Negro, wo Ehrenreich bei seinem Besuche einen Begriff davon erhielt, was die Arbeitskraft einer einzigen deutschen Familie in diesem Klima zu leisten vermag [3]. Sonst bietet der Amazonas besonders dem deutschen Handel ein reiches Feld für Absatz und Ausfuhr.

[1] G. Wallis' Reise auf dem Purus im Jahre 1862 („Ausland" 1887, S. 515).

[2] Siehe Briefe vom Beni an Pater Nicolas Armentia, von Chr. Nusser-Asport mitgeteilt im „Ausland" 1890, S. 795.

[3] S. 174.

Hosted by Google



VIII.

Der Rio Negro und der Madeira.

Manaos. — Tapuyos. — Wilde Indianer. — Der Rio Negro. — Flußverbindungen im Amazonengebiete. — Der Madeira. — Jesuitenmissionen am Mamoré. — Bolivia. — Madeira-Eisenbahn.

Endlich gelangten wir zur Mündung des Rio Negro, eines Riesenstromes, dessen dunkle Fluten man auf der linken Seite des Amazonas noch weithin nach der Vereinigung von dessen schmutzigem gelbgrünen Wasser unterscheiden kann. Der Rio Negro ist hier bei seinem Ausflusse wohl eine Wegstunde breit und zeigte damals, als ich dort verweilte, im Dezember, eine Tiefe von 60 m. Eine kurze Strecke stromaufwärts liegt am Rio Negro auf dessen linkem Ufer die Stadt Manaos, auch Barra do Rio Negro genannt, die Hauptstadt der brasilianischen Provinz Amazonas und nächst Pará der bedeutendste Ort im ganzen Amazonengebiet. Wegen seiner Lage könnte man Manaos das St. Louis des Amazonenstromes nennen. Es liegt ungefähr 200 deutsche Meilen (1500 km) von der Mündung des Amazonas[1] entfernt und 300 Meilen (2250 km) von der Mündung des Orinoco, wohin eine schiffbare Verbindung von Manaos aus vermittelst des Cassiquiare besteht. Eine amerikanische und eine englische Dampferlinie verbinden Manaos direkt mit New York und mit Liverpool und verfrachten namentlich den vom obern Amazonenstrom und dessen Nebenflüssen eingehenden

[1] Je nach der Zahl der Landungsstationen legen die Dampfer die Strecke Pará-Manaos in 4—8 Tagen zurück.

Hosted by Google

Kautschuk; infolgedessen läuft hier eine Unmasse von kleinen Schiffen und Dampfern ein, die auf dem Jutahi, Jurua, Purus, Rio Negro und Madeira den Handel vermitteln. Zur Zeit des Hochwassers gehen sogar von hier Schiffe, die von der Grenze von Bolivia heruntergekommen sind, den Rio Negro aufwärts durch den Cassiquiare in den Orinoco. Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig auf sehr unebenem Terrain gebaut, das noch von drei Flußarmen durchschnitten wird. Eine lange Straße, teilweise mit Palmbäumen eingefaßt, teilt die Stadt von Süden nach Norden in zwei Hälften. In diese münden verschiedene Gassen, die damals in wüste Grasplätze ausliefen. Die Straßen wurden nachts mit Petroleum erleuchtet und durch die häufigen Regengüsse und die Aasgeier rein gehalten; die Hauptstraße, die im Osten durch die Kathedrale, ein zwar großes, aber stilloses, grell weiß angestrichenes steinernes Gebäude, begrenzt wird, war sogar gepflastert. Von einiger Entfernung aus gesehen bietet die auf sanft ansteigendem Grunde gebaute Stadt einen ganz hübschen Anblick und erscheint weit bedeutender, als sie der Zahl ihrer Einwohner nach wirklich ist, da jedes Haus in einem mit Bäumen, Sträuchern und sehr viel Unkraut erfüllten Garten liegt. Im Jahre 1853 sagte mir der Präsident der Provinz, die Stadt habe eine Bevölkerung von 3600 freien Einwohnern und 250 Negersklaven, während sie der amerikanische Kapitän Selfridge im Jahre 1878 auf etwas über 3000 Einwohner schätzte, was jedenfalls zu niedrig gegriffen war; denn für eine Abnahme der Bevölkerung liegt hier, wo das Klima, wie im größten Teile des Amazonenthales, ziemlich gesund ist, kein Grund vor[1].

Die Flußarme, die man auf hölzernen Brücken[2] passierte, dienen als Docks für die Handelsflotte der Stadt: große mit Palmblättern gedeckte Kanoes oder blau, gelb oder grün angestrichene Goeletten, die sämtlich Namen von Heiligen führen und hier Ladungen einnehmen oder ausladen. Die meisten Häuser von Manaos sind einstöckig, von Holz und Luftziegeln gebaut, weiß angestrichen und mit roten Ziegeln gedeckt. Die Fußböden sind wegen der Wärme des Klimas gleichfalls mit Ziegeln belegt, die Zimmer sind geräumig, luftig und fast ganz ohne Möbel; in jedem Zimmer sind mehrere Haken an den Wänden angebracht, um das Hauptmöbel des Landes, die Hängematte, daran zu befestigen. Moskitonetze sind glücklicherweise hier ziemlich überflüssig, da wenig Moskitos vorhanden sind — ganz im Einklang mit der sonst im Amazonenthale beobachteten Erscheinung, daß die Insekten das schwarze Wasser meiden, während sie am Hauptstrome und an allen Nebenflüssen ohne dunkles Wasser eine fürchterliche Plage sind.

[1] Nach übereinstimmenden Angaben neuerer Reisender hatte Manaos in den achtziger Jahren 15 000 Einwohner.

[2] Seitdem sind gewaltige eiserne Hängebrücken daraus geworden, großartige Kaibauten wurden 1888 ausgeführt und ein Wasserwerk eröffnet.

Hosted by Google

Manaos hat verschiedene Läden, in denen alles mögliche, Salzfische und Farinha, europäische Kurz- und Ellenwaren, Luxusartikel, Schnaps und

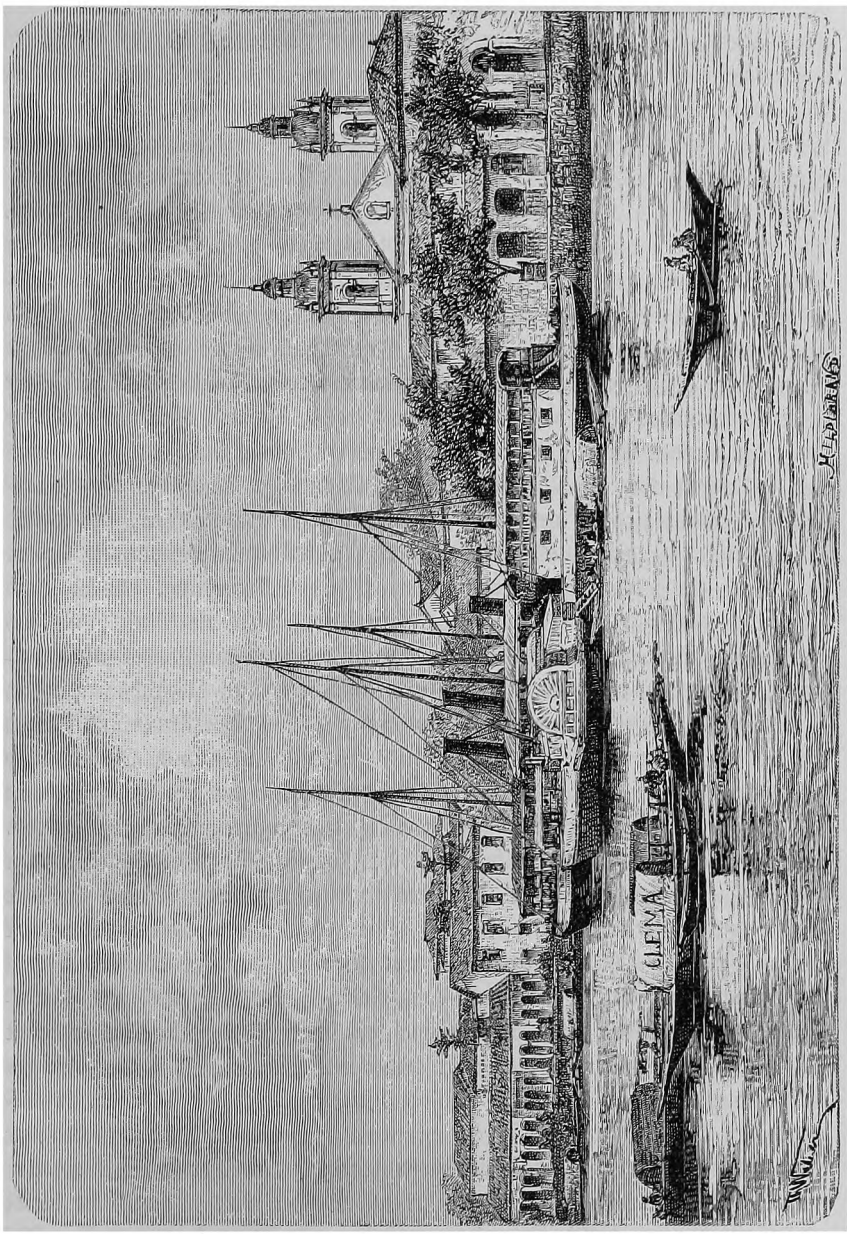


Fig. 71. Manaos.

portugiesischer Wein, zu haben ist. Sein Hauptstolz war aber eine Kneipe mit einem Billardzimmer, wo sich die jeunesse dorée von Manaos zu

Hosted by Google

versammeln pflegte. Es giebt weder Theater noch Konzerte noch Bibliotheken, nichts der Art; so wenig verwöhnt sind die guten Leute, daß sie der amerikanischen Expedition unter Kapitän Selfridge noch im Jahre 1878, wie sie es schon vor 25 Jahren mir gethan hatten, von den Wundern einer amerikanischen Kunstreitergesellschaft erzählten, die im Jahre 1850 die Reise von Lima über die Andes und den Huallagafluß nach dem Amazonenstrom und Pará gemacht hatte. Seit jener Zeit haben die biedern Bürger von Manaos nichts Ähnliches mehr gesehen. Aber sie unterhalten sich doch, vielleicht mehr als die blasierten Bewohner unserer europäischen Hauptstädte. Die Leute sind nämlich — wie überhaupt die spanischen und portugiesischen Kreolen — ungemein gastfrei. Jeden Abend finden abwechselnd bei verschiedenen Familien „Tertulias" statt, wo freilich nicht Trüffelpastete und Champagner, sondern nur Thee und Maniokkuchen und allenfalls etwas Rum oder Wein gereicht wird. Nach dem Thee kommt der Tanz; hier tanzt ein strammer Neger mit einer gelben Kreolin, dort ein dürrer Brasilianer mit einer runden Tapuyo-Indianerin. Die Aristokratie der Haut kennt man hier so wenig wie in Pará und im brasilianischen Teile des Amazonasthales überhaupt; dort werden sich bald die drei Hauptrassen, die weiße, schwarze und die amerikanische, in eine einzige rostbraune verwandelt haben.

Doch ein solcher Ball verdient eine nähere Beschreibung. Wenn nach beendigter Mahlzeit die Tische fortgeschafft sind, wird die Musik, die sich aus einem Guitarre-, einem Geigen- und allenfalls einem Flötenspieler zusammensetzt, herbeigerufen und der Ball eröffnet. Anfangs sind die Schönen, wenn Fremde zugegen sind, etwas scheu; bald aber werden sie wärmer und fangen lustiger zu tanzen an. Insgesamt sind sie in Calico- und Musselinröcke gekleidet, mit losen weißen Baumwollleibchen, und tragen um den Hals eine Art Spitzen, die sie selbst mitunter ganz fein und kunstvoll verfertigen. Vielfach haben die Mädchen ihr Haar mit Jasmin und Rosen durchflochten und diese mit ihren runden Kämmen befestigt. Andere tragen goldene Perlen und Ohrringe. Einzelne der indianischen Tänze, die hier getanzt werden, sind ganz hübsch; bemerkenswert dabei ist, daß der Mann mit allen Bewegungen vorangeht, während das Mädchen die Sittsame und Zurückgezogene spielt, indem ihre Bewegungen sehr matt sind. Ihr Tänzer wirft sich ihr zu Füßen, entlockt ihr aber weder ein Lächeln noch einen sonstigen Gefühlsausdruck; er bückt sich und thut, als ob er fische, indem er Bewegungen macht, als wolle er sie mit einer Angelschnur an sich ziehen; er tanzt um sie herum, schnalzt mit seinen Fingern, als ob er auf Castagnetten spiele, und umschlingt sie halb mit seinen Armen: alles umsonst, sie bleibt zurückhaltend und kalt. Bisweilen umfassen sie sich und tanzen eine Art Walzer, doch kommt das nur hin und wieder und für einen Augenblick vor. Wie verschieden sind doch diese Indianertänze von denen der Neger

Hosted by Google

in Peru oder auf den Antillen. Bei diesen giebt hauptsächlich die Tänzerin den Ton an, und oft haben sie einen nichts weniger als anständigen Charakter.

Ein Hauptvergnügen der Bewohner von Manaos ist das Bad, das täglich in einem klaren See genommen wird, der eine halbe Stunde von der Stadt entfernt durch eine Erweiterung des Flußarmes gebildet wird. Dieser See ist von prachtvollem tropischem Walde eingefaßt, wo riesige Bäume sich aus einem Gewirre von Buschwerk und Schlingpflanzen erheben, die teils die Bäume umhüllen teils in Blumengewinden von ihnen herabfallen. Kaum ist der Fluß wieder aus dem See getreten, so verengt er sich in einen schmalen, ganz von Schlingpflanzen umwölbten Bach, der sich bald in mehrere Arme teilt, sich dann wieder in einen etwa 10 m breiten lärmenden Fluß vereinigt und über eine 2 m hohe Felswand in ein dunkles ruhiges Becken abstürzt. Diese vielfach gekrümmten schmalen Igarapés (buchstäblich: Bootpfade) oder Flußarme, deren grüne Waldwände die Kanoefahrten so reizend machen — wenn nur nicht hin und wieder ein riesiger Alligator seinen Kopf über dem Wasser zeigte —, sind wirklich charakteristisch für diese wundervolle Gegend. Die von den niedern Ästen der Bäume herabhängenden verwelkten Grasfetzen zeigen die Höhe des letzten Hochwassers an, sechs und mehr Meter über dem mittlern Wasserspiegel. Alles was man über die Wassermassen und die Ausdehnung des Amazonas und seiner Nebenflüsse hört und liest, giebt keine Idee von seiner Unermeßlichkeit. Sein Wasserlabyrinth ist nicht sowohl ein Netzwerk von Flüssen, als vielmehr — d. h. zur Zeit der Hochwasser — ein von Land durchschnittener und abgeteilter Ocean süßen Wassers, in dem das Land oft nichts mehr ist als ein Archipelagus von Inseln in seiner Mitte.

In der Nähe von Manaos, auf der westlichen Seite des Rio Negro, liegt der Hyanuarysee, an dessen Ufer sich ein Dorf christlicher Indianer befindet. Dieses hübsche indianische Dorf läßt sich auf den ersten Blick kaum als ein solches erkennen, denn es besteht aus einer Anzahl durch den Wald zerstreuter Sitios (Häuser mit Palmstrohdächern); vom Landungsplatz ist nur ein Sitio zu sehen. Dieser liegt auf einem vom Seeufer sanft ansteigenden Hügel und ist ein Lehmhaus, dessen rohes Fachwerk mit Lehm ausgefüllt und übertüncht ist, und das zwei Zimmer enthält, wenn man derartige Räume Zimmer nennen kann; außerdem sind noch mehrere große, mit Palmstrohdächern versehene Hütten vorhanden. Das Wort „Hütte" giebt indes keinen ganz richtigen Begriff von dieser Art Bau, die in den Niederlassungen christlicher Indianer hier zu Lande allgemein ist und auch bei den Weißen vorkommt. Der umschlossene Raum ist gewöhnlich groß, das abhängige Dach ist sehr hoch, Wände pflegen ganz zu fehlen. Eigentlich sind diese Gebäude offene Veranden. Einer dieser Räume wird für die verschiedenen Verfahrungsarten benutzt, durch welche die Mandiokawurzel in

Hosted by Google

Farinha, Tapioka oder in Tucupi (Masato), ein berauschendes Getränk, umgewandelt wird. Er ist mit großen Thonöfen versehen, über denen sich mächtige flache Kupferpfannen befinden zum Trocknen der Farinha; man sieht Tröge zum Kneten des Teiges, lange Strohröhren zum Auspressen des giftigen Saftes und Siebe zum Auspressen der Tapioka. Dieser Mandiokaraum ist ein wichtiger Teil jedes indianischen Sitio; denn die Eingeborenen hängen nicht nur in bedeutendem Maße von dem aus dieser Wurzel für ihre eigene Nahrung bereiteten Mehle ab, sondern dieses bildet auch einen wesentlichen Handelsartikel am Amazonenstrome. Ein anderer dieser offenen Räume ist die Küche, während ein dritter an Festtagen und gelegentlich an Sonntagen als Kapelle gebraucht wird. Er unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß das obere Ende mit einer hübschen Mauer, die ein Strohdach trägt, umschlossen ist; an dieser Mauer steht, wenn erforderlich, der Altartisch mit Kerzen und rohen Bildern der Mutter Gottes und verschiedener Heiligen.

Gruppen von Bäumen erheben sich unmittelbar aus dem See, ihre Wurzeln sind unter der Oberfläche verborgen, während zahlreiche geschwärzte oder verfaulte Stämme in allen Arten malerischer und phantastischer Formen aus dem Wasser hervorragen. Bisweilen haben die Bäume aus ihren Zweigen jene eigentümlichen Luftwurzeln niedergetrieben, die hier so gewöhnlich sind, und scheinen auf Stelzen zu stehen. Hie und da kann man, wenn man dem Ufer entlang wandert, einen flüchtigen Blick in den Wald werfen mit seiner Draperie von Lianen und verschiedenen Schlingreben, seinen parasitischen Sipos, die sich eng um die Stämme schlingen oder sich wie loses Tauwerk von Ast zu Ast schwingen. Gewöhnlich aber ist der Rand des Sees ein sanft abhängiges Ufer, das sich nach der Regenzeit mit dem lebhaftesten Grün bedeckt. Da und dort erhebt eine Palme ihren Gipfel über den Saum des Waldes, besonders die leichte, anmutige Assaipalme mit ihrem hohen, schlanken, glatten Stamme und ihrer von jedem Winde hin und her bewegten Krone federartiger Blätter.

Meist stehen die Sitios am Flußufer, steinwurfweit vom Gestade, wegen der Bequemlichkeit des Fischens, Badens u. dgl. Hier aber befinden sich die meisten im Walde, durch den gut unterhaltene, malerische Fußwege führen. Einer der Sitios steht auf dem Gipfel eines Hügels, der sich auf der andern Seite in eine weite, tiefe Schlucht hinabsenkt. Durch diese Schlucht fließt ein Flußarm oder Igarapé, jenseits dessen sich das Land wieder in einer wellenförmigen Linie hügeligen Grundes erhebt, höchst wohlthuend für das Auge nach dem langen Anblicke der flachen Landschaft am obern Amazonenstrome. Der Umstand, daß dieser Sitio, der jetzt auf einem das Thal und den Fluß überschauenden Hügel steht, das Wasser beinahe an seinem Fuße haben wird, wenn der Igarapé bei Hochwasser angeschwollen ist, giebt einen Begriff von dem Wechsel des Anblickes in der trockenen und

Hosted by Google

der nassen Jahreszeit. Das ansehnlichste der Gebäude in diesem Dorfe ist ein großer offener Raum, der als Empfangszimmer dient, wenn, wie es häufig zu geschehen pflegt, die Brancos (Weißen) von Manaos in größeren Gesellschaften hierherkommen und Tanzvergnügen veranstalten.

Das Leben des indianischen Weibes scheint beneidenswert im Vergleich mit dem der brasilianischen Dame in den Städten am Amazonenstrome. Jene hat ein gesundes Leben in offener, freier Luft; sie hat ihr Kanoe auf dem See oder Fluß und ihre Pfade durch den Wald mit vollkommener Freiheit, zu kommen und zu gehen; sie hat ihre bestimmten täglichen Beschäftigungen, indem sie sich nicht nur emsig mit der Sorge für ihr Haus und ihre Kinder befaßt, sondern auch Farinha oder Tapioka bereitet oder Tabak trocknet und rollt, während die Männer dem Fischfange oder der Schildkrötenjagd nachgehen; sie hat endlich ihre häufigen Festtage, um für ihr Arbeitsleben neue Kräfte zu sammeln. Dagegen kann man sich unmöglich etwas Traurigeres und Eintönigeres denken als das Leben der brasilianischen Senhora in irgend einer der kleinern Städte am Amazonenstrome. Hier herrscht noch die alte portugiesische Gewohnheit, die Frauen wie in einem Nonnenkloster eines strengen beschaulichen Ordens abzuschließen, ohne ihnen durch das Element religiöser Begeisterung einen Ersatz dafür zu geben. Manche brasilianische Dame bringt Tag um Tag hin, ohne auch nur einen Blick über ihre vier Mauern zu werfen, indem sie sich kaum an der Thüre oder dem Fenster zeigt; denn sie ist stets, wofern sie nicht Besuch erwartet, in nachlässigem, nicht immer reinlichem Hauskleide.

Obgleich die in der Nähe der Städte lebenden Tapuyos — wie hier die christlichen Indianer genannt werden — zu viel von den Sitten civilisierter Menschen gesehen haben, um den Gebrauch von Messer und Gabel nicht zu kennen, so wird doch kein Tapuyo, wenn er es vermeiden kann, mit einem dieser Tischgeräte essen. Ja, es giebt sonderbarerweise in den Niederlassungen am obern Amazonenstrome selbst viele Weiße, die die Gewohnheiten der Indianer angenommen haben. Dort kommt es vor, daß weiße Senhoras, obgleich sie ihre Gäste mit feinem Tafelgeschirr bedienen, bei Tische selbst nur die Werkzeuge gebrauchen, mit denen sie die Natur ausgestattet hat.

In der Nähe von Manaos lebt auch ein noch ziemlich wilder Indianerstamm, die Mura[1], die sich durch Jagd und Fischfang ernähren. Einige kommen zuweilen in die Stadt, um durch kleine Dienstleistungen etwas zu verdienen oder ihre Kinder taufen zu lassen, wobei es ihnen aber nur um ein Patengeschenk, eine Flasche Branntwein für den Vater und ein paar Ellen Kaliko für die Mutter, zu thun ist. Die natürliche Intelligenz dieser

[1] Sie leben auch an den Mündungen anderer Nebenflüsse, z. B. des Madeira, wo sie 200 km von der Mündung aufwärts bei Sapucaya-Oróca auf dem rechten Flußufer eine feste Niederlassung besitzen. Früher sehr zahlreich, sind sie in steter Abnahme begriffen (Fr. Keller-Leuzinger, Vom Amazonas und Madeira 97 f.).

Hosted by Google

Wilden wird augenscheinlich, wenn man ihnen Zeichnungen zeigt, wobei ihre Vertrautheit mit den Naturgegenständen um sie her — mit Pflanzen, Vögeln, Insekten und Fischen — an den Tag kommt. Als Agassiz sich hier aufhielt, stellten sie oft die Bitte an ihn, die Zeichnungen von Tieren sehen zu dürfen, und begingen, wenn man einen Haufen von mehreren Hundert kolorierter Fischzeichnungen untereinander warf, kaum einen Irrtum; selbst die Kinder nannten augenblicklich den Namen und fügten oft bei: „Dies ist das Junge von diesem oder jenem", indem sie so die jungen von den ausgewachsenen Fischen unterschieden und die Verwandtschaft andeuteten.

Oberhalb des Dorfes Moura am Jauapery wohnen die Crichanas. „Moura[1] ist eine elende Niederlassung am rechten Ufer des untern Rio Negro; ihm gegenüber mündet der Rio Jauapery. Es ist diesem Dorfe ergangen wie hundert andern in der gesegneten Provinz Amazonas; die klugen und thätigen Patres des vorigen Jahrhunderts, die thatsächlich die günstigsten praktischen Resultate für den Wohlstand und die Organisierung der eingeborenen Bevölkerung erzielt haben, mußten beschränkten und brutalen Kolonisten Platz machen: die Indianer gingen zu Grunde oder flüchteten sich in die Wälder; was in hoffnungsvollem Wachstum begriffen war, verkrüppelte, verfiel. Um 1695 erschienen Karmeliter in dieser Gegend; im Jahre 1789 zählt Moura 1200 Seelen; man baut Kakao, Kaffee, treibt Viehzucht, hat eine Industrie von Baumwollstoffen, Indigo, Tauwerk, bemalten Trinkschalen u. dgl. Am Anfange dieses Jahrhunderts sieht es schon anders aus, es herrscht eine unerhörte Mißwirtschaft Im Jahre 1839 ist die Zahl der Bewohner auf 236 zusammengeschmolzen, und im Jahre 1884 findet der Pacificator der Jauapery-Indianer, Barboza Rodrigues, in Moura nicht mehr als 121 Einwohner.

„An den Ufern des Jauapery wohnten zur Zeit der ersten Missionäre die Aruaquy, die Mitte des vorigen Jahrhunderts verschwanden, und andere kleinere Stämme, die die Mischbevölkerung von Moura zusammensetzen halfen. Später rückten aus dem Quellgebiete neue Indianer niederwärts, die sich jedoch scheu zurückhielten und die, da man ihren Stammesnamen Crichanas bis zu ihrem Besuch durch Rodrigues nicht kannte, in den Annalen der Provinz unter fortgesetzter Verballhornung des Flußnamens als Jauamery, Uamery, Waimiry erscheinen. Um Arbeiter zu pressen, unternahm der Major Vasconcellos im Jahre 1855 eine Fahrt zu diesen ‚Waimiry'; ein blutiges Zusammentreffen, in dem viele Indianer getötet wurden, war das Ergebnis und eröffnete eine lange Kette gegenseitiger Feindseligkeiten. Das schlimmste Ereignis war ein Überfall durch die Crichanas in Moura selbst (1873); die Bevölkerung, die übrigens nur zwei Personen verlor, mußte flüchten und rächte sich bald darauf durch einen Kriegszug, in dem ein Soldat verwundet

[1] Moura liegt nur 12 Stunden von Manaos.

Hosted by Google

und dafür, wie es scheint, über 200 Waimiry frischfröhlich niedergeschossen wurden. In kleinerem Stil geht das weiter bis 1884." [1]

Den Plan, diesem friedlosen Zustand durch gütliche Verhandlung mit den Wilden ein Ende zu machen, hat der Direktor des Botanischen Museums der Provinz Amazonas in Manaos, Rodrigues, ausgeführt und damit eine wahrhaft civilisatorische That vollbracht. Er langte im April 1884 mit 11 Personen in Kanoes im Gebiet der Crichanas an, ging ihnen, nur von einem Knaben, der längere Zeit bei den Crichanas gefangen gewesen war und ihre Sprache ziemlich geläufig sprach, als Dolmetsch begleitet, mit seinen Geschenken entgegen und fand bei den Wilden nach einigem für sein Leben bedenklichen Zögern die gewünschte freundliche Aufnahme. Wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Moura traf er mit seinem kleinen Regierungsdampfer wieder bei den Crichanas ein, die diesmal auch ihre Weiber zur Zusammenkunft mitgebracht hatten. Diese boten den Weißen Früchte, Mandiokafladen und Hängematten an, während ihm die Männer schon bei der ersten Zusammenkunft Bogen und Pfeile aufgedrungen hatten. Es ward weidlich „Cicuro" gezecht, ein aus dem Mehl der Mandiokawurzel und den Früchten der Bacabapalme gekochtes Getränk. Merkwürdigerweise rauchten die Crichanas nicht nur selbst nicht, sondern nahmen auch den Brasilianern die Cigaretten aus dem Munde und warfen sie beiseite. Sie verloren jedes Mißtrauen, einige zeigten ihre von den Schüssen der Ansiedler herrührenden Narben, alle aber waren heitern Sinnes und ergingen sich in frohen Rundtänzen. Zum Ende der Zusammenkunft versammelte sich alt und jung in einer dichten Gruppe vor Rodrigues, ihm die Hände entgegenstreckend. Der greise Häuptling trat auf ihn zu, ergriff seine Rechte und führte sich dieselbe dreimal über die eigene hin, dreimal alsdann über den Kopf, sie mit Speichel benetzend. Die gleiche Art des Segens, eine Bürgschaft für den geschlossenen Frieden, mußte an sämtlichen Personen vorgenommen werden. Auf einem zweiten Zuge errichtete Rodrigues an einem sehr guten Ankerplatz, „Theodoretopolis" (unter 0° 54′ n. Br.), ein hohes Kreuz als Zeichen einer künftigen Station. Rodrigues wiederholte seine Besuche noch öfter, wobei ihm mehrmals die Ansiedler von Moura seine Friedensmission erschwerten, indem sie selbst die Crichanas aufsuchten und beraubten, und brachte ihnen jedesmal Arbeitswerkzeuge mit, um sie allmählich zu einem civilisierten Leben zu führen, und mit bestem Erfolg. Diese Wilden, die noch drei Jahre vorher nackt gingen, die Bäume für ihre Kanoes mit Äxten niederstreckten, deren Schärfe aus im Feuer gehärtetem Stein bestand, haben in wenigen Monaten gewaltige Fortschritte gemacht

[1] Karl von den Steinens Bericht über João Barboza Rodrigues, Rio Jauapery, Pacificaçaõ dos Crichanás. Rio de Janeiro 1885, im „Ausland" 1887, S. 11 ff. Vgl. auch Monniers Bericht (Des Andes au Pará 423 s.).

Hosted by Google

und den besten Willen und die beste natürliche Befähigung an den Tag gelegt. Die Frauen weben und flechten nette Körbe; die Männer zimmern an Stelle der frühern Laubhütten solide Häuser mit Dächern von Palmholz. Das Beispiel der Crichanas zeigt, was bei richtiger Behandlung bei den Wilden der Urwälder erreicht werden kann; aber leider sind humane Leute, die den Wilden Interesse entgegenbringen und auch mit ihrer Person und ihrem Vermögen das Werk wahrer Civilisation zu fördern suchen, wie Rodrigues und der Kapitän eines Dampfers auf dem Araguay, Freitas [1], in Brasilien nur Ausnahmen. Die durch von den Steinen in seinen Reisewerken mit erschreckender Wahrheit geschilderte „Katechese" der Indianer liegt in den Händen roher Beamten und Soldaten und unwissender Schulmeister, denen alles eher am Herzen liegt als die Erziehung der Indianer zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft. „Die Offiziere, Soldaten und selbst Geistliche, die in solch eine weltverlassene Niederlassung abgeordnet werden, betrachten es entweder als Strafe, was es wohl auch manchmal ist, oder als Chicane oder als eine Gelegenheit zur Bereicherung durch die Staatsgelder, die ‚für die Indianer' durch ihre Hände gehen. Kommen aber ab und zu edeldenkende Männer, die ihre Aufgabe ernst nehmen und von höhern Gesichtspunkten auffassen, in die Lage, Wandel zum Bessern zu schaffen, so verwischt ihr Nachfolger gar bald wieder jede Spur ihres Wirkens. Man kann daher getrost die ganzen mit der ‚Katechese der Indianer' verausgabten Summen als weggeworfen betrachten. Entweder läßt man dem roten Manne seine Jagdgründe und kümmert sich nur insofern um ihn, als man jede Ausschreitung gegen Leben und Eigentum der civilisierten Bewohner streng ahndet, oder man versucht eine wirkliche Belehrung und Erziehung der Indianer, und dann muß mit dem seitherigen System völlig gebrochen werden. Lediglich die Jesuiten haben es verstanden, dieses Problem zu lösen, und nur sie oder eine andere religiöse Genossenschaft würden es fertig bringen können, die Indianer, soweit sie überhaupt zur Seßhaftigkeit zu bringen sind, der Civilisation zugänglich zu machen. Mit der Hälfte der bisher verwandten Summen werden sich erfreuliche Resultate erzielen lassen, sofern man sie einer bewährten, erfahrenen Missionsgesellschaft als Subvention zuweist. Diese könnte sich damit ein zuverlässigeres Personal werben und erhalten, als es die Regierungssoldaten zu sein pflegen, und bei genügender Ausstattung mit Autorität könnte sie ihre Zöglinge noch zu nützlicher Thätigkeit erziehen." [2]

Die Crichanas am Jauapery sind wie die Makuschi am Rio Branco und die Ipuricotó am Rio Carany und obern Rio Branco Kariben;

[1] P. Ehrenreich, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1889, S. 453.

[2] Dr. H. von Ihering, Indianerzustände in Matto Grosso, im „Ausland" 1891, S. 616.

Hosted by Google

doch zeigen ihre Sprachen erhebliche Abweichungen von dem reinern Idiom der Essequibo- und der Xingu-Kariben. Da die erstgenannten drei Stämme zu denen gehören, die im Quellgebiet des Rio Branco und des Orinoco an die mit ihnen nicht verwandten Nu-Aroakvölker von den Steinens grenzen, so ist das von Rodrigues veröffentlichte Wörterbuch der drei Mundarten von besonderem Interesse. Die Crichanas sind am Jauapery in 10 Dörfern mit höchstens 2000 Seelen ansässig. Ihre Wohnungen sind kreisrund, 10—20 m im Durchmesser; die Wände, kaum 2 m hoch, bestehen aus einigen bis zu 20 oder 30 cm dicken Schichten von Blättern des Ubim (Geonoma) oder auch aus horizontal übereinander gestellten Rindenstücken. Oben in der kegelförmigen Decke ist eine Lücke für den Austritt des Rauches, durch die nur spärliches Sonnenlicht einfällt. Der Haupteingang an der Nordseite bildet ein kleines vertieftes, sechs Menschen Raum gewährendes Atrium, das von vier die ganze Höhe einnehmenden Ziegeln aus weißlichem Thon flankiert wird. Die Toten werden aufrecht stehend in Hängematten gehüllt und in hohlen Baumstämmen, die durch die Umarmung mächtiger Schlingpflanzen abgestorben sind, bestattet. Die Hängematten sind aus Fasern der Mauritia flexuosa verfertigt (die der Essequibo- und Xingu-Kariben aus Baumwolle). Die Männer gehen fast ganz nackt; die Frauen tragen einen aus Palmfasern gewebten Schurz, der mit den Gehörknöchelchen von Dasyprocta (Aguti) und den Kelchen einer Blume verziert ist. Beide Geschlechter tragen in den durchbohrten Ohrläppchen einen zolllangen Zierat aus Palmfasern, der in zwei Knoten endigt. Die Männer sind groß und schlank, mit kräftiger Brust und sehr breiten Schultern; die Augen sind klein und geschlitzt, Nase leicht gebogen, der Schädel bei den Männern länglich, das Gesicht oval. Das Haupthaar ist schwarz und schlicht, Bartwuchs fehlt fast ganz. Bemalung ist allgemein, schwarz oder rot, entweder mit parallelen und gekreuzten Linien über Gesicht und Körper oder einfach allgemeines Überstreichen zum Schutze gegen Stechfliegen und Moskitos. Tättowierung (wie bei den Makushi) fehlt. In Krankheit oder zur Selbstpeinigung ritzen sich die Crichanas mit Fischzähnen (von Cynodon scomperoides), wie die Custenau des Xingu[1].

Der Rio Negro entsteht in der Nähe des Äquators durch die Vereinigung des Guainia (links) und Uaupe (rechts), die beide in den Ebenen unterhalb der Anden von Colombia, auf der Höhenstufe, die als Cerros Yimli vom Äquator bis gegen den Guaviare, einen linken Nebenfluß des Orinoco, nordwärts zieht, entspringen, und ist 200 Stunden weit für die größten Schiffe fahrbar bis Santa Isabel unterhalb der Mündung des Rio Maraya, in dessen Nähe die Stromschnellen beginnen, die übrigens

[1] Von den Steinen, Ausland 1887, S. 13 ff.

Hosted by Google

ein gut gebauter, nicht tief gehender Dampfer überwinden kann. Auch andere Schiffe, welche zwar stromaufwärts die über 30 km verteilten Stromschnellen von San Gabriel nur mit größter Mühe und Gefahr passieren — ein beladenes Kanoe braucht eine Woche für die Bergfahrt —, gehen mit einem geschickten Lotsen mit großer Leichtigkeit in wenigen Stunden diese Schnellen hinunter. Die meisten Segelschiffe, die auf dem Rio Negro und Orinoco fahren, sind in San Carlos, einem am Rio Negro oberhalb der Stromschnellen gelegenen venezuelischen Grenzposten, gebaut; darunter sind ganz gut gebaute Schiffe von 2000—3000 Centnern Tragfähigkeit. Sie gehen auch häufig den Cassiquiare hinauf und den Orinoco bis Angostura hinunter, wobei sie die beiden Stromschnellen von Atures und Maipures zu passieren haben, dort wo der Orinoco seinen westlichen Lauf aufgiebt und sich plötzlich nach Norden wendet. Die Entfernung von Manaos bis zur Mündung des Cassiquiare beträgt mehr als 300 Stunden, die ein guter Dampfer in acht Tagen zurücklegen kann. Den Cassiquiare, dessen Länge beinahe 100 Stunden beträgt, kann er in zwei Tagen befahren, und von da, wo der Cassiquiare sich vom Orinoco trennt, bis Angostura, über 350 Stunden, braucht er stromabwärts fünf Tage, von Angostura bis zum Meere, über 100 Stunden, zwei Tage. Die ganze Entfernung von Manaos bis zum Karibischen Meere beträgt demnach auf dem Wasserwege über 850 Stunden (3100 km), die ein Dampfer in 17 Tagen leicht zurücklegen kann. Den Durchbruch des Cassiquiare vom Orinoco zum Guainia (Rio Negro) erklärt Schichtel nach Chaffanjon durch eine Anzapfung, deren Entstehung durch die Beschaffenheit des Orinocolaufes an dieser Stelle begünstigt wurde. 3 km oberhalb der Abzweigung des Cassiquiare fließt der durch Berge eingeengte Orinoco mit großer Geschwindigkeit durch eine Schlucht von 80 m Breite. Unterhalb dieser Enge bestehen die Ufer aus Thon- und Sandablagerungen. Die aus der Enge hervorstürzenden Wasser werfen sich auf das linke Ufer und unterwaschen es. Dieses wird hier von einer Thonmasse gebildet, die etwa 1800 m breit nach dem Amazonas sich abdacht. In diese Abdachung grub sich das zur Regenzeit hinabfließende Wasser ein; gleichzeitig untergrub die aus der Enge hervorschießende Wassermasse des Orinoco die nördliche Steilböschung jener Abdachung, den hohen Rand des linken Ufers, und höhlte mehr und mehr eine Bucht aus. Die nach Süden abfließenden Regenwasser bildeten schließlich einen Einschnitt, der mit jeder Regenzeit tiefer wurde. Die Orinocowasser passierten den Einschnitt zunächst bei Hochwasser und räumten selbst den Rest der Thonlager weg, wodurch allmählich die dauernde Verbindung nach dem Amazonas hin entstand [1]. Die Breite des Cassiquiare

[1] Comptes rendus de la Soc. de géogr., Paris 1887, p. 497—498; Schichtel, Der Amazonenstrom 68 f. Die Anzapfungsstelle liegt übrigens heute 800 m weiter am Orinoco abwärts als ursprünglich.

Hosted by Google

bei der Abzweigung ist nur 40 m; nach Aufnahme zweier Nebenflüsse hat er (nach Humboldt) an seiner Mündung die Breite des Rheins.

Noch eine andere, und zwar fast 100 Stunden kürzere Verbindung besteht zwischen dem Rio Negro und dem Orinoco. Man fährt den Rio Negro noch über San Carlos hinauf, dann in den schiffbaren Rio Pimichim, der an einer Stelle nur 3 Stunden von dem gleichfalls schiffbaren Rio Atabapo, einem Nebenflusse des Orinoco, entfernt ist. Sehr leicht könnten die beiden Flüsse durch einen schiffbaren Kanal verbunden werden, während man jetzt die Kanoes über Land tragen muß. Der Rio Negro soll bei hohem Wasserstande auch mit dem von Crevaux erforschten Japura in Verbindung stehen; doch sind die beiderseitigen Nebenflüsse noch nicht genügend bekannt. Zwischen diesen Flüssen ist das sogenannte Puxiriland, das bei hohem Wasserstande oft monatelang ganz überflutet ist; hier sammelt man die beste Sarsaparille und die meisten Paránüsse. Der Baum, der diese beliebten Nüsse liefert, eine Bertholletia, hat höchstens 1 m im Durchmesser, ist aber sehr hoch. Die Nüsse stecken zu je ungefähr 20 in einer sehr harten runden Schale von etwa 15 cm Durchmesser. Das Sammeln dieser Nüsse ist nicht ungefährlich; denn eine solche Kanonenkugel kann den Sammler leicht töten, wenn sie ihm auf den Kopf fällt. In diesem Sumpflande lebt ein armseliger Indianerstamm, die Magu, die nicht einmal Hütten besitzen und beständig umherwandern. Sie haben auch keine Kanoes, klettern aber sehr gewandt und sollen, wenn das Land überschwemmt ist, die Männer mit ihren Waffen und die Weiber mit ihren Kindern beladen, von Baum zu Baum springen.

Der bedeutendste Nebenfluß des Rio Negro ist der auf der linken Seite einmündende Rio Branco (Weißfluß, nach der milchigen, von hellen Pflanzenstoffen herrührenden Farbe seines Wassers), der sich von dem vielfach gewundenen, langsam dahinfließenden Rio Negro durch seinen fast in gerader Linie sich nach SSW. erstreckenden Lauf und dementsprechend durch eine lebhafte Strömung zur Hochwasserzeit auszeichnet; während man auf dem Rio Negro von der Mündung des Rio Branco bis zur Mündung in den Amazonas bei Hoch- und Niederwasser dieselbe Zeit (5—6 Tage) braucht, fährt man im Sommer (bei Niederwasser) den Rio Branco in 20 Tagen hinunter, bei Hochwasser (im Winter) in nur 10 Tagen; für die Bergfahrt braucht man im Sommer 40, im Winter 60 Tage. Der Rio Branco ist für die größten Schiffe über 140 Stunden weit bis zu den Stromschnellen schiffbar, wo der Fluß drei parallele niedrige, von Westen nach Osten streichende Höhenzüge, die nordwestlichen Ausläufer der Mondberge, durchbricht; auch diese Schnellen können indes von gut gebauten kleinen Dampfern überwunden werden. Unterhalb der Fälle ist das Land dicht bewaldet, oberhalb sind offene Savannen, wo große Herden von Rind-

Hosted by Google

vieh weiden. Fast alles Rindfleisch, das man in Manaos verbraucht, kommt vom Rio Branco, wo es sehr billig sein muß, da ich in Manaos damals das Pfund mit 20 Pfennigen bezahlte. Der Branco ist wieder vom Essequibogebiet nur durch eine Tragestelle von 2 Stunden getrennt, so daß man nach Durchschneiden dieses Gebietes durch einen Kanal dereinst auch mit Dampfern von Manaos nach Georgetown in Britisch-Guayana wird fahren können. Am untern Branco herrschen indes böse Wechselfieber, während der obere Fluß und der untere Rio Negro davon frei sind.

Nirgends in der Welt bestehen für die Eröffnung von Verkehrswegen so günstige Bedingungen, wie sie im Amazonengebiete durch Flüsse und natürliche Kanäle geboten werden. Hier sehen wir fast einen ganzen Kontinent in viele Inseln geteilt, da die meisten größern Ströme miteinander in Verbindung stehen. Die fruchtbaren Ufer der Flüsse bringen fast alle Lebensmittel und Rohstoffe hervor, die der Mensch zu seinem Unterhalte bedarf, und zwar in größerer Menge, als die gegenwärtige Bevölkerung zu verbrauchen im stande ist. Das Becken des Amazonenstroms[1] ist das größte zusammenhängende Tiefland der Erde. Indem sein Flußgebiet noch in die Anden und das brasilianische Bergland eingreift, nimmt es eine Fläche von über 7 Millionen qkm ein: ein Gebiet, wie es keinem andern Strom der Welt auch nur entfernt zukommt; ein Gebiet, das sogar doppelt so groß ist wie das des Mississippi und des Nils. In diesem ungeheuern Raume haben wir durch den Amazonenstrom und seine Nebenflüsse eine Flußschifffahrt für große Schiffe von wenigstens 1400 geographischen Meilen, wobei ich die zahlreichen kleinern schiffbaren Zuflüsse des Hauptstromes und seiner Nebenströme nicht mitrechne; diese würden wohl auch noch 700 Meilen ergeben. Ebensowenig ist in jener Zahl auf der einen Seite der Orinoco mit seinen Nebenströmen, auf der andern Seite der La Plata mit seinen Zuflüssen einbegriffen. Von jenem habe ich bereits gesprochen; bei diesem wäre nur ein Kanal von etwas über 8 Stunden Länge nötig, um ihn mit dem Amazonas in schiffbare Verbindung zu bringen, und zwar wäre dies durch drei riesige Nebenströme des Amazonas möglich, durch den Tapajoz, den Xingu und den Tocantins. Der Tapajoz ist bis Itaituba, also ungefähr 90 Stunden weit, für große Dampfer schiffbar. Dann folgt eine

[1] Der Länge des Hauptstromes nach haben der Mississippi-Missouri mit 6600 km und der Nil mit 5820 km den Vorrang vor dem Amazonas mit 5500 km. Dagegen bleiben die Flußgebiete aller Riesenströme, des Mississippi, Ob, Kongo, Nil und La Plata, mit höchstens 3½ Millionen qkm weit zurück hinter dem den elffachen Flächeninhalt des Deutschen Reiches umfassenden System des Amazonas, das aus 18 großen Strömen von 1500—3500 km Länge und aus 200 Nebenflüssen besteht (W. Sievers, Amerika 53. 88). Damit vergleiche man die Länge von Donau (2900 km) und Rhein (1200 km).

Hosted by Google

Reihe von Stromschnellen, die aber, lange nicht so schlimm wie die des Madeira, durch Sprengung zu beseitigen wären, so daß kleinere Dampfer den Arinos, wie der Oberlauf des Tapajoz vor der Aufnahme seines linken Quellflusses, des Juruma, heißt, hinaufgehen und einen Punkt erreichen könnten, der von dem dort schon schiffbaren Cuyabáflusse (oberhalb der Stadt Cuyabá), einem Nebenstrom des Paraguay, nur 8 Stunden entfernt ist. Auch scheint diese Strecke über ziemlich ebenes Land zu gehen, da sie für Ochsenwagen passierbar ist. Diese Hochebene, welche die Gewässer des Amazonas von denen des Paraguay trennt, ist die Gold- und Diamantenregion Brasiliens; die Stadt Diamantino liegt in geringer Entfernung sowohl vom Arinos als auch vom Paraguay und Cuyabá. Die ganze Strecke vom Anfange der Schiffahrt des Arinos bis zur Mündung des Tapajoz in den Amazonenstrom beträgt 243 geographische Meilen. Einstweilen wird indessen der obere Tapajoz wohl kaum mehr befahren, da von den 18 obern Schnellen 10 durch Umladen der Kanoes umgangen werden müssen. Solange die bequeme Wasserstraße der Paraguayflüsse für Matto Grosso noch nicht benutzt wurde, arbeiteten sich einige Händler mit ihren Kanoes drei bis vier Monate lang ab, um den Tapajoz hinauf und die Quellflüsse des Paraguay hinab ihre Waren nach Diamantino und Cuyabá zu schaffen. 1870 lohnte sich diese Fahrt nur mehr für ein so gesuchtes und teures Genußmittel wie die Guaraná, ein aus den Früchten der Paullinia sorbilis gewonnenes Narcoticum [1].

Auch der Xingu ist bei der Beschaffenheit seiner Katarakte und Schnellen, die schon nahe an der Mündung (34 Stunden) seinen Lauf unterbrechen, keine Wasserstraße. Der Verkehr muß die Fälle der Volta, des großen, nach Westen offenen Bogens, den der Xingu beim Durchsägen eines Bergrückens macht, umgehen; er wendet sich einen kleinen linken Nebenfluß des Xingu unterhalb der Fälle, den Tucuruy, aufwärts, dann 8 Stunden über Land zum Rio Ambe und diesen hinab zum Xingu oberhalb der Volta [2]. Aber noch oberhalb der Volta bei Piranhaquara (4° 5′ 6″ südl. Br.) und in der Nähe des 10. Grades machen Katarakte die Schiffahrt für Kanoes beschwerlich, die indessen zum Teil in natürlichen Kanälen umgangen werden können.

Der Tocantins endlich entsteht unter 5° 21′ südl. Br. [3] bei São João de Araguaya durch die Vereinigung von Tocantins (rechts) und Araguay (links), von denen der Araguay der bedeutendere ist. Der

[1] Schichtel 61. *Orton* 339.

[2] Schichtel 59; Kletke, Reise des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien (Berlin 1857) 691—715.

[3] P. Ehrenreich, Karte des Araguaya-Tocantins (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1889, Tafel 3).

Hosted by Google

Tocantins selbst ist wegen seiner vielen Wasserfälle und Stromschnellen für die Schiffahrt nicht zu brauchen, während der Araguay bis ganz hinauf schiffbar gemacht werden kann. Doch hat wegen der enormen Kosten zur Zeit eine Umgehung der Fälle durch eine Eisenbahn auf dem linken Ufer des Flusses noch eher Aussicht auf Verwirklichung. Von ihrem Endpunkte, oberhalb des Secco San Miguel, wäre dann der ganze Mittellauf des Araguay (1200 km) dem Verkehr geöffnet. Goyaz könnte dann sein Vieh leicht nach Pará und dem Amazonas schaffen und dafür Salz und Manufakturwaren zu billigem Preise beziehen. Der unterste Teil dieser Eisenbahn zur Umgehung der Itabocafälle von Anastasio (oberhalb) nach Algobaça (unterhalb der Fälle) war 1888 vom Staate Pará schon genehmigt[1]. — Die Entfernung vom obern Ende der schiffbaren Strecke bis zum Taquari, der sich in den Paraguay ergießt, ist nur gering, und zur Regenzeit kann man, einem Nebenflusse des Araguay, dem Rio Claro, folgend, bis ganz in die Nähe von Goyaz kommen.

Schon Humboldt hatte die Wichtigkeit dieser Flußverbindungen für den Welthandel eingesehen. „Der Weizen von Neu-Granada", sagt er, „wird dann nach den Ufern des Rio Negro gebracht werden; von den Quellen des Napo und Ucayali, von den Anden Quitos und Ober-Perus werden Boote nach der Mündung des Orinoco, eine Entfernung wie von Marseille nach Timbuktu, herabgehen. Ein Land, neunmal größer als Spanien und reich an den verschiedenartigsten Produkten, kann nach allen Richtungen befahren werden dank dem natürlichen Kanal des Cassiquiare und der Gabelteilung (Bifurkation) der Flüsse."[2] Zur Zeit, als Humboldt seine Reisen in Südamerika machte, kannte man noch nicht die Verbindungen zwischen dem Amazonenstrom und dem Paraguay, die allerdings heute, wo Eisenbahnen und Dampfer eine früher ungekannte Schnelligkeit des Verkehrs herbeigeführt haben, nicht mehr von der Bedeutung sind wie früher, wo der Verkehr auf dem Hauptstrom wie auf seinen Zuflüssen nur im Kanoe stattfand und es dem Händler so wenig wie dem Indianer auf die Zeit ankam, die er auf der Flußfahrt und beim Überlandtragen von Waren und Kanoes nach einem andern Flußgebiet aufwenden mußte. Immerhin wird man zugeben, daß die reichlich von der Natur dargebotenen Wasserwege der Besiedelung und wirtschaftlichen Ausbeutung des weiten Amazonenthales Vorschub leisten, an

[1] P. Ehrenreich a. a. O. 152. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde 1889, S. 461.

[2] A. von Humboldt, Reise in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents V (Stuttgart 1862), 267. Der erste Weiße, der den Cassiquiare wissentlich zur Rückfahrt aus dem Becken des Amazonenstromes (Rio Negro) in das Becken des Orinoco benutzte, war im Jahre 1744 der Jesuitenpater Manuel Roman (A. v. Humboldt a. a. O. 258 ff.).

Hosted by Google

Hosted by Google

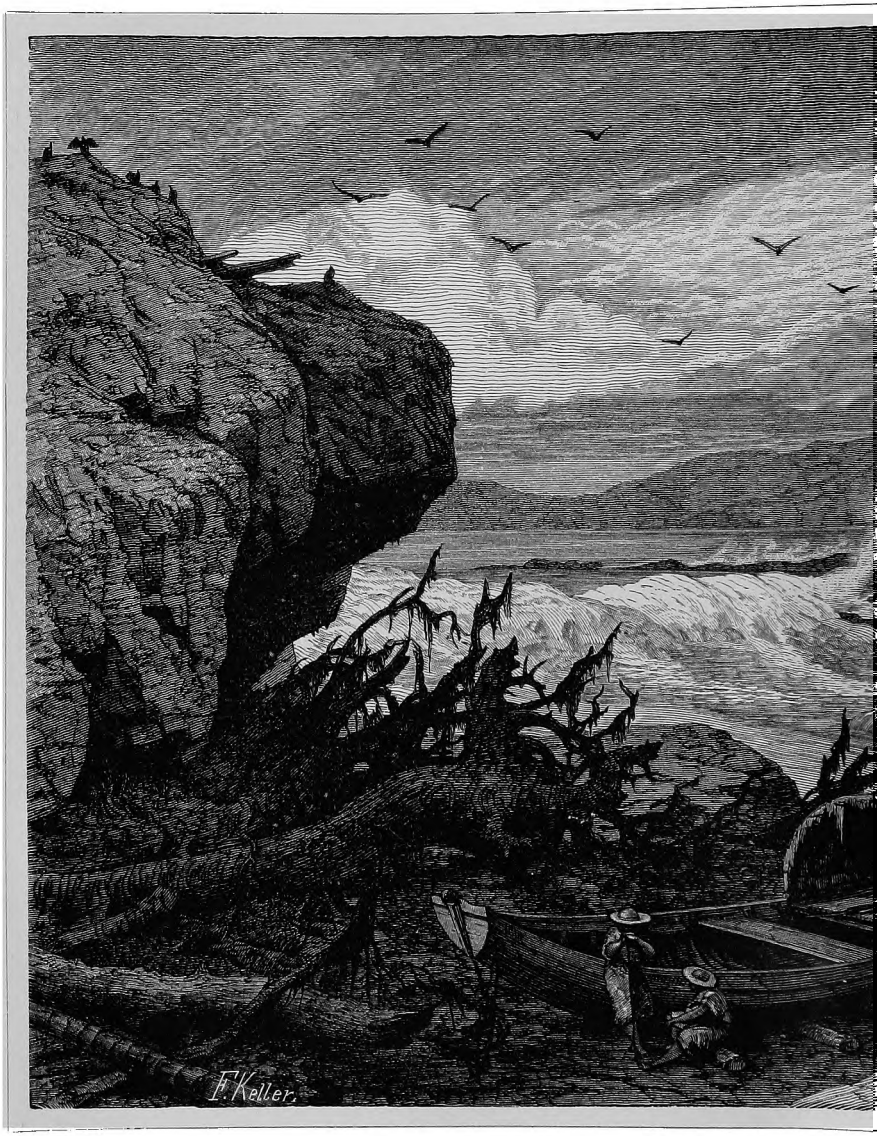
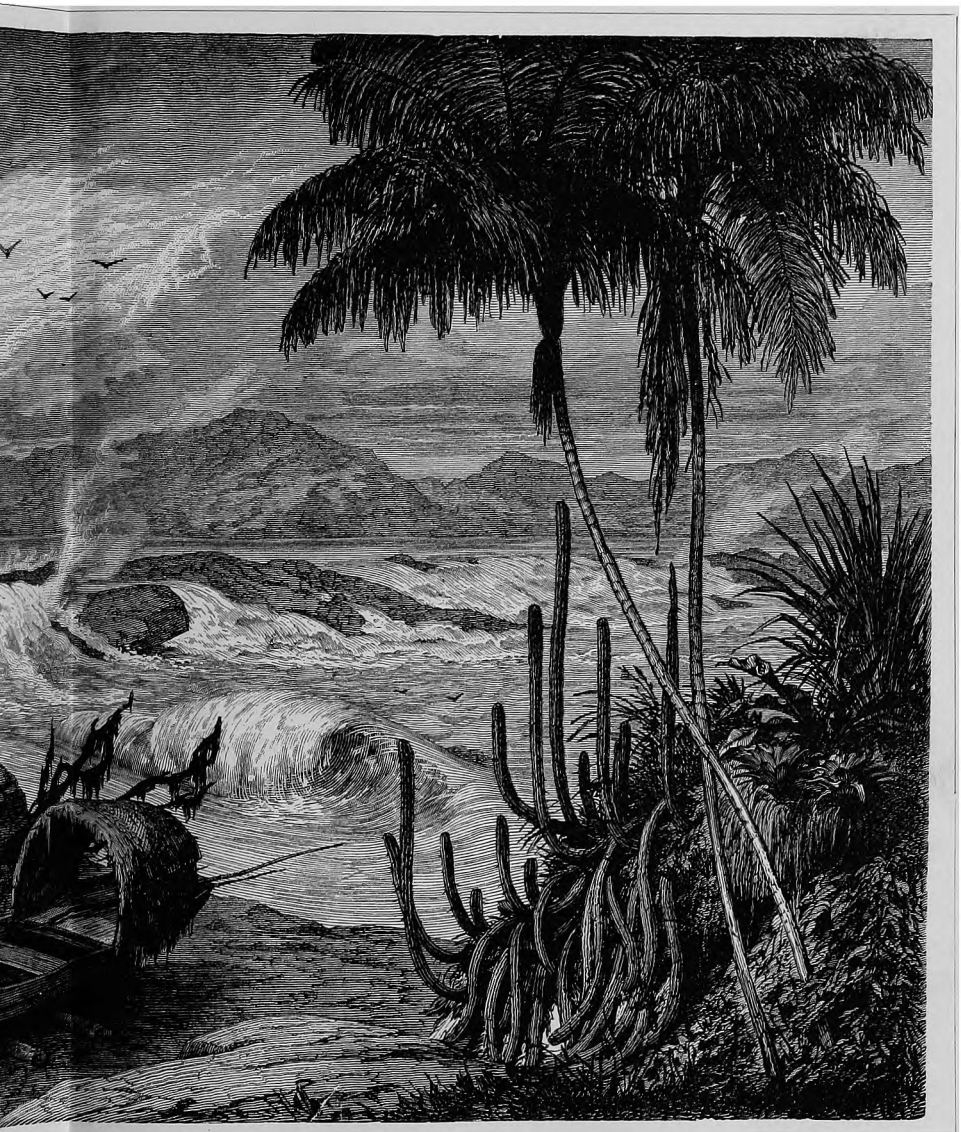


Fig. 72. Der Cheot
(Zu v. Schütz, Amaz

Hosted by Google



Theotoniofall im Madeira.
ß, Amazonas. 2. Aufl. S. 333.)

Hosted by Google

Hosted by Google

dessen Grenzen, den Quellgebieten der Nebenflüsse, Hochländer mit dem herrlichsten Klima anzutreffen sind, und in dem sogar ein Teil der Ebenen ein, wenn auch nicht für europäische Ackerbauer, doch für europäische Pflanzer zuträgliches Klima besitzt, die allerdings Kulis, Neger oder Indianer als Feldarbeiter verwenden müßten.

In Manaos wurden unsere guten Ticuna-Indianer ausgelohnt und verabschiedet, um sich auf einem stromaufwärts gehenden Boote eines brasilianischen Händlers wieder als Ruderer zu verdingen und so, reich an Äxten, Messern, Tocuyo, Angeln u. dgl., in ihre Heimat zurückzukehren. Wir aber bestiegen den Dampfer, um unsere Reise nach Pará fortzusetzen. Die Dampfer der Amazonas-Dampfschiffahrtsgesellschaft haben 500—600 Tonnen Tragfähigkeit mit Maschinen von 200 Pferdekräften und sind gut ausgestattet. Das Hinterdeck ist durch ein festes Dach gegen Sonne und Regen geschützt und bietet den Passagieren einen angenehmen Aufenthalt. Dort werden die Mahlzeiten eingenommen und abends die Hängematten, die natürlich jedermann den heißen Betten in den Kajüten unten vorzieht, um die dünnen eisernen Säulen geschlungen, die das Dach tragen. Die Fahrt bis zur Mündung des Madeira ist ebenso langweilig wie die weiter oben; die Landschaft trägt jenen Charakter der Einförmigkeit, der den großen Flußthälern eigentümlich ist, deren Ufer auf Hunderte von Meilen aus Alluvium bestehen. Die Vegetation hat, da im allgemeinen die Ufer jedes Jahr überschwemmt werden, nur selten die gewaltigen Formen des Urwaldes aufzuweisen, obgleich sich hie und da der dicke Stamm einer Bombacee über die schlanken, weißrindigen Cekropien erhebt.

Wäre der Madeira, nach W. Sievers der kräftigste Tributär des Amazonas, dem nur der Araguay an die Seite treten kann, bis nach Bolivia hin schiffbar, so könnten die Erzeugnisse der bolivianischen Wälder, Pflanzungen und Bergwerke auf Dampfern nach dem Atlantischen Ocean und den großen Weltmärkten gebracht werden. Aber der Weg ist nicht offen; gegen 370 km des Flusses sind durch die Granitfelsen der Madeirafälle unfahrbar gemacht, die, 19 an der Zahl, die Schiffahrt unterbrechen. Einige von diesen scheinen beim ersten Anblick ganz ungefährlich zu sein, nur die Unruhe und das Kräuseln der Wogen deutet auf Gefahr von unten; andere aber sind lärmende, schäumende Strudel, die zwischen siedenden Wirbeln glatte Felsblöcke zeigen, während wieder andere über Felsblöcke und Klippen stürzen und diese in einen Staubregen hüllen. Von diesen Fällen hat der von Girão auf eine Länge von 700 m 8 m Absturz, und der gewaltige Theotoniofall (Fig. 72), kurz oberhalb der letzten Schnelle von San Antonio, fällt an einer Stelle, an der die Breite des Flusses 700 m beträgt, auf 100—300 m Länge in seinem Hauptabsturze 8 m herab. Die Reihenfolge von Stromschnellen und Wasserfällen geht meist durch dichte,

Hosted by Google

tropische Urwälder in einer Länge von mehr als 3 Breitengraden, bis die großen Ebenen erreicht sind, durch die der Madeira an 100 geographische Meilen weit in ruhigem Laufe majestätisch dahinfließt, um dann seine Gewässer mit den trüben Wogen des Amazonas zu verbinden.

Schon im Jahre 1867 hatte die brasilianische Regierung zwei bewährte deutsche Ingenieure, die schon früher in Brasilien ähnliche Arbeiten ausgeführt hatten, Joseph Keller und dessen Sohn Franz Keller-Leuzinger, beauftragt, eine Reise an den Madeira zum Zwecke einer hydrographischen Untersuchung zu unternehmen, um festzustellen, ob die Fälle durch Sprengungen zu beseitigen wären, und wenn dies nicht der Fall, die Vorarbeiten für einen Landweg — Straße oder Eisenbahn — auszuführen. Sie entledigten sich im Jahre 1868 auf einer Reise von acht Monaten ihres Auftrages in mustergültiger Weise und arbeiteten der Regierung einen Vorschlag für die Umgehung der Madeirafälle durch eine Eisenbahn auf dem rechten Ufer des Flusses aus, der ein besseres Schicksal verdient hätte, als es ihm infolge der Umtriebe gewissenloser Spekulanten und der Nachlässigkeit der Aufsichtsbehörden bis jetzt zu teil geworden ist. Immerhin bleibt der Nachwelt als Frucht jener Reise und als wertvolles Zeugnis deutschen Fleißes das Buch erhalten, in dem Franz Keller-Leuzinger die Ergebnisse der Untersuchungen der beiden Ingenieure, ihre Beobachtungen über die Bewohner, die Pflanzenwelt und die Produkte jener Gegenden in fesselnder Darstellung und begleitet von charakteristischen, von ihm selbst künstlerisch ausgeführten Bildern niedergelegt hat[1].

Zehn Jahre nach der Reise der Ingenieure Keller, im Jahre 1878, schickte die Regierung der Vereinigten Staaten, einem Gesuche der später verunglückten Madeira-Eisenbahngesellschaft Folge gebend, den Kapitän Selfridge mit dem Dampfer „Enterprise" nach dem Amazonenstrome, um diesen Fluß bis zur Mündung des Madeira und den Madeira bis zu seinen Wasserfällen aufzunehmen. Mit der Untersuchung des Madeira flußabwärts sollte begonnen werden, und in 10 Tagen hatte der Dampfer die Reise von Pará bis zu den „Ornafällen", den ersten Stromschnellen des untern Madeira, zurückgelegt. Weiter hinauf wollte der Lotse das Schiff nicht führen, da nur wenige Fuß Wasser die Felsen bedecken sollten, was sich indes als ein Irrtum herausstellte. Wie Kapitän Selfridge feststellte, besteht die Gefahr mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit, indem hier zwischen

[1] Franz Keller-Leuzinger († Bruder des Historienmalers Ferdinand Keller in Berlin), Vom Amazonas und Madeira. Stuttgart, A. Kröner, 1874. Über die frühern Reisen der Ingenieure Keller siehe Petermanns Mitteilungen 1873, S. 410. Kellers Reisewerk ist von dem Verfasser des „Amazonas" besonders in diesem Abschnitt vielfach benutzt worden, und eine große Anzahl der von ihm gezeichneten Bilder hat in der 2. Auflage des „Amazonas" Aufnahme gefunden.

Hosted by Google

den Felsen ein hinlänglich breiter Kanal mit fast 13 m Wasser besteht, den selbst die größten Schiffe passieren können. Sogar Ende Juli wurden in diesem Kanale noch über 9 m Wasser gefunden. Von da an bis zu der Zeit des tiefsten Wasserstandes, Ende Oktober, fällt der Fluß noch 5 m. Der höchste Wasserstand im Amazonas und Madeira ist Anfang Mai; von da an fällt er beständig bis Ende Oktober, wo die Regenzeit eingetreten ist und ihren Einfluß auf den Wasserstand der Flüsse auszuüben beginnt. Aber zu allen Jahreszeiten sind der Amazonas und der untere Madeira (von San Antonio bis zur Mündung des Madeira, etwa 800 km) für große Seedampfer schiffbar; die auf beiden Flüssen vorkommenden gefährlichen Stellen sind durch die amerikanische Expedition auf das genaueste bestimmt worden.

Fig. 73. Zweig der Siphonia elastica.

Im Jahre 1878 war die einzige Ortschaft, die am ganzen Madeira angetroffen wurde, Borba, ein Dutzend armseliger Hütten mit einer ebenso armseligen Kapelle. Infolge der Entwickelung der Dampfschiffahrt sind seitdem am Madeira flußaufwärts zwei weitere kleine Ortschaften entstanden (Crato und Humaita)[1]. In der Nähe von Borba befinden sich Kakaopflanzungen, und in den fünfziger Jahren ward dort ein ziemlich guter Tabak gezogen, dessen Anbau seitdem ganz aufgehört zu haben scheint. Denn

[1] „Außerdem hielten wir an etwa neun größern Pflanzungen, für die wir Güter oder Passagiere hatten." Aus einem Briefe eines Geschäftsfreundes an den Verleger.

Hosted by Google

heutzutage widmet sich dort alles der Gewinnung des Kautschuk, und man hat keine Zeit, sich mit dem Anbau von viel Arbeit verlangenden Pflanzen abzugeben. Bei Borba erscheinen am Flusse die ersten hochstämmigen Siphonias oder Seringas (Fig. 73), wie die Kautschukbäume hier genannt werden. Dieser wertvolle Baum ist am Amazonas und untern Madeira infolge unausgesetzter rücksichtsloser Ausbeutung schon großenteils ausgerottet, — wie es hier zu Lande mit allem geht: in Peru und Bolivia mit den Cinchonen und in den frühern Jesuitenmissionen am Mamoré mit den Rindviehherden[1]. Auch einzelne Hütten der Kautschuksammler (Seringueiros) treten jetzt auf: niedere Palmblattdächer, unter deren einem Ende sich etwa 2 m über der Erde ein aus Palmlatten hergestellter Fußboden befindet, unter dem bei Überschwemmungen das Wasser des Flusses dahinfließt. Den Hintergrund der oft malerisch gelegenen Behausungen bildet meist das dunkle, glänzende Laub der Siphonia, von dem sich die schlanken, silberfarbenen Stämme scharf abheben.

Von der Hütte führen schmale Pfade durch das dichte Unterholz zu den einzelnen Siphonias. Sowie die trockene Jahreszeit es erlaubt, begiebt sich der Arbeiter, mit einem Beile bewaffnet, in den Wald, um kleine Löcher in die Rinde oder vielmehr in den Splint der Kautschukbäume zu schlagen, aus denen alsbald über eine auf den Stamm geklebte Ausgußmündung aus Thonerde der milchweiße Saft in ein darunter gebundenes Stück Bambusrohr zu fließen beginnt. So geht er von Baum zu Baum und entleert auf seinem Rückwege die Bambusröhren in eine große Kalebasse, deren Inhalt dann zu Haus in eine jener großen Schildkrötenschalen gegossen wird, die im ganzen Amazonenthale als Becken für alle möglichen Zwecke dienen und das unentbehrlichste Hausgeräte einer Tapuyofamilie sind.

Darauf schreitet der Arbeiter ohne weitern Verzug zu dem eigentümlichen Räucherungsprozesse. Dieser besteht nach Keller darin, die Milch dem Rauch von den Nüssen zweier Palmenarten (Attaleas) auszusetzen, der merkwürdigerweise allein die Eigenschaft besitzt, den Saft augenblicklich gerinnen zu machen. Ein irdener Topf ohne Boden mit flaschenförmig verengtem Halse wird über einen in Glut befindlichen Haufen trockener Nüsse gestülpt, so daß der weiße Qualm der engen Öffnung in dichten Wolken entquillt. Der daneben sitzende Arbeiter gießt nun mit einer kleinen Kürbisflasche ein geringes Quantum der weißen wie fette Kuhmilch aussehenden Flüssigkeit über eine Art leichter Holzschaufel, auf der er sie durch geschicktes Drehen und Wenden so gleichmäßig als möglich zu verteilen sucht. Schnell fährt er damit in den weißen Qualm über der Mündung des Topfes (Fig. 74),

[1] Am untern Amazonas und im Gebiet des Tocantins hat man übrigens schon mit der Anpflanzung von Kautschukbäumen (Hevea guianensis = Siphonia elastica) begonnen.

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

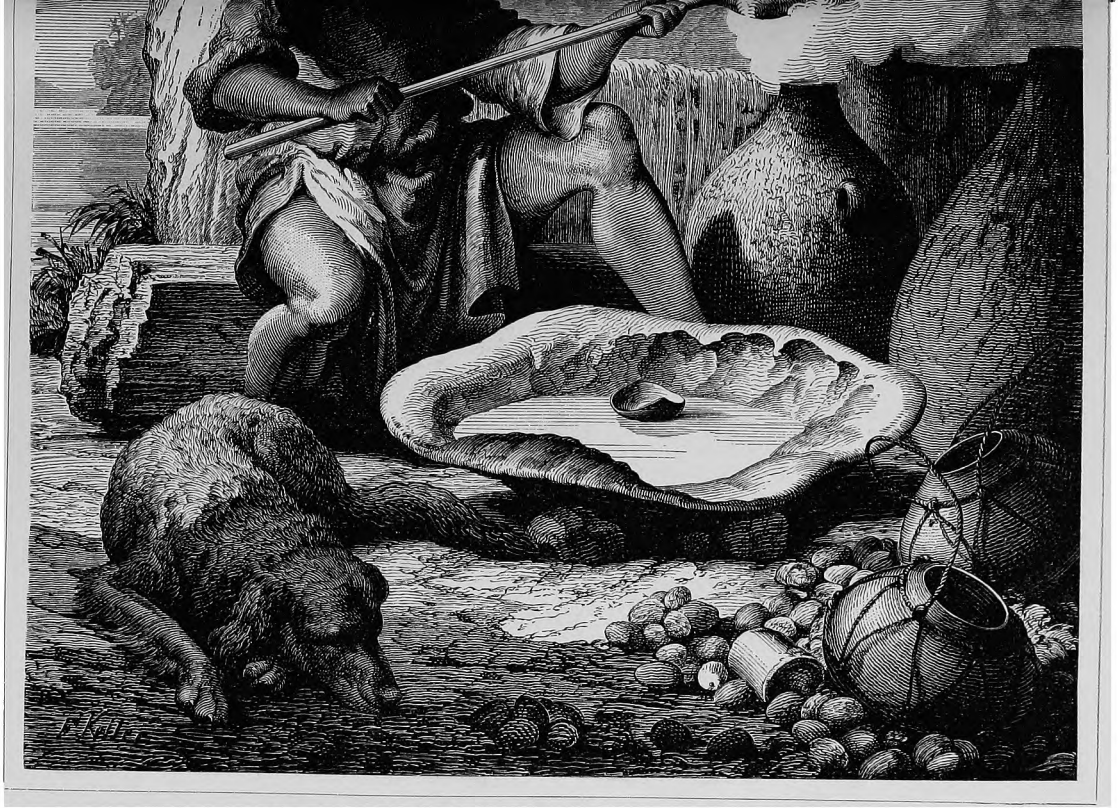


Fig. 74. Die Kautschukfabrikation am Madeira.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 336.)

Hosted by Google

Hosted by Google

dreht einige Male hin und her, und alsbald sieht man die Milch eine mehr graugelbe Farbe annehmen und fest werden. So bringt er Lage auf Lage, bis endlich die Kautschukschicht auf jeder Seite der Schaufel 2—3 cm beträgt und die „Plancha" (Platte) fertig ist. Sie wird alsdann auf einer Seite aufgeschnitten, von der Schaufel abgenommen und zum Trocknen an die Sonne gehängt. Die Farbe der Plancha wird nach und nach gelblich und geht zuletzt in das bekannte Braun des Kautschuk über, wie er im Handel vorkommt.

Ein guter Arbeiter kann auf diese Weise in einer Stunde 2—3 kg festen Kautschuk liefern. Je dichter und blasenfreier die ganze Masse, um so besser ist ihre Qualität und um so höher der Preis. Um sich der Qualität zu versichern, wird in Pará jede Plancha noch einmal quer durchschnitten, wobei nicht nur die Blasenräume zu Tage treten, sondern auch eine etwaige Verfälschung mit der Milch der Mangaiba (Ficus elastica), jener schönen Pflanze mit glänzenden, dicken Blättern, die man in Europa so häufig als Zimmerschmuck unter dem unrichtigen Namen Gummibaum antrifft. Aus der Milch der Mangaiba läßt sich zwar auch eine Art Kautschuk herstellen, doch besitzt er nur wenig Elasticität und Festigkeit und hat im Handel keinen Wert.

Vom Madeira, Purus und andern Zuflüssen des obern Amazonas, überhaupt aus dem Hafen Pará wurden 1888 schon 15 Millionen kg Kautschuk ausgeführt für ungefähr 45 Millionen Mark (1—2 Milreis = 2—4 Mark für 1 kg), wovon freilich ein großer Betrag für den teuern Flußtransport wieder abgeht, da die Dampferfracht allein von Manaos bis Pará 6 Mark für den Doppelcentner beträgt. Am wenigsten erhält der Seringueiro, der meist bei den Händlern tief in Schulden steckt und sich die Preise, die ihm diese Biedermänner geben wollen, gefallen lassen muß. Gewöhnlich werden die armen Leute gezwungen, die Frucht ihrer Arbeit zum halben Preise zu verkaufen und sich mit 14 Milreis für die Arroba (die brasilianische Arroba wiegt 16 kg, die spanische nur $12^1/_2$ kg) zu begnügen, während in Pará für dasselbe Quantum 36 Milreis bezahlt werden. Da außerdem dieser geringe Preis nicht in Geld, sondern in Waren und Lebensmitteln ausgezahlt wird, die zum doppelten und dreifachen Werte angerechnet werden, so kommt es, daß der Seringueiro, trotzdem er sozusagen eine Goldmine bearbeitet, am Ende des Jahres oft mehr schuldet, als er bezahlen kann, und sich aus diesem Leibeigenschaftsverhältnisse nicht zu befreien vermag. Dies trägt ohne Zweifel dazu bei, diese Menschen, meistens Mestizen oder Mulatten, noch leichtsinniger zu machen, als sie von Natur schon sind. Haben sie wirklich einmal bares Geld in Händen, so verschleudern sie es möglichst schnell in den liederlichen Schenken von Iquitos, Manaos oder Pará, und wenn sie Waren entnehmen, sieht man sie oft für

Hosted by Google

sie völlig wertlose Dinge, wie große Reitstiefel — in einer Urwaldgegend, wo an Reiten nicht zu denken ist —, seidene Sonnenschirme für ihre braunen Schönen, Taschenuhren, die sie nicht zu gebrauchen verstehen, u. dgl. aus dem verführerisch ausgelegten Kram des Wucherers auswählen, woran sie dann jahrelang abzuzahlen haben.

Dort, wo im Madeira die ersten Stromschnellen beginnen, die aber der Schiffahrt noch nicht gefährlich sind, treten auch natürliche Savannen, deren Inneres noch unerforscht ist, die jedoch höchst wahrscheinlich mit den großen Savannen Ostboliviens zusammenhängen, an das linke Flußufer heran. Hierher hat ein Brasilianer unter ungeheuren Schwierigkeiten eine kleine Rindviehherde aus Bolivia in Barken den Madeira hinunter gebracht. Diese ist hier außerordentlich gediehen und dürfte bei einer nur einigermaßen vernünftigen Verwaltung dereinst für die Bewohner des obern Amazonas und untern Madeira, die jetzt nur von Fischen, Schildkröten, Farinha und Bananen leben, von Bedeutung werden. Denn nur auf der Insel Marajó am Ausflusse des Amazonas und in der Nähe von Obidos ward bisher Rindviehzucht getrieben.

Eine Gefahr für die Ansiedler des untern Madeira sind, jedoch nur an wenigen Stellen, die Fieber, die gerade dort, wo man sie am wenigsten vermuten sollte, innerhalb der Stromschnellen, wo also das Land schon höher wird, hin und wieder vorkommen. Man nimmt im allgemeinen an, daß Flüsse mit dunklem Wasser Malaria erzeugen, während die Flüsse mit schmutziggelbem Wasser, wie der Hauptstrom selbst, davon frei sind. Die dunkle Färbung des Wassers, das an Stellen von größerer Tiefe fast schwarz, im Glase dagegen wie klarer Kaffee ohne Milchzusatz erscheint, rührt von verwesten Pflanzenstoffen her, die vielleicht die Ursache der Malaria sind. Am obern Rio Negro und an seinem Hauptzuflusse, dem über hellen vegetabilischen Bodensatz fließenden Rio Branco, treten denn auch sehr bösartige Fieber auf. Vermutlich ist an den wenigen Stellen des Madeira, wo Fieber auftreten, mangelnder Luftzug deren Hauptursache, da sie in dem Tieflande in der Nähe der Mündung, sowie in den benachbarten Savannen Boliviens sich nicht zeigen. Diese Savannen, zwischen Beni, Mamoré und Guaporé gelegen, sind in der nassen Jahreszeit vollkommen überschwemmt, und nach Ablauf des Hochwassers bleiben dort in den Vertiefungen zahlreiche Tümpel zurück, deren an faulen vegetabilischen Resten überreicher Inhalt sogar als Trinkwasser benutzt wird. Man sollte also meinen, hier müßten intermittierende Fieber am häufigsten vorkommen; allein hier herrschen im ganzen Jahre frische Winde, und deshalb ist von Fieberdünsten nichts zu merken.

Gefährlicher für die Seringueiros sind die wilden Indianer, von denen die Hiumas (Araras) und Parentintins noch Menschenfresser sind. Die Parentintins überfielen vor nicht sehr langer Zeit die Hütte eines Kautschuk-

Hosted by Google

sammlers, schlachteten deren Insassen, worauf sie sie brieten und dann auf einer Sandbank des Flusses auffraßen. Seitdem haben sie sich indes am Madeira selbst nicht mehr gezeigt. Kein Seringueiro würde es aber auch wagen, weiter oben in eines der Seitenthäler einzudringen, wenngleich dort noch reiche unausgebeutete Kautschukwälder zu finden sind; über kurz oder lang hätte er beim ersten Tagesgrauen einen mörderischen Überfall zu ge-

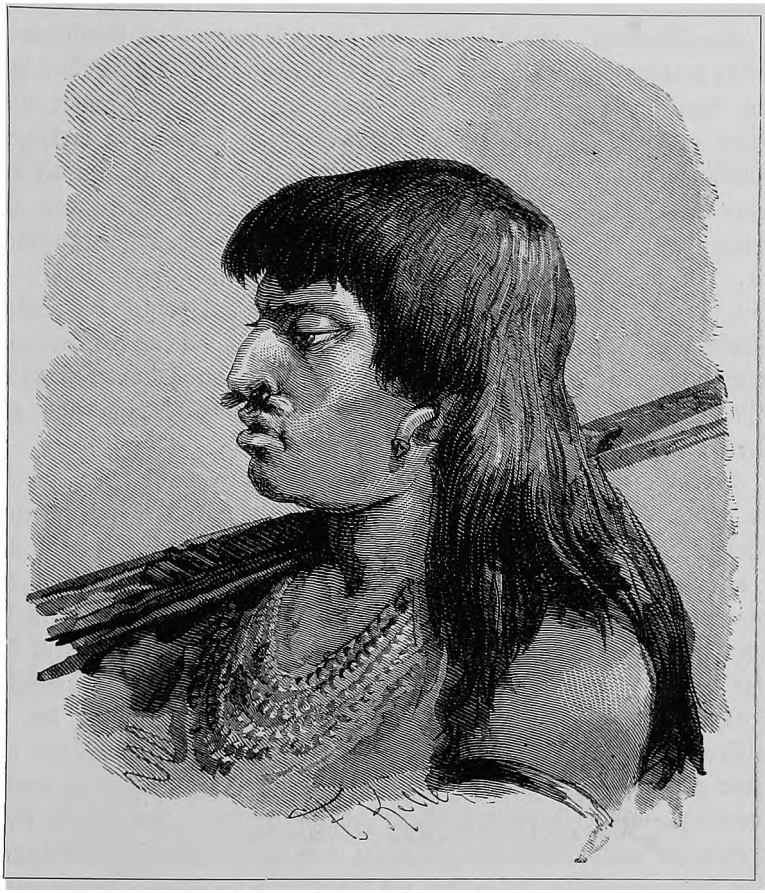


Fig. 75. Junger Caripuna-Indianer.

wärtigen, wobei seine schlechten Feuergewehre ihm nur wenig gegen die langen vergifteten Rohrpfeile helfen würden. Auch die kriegerischen Caripunas (Fig. 75) werden von den Weißen mit Recht gefürchtet. Doch gelang es Keller-Leuzinger[1], von einer genügenden Anzahl friedlicher Mojos-Indianer begleitet, sie in zweien ihrer Dörfer aufzusuchen und Geschenke mit ihnen aus-

[1] S. 39. 102 ff.

Hosted by Google

zutauschen. Interessant ist, daß auch sie, wie die Catauixis am Purus und wie die alten Peruaner und ebenso die frühere Bevölkerung der Gegend von Manaos, ihre Krieger in Urnen begraben, und zwar auf dem Boden des Versammlungshauses. Das beste Mittel, die auch heute noch von den Wilden her drohende Gefahr zu beseitigen, wäre freilich ihre Civilisierung und die Gründung von Missionen unter ihnen; aber selbst den Jesuiten, die hierin in Südamerika die größten Erfolge aufzuweisen haben, gelang dies nicht bei allen Stämmen, und die stets um ein Jahrhundert im Rückstande befindliche portugiesische Regierung, die die Missionsarbeiten der Jesuiten durch deren Vertreibung im Jahre 1759 gewaltsam unterbrach, wußte nichts Besseres zu thun, als die Rothäute mit Feuer und Schwert zu verfolgen [1]. Natürlich kann die jetzige „Katechese" der Indianer — so nennen die Brasilianer das Bekehrungswerk —, die meist unter der Direktion von alten Schulmeistern, abgedankten Schreibern und Polizeilieutenants vorgenommen wird, nur die kläglichsten Ergebnisse liefern und muß mehr Unheil als Gutes stiften. Die dabei Angestellten suchen sich auf Kosten des Staates die Taschen zu füllen mit Geldern, die angeblich „zur Hebung der Indianer" verwendet werden, und die Indianer verkommen ebenfalls unter staatlicher Aufsicht physisch und moralisch in Zuchtlosigkeit, Müßiggang und allen Lastern [2].

Von den vielen Fällen und Stromschnellen des Madeira zwischen San Antonio und Guajará, die alle durch die Ingenieure Keller untersucht wurden, ist der des Caldeirão do Inferno (Höllenkessel) zwar nicht der bedeutendste — sein Hauptabsturz hat auf 400 m Länge nur 2,2 m Niveauverlegung —, aber jedenfalls der gefährlichste. Der Fluß ist hier durch sieben größere Inseln in viele Arme geteilt, an deren oberem Eingange der Hauptabsturz des Caldeirão sich befindet. Der Gesamthöhenunterschied zwischen Ober- und Unterwasser des Falles ist 6 m, der auf eine Strecke von mehr als 1000 m verteilt ist. Die Boote müssen hier ausgeladen werden und können nur mit unsäglicher Mühe durch enge, krumme Seitenkanäle wieder in ruhiges Wasser gebracht werden. Hier entdeckte Keller auf einer der Inseln einige wenig vertiefte, teils halbkreisförmige teils volutenartige Zeichnungen oder Inschriften auf den glänzenden Flächen einiger nahezu vertikal stehenden Felsblöcke. Der größte Block hatte über 2 m Höhe und $1^1/_2$ m Breite und Dicke, während die 2—3 cm breiten Zeichen nur 3—4 mm tief eingegraben waren. Auch noch bei andern Fällen weiter oben, in der Nähe der Benimündung, fand Keller ähnliche Schriftzeichen (Fig. 76) in derselben

[1] Keller-Leuzinger 7. Schanz, Das heutige Brasilien 205.

[2] S. oben S. 326. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens 446—468.

Hosted by Google

Weise in die Oberfläche des schwarzen, harten, gneisartigen Gesteins eingemeißelt[1]. Viele Jahrhunderte mögen darüber hingegangen sein, seitdem diese Arbeit in mühseligster Weise mit einem Quarzmeißel ausgeführt wurde; jedenfalls sind die jetzt dort lebenden Wilden nicht im stande, etwas Ähnliches zu vollbringen, haben auch keine Idee von irgend welchen Schriftzeichen. Leider sind unsere Kenntnisse der Geschichte und Wanderungen der südamerikanischen

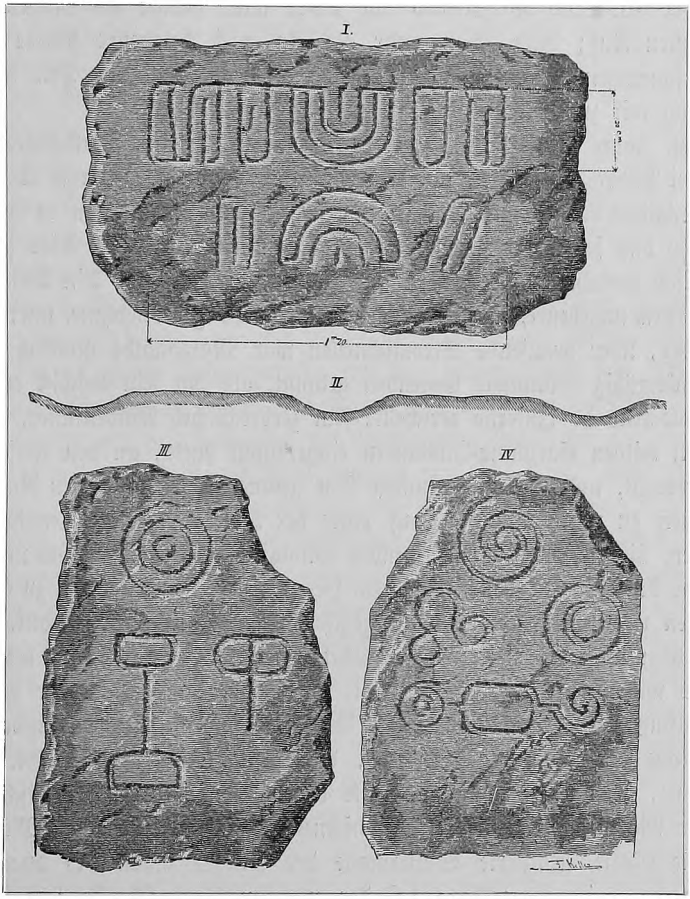


Fig. 76. Schriftzeichen auf Felsen des Madeira-Ufers.
I. Beim Ribeiräofall. II. Querschnitt der Vertiefungen in halber Naturgröße. III. und IV. bei den Schnellen von Laage und Madeira.

Indianerstämme in den Zeiten vor der spanischen Eroberung, einige halb mythische Nachrichten über das Reich der Inkas etwa ausgenommen, so unzulänglich, daß deren bedeutsamste Momente, wie die Wanderungen der Tupis, immer noch mehr den Charakter von Hypothesen als den von That-

[1] Auch am untern Rio Negro, bei dem Dorfe Moura, sind auf den Felsen im Flusse von Barboza Rodrigues Bilderschriften entdeckt worden.

Hosted by Google

sachen haben. Die Inkas haben allerdings auch große Eroberungszüge unternommen, doch scheinen sie diese nie bis zum Madeira ausgedehnt zu haben, weshalb die an diesem Flusse entdeckten Schriftzeichen von einem noch ältern Volke, von dem sonst keine Spur mehr bekannt ist, herrühren müssen. Auch hatten die Inkas selbst außer den Quipus (Knotenschrift) keine Mittel, andern ihre Gedanken schriftlich mitzuteilen.

Der Caldeirão do Inferno hat unter allen Fällen des Madeira den schlimmsten Ruf; denn schon mehr als ein reich beladenes Kanoe ist an seinen schwarzen Riffen zerschellt, wobei meistens auch ein Teil der Bemannung mit zu Grunde ging.

Im Jahre 1860 schiffte sich der Peruaner Faustino Maldonaldo, nur von zwei Ruderern begleitet, auf dem Madre de Dios ein, gelangte aber durch diesen nicht in den Purus, sondern in den Beni und durch diesen in den Madeira, so daß jetzt jeder Zweifel über den Lauf des Madre de Dios gehoben ist. Nach mancherlei Abenteuern auf Pfaden, die vor ihm kein Weißer betreten, durch ungeheure, von kriegerischen Anthropophagen bewohnte, unerforschte Urwälder, über brausende Stromschnellen war Maldonaldo glücklich bis in verhältnismäßig bekanntere Gegenden gelangt, als ihn sein Geschick erreichte. Im Caldeirão do Inferno zerschellte sein zerbrechliches Rindenkanoe, das er von den wilden Caripuna-Indianern eingetauscht hatte, an den Felsen; er selbst ertrank, und nur mit genauer Not gelang es seinen beiden Ruderern, ihr Leben zu retten und sich auf einer der Inseln so lange elendiglich zu ernähren, bis sie ein zu Thal gehendes bolivianisches Boot aufnahm und nach Manaos brachte. Da jedoch mit ihrem Herrn auch dessen Tagebuch zu Grunde gegangen war und sie selbst, als ungebildete Cholos, nur sehr unvollkommene Nachrichten über die merkwürdige Fahrt geben konnten, so blieb als deren einziges wissenschaftliches Ergebnis die Gewißheit, daß der Madre de Dios kein Zufluß des Purus, sondern des Beni und folglich auch des Madeira ist.

Nahe der Mündung des Beni, die Keller auf 10° 20′ südl. Breite bestimmte, und von wo an das linke Ufer des Madeira bolivianisch wird, hat der Madeira auch wieder Stromschnellen. Die oberhalb der Mündung auf die Hälfte reduzierte Wassermasse des Flusses macht sich durch seine verringerte Breite bemerkbar; bei der nächsten Stromschnelle teilt sich der Strom wieder in verschiedene Arme, und die dazwischen liegenden Inseln geben mit ihrer dicht geschlossenen, von hohen Palmwipfeln überragten Urwaldvegetation der Gegend etwas ungemein Malerisches. Auch hier finden sich auf den riesigen Felsplatten des linken Ufers wieder die rätselhaften Schriftzeichen eingegraben. Bis an den Fluß herantretende niedere Hügel verkünden auf dem rechten Ufer die Nähe der Serra da Paca Nova, eines Höhenzuges, der in seiner Verlängerung zu der Hauptwasserscheide zwischen dem Amazonas- und dem La Platabecken gehört.

Hosted by Google

Der Beni, an dessen Erforschung nach der Befahrung des Napo Orton im Jahre 1876 durch einen frühen Tod gehindert worden war, ist in den Jahren 1880—1881 von Dr. Edwin Heath untersucht worden[1]. Während bisher eine wahnsinnige Furcht vor wilden Indianern die Kautschuksammler und -händler von der Benutzung der Benistraße abgehalten hatte, drang Heath im Kanoe mutig den Fluß hinunter, zeigte die Grundlosigkeit der Indianerfurcht und machte auf die reichen Bestände von Kautschukbäumen an den Ufern des Beni aufmerksam. Bis zu dieser Zeit waren die Landesprodukte aus dem bolivianischen Departement Beni, die von der Montaña über den Amazonas nach Europa und den Vereinigten Staaten versandt werden sollten, den Beni abwärts nach dem unter 13° südl. Breite gelegenen Hafen Reyes gebracht und von da quer über Land nach dem Mamoré (352 km Entfernung) weiterbefördert worden, wo sie eingeschifft wurden. Der Beni, der bei seiner Mündung 1000 m breit ist, nimmt auf der linken Seite folgende Flüsse auf: Seguba (an der Mündung der Landungsplatz Tumupasa), Tarene (an der Mündung Isiamas), Enaperera, Tequeje, Undumo, Madidi, Madre de Dios (den Heath eine Strecke hinauffuhr) und Orton (oder Tahuamanu); auf der rechten Seite den Rio Negro, Jenejoya, Jeneshuaya, Ivon und Tomas. Der Madre de Dios führt viel mehr Wasser als der Beni; bei der Vereinigung hat dieser nur eine Breite von 224 m, der Madre de Dios dagegen von 716,7 m. Eine Bank teilt den Madre de Dios in zwei Arme, von denen der südlichere 7,5 m Tiefe hat, wie der Beni an seiner Mündung. Zwischen den Flüssen Jenejoya und Jeneshuaya fand Heath gutartige, intelligente Pacavaras-Indianer; vom Madre de Dios (Mano) kommen häufig zum Beni menschenfressende Arauna-Indianer, die nach ihrer Aussage 19 Tage zu der Reise brauchen und den Weißen von ihren Frauen geschickt verfertigte Gewebe bringen.

Nachdem Heath auf dem Beni Bahn gebrochen hatte, drangen die Seringueiros eifrig in die kautschukreichen Wälder des Beni und des Madre de Dios ein. Der Madre de Dios wurde darauf im Jahre 1884 von dem Franziskaner-Barfüßer Nicolas Armentia[2] erforscht. Armentia, der 1860 in den Orden eingetreten und 1865 nach Bolivia gegangen war, erhielt 1869 die Priesterweihe, war hierauf von 1871 bis 1880 als Missionär in Tumupasa (unter dem 14.° südl. Br. an einem westlichen Zuflusse des Beni gelegen) und Covendo thätig und ging im Juni 1881 zu den Araunas und Pacaguaras. Einen Ranzen mit Kleidern, Lebensmitteln und einem Sextanten auf dem Rücken, das Brevier in der einen und den Kompaß in der andern Hand, durchwanderte er das weite Gebiet zwischen dem Beni

[1] Globus XLIX (1886), 29; Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1887, p. 249.

[2] 1848 in der spanischen Provinz Alava geboren.

Hosted by Google

und dem Madre de Dios, befuhr den Beni seiner ganzen Länge nach und durchforschte bis 1883 die umliegenden Wälder[1]. Im Mai 1884 befuhr er den Madre de Dios, drang fast bis zum 10.° südl. Br. vor, erforschte unter andern den Rio Orton (Tahuamanu) und kehrte im August 1886 nach La Paz zurück. Armentia stellte zunächst fest, daß man den Hauptquellfluß des Madre de Dios, den Inambari, auf den bisherigen Karten viel zu weit hatte nach Nordwesten gehen lassen, während er sich viel früher und viel weiter südlich und in größerer Entfernung vom oberen Acre (Aquiry) nach Nordosten wendet. In dem Raume zwischen dem Madre de Dios und dem Acre fand Armentia, diesen beiden Flüssen parallel, einen aus zwei starken Armen zusammenfließenden Nebenfluß des Beni, den Orton (Tahuamanu), und nördlich vom Orton, diesem wiederum parallel, einen Nebenfluß des Madeira, den Abuna. Bei seinem Zuge vom Madre de Dios zum Acre hat der brasilianische Oberst Labre mit zwei Bolivianern[2] im Jahre 1887 etwa unter $67^1/_2{}^0$ westl. L. v. Gr. den Orton bei der Station Capa und den Abuna bei Guarayo überschritten und fand dabei den Orton 80 m, den Abuna 30 m breit. Außer der Flora und Fauna der von ihm durchzogenen Gebiete schildert Armentia auch Sitten und Sprachen der von ihm besuchten wilden Stämme, besonders der Araunas, und unterbreitet in seinem Buche der Regierung Vorschläge, wie das von ihm bei diesen Wilden begonnene Werk der Civilisation am zweckmäßigsten weitergeführt würde. Die Pacaguaras (Chacobos), die zwischen Beni und Madre de Dios — zur Vermeidung der Mückenplage stets einige Meilen vom Flusse — wohnen, verehren einen Tierkopf, z. B. den eines Tigers, unter dem Namen Papaguara als Gott. Die Pacaguaras wohnen auch in einzelnen Stämmen am Genesuaya, Ivon und Orton, in großer Anzahl wohnen sie auch auf beiden Ufern des Madeira, Mamoré und Abuna; sie gehören vermutlich zur selben Rasse wie die Ipurinas am Purus und Acre. Ihre Frauen gehen nackt, die Männer dagegen tragen lange purpurfarbene Röcke. Sie durchbohren die Unterlippe und die Nase und stecken Stäbchen durch, die an beiden Enden mit Federn verziert werden. Sie sind die meiste Zeit des Jahres auf der Jagd, pflanzen aber auch Mais, Yuca, Bananen, spanischen Pfeffer und verschiedene Arten Zuckerrohr. Die am Orton und Abuna ansässigen Araunas und Cavinas begraben ihre Toten in ihren Hütten. Sie haben keine Kanoes, sondern setzen mittels Bambusflößen über die Flüsse. Armentia fand viele ihrer Dörfer verlassen, weil eine Scharlachepidemie den dritten

[1] H. Polakowski, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1888, S. 475 in der Besprechung von Armentias Reisewerk, das 1887 in La Paz erschienen ist unter dem Titel: Navigazion del Madre de Dios.

[2] Der Bericht der beiden Reisebegleiter Labres ist von Chr. Nusser-Asport im „Ausland" 1890, S. 795 mitgeteilt worden.

Hosted by Google

Teil der Bevölkerung hinweggerafft hatte. Labre wurde bei ihnen gut aufgenommen; doch gelang es ihm nicht, in ihren Tempel und zur Beobachtung ihres Fetischdienstes zugelassen zu werden. Als Fetische dienen ihnen geometrische Figuren aus poliertem Holz; einen großen elliptischen Körper, Epimacá genannt, betrachten sie als den Vater der übrigen Götter. Für ihre religiösen Ceremonien haben sie besondere Würdenträger, die besondere religiöse Vorschriften beobachten, z. B. ehelos bleiben müssen. Dagegen hat der Häuptling auch in religiösen Dingen die höchste Gewalt. Die Toromonas sitzen zwischen dem Madre de Dios und dem Madidi, vom 12. bis 13.° südl. Br. Sie sind, wie die Araunas, teilweise kriegerisch und haben im Jahre 1884 Cavinas und Isiamas angegriffen. Die wilden Guarayos, nach Sievers ein Tupistamm, machen die Berggegenden im Quellgebiet des Madre de Dios und des Madidi unsicher. Sie verfertigen sich große Kähne durch Ausbrennen von Baumstämmen und Messer aus dem harten Holze der Chontapalme (Bactris ciliata). Sonst nackt, tragen sie bei feierlichen Gelegenheiten einen langen Mantel, den sie Masamahi nennen. Sie verehren den Baba-Buada, der im Süden in der Luft wohnt und den sie als Windgott (Utana) betrachten. Er ist der Schöpfer aller Dinge und verleiht der Erde Fruchtbarkeit. Zu seiner Ehre feiern die Guarayos zur Saat- und Erntezeit große Feste, wobei Tag und Nacht getanzt und gesungen und ungegorene Chicha (Maniokbier) getrunken wird. Trunkenheit ist bei den Guarayos unbekannt. Außer dem Baba-Buada verehren die Guarayos noch eine Reihe niederer Gottheiten, z. B. Zeitgötter (Juti, Mara-Etutzi)[1].

Nicht sehr weit oberhalb der Mündung des Beni haben die Wasserfälle und Stromschnellen ein Ende, und man gelangt beim Hinauffahren bald darauf zum Zusammenflusse des Guaporé und Mamoré, die unter dem 12.° südl. Br. zusammen den Madeira bilden. Der Guaporé (Itenez) ist ein echter Tieflandstrom und, wie der Paraguay, fast in seinem ganzen Laufe[2] (1500 km) schiffbar bis an die Quellen in Brasilien, von wo die Kanoes zum Paraguay hinübergetragen werden können. Er entspringt, wie der Paraguay, an den er überhaupt erinnert, am Südrande der brasilianischen Sandsteinplatte und fällt sofort zur niedern Madeiraplatte herab, auf der er parallel dem Südwestrande der Sandsteinplatte und parallel der

[1] Scottish Geographical Magazine 1890, p. 238 ff. Proceedings of the Royal Geographical Society 1889, p. 498.

[2] H. von Ihering nach Severiano da Fonsecas Viagem ao redor do Brazil (Deutsche geogr. Blätter, Bremen, IX [1887], 280. Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1887, p. 243. Von der Vereinigung mit dem Guaporé fährt man 200 km bis zu den ersten Fällen von Guajará; durch die Fälle ist die Schiffahrt 388 km weit verlegt; von San Antonio bis zur Mündung in den Amazonas ist dann wieder 900 km freie Schiffahrt.

Hosted by Google

Ostcordillera von Bolivia hinfließt. Die Wasser seines südlichsten Nebenflusses, des Parapiti, der überhaupt der südlichste Fluß des ganzen Amazonassystems ist, erreichen den Guaporé durch den Concepcionsee und den San Miguel nur zur Regenzeit, während sie sich, ähnlich wie die Wasser mehrerer rechten Zuflüsse des Paraguay, in der Trockenzeit auf ihrem Wege verlieren[1].

Der Guaporé, von den Brüdern Simon und Stephan Correa entdeckt, ist, wie der Mamoré, schon in den ersten Zeiten nach der Eroberung befahren worden. Der erste jedoch, der auf dem Guaporé bis Pará hinunterfuhr, war Manuel Felix de Lima. Er schiffte sich 1742 mit wenigen Gefährten und drei Sklaven in Matto Grosso auf dem Guaporé ein, fuhr diesen Fluß hinab, überwand glücklich die furchtbaren Stromschnellen des Mamoré und des Madeira und langte nach langer, mühevoller Fahrt in Pará an. Hier wurde ihm seine kühne Unternehmung, durch die eine Verbindung mit der entlegenen Binnenprovinz Matto Grosso angebahnt worden war, von den engherzigen Behörden übel gelohnt. Weil er gegen das Minengesetz gefrevelt hatte, das auf das Betreten spanischen Gebietes hohe Strafen setzte, beraubte man den Entdecker und seine Genossen ihrer Habe und schickte ihn und mehrere seiner Begleiter gefangen nach Lissabon, wo sie, nach längerer Haft gänzlich mittellos entlassen, ihren Lebensunterhalt erbetteln mußten. Im übrigen machte sich die portugiesische Regierung Limas Entdeckung doch zu nutze und verfügte im Jahre 1752 die Freigebung des Handels von Matto Grosso über den Guaporé und Madeira nach Pará, während sie gleichzeitig das Verbot für jede andere Richtung erneuerte.

Der Mamoré sammelt mit dem Beni und dem Madre de Dios die zahllosen Quellflüsse, die zwischen 19° 40′ und 12° 40′ südl. Br. von dem breiten Ostabhange der Ostcordillera von Bolivia herabkommen. Auch der Mamoré ist bis zum Fuße der Anden schiffbar; dagegen eignet sich von seinen größeren Quellflüssen nur der mittlere, der Chimoré, zu einer dauernden Dampferstraße, da der Lauf der beiden andern, des Chaparé (links) und des Rio Grande (rechts), vielfach durch Baumstämme versperrt und infolgedessen das Bett der Flüsse beständig verlegt wird[2]. Wie seine Quellflüsse, von denen der Rio Grande in weitem Bogen die Cordilleren von Cochabamba umfließt, bietet auch der Mamoré seines wilderen Laufes wegen der Schiffahrt im Vergleiche mit dem Guaporé manche Schwierigkeit; bei der Vereinigung der beiden Flüsse fällt die klare, grünliche Färbung des Guaporéwassers auf, im Gegensatze zu der gelblichen des Mamoré. Der Guaporé hat bei Niederwasser 500 m und bei Hochwasser 700 m Breite, der Mamoré hingegen bei Niederwasser nur 300 m und bei Hochwasser 500 m.

[1] Schichtel 83.

[2] von Holten, Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—1877, S. 40.

Hosted by Google

Wenn man auf der Fahrt den Mamoré aufwärts die Region der Wasserfälle verlassen und sich den Savannen Boliviens genähert hat, verliert der Pflanzenwuchs der Ufer viel von seiner Üppigkeit und wird mehr steppenartig. Stauden und verkrüppeltes Buschwerk treten an die Stelle der Waldriesen, und nur dann und wann verleihen ein paar Palmen dem Ganzen einige Anmut.

Auf dem linken Ufer des Mamoré erstrecken sich die Savannen ohne Zweifel bis zum Beni, und dort weiden noch die letzten Reste jener ungeheuern Rindviehherden, die die Jesuiten vor hundert Jahren hier besaßen und die nach deren Vertreibung mutwillig zu Grunde gerichtet wurden. So hoch ist infolge dieser unverantwortlichen Verwüstung der Preis des Rindviehs gestiegen, daß, während noch gegen Ende der fünfziger Jahre ein fettes Stück Rindvieh in den Missionen am Mamoré ungefähr 10 Mark kostete, es 20 Jahre später für den vierfachen Preis nicht zu haben war. Diese verwilderten Herden bildeten ein Kapital, das bei verständiger Benutzung fort und fort seine Zinsen getragen und sich vermehrt hätte. Aber die bolivianische Regierung, nur auf Geldmachen erpicht, gestattete einer Bande von Spekulanten, gegen die Erlegung einer Taxe von 1 Peso (3 Mark) für ein Tier so viele zu töten, als sie wollten, und einen wahren Vernichtungskrieg gegen die Herden zu führen. Verständigten sich auch außerdem die Räuber mit den Aufsichtsbeamten, indem sie diese am Gewinne beteiligten, so kam die Sache noch weit billiger zu stehen. Zuletzt gab man einer Gesellschaft für die runde Summe von 5000 Pesos das ausschließliche Recht, auf den Prairien des Beni und Mamoré die Schlächtereien während 10 Jahren im großen zu betreiben, und dabei ward — wie Keller-Leuzinger bemerkt —, was viehische Roheit und kopflose Verschleuderung anbelangt, selbst für Südamerika Erstaunliches geleistet. Von der ganzen Beute wurden nur die Häute und der Talg benutzt, während man das Fleisch — wegen der dort enormen Salzpreise — als völlig wertlos den Geiern überließ. Die Regierung, die sich in steter Geldverlegenheit befand, nutzte diesen Reichtum noch in anderer Weise aus, indem sie sich nicht schämte, ihren dortigen Angestellten das Gehalt in Anweisungen auf so und so viele Stück wilden Rindviehs auszuzahlen und es den Betreffenden zu überlassen, die Tiere zu fangen oder diese Anweisungen mit bedeutendem Rabatt an die gewerbsmäßigen Schlächter zu verkaufen.

Wie man auf der einen Seite die nützlichen Herden zerstört, thut man auf der andern nicht das geringste, um die großen vegetabilischen Schätze des Landes auszunutzen, den Ackerbau oder die Industrie zu heben oder die Indianer gegen die Bedrückungen und Betrügereien weißer Volksausbeuter zu schützen. So haben die Indianer zur Zeit der Niederwasser — bei Hochwasser ist alles überschwemmt — die Reise zwischen der ehemaligen Jesuitenmission Exaltacion am Mamoré und der von San Joaquin am

Hosted by Google

Machupo auf kaum gangbaren Pfaden zu Fuß zurückzulegen und erhalten, wenn sie von den bolivianischen Händlern als Lastträger verwendet werden und jeder ungefähr 50 kg zu schleppen hat, für diese ganze Reise nur 1 Peso, wobei sie sich noch selbst zu beköstigen haben! Außerdem, daß sie auf diesem wenigstens fünftägigen Marsche mit solchen schweren Lasten ausgedehnte Sümpfe zu durchwaten haben und dabei des Nachts von den Moskitos auf das grauenhafteste gepeinigt werden, sind sie noch bei jedem Schritte den Angriffen der Wilden ausgesetzt, die gerade in dieser Gegend ihr Hauptquartier zu haben scheinen.

Solange diese Mojos-Indianer (Moxos) (Fig. 77), ein von Haus aus sehr sanfter und gutmütiger Volksstamm, unter der Leitung der Jesuiten waren, wurde für alle ihre Bedürfnisse väterlich gesorgt, auch wurden sie vor der Unterdrückung spanischer Pflanzer und Bergwerksbesitzer sowie gegen die Raubzüge portugiesischer Sklavenhändler wirksam geschützt; nur scheinen sie die Patres in zu großer Unmündigkeit gelassen und zu wenig ihren Unabhängigkeitssinn entwickelt zu haben, sonst würden sich diese Indianer die schmachvolle Behandlung, die sie später von Spaniern und Kreolen zu erdulden hatten, nicht haben gefallen lassen. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, sind sie einer Rotte von jeden Verständnisses für höhere Interessen baren Abenteurern aus allen Nationen, vom eiteln, rohen Bolivianer bis zum polnischen Juden und genuesischen Matrosen, in die Hand gegeben, die unter dem Vorwande, Handel zu treiben, die naiven Rothäute in der schändlichsten Weise übervorteilen und mißhandeln. Dabei ist es, als ob alle diese Leute sich das Wort gegeben hätten, die Sitten jener Naturkinder in der gründlichsten Weise zu verderben. Leider sind auch hier wieder die kreolischen Pfarrer wenig geeignet, das Werk ihrer Vorgänger lebenskräftig zu erhalten.

Heute stehen diese ehemaligen Jesuitenmissionen der Mojos unter der Aufsicht von Corregidores, von der bolivianischen Regierung ernannter Beamten, die für diese entlegenen Gegenden, wohin sich zu begeben wenige Lust haben, aus dem schlimmsten Janhagel ausgewählt zu werden pflegen. Selbst wenn bei dieser erbärmlichen Regierung irgend eine Teilnahme an dem Wohle dieser abgelegenen Provinz und ihrer indianischen Bewohner vorhanden wäre, so würden schon die alle Augenblicke wiederkehrenden Revolutionen, denen in Bolivia, wie überhaupt in den meisten spanischen Republiken, nichts als persönliches Interesse der niedrigsten Art zu Grunde liegt, und der damit verbundene häufige Beamtenwechsel alle weit ausgreifenden Verbesserungen verhindern. In den fünfzehn ehemaligen Missionen, die im Departement Beni noch vorhanden sind und sich auf sieben Stämme erstrecken (Mojos vier, Itonamas und Baures je drei, Maropas zwei, Canitschanas, Cayuabas und Mobimas je eine Mission), befand sich im Jahre 1868 nach Kellers wohl etwas zu hoch gegriffener Schätzung eine Bevölkerung von 30 000 Seelen rein indianischer

Hosted by Google

Abstammung, die aber auch schon, wie die Indianer der Missionen vom Ucayali, stark anfingen stromabwärts nach Brasilien auszuwandern.

Wie groß die Leistung der Jesuiten war, erhellt aus einem Vergleiche der damaligen mit den heutigen Zuständen dieser Missionen. Sicherlich geschieht in Nordamerika sowohl als in Brasilien und den spanischen Republiken wenig genug, um die zerstreuten Reste der Urbevölkerung zu sammeln,

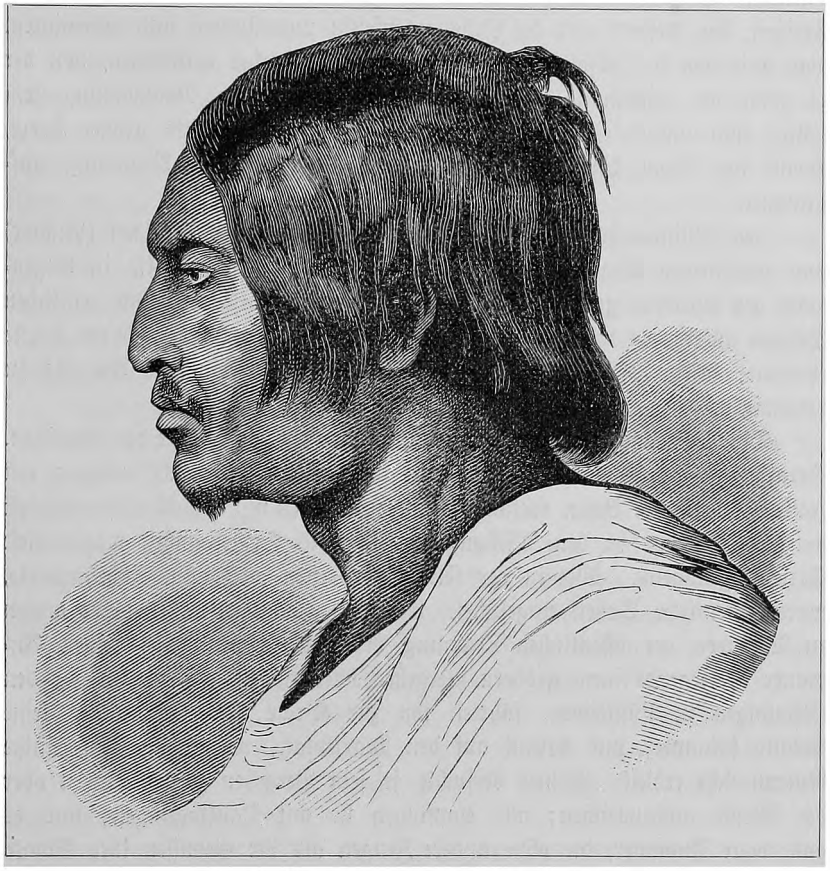


Fig. 77. Mojos-Indianer. (Nach Keller-Leuzinger.)

sie zu civilisieren, zu fruchtbringender Thätigkeit anzueifern und vor völligem Untergange zu bewahren. Das meiste von dem, was in Südamerika zu Gunsten der wilden Stämme geschieht, wird von europäischen Missionären, von spanischen und italienischen Franziskanern geleistet, da nur wenige der einheimischen Welt- und Ordensgeistlichen sich dazu verstehen, dem Beispiele des Bischofs Ruiz von Chachapoyas zu folgen und in den Urwäldern das harte Leben eines Missionärs zu führen.

Hosted by Google

Jedenfalls war das System der Jesuiten das beste, das je zur Civilisierung der Indianer angewandt worden ist; die Jesuiten kannten vollkommen den indianischen Charakter. Überhaupt mag für die in der Kultur zurückgebliebenen menschlichen Rassen die socialistische Regierungsform, die die Jesuiten in ihren südamerikanischen Missionen eingeführt hatten, vielleicht die zweckmäßigste sein. Das System der Jesuiten, worin sich auf praktische Weise die Religion und das Gemeinwesen, der Gehorsam und die Freiheit, der Respekt und die Liebe gegenseitig unterstützten und vereinigten, war weit von der absolutistischen Regierung der Inkas verschieden, von der es nach der Meinung verschiedener Schriftsteller eine Nachahmung sein sollte, und um es einzuführen, brauchten sie nie die Hilfe großer Heere, womit die Söhne der Sonne den eroberten Völkern ihre Regierung aufdrangen.

Jede Mission hatte ihren Corregidor (Präfekt), zwei Alcalden (Richter) und verschiedene Regidores (Schöffen), die sämtlich vom Volke in Gegenwart des Pfarrers gewählt wurden und diesem in weltlichen und geistlichen Dingen untergeben waren. Außer diesen Civilbehörden war noch ein Kazike ernannt, dessen Pflicht es war, die Mission gegen feindliche Angriffe zu verteidigen.

Die Regierung war theokratisch, und ihr Gesetzgeber war das Gewissen. Strafgesetze gab es nicht, sondern nur Vorschriften, deren Mißachtung mit Fasten, öffentlicher Buße, Gefängnis und nur selten mit Stockstreichen bestraft wurde. Bei der in den Missionen herrschenden Sittenreinheit waren diese Strafen genügend. Wie in der Kirche der ersten christlichen Jahrhunderte, waren öffentliche Bußen eingeführt. Einige der achtbarsten Indianer waren zu Wächtern der öffentlichen Ordnung bestimmt. Wenn diese einen Indianer bei irgend einem gröbern Vergehen überraschten, so steckten sie den Schuldigen in Bußkleider, führten ihn zur Kirche, wo er demütig seine Schuld bekannte, und darauf auf den Marktplatz, wo er öffentlich einige Rutenstreiche erhielt. Keiner versuchte je sein Vergehen zu verkleinern oder der Strafe auszuweichen; alle empfingen sie mit Danksagungen, und es gab sogar Indianer, die ohne andere Zeugen als ihr Gewissen ihre Schuld bekannten und die öffentliche Buße verlangten, um ihr Gewissen zu beruhigen.

Ebensowenig bestanden Civilgesetze — Eigentumsrechte waren ja kaum bekannt. Allerdings ward jedem Familienvater ein Stück Land angewiesen, dessen Ertrag zur Ernährung seiner Familie bestimmt war; aber er konnte nicht nach Gutdünken darüber verfügen; dies war die Sache des Pfarrers, da der Indianer als Zögling unter der Zucht seines Lehrers stand. Ein anderer Teil der Ländereien ward gemeinschaftlich bearbeitet; ihr Ertrag diente zur Erhaltung der Witwen, Waisen, Kranken, Alten, Kaziken, Verwaltungsbeamten und Handwerker. Der Rest der Ländereien sowie die

Hosted by Google

Industrieprodukte gehörten der Gemeinde. Hiervon wurden die unvorhergesehenen Ausgaben, die Kosten des Gottesdienstes, die Kleider und die übrigen Bedürfnisse der Individuen und der Gemeinde bestritten. Der Gebrauch des Geldes war in den Missionen unbekannt, ebenso jedes Ersatzmittel dafür. In den ersten drei Tagen der Woche ward für die Gemeinde gearbeitet, die andern drei Tage widmete man dem Anbaue der eigenen Ländereien. In feierlichem Zuge ward mit Musik auf das Feld gezogen, um die Arbeiten angenehmer zu machen.

Weder Bettler noch Müßiggänger duldete man in diesen Gemeinden. Man schickte sie nach den reservierten Feldern, dem sogenannten „Besitztum Gottes", und ließ sie dort arbeiten. Alle nicht mit dem Anbau der Baumwolle beschäftigten Weiber hatten zu spinnen und täglich ein gewisses Gespinst abzuliefern. Nur die kranken oder sonst verhinderten Weiber waren von den Arbeiten des Baumwollbaues befreit. In jeder Mission waren Werkstätten für nützliche und notwendige Handwerke angelegt, sowie auch Ateliers für Maler, Bildhauer und Musiker. Sobald die Kinder alt genug waren zum Arbeiten, führte man sie in die Werkstätten, wo ihr etwaiges Talent über die Wahl des Handwerkes oder der Kunst entschied.

Diese Gemeinden waren die einzigen in der Welt, wo vollkommene Gleichheit herrschte. Wohnung, Kleidung, Nahrung, Arbeit, Recht zu Anstellungen — alles war gleich. Der Corregidor, die Alcalden und übrigen Magistratspersonen fanden sich mit ihren Frauen immer zuerst bei den gemeinschaftlichen Arbeiten ein. Alle diese Beamten gingen barfuß, und als einziges Amtszeichen trugen sie einen Amtsstock; nur bei feierlichen Gelegenheiten trugen sie eine dekorierte Amtstracht. Die Wohnungen waren im Anfange höchst einfach. Möbel waren fast ganz unbekannt; Hängematten vertraten die Stelle der Betten, Stühle gab es nicht — man setzte sich auf den Fußboden und aß auf diesem, ganz so, wie es von je her Indianersitte gewesen war. Doch im Laufe der Zeit, je mehr sich diese Naturkinder civilisierten, wurden auch die Wohnungen mehr ausgeschmückt und mit größern Bequemlichkeiten versehen.

In jedem Dorfe befand sich eine sogenannte Zufluchtsstätte (refugio), wo die kinderlosen Frauen während der Abwesenheit ihrer Männer, die Witwen sowie die alten und gebrechlichen Weiber wohnten. Dort erhielten sie Nahrung und Kleidung und bekamen leichtere Arbeiten auferlegt, um in Thätigkeit erhalten zu werden. Der Hauptplatz des Dorfes war immer für die Kirche bestimmt. Namentlich in Paraguay, wo die Missionen länger bestanden als im Amazonenthale, gab es herrliche Kirchen, die nur den berühmten Domen Europas an Schönheit nachstanden. Der Gottesdienst ward mit großer Feierlichkeit abgehalten. Die Musik, die Gemälde, die Ausschmückung des Tempels, die Wolken von Weihrauch, das melodische Ge-

Hosted by Google

läute der Glocken, alles dies mußte die Sinne der Indianer mit Genuß und ihre Herzen mit Frömmigkeit erfüllen.

In allen Missionen bestanden öffentliche Elementarschulen, worin die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. Der Unterricht erstreckte sich auch auf die von dem Tupi so sehr verschiedenen Muttersprachen, von denen die Jesuiten allein in den Missionen des Beni sieben zu erlernen hatten. Keller-Leuzinger sah in den Händen eines seiner Mojosruderer aus Trinidad ein Heftchen mit sauber geschriebenen Gebeten in seiner Stammessprache, dessen Original von den Jesuiten herstammte und in, wie er mit Stolz versicherte, von den Indianern selbst gefertigten Abschriften sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte. Auch gab es eigene Musikschulen, wo das Singen nach Noten gelehrt wurde und wo die Indianer alle Arten von in den Missionen selbst verfertigten Instrumenten spielen lernten. Obgleich von seiten der bolivianischen Regierung nur wenig dafür geschieht, hat sich noch heutzutage unter diesen Missionsindianern eine dem Schulunterrichte günstige Tradition erhalten, und in allen Hauptdörfern bestehen kleine Schulen, worin von indianischen Lehrern Lesen, Schreiben und Katechismus gelehrt wird. Unter Keller-Leuzingers Ruderern waren mehrere, die geläufig portugiesisch lasen, und eine musikalische Messe (Fig. 78), der Keller-Leuzinger in Trinidad beizuwohnen Gelegenheit fand, machte in ihrer exakten Ausführung dem musikalischen Talente der Rothäute alle Ehre[1]. Auch der englische Reisende Mathews, der zehn Jahre nach Keller-Leuzinger die Missionen besuchte, machte dieselben Wahrnehmungen und traf dort viele Indianer an, die eine recht hübsche Handschrift schrieben, und nicht wenige, die nach Noten singen konnten.

Mit großartigem Gepränge wurden die Prozessionen abgehalten. Besonders am Fronleichnamstage schmückte man die Häuser auf das reichste mit Teppichen, Wimpeln und Standarten, und zur Ausschmückung der via triumphalis zog man auch die reichen, sich dazu trefflich eignenden Naturprodukte der Tropen in vollstem Maße heran. Unter palmzweiggeschmückten Pforten, an denen die herrlichsten Früchte, die glänzendsten Blumen prangten, hatte man buntgefiederte Papageien und Tukane, schneeweiße Reiher und ernst blickende Falken angekettet, ja sogar der gelbe Puma und die schwarze und die gefleckte Unze waren da in Käfigen ausgestellt, während der Fischreichtum der nächsten Gewässer in großen Schalen lebendig zu sehen war. Die ganze Schöpfung sollte zur Verherrlichung ihres Herrn beitragen. Die Prozession selbst mußte mit den Musikern, den phantastisch gekleideten, einen

[1] Keller hebt bei dieser Gelegenheit (S. 133) mit Recht die musterhafte, andächtige Haltung der Indianer beim Gottesdienste hervor im Gegensatz zu den Zuständen in den Städten Brasiliens, wo es vorkommt, daß sich Damen in der Kirche durch Negerjungen ein Glas Wasser bringen lassen.

Hosted by Google

Hosted by Google

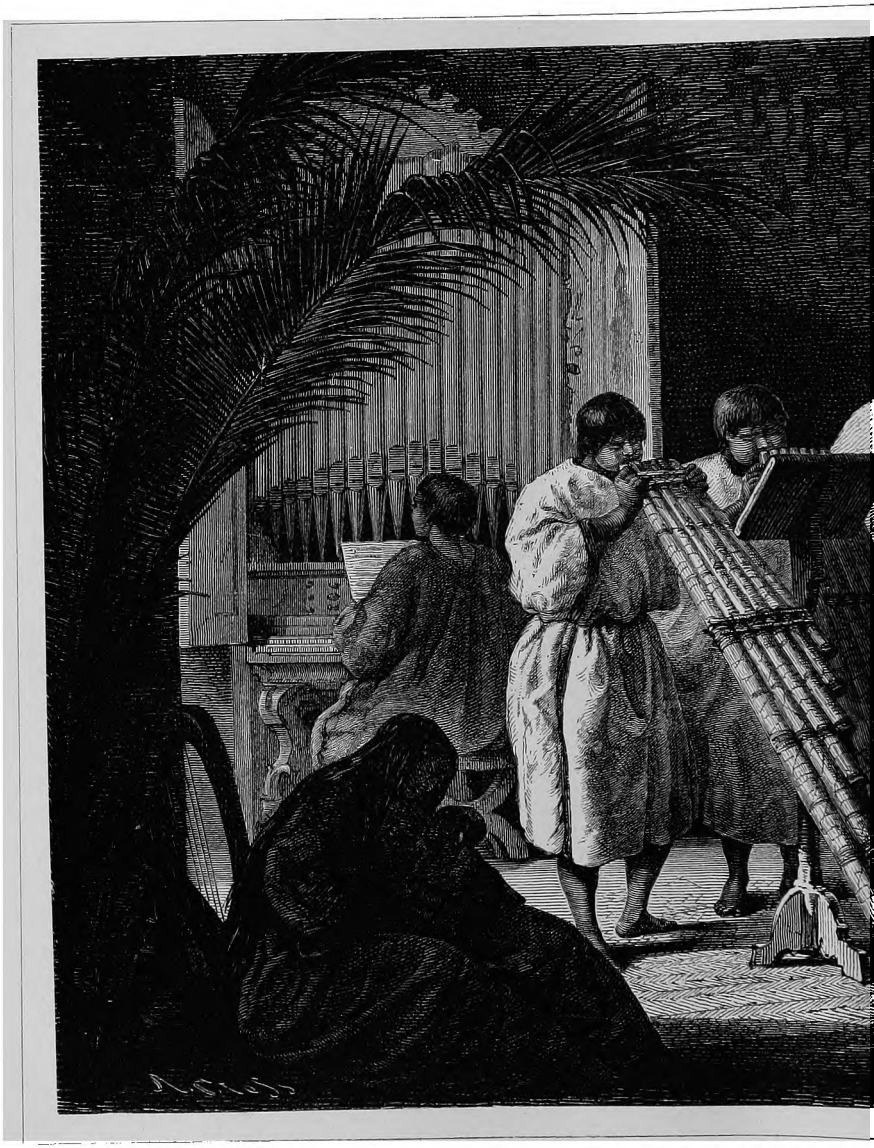
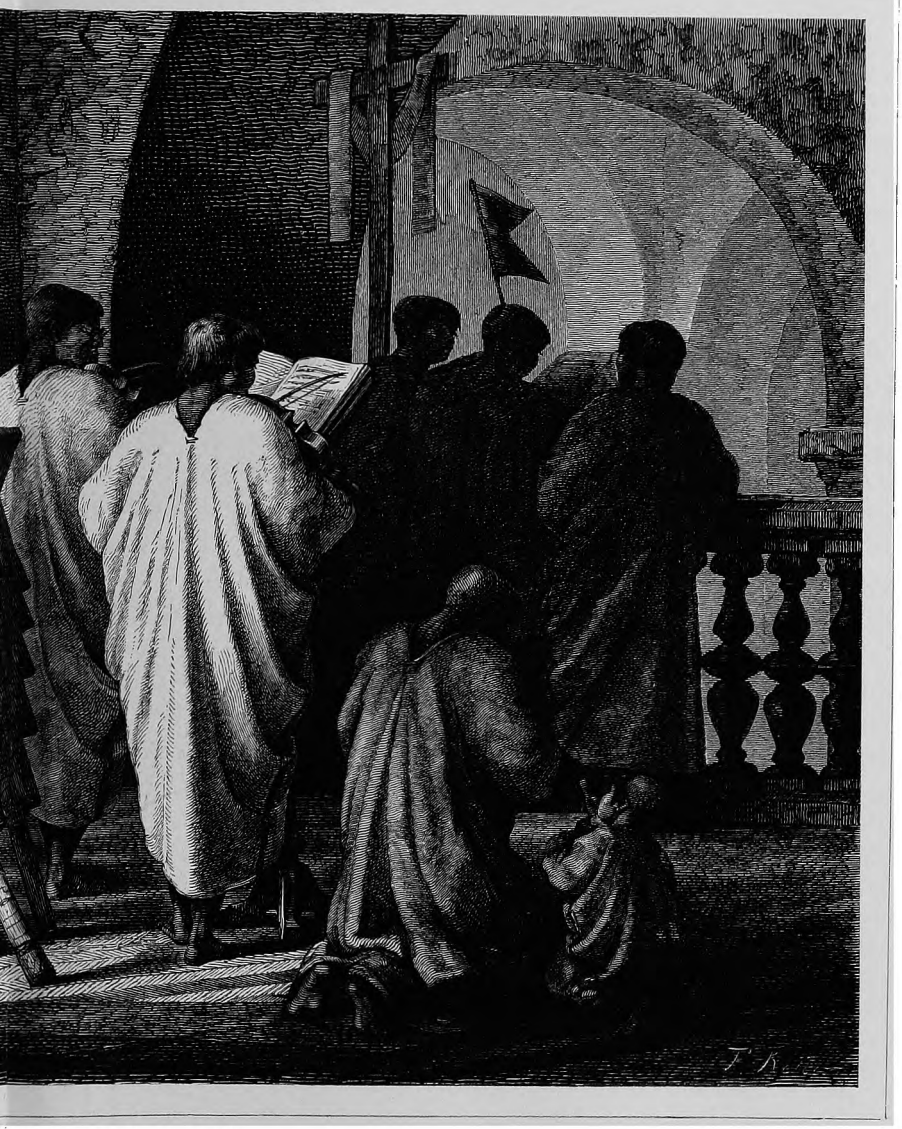


Fig. 78. Musikalisch
(Zu v. Schütz Amaz

Hosted by Google



Meſſe in Trinidad.
nas. 2. Aufl. S. 352.)

Hosted by Google

Hosted by Google

Heiligenschein von Arárasfedern tragenden Schwerttänzern[1] (Fig. 79), den mit Goldstickereien reich geschmückten Traghimmeln, den Kirchenfahnen und silbernen Kreuzen und dem aus der waffenfähigen, zum Teil mit Musketen, zum Teil mit Bogen und Pfeilen versehenen Mannschaft bestehenden Schluß des Zuges einen ungemein malerischen Anblick gewähren[2], ganz anders wie die heutigen „religiösen" Aufzüge in Brasilien mit ihrem sinnlosen, von betrunkenen Negern ausgeführten Lärm, die jedem religiösen und ästhetischen Sinne hohnsprechen.

In allen Dörfern waren zur Zeit der Jesuiten schöne Begräbnisplätze eingerichtet, geräumig, von Mauern umschlossen und mit Alleen von Lorbeer-, Orangen- und Citronenbäumen und den verschiedenartigsten Blumen geschmückt. Die Straßen der Dörfer waren gerade, in rechten Winkeln angelegt. Im Mittelpunkte befand sich der Platz mit der Kirche. Neben diesem war das Kollegium der Missionäre, und dann folgte eine Reihe öffentlicher Gebäude, Magazine, Scheunen und Werkstätten. Zu einer bestimmten Stunde der Nacht ertönte die Glocke, um die Zeit zum Schlafengehen anzuzeigen. Eine Patrouille, die alle drei Stunden abgelöst wurde, wachte über die Befolgung dieser Verordnung. Öffentliche Vergnügungen fanden von Zeit zu Zeit statt, namentlich gymnastische Spiele. Tänze zwischen beiden Geschlechtern waren ganz untersagt; es sollte dadurch allen Vergehungen gegen die Schamhaftigkeit vorgebeugt werden.

Die Portugiesen, noch grausamer als die ersten spanischen Eroberer, pflegten Einfälle in die Jesuitenmissionen zu machen, um die Grenzen ihres Gebietes zu erweitern, namentlich aber um Menschenraub zu treiben und die Indianer als Sklaven wegzuschleppen. Zur Verteidigung ihrer Missionen hatten die Jesuiten in Paraguay wie in Bolivia am Mamoré und in Chiquitos (dem heutigen bolivianischen Departement Santa Cruz, im östlichsten Teile Bolivias, zwischen Guaporé und Paraguay) ein eigenes Militärsystem eingeführt. In jeder Mission befanden sich zwei Compagnien wohldisciplinierter und wohlbewaffneter Milizen, die von ihren Kaziken befehligt wurden.

[1] Die Sitte des religiösen Schwerttanzes hat sich bei den Mojos erhalten. Keller beschreibt seine Feier bei Gelegenheit des Kirchweihfestes in der Mission Exaltacion. Ein Dutzend Schwerttänzer zogen mit dem phantastischen Kopfputze aus den langen Schwanzfedern des Araras und dem goldgelbroten Flaum von Tukanbrüsten in ihren glänzendweißen, aus Bast bereiteten Camisetas, klappernde Hirschklauen an den Knöcheln und ein breites, meist hölzernes Schwert in der Hand, unter der Führung ihres Häuptlings, der ein großes silbernes Kruzifix schwang, von Kreuz zu Kreuz, von Altar zu Altar und führten hier einen kriegerischen Tanz aus, der die Unterwerfung des freien Sohnes der Wildnis unter das milde Joch des Gekreuzigten darstellt und damit endet, daß der erhitzte Tänzer unter vielen Kniebeugungen zum Altare tritt, um hier seine Waffe mit seinem wilden Kopfputze zu den Füßen des Kruzifixes niederzulegen. [2] Keller 124.

Hosted by Google

Wöchentlich fanden unter dem Oberbefehl des Corregidors auf dem großen Platze vor der Kirche Waffenübungen statt, an denen sich die gesamte waffenfähige Mannschaft zu beteiligen hatte. So wurde es z. B. im Jahre 1691 möglich, einen Angriff der Pauliſten auf die Miſſionen von Chiquitos mit Feuerwaffen erfolgreich abzuſchlagen. Sobald eine Gemeinde von wilden Indianern oder Portugieſen bedroht ward, vereinigten ſich die verſchiedenen Abteilungen der Miliz und ſtellten den Räubern eine ſo achtunggebietende Macht entgegen, daß dieſe es nicht mehr wagten, ſich in der Nähe der Miſſionen zu zeigen.

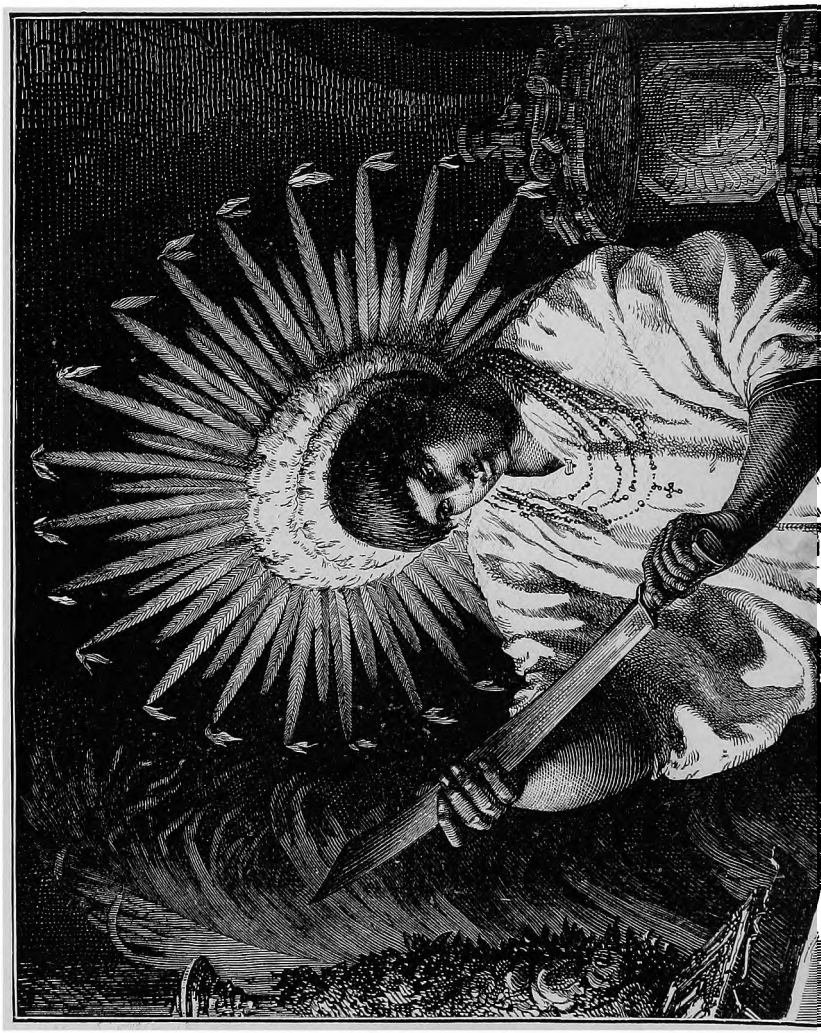
Die Grauſamkeit, mit der anfangs die Spanier die getauften Indianer behandelten, die ſie zu Sklaven machten, hatte in jenen Unglücklichen den Glauben hervorgerufen, die Taufe ſei das unauslöſchliche Zeichen der Sklaverei, ſo daß ſie ſchon bei dem bloßen Worte „Taufe“ erzitterten. Die Jeſuiten durchſchauten dies gleich und nahmen ſich vor, die Indianer ſtets liebevoll zu behandeln; ſie unterrichteten ſie wie Kinder, wieſen ſie zurecht wie Zöglinge, und wenn ſie Fehler begingen, tadelten ſie ſie wie Söhne. Hierdurch brachten es die Jeſuiten dahin, die Indianer in größern Gemeinden zu vereinigen; kannten dieſe dann einmal die Vorteile des geſellſchaftlichen Lebens und fanden ſie Gefallen daran, ſo war es leicht, ihnen mit Nutzen das Evangelium zu predigen. Seit jener Zeit befolgten die Jeſuiten immer den Grundſatz, zuerſt aus den Wilden Menſchen zu machen und ihnen erſt nachher die Religion beizubringen, während ſonſt vielfach die Miſſionäre in Südamerika, in der falſchen Annahme, die Indianer hätten kein Intereſſe für höhere Wahrheiten und für Fortſchritte in der äußern Lebenshaltung, ſich faſt ausſchließlich auf die Erteilung der Taufe beſchränken, woran freilich auch die geringe Anzahl der Miſſionäre und der Mangel an Mitteln zur Unterhaltung und Gründung ſtändiger Miſſionsſtationen[1] ſchuld iſt.

Allein gerade ihre unleugbaren Verdienſte um die Hebung der Indianer dienten den Feinden der Indianer, den habſüchtigen Bergwerksbeſitzern und Pflanzern und der verdorbenen Geiſtlichkeit des ſpaniſchen Amerika, zu einem Hauptangriffspunkte, um die Jeſuiten in Madrid zu verdächtigen. Nach Barry, dem Herausgeber der Berichte der beiden Ulloa, gaben die Jeſuiten auf die von jenen erhobenen Anſchuldigungen folgende Antwort: „Wir wollen uns nicht dem Nutzen widerſetzen, den ihr auf geſetzlichem Wege aus

[1] Wo ſolche beſtehen, iſt es naturgemäß, daß ſich die Miſſionäre mit ihrem Unterrichte zunächſt an die zur Aufnahme der Lehren beſſer befähigte Jugend wenden. So tauft z. B. P. Pallas in der Franziskanerſtation Quillaſu (Oxapampa) im Gebiete des Huancabambafluſſes bei den Antis in der Regel nur Kinder, Erwachſene nur in Todesgefahr, während ſich genug erwachſene Täuflinge einfinden würden, lediglich um ein Patengeſchenk zu erhalten. Siehe *Olivier Ordinaire*, Du Pacifique à l'Atlantique (Paris 1892) 102.

Hosted by Google

Hosted by Google



Hosted by Google

Fig. 79. **Ein Schwerttänzer bei den Mojos-Indianern.**
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 353.)

Hosted by Google

Hosted by Google

den Indianern ziehen könnt; aber wisset, es ist nie die Absicht des Königs gewesen, daß ihr sie im Widerspruche mit dem Gesetze Gottes als Sklaven betrachten sollet. In Bezug auf diejenigen Indianer, die wir für unsern Herrn Jesus Christus zu gewinnen unternommen haben, und auf die ihr gar kein Recht besitzet, indem sie nie durch Waffengewalt unterworfen worden sind, erklären wir euch unsern Entschluß, aus ihnen Menschen und wahre Christen zu machen. Später werden wir sie dahin bringen, daß sie sich aus eigenem Antriebe und eigenem Interesse dem Könige unterwerfen, und dies hoffen wir mit Gottes Hilfe bald zu erreichen. Nie glauben wir, daß es erlaubt sei, sie ihrer Freiheit zu berauben; denn darauf besitzen sie ein natürliches und unbestreitbares Recht. Doch werden wir ihnen begreiflich machen, daß der Mißbrauch der Freiheit nur schadet, und werden sie lehren, diese in den richtigen Grenzen zu bewahren. Einsehen sollen sie die großen Vorteile der Abhängigkeit, in der die civilisierten Völker leben, sowie des Gehorsams gegen einen Fürsten, der nur ihr Beschützer und Vater sein will — dann werden sie gewiß ihr Joch mit Freuden tragen und den glücklichen Augenblick segnen, in dem sie seine Unterthanen geworden sind. Aber vor allem sollen sie die Erkenntniß des wahren Gottes erlangen, was mehr wert ist als alle Schätze der Welt."

Allein alles dieses half ihnen nichts; ihre Austreibung war einmal beschlossen und ward in aller Hast und mit der größten Strenge und Härte durchgeführt. Dies war das Schicksal der Jesuiten, die in Amerika so Großes geleistet hatten[1]. Sie sahen sich plötzlich alles dessen beraubt, was sie durch ihren Fleiß und ihre Talente ohne Bedrückung ihrer Nächsten, und ohne den König oder das Publikum betrogen zu haben, rechtlich erworben hatten. Von den großen Schätzen an Gold und Silber, die sie besitzen sollten, hat sich indes nichts vorgefunden[2]. Die Güter, die man ihnen wegnahm, waren nicht Privateigentum der Einzelnen, und so ließen sie den Raub ruhig geschehen; nur sahen sie mit Schmerz voraus, wie bald diese Güter verschleudert werden würden, ohne den geringsten Nutzen zu bringen,

[1] Von dem Wirken eines jener Pioniere, des 1772 in Luzern verstorbenen P. Martin Schmid, entwirft J. Spillmann, In der Neuen Welt I, Westindien und Südamerika (Freiburg, Herder, 1894) 141—153, nach Schmids Briefen eine lebensvolle Schilderung.

[2] Noch im Jahre 1865 erwirkte ein Deutscher, Paul Treutler, von der peruanischen Regierung die Erlaubnis, unter dem frühern Jesuitenkolleg in Lima Nachgrabungen nach verborgenen Schätzen anzustellen — unter der Bedingung, den fünften Teil der Funde der Regierung auszuliefern. Die Ausgrabungen, die sicher nichts zu Tage gefördert hätten, fanden durch die Verjagung des Präsidenten Pezet, der sie leitete und in seinem Eifer ganz die sich vorbereitende Revolution übersehen hatte, ein tragikomisches Ende. Siehe Paul Treutler, Fünfzehn Jahre in Südamerika III (Leipzig 1882—1883), 159 ff.

Hosted by Google

und daß mit ihrer Austreibung die Indianer und die Armen ihren letzten Schutz verlieren mußten. Niemand trat hinfort gegenüber den Menschenjagden der Brasilianer und den unmenschlichen Bedrückungen von seiten brasilianischer und spanischer Kreolen, denen die Indianer bis zum heutigen Tage unterworfen sind, für deren Rechte ein. Aber auch die Häuser Braganza und Bourbon, deren Häupter damals leichten Herzens mit einem Federstriche die Armen ihrer einzigen Beschützer beraubt hatten, sind heute ebenso vom Festlande von Südamerika ausgeschlossen, wie dies im vorigen Jahrhundert jenen Opfern eines aufgeklärten Absolutismus widerfahren ist.

In der That sind jetzt die herrlichen Schöpfungen der Jesuiten, ihre großen Missionen, kläglich verkommen. Was dort noch an wertvollen Anlagen vorhanden ist, sind kleine Reste von dem, was die Jesuiten in frühern Zeiten geschaffen haben; so die oben erwähnten Rindviehherden und dann auch die Kakaowälder am Mamoré, die noch heute das wertvollste Erzeugnis jener Gegend liefern, das viel nach dem Innern von Bolivia verkauft wird. Dieser Kakao findet nirgends seinesgleichen und ist weit feiner als der berühmte Kakao von Caracas oder Soconuzco, wie man auch nirgends auf der Welt bessere Schokolade trinkt als in Bolivia. Deshalb nimmt auch fast jeder Händler, der vom Mamoré aus mit Strohhüten — denn auch diese werden in den Missionen fabriziert — nach Pará geht, eine volle Bootsladung von Kakao mit, obgleich am untern Amazonas sehr viel Kakao gebaut und ausgeführt wird; allein dieser brasilianische Kakao ist dem in den Missionen gezogenen an Güte nicht zu vergleichen, und daher lohnt es sich, trotz der teuern Fracht und der Schwierigkeit der Schiffahrt auf dem Madeira, Kakao nach Pará zu bringen. Ebenso wird es sich, wenn der Weg von der deutschen Kolonie Pozuzo zur Mairomündung in guten Stand gesetzt ist, trotz der großen Entfernung und hohen Fracht sogar lohnen, Kaffee aus der Kolonie nach Pará auszuführen; denn der brasilianische Kaffee ist nur halbsoviel wert wie der von Pozuzo.

Die erste der fünfzehn frühern Jesuitenmissionen von Bolivia, die man vom Madeira aus erreicht, ist das Dorf Exaltacion, das ungefähr 4 km vom Mamoré entfernt auf einer großen ebenen Prairie erbaut ist. Es hat ungefähr hundert mit Ziegeln gedeckte Adobehäuser, die nach der spanischen Sitte sich rechtwinklig schneidende Straßen bilden und einen großen viereckigen Platz umrahmen. Die Mojos-Indianer der Missionen sind gar keine häßliche Rasse, und unter den jungen Mädchen, von denen viele ziemlich hellfarbig sind, findet man ganz hübsche Gesichter. Nur ahmen einige von ihnen sonderbarerweise die Sitte vieler wilden Stämme nach, sich die Vorderzähne spitz zu feilen, wodurch man immer, wenn sie den Mund öffnen, an einen Alligator oder eine Klapperschlange erinnert wird.

Hosted by Google

In Exaltacion[1], wie überhaupt in den Missionen, nimmt die Zahl der Indianer rasch ab, und die vielen leerstehenden Häuser und Ruinen geben dem Orte ein trauriges Ansehen. Augenblicklich ist die Bevölkerung wohl unter 1500 Seelen gesunken, während noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts an 4000 Indianer dort gelebt haben sollen. Und doch ist das Klima sehr gut, mit Ausnahme der Zeit, wo der Fluß alles überschwemmt, was ungefähr alle sieben Jahre vorkommt. Dann, aber auch nur dann, kommen Wechselfieber vor. Der Grund der Abnahme der indianischen Bevölkerung kann also nicht im Klima liegen, sondern ist in den schlimmen Folgen zu suchen, die das Kautschukgeschäft des Madeira und Purus für Bolivia mit sich bringt. Dieses Geschäft ist der eigentliche Grund, weshalb nicht nur Exaltacion, sondern auch alle andern Missionen jetzt so rasch ihre Bevölkerung verlieren. Jeder Spekulant nämlich, der mit Waren den Fluß hinunter nach Brasilien geht, braucht Ruderer, die er meist von den Behörden, die oft die Indianer mit Gewalt in seinen Dienst pressen, für Geld und gute Worte geliefert bekommt. Die meisten dieser Indianer aber bleiben in den Kautschukwäldern Brasiliens, wo sie bald in Schulden geraten, hängen und kehren selten in ihre Heimat zurück. Wie Mathews mittheilt, gingen im Jahre 1873 aus Bolivia 43 Kanoes die Madeirafälle hinab, während nur 13 den Fluß wieder heraufkamen. In den zehn Jahren vorher hatten die Missionen auf diese Weise 10000 Männer verloren. Ein sehr schlimmer Umstand dabei ist, daß die Kautschukspekulanten und Händler, die flußabwärts fahren, den Indianern nicht erlauben, ihre Frauen oder Familien mitzunehmen, weil in den mit Waren beladenen Kanoes kein Raum für sie vorhanden ist. Daher kommt es, daß jetzt in den Dörfern des Departements Beni, wie die frühern Jesuitenmissionen heutzutage genannt werden, auf fünf weibliche Erwachsene nur ein männlicher kommt und die Bevölkerung, wie in Paraguay nach dem blutigen Kriege gegen Brasilien und Argentinien, wegen Mangels an Männern abnimmt. Nach portugiesischen Angaben hatten im Jahre 1749 die 15 Missionen des Beni eine Bevölkerung von 26000 Indianern, während sie heute kaum 8000 enthalten.

Um diesem Mißstande abzuhelfen, müßte die bolivianische Regierung — die freilich vor lauter Revolutionen und Revolutionsversuchen keine Zeit hat, an das Wohl ihrer Bürger zu denken — mit Brasilien einen Vertrag schließen, wonach die bolivianischen Indianer, die von den Kautschukspekulanten am Madeira in Leibeigenschaft gehalten werden, befreit würden, um in ihre Heimat zurückkehren zu können. Die Sklaverei ist freilich dem Namen nach in Bolivia längst abgeschafft, ebenso in Brasilien der Sklavenhandel und neuerdings auch die Sklaverei[2]; allein am Amazonas, Madeira und Purus

[1] 1704 gegründet. [2] Seit dem 13. Mai 1888.

Hosted by Google

giebt es außer dem thatsächlich fortbestehenden Handel mit den den Wilden abgejagten oder abgekauften Indianerkindern noch eine besonders schlimme Form der Sklaverei; hier halten sowohl brasilianische als bolivianische und europäische Spekulanten ihre Arbeiter durch Branntwein und Schulden in fortwährender Leibeigenschaft. Nach dem brasilianischen Gesetze darf nämlich der Arbeiter den Dienst nicht verlassen, solange er seinem Herrn Geld schuldet. Dieser weiß es nun so einzurichten, daß der arme braune oder schwarze Arbeiter seine Schulden nie los wird.

Die Reisenden, die vom Amazonas und Madeira nach dem Innern von Bolivia gehen, haben außer Exaltacion noch die frühere Mission Trinidad[1] zu berühren, zur Zeit Hauptstadt des Departements Beni und Sitz eines bolivianischen Präfekten. Auch einige Kaufleute haben sich hier niedergelassen, die Mehl und Salz aus Cochabamba in Bolivia und europäische Manufakturwaren aus Brasilien beziehen und Kakao, Häute und Tigerfelle nach Cochabamba schicken. Unter diesen Tiger- oder vielmehr Jaguarfellen kann man riesige Exemplare sehen, die von der Schwanzwurzel bis zur Schnauze 1,8 m messen; sie werden meist von den wilden Indianern eingehandelt. Die Stiere der Savannen wissen ihre Herden sehr gut gegen die Angriffe des Jaguars zu verteidigen, der es daher nur wagt, einzeln weidende Rinder zu überfallen. Die Rindviehrasse dieser Savannen ist sehr groß und kräftig gebaut und wiegt im Durchschnitt fast das Doppelte der brasilianischen Rinder. Der größte Teil der Bevölkerung von Trinidad besteht gleichfalls aus Mojos-Indianern, die außer ihrem Ackerbau, der ihnen in diesem fruchtbaren Lande wenig Mühe verursacht, noch etwas Industrie treiben. Aus Baumwolle, die noch aus der Jesuitenzeit herstammt und seitdem verwildert ist, weben sie sehr gute und dauerhafte Zeuge, die die Gewebe aus Manchester an Güte weit übertreffen; ebenso verfertigen sie gute Hängematten und bereiten aus der innern Rinde verschiedener Baumarten ganz vorzügliche Hemden. Ferner stellen sie auf dieselbe Weise wie die Bewohner von Moyobamba sehr feine Panamahüte her. Ein feiner Hut, den der Indianer hier für 4 Dollars verkauft, an dessen Herstellung er mehr als einen Monat lang gearbeitet hat, gilt in Pará oder in Panamá 20 Dollars und darüber.

Oberhalb Trinidad verläßt man den Mamoré und geht einen seiner Nebenflüsse, den Chaparé, hinauf bis nach Coni, wo die Schiffahrt aufhört und die Reise nach dem Innern von Bolivia — zunächst nach Cochabamba — auf Maultieren fortgesetzt werden muß. Die Entfernung bis Cochabamba ist ungefähr 68 Stunden; der Weg ist ähnlich wie der von Moyobamba nach Chachapoyas — nur etwas besser — und steigt beständig;

[1] 1687 gegründet.

Hosted by Google

im Anfange geht es durch Montañas, tropische Urwälder, die nur hin und wieder durch Lichtungen unterbrochen werden, in denen hauptsächlich Coca gebaut wird. Wegen der größern Entfernung vom Äquator hört hier schon bei 3500 m der Baumwuchs auf, und ehe man nach Cochabamba gelangt, muß ein Zweig der Andes überschritten werden, dessen Paß 4000 m Meereshöhe erreicht. Bei Coni lebt ein noch wilder, aber friedlicher Indianerstamm, die Yuracarés, die von den Jesuiten bekehrt worden waren, später aber zum Heidentume zurückgekehrt sind. In ihrer Religion kann man übrigens noch manche Spur vom Christentum entdecken, wie auch in ihren Sagen. So befinden sich in der Mitte eines der Quellflüsse des Mamoré drei riesige Steinblöcke zur Höhe von etwa 30 m übereinandergetürmt. Die Yuracarés glauben, das Menschengeschlecht sei aus einer Verbindung des Tigers mit diesen Steinblöcken entstanden, deren Sprößling „Mamoré" genannt ward, was in ihrer Sprache Eva bedeuten soll. Diese Eva hatte zwei Söhne, deren einer, sehr böse und lasterhaft, der Stammvater der Bolivianer wurde; der andere, tugendhaft und gut, ist der Ahnherr der Yuracarés. Der ganze Stamm zählt etwa 500 Männer, die im ganzen gut und kräftig gebaut sind und ziemlich hübsche Gesichtszüge haben. Wie bei allen Wilden sind auch bei den Yuracarés die Weiber, weil sie die meisten Arbeiten verrichten müssen, viel kleiner und schwächer als die Männer. Sie kennen alle Farbhölzer der Wälder und bereiten daraus sehr hübsche Farben, womit sie ihre Rindenhemden, die sie noch besser als die Mojos herstellen, und Baumwollenzeuge, die sie aus wilder Baumwolle verfertigen, färben. Von allen Wilden des Beni und des Mamoré sind sie die besten Bogenschützen und daher von den andern Stämmen gefürchtet.

Von der Höhe des Bergpasses genießt man eine sehr ausgedehnte Fernsicht und glaubt nach den beiden entgegengesetzten Seiten zwei einander ganz fremde Länder zu sehen. Gegen Norden sind die immer niedriger werdenden Höhenzüge mit einer ungemein üppigen tropischen Vegetation bedeckt; nach Süden hin dagegen scheinen die hohen Bergketten der Andes nichts anderes hervorzubringen als Felsen und Steine, die auch in den Thälern und Ebenen so reichlich vorhanden sind, daß sie an vielen Orten den Anbau erheblich erschweren. Diese felsige und steinige Natur des Bodens giebt dem Lande ein trauriges Ansehen, das nur dort, wo ein aus dem Hochgebirge herabkommender Fluß oder Bach eine Bewässerung möglich macht, durch das Grün der Felder und durch einzelne Baumgruppen gemildert wird. Auch Schneeberge kann man erblicken, und selbst auf dem Bergpasse kommen zuweilen furchtbare Schneestürme vor, von denen einer im Jahre 1873 den Paß so tief mit Schnee bedeckte, daß ein Arriero mit einem großen Trupp von Packmaultieren in den Schneewehen umkam.

Hosted by Google

Cochabamba selbst, nach La Paz die bedeutendste Stadt von Bolivia, liegt 2560 m über dem Meere in einer schönen Ebene, über die sich noch zwei gewaltige Schneeberge 3400 m höher erheben. Cochabamba teilt mit La Paz und Sucre den Ruhm, die Hauptstadt der Republik zu sein. Bald zieht ein Präsident, der in Bolivia alle Augenblicke wechselt, die eine, bald die andere dieser Städte als Regierungssitz vor. Die Stadt ist gut gebaut, hat regelmäßige, gerade Straßen, die alle in die Plaza münden, wo sich die Regierungsgebäude befinden, und von der die Kathedrale die eine Seite fast ganz einnimmt. Cochabamba zählt ungefähr 20000 Einwohner, die großenteils dem alten Quichua- oder dem Aymarastamme angehören; doch giebt es auch sehr viele Mestizen und unter den höhern Ständen auch manche Abkömmlinge von alten spanischen Familien, die natürlich alle behaupten von Herzogen oder Marquis abzustammen. Der Hauptreichtum des Departements liegt im Ackerbau, der in der fruchtbaren Ebene von Cochabamba reiche Ernten von Weizen, Gerste, Mais und Kartoffeln liefert, die in den benachbarten Bergwerksbezirken stets einen guten Absatz finden. In der Umgebung der Stadt befinden sich auch viele Gärten, die alle Arten von Obst, wie Trauben, Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Erdbeeren, Orangen und Limonen, hervorbringen; in einigen werden auch viele europäische Blumen gezogen, so daß man sich hier beinahe in die Gärten Südfrankreichs oder Norditaliens versetzt glauben könnte. Wie fast alle spanisch-amerikanischen Städte besitzt auch Cochabamba seine Alameda oder öffentliche Promenade. Sie besteht aber nur aus vier Pappelalleen; man betritt sie durch das Thor eines großen Triumphbogens, auf dessen Wand ein bolivianischer „Künstler" in den grellsten und schreiendsten Farben Schlachten aus dem Unabhängigkeitskriege dargestellt oder vielmehr hingekleckst hat, die alles weit hinter sich lassen, was man auf den Schaubuden unserer Dorfmärkte von Mordthaten abgemalt findet. Überhaupt scheint der Kunstsinn in Bolivia ungefähr so weit vorgeschritten zu sein wie in Peru, wo man selbst in der Hauptstadt Lima die horrendesten Wandgemälde in öffentlichen Gebäuden finden kann. In Cochabamba sind übrigens einige bedeutende Handlungshäuser, unter denen seiner Zeit namentlich drei deutsche Firmen hervorragten. Alle europäischen Manufakturwaren mußten vor dem Bau der Eisenbahn von Arequipa nach Puno von dem jetzt chilenischen Hafen Arica aus auf dem Rücken von Maultieren über die Andes hierher befördert werden, was sie natürlich ungemein verteuerte. Die Fracht beträgt für die Maultierladung von 125 kg 100—200 Mark, je nach der Jahreszeit und der Qualität der Waren. Wegen dieser teuern Fracht beschränkt sich die Ausfuhr von Bolivia fast nur auf Silber, Zinn und Kupfer, woran das Land Überfluß besitzt; ferner auf Kakao und Coca sowie auf Chinarinde, die aber dank der Regierung, die zwar einen Ausfuhrzoll davon erhebt,

Hosted by Google

aber nicht das geringste für die Erhaltung der Chinabäume thut, immer mehr abnimmt. Das Klima von Cochabamba ist eines der herrlichsten der Welt und nur geringem Wechsel unterworfen. Große Hitze und Kälte sind unbekannt, und auch die Regen sind nie lange anhaltend und fallen nicht lästig; namentlich Brustkranke werden nicht leicht einen ihnen mehr zusagenden Aufenthalt finden können — wenn nur die Reise nach Cochabamba nicht

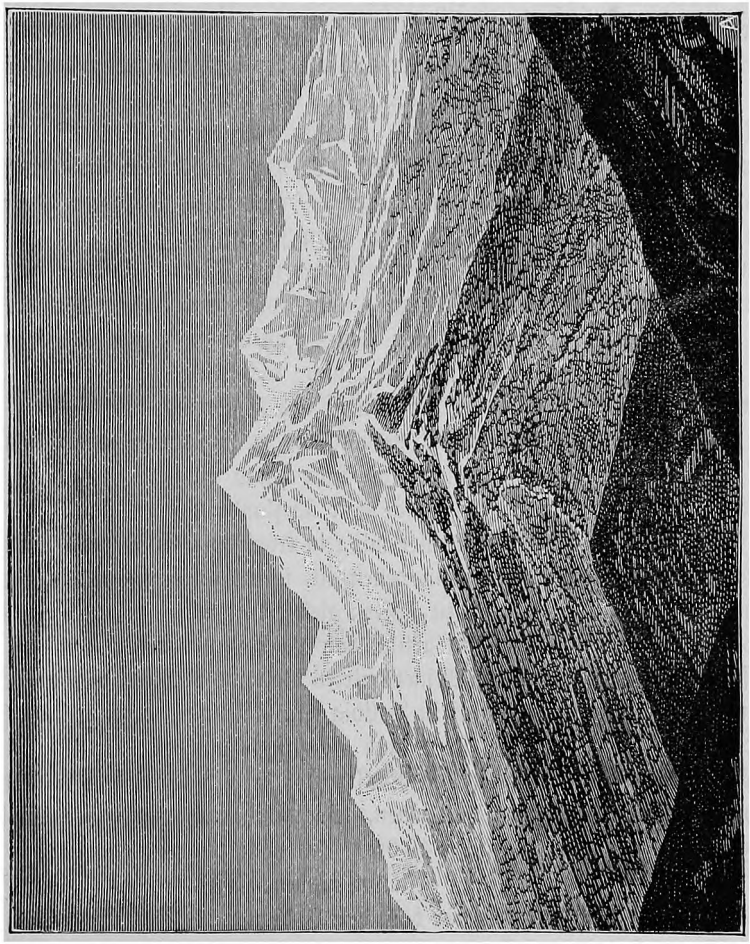


Fig. 81. Der Illimani.

gar so beschwerlich wäre! Auch Wechselfieber kommen hier fast nicht vor, und ebensowenig könnten die Blattern oder das Scharlachfieber hier je gefährlich werden, wenn nicht die indolenten Bewohner großenteils so entsetzlich schmutzig wären. Abzugskanäle giebt es nicht, nur einige der Hauptstraßen werden täglich durch Gefangene gekehrt, die andern Straßen und Plätze aber niemals; den Unrat als Dünger zu benutzen, fällt niemanden ein.

Hosted by Google

Viel wichtiger als Cochabamba ist La Paz (Fig. 80), das schon nicht mehr sehr weit von der peruanischen Grenze und vom Titicacasee entfernt ist. Eine 80 km lange Kunststraße führt von der Stadt zum südöstlichen Ufer des Sees. Zwei kleine Dampfboote, die man auf dem Rücken von Maultieren in diese entlegene Gegend gebracht hat, vermitteln den Verkehr zwischen den am See gelegenen bolivianischen Orten und der peruanischen Stadt Puno. Von Puno[1] aus führt eine Eisenbahn über Arequipa nach dem am Stillen Meer gelegenen Hafen Mollendo. Nicht weit von La Paz sind zwei der höchsten Bergriesen Amerikas, die beide höher sind als der berühmte Chimborazo, und die nur der in Chile gelegene Aconcagua[2] an Höhe etwas übertrifft: der 6410 m hohe Illimani (Fig. 81) und der noch etwas höhere Illampu oder Nevado de Sorata (6550 m). La Paz selbst liegt 3650 m über dem Meere, weshalb die Vegetation hier — namentlich im obern Teile — sehr ärmlich ist und wenig Bäume zu sehen sind. Auf der Alameda sieht man eine Art Trauerweiden und in den Gärten wilde Oliven, Holunderbäume, eine Art Weichselkirschen, die zeitigen, und Apfelbäume, deren Früchte nie zur Reife gelangen. Aber nur eine Stunde weiter unten im Thale finden sich schon reife Äpfel in Menge vor, und noch etwas weiter unten auch Pfirsiche. Die Stadt ist zu beiden Seiten des Flusses gleichen Namens auf sehr abschüssigem Terrain erbaut, weshalb die meisten Straßen ausnehmend steil sind und die obersten schon an die kalte Puna grenzen. Hingegen liegt wieder nicht weit von La Paz nach dem Tieflande hin die Landschaft der Yungas, tief einschneidende Thäler mit rein tropischem Klima und von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit, in denen ein so feiner Kaffee und Kakao gedeiht, wie es in der Welt keinen bessern giebt; hier wird auch sehr viel Coca gezogen, die einen Haupthandelsartikel von La Paz ausmacht, von wo aus große Massen nach den kalten Minenbezirken Bolivias versandt werden; denn ebenso wie in Peru arbeitet auch in Bolivia kein Indianer, wenn er nicht seine Coca kauen kann. La Paz, sonst auch Hauptstapelplatz für die Chinarinde, macht in dieser Hinsicht jeden Tag Rückschritte; denn bald wird es in Bolivia und Peru, der Heimat der Cinchonen, keine Chinarinde mehr zur Ausfuhr geben. La Paz hat ungefähr 40 000 Einwohner, deren Hauptmasse die Mestizen bilden, die hier Cholos genannt werden. Diese Cholos (Fig. 82) repräsentieren — abgesehen von der bloß von Indianern betriebenen Schlächterei und Maurerei — den Handwerkerstand und sind weit schlimmer als die Mestizen in Peru und auch schlimmer als die Mestizen der andern bolivianischen Städte; sie sind eine verdorbene, stets zu blutigen Aufständen geneigte Bevölkerungsklasse. Die Weißen von La Paz hingegen, die natürlich alle

[1] In Puno ist die Stammesgrenze zwischen den Quichua (nördlich) und den Aymará, die von Puno bis La Paz wohnen; von La Paz an wohnen wieder Quichua.

[2] 6970 m.

Hosted by Google

Hosted by Google

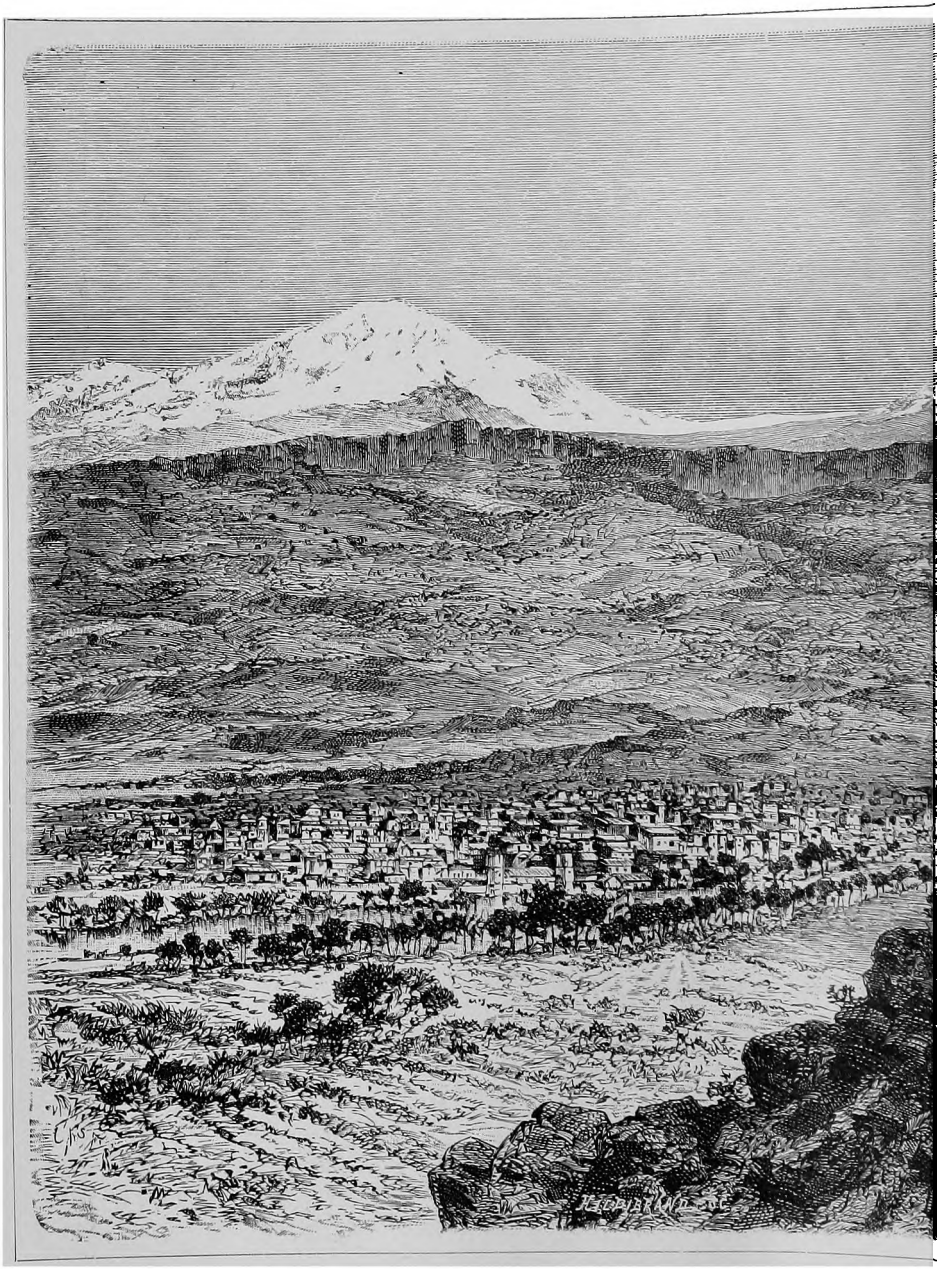
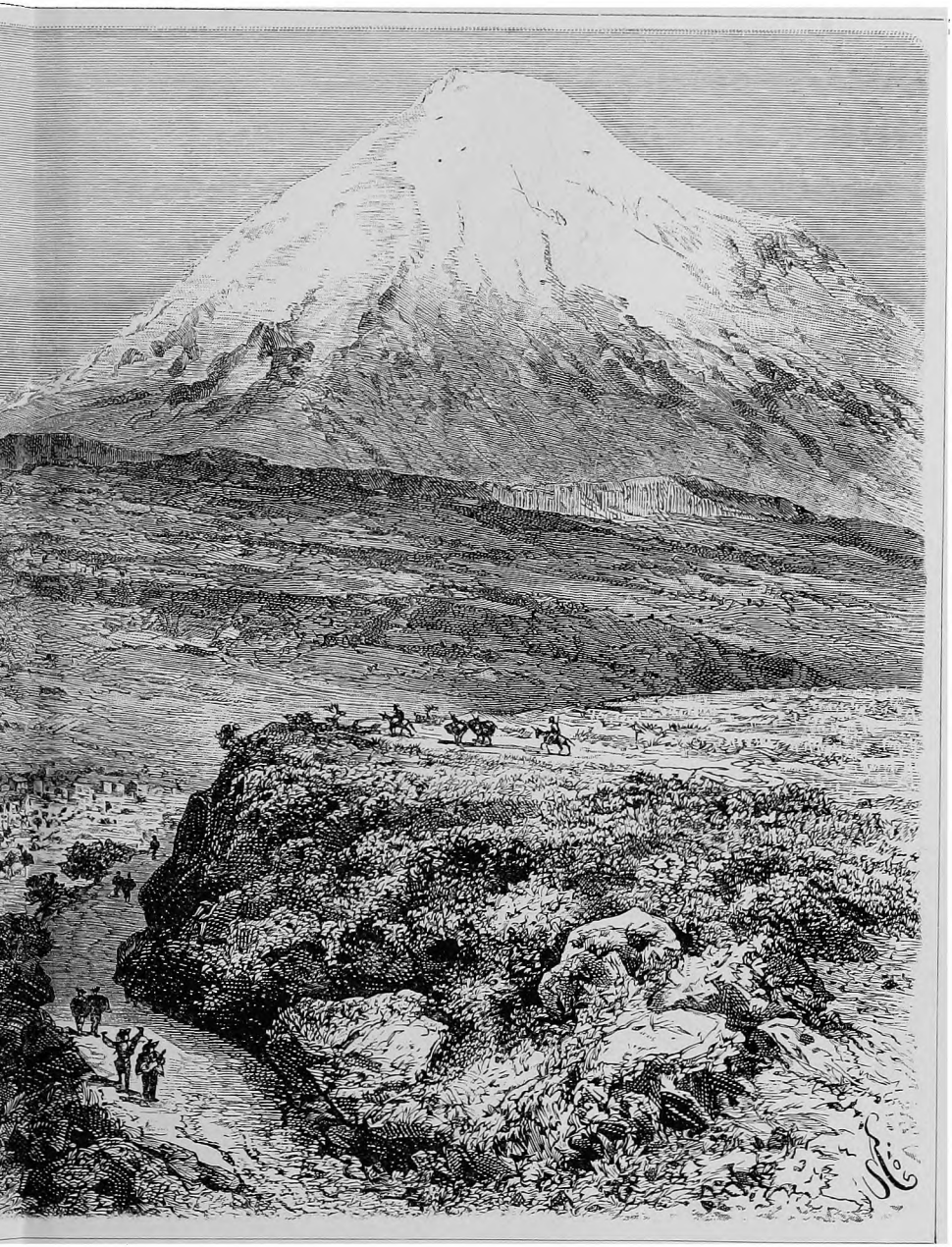


Fig. 80.
(Zu v. Schütz Amazon

Hosted by Google



30. La Paz.
Amazonas. 2. Aufl. S. 362.)

Hosted by Google

Hosted by Google

behaupten, von rein spanischem Blute abzustammen, obgleich Gesichtsform und Hautfarbe diese Behauptung oft Lügen strafen, sind meist Faulenzer, entweder Grundbesitzer oder Regierungsbeamte, Anwälte, Offiziere u. dgl.

Fig. 82. Bolivianische Cholos.

Die dritte und officielle Hauptstadt von Bolivia ist Sucre, früher Chuquisaca genannt. Sie liegt auf einer Hochebene 2694 m über dem Meere und hatte bei der letzten Volkszählung[1] über 17 000 Einwohner,

[1] 1880—1882.

Hosted by Google

meist Indianer und Mestizen, unter denen die weiße Aristokratie ziemlich verschwindet. In Sucre besteht keine Industrie und viel weniger Handel als in Cochabamba und La Paz; in frühern Zeiten, unter der Herrschaft der Spanier, waren die hiesigen Indianer berühmt durch ihre Kunstfertigkeit in der Bildschnitzerei, in Elfenbein- und Perlmutterarbeit. Noch immer kann man hier schöne Kunstwerke dieser Art in Möbeln, Schmucksachen, Kruzifixen u. dgl. finden; doch werden sie immer seltener, da die Fremden sie überall aufzukaufen suchen und die alte Kunst seit der Herrschaft der Republik, die nur Korruption gebracht hat, wie so manches andere Wertvolle ausgestorben ist. Sucre soll seinen Ursprung der Nähe der berühmten Silberminen von Potosí verdanken, deren kaltes Klima — Potosí liegt mehr als 4000 m über dem Meere — die reichen Bergwerksbesitzer bewog, in dem mildern Klima von Chuquisaca einen angenehmern Aufenthaltsort für ihre Familien zu suchen. Die Entfernung von Potosí beträgt indes ungefähr 100 km. Sogar eine Universität wurde hier gegründet, und schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ward die Stadt der Sitz des obersten Gerichtshofes für Südperu, Chile und die La Plata-Länder, sowie eines Erzbischofs. Die Universität besteht noch; von ihren wissenschaftlichen Vorzügen ist aber noch wenig im Auslande bekannt geworden; jedoch scheint sie sehr freigebig mit der Verleihung von Doktortiteln zu sein: wenigstens trifft man in keinem Lande der Welt — selbst in Nordamerika nicht — so viele „Doktoren" an wie in Bolivia.

Es giebt in Sucre viele Kirchen, von denen aber keine sich durch Schönheit auszeichnet; fast alle sind mit einem dicken Gipsüberwurfe bedeckt und zum Teil schauerlich bemalt. Die größte dieser Kirchen, die „Unserer Lieben Frau von Guadalupe" geweihte Kathedrale (Fig. 83), liegt am Hauptplatze und macht sich durch ihre bedeutende Ausdehnung sowie durch ihren großen Reichtum bemerkbar. Früher soll sie ungeheure Schätze an Gold und Juwelen besessen haben, die ihr von glücklichen Bergwerksunternehmern von Potosí geschenkt worden waren. Noch besitzt sie ein höchst wertvolles Bild der Mutter Gottes von Guadalupe. Die Figur ist über 2 m hoch und mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen übersät, die zusammen auf 2 Millionen Dollars — wohl zu hoch — geschätzt werden. Zu verwundern ist nur, daß noch keiner der gierigen Abenteurer, die auf dem Präsidentenstuhle Bolivias gesessen, bis jetzt Hand an diese Schätze gelegt hat, wie es mit dem aus den Zeiten der Jesuiten stammenden Kirchenschatz der Missionen im Departement Beni geschehen ist, der in den dreißiger Jahren von der „gerechten" Regierung zur Strafe für eine Ausschreitung einzelner Indianer von Santa Ana dem Befehle nach um die Hälfte, in Wirklichkeit sicher um mehr als 3000 Pfund Silber — so viel blieb noch in den Kirchen zurück — er-

Hosted by Google

leichtert wurde [1]. Vermutlich haben es die Machthaber bisher aus Furcht vor dem Volke noch nicht gewagt, das sich einen solchen Raub nicht hätte gefallen lassen; denn mit den Cholos von Sucre ist nicht zu spaßen. Noch vor kurzer Zeit besaß übrigens diese Kathedrale 24 große Kandelaber von massivem Silber. Präsident Melgarejo, ein roher Mensch, ein Mörder und Trunkenbold [2], der damals seine schlechten Halbdollarstücke prägen ließ und dazu viel Silber brauchte, ließ die Leuchter einschmelzen mit Ausnahme von zweien, die allein übrig geblieben sind, um von der frühern Pracht der Kirche und dem elenden Vandalismus eines bolivianischen „Staatsmannes" Zeugnis abzulegen. Diese zwei Leuchter sind mehr als 2 m hoch, und jeder soll über 50 kg wiegen. Die Kathedrale besitzt auch einige Gemälde von hohem Werte, von denen zwei dem Velasquez zugeschrieben werden.

Wie im spanischen Amerika überhaupt, so hat auch in Bolivia der Klerus unter dem langjährigen System des Staatskirchentums viel an Achtung und Würde eingebüßt. Eine Reform, wie sie vom Apostolischen Stuhle verlangt und vom bessern Teile der Geistlichkeit erstrebt wird, würde dem Lande zu großem Segen gereichen.

Sucre ist jetzt wieder der Sitz der Regierung und des Kongresses. Außerdem weilen hier viele Offiziere, deren Gesamtzahl bei einem Armeebestand von höchstens 2000 Mann 1022 beträgt.

Sowohl im Heere, das noch durch eine Nationalgarde verstärkt werden kann, in der alle Bürger zu dienen verpflichtet sind, wie in der Staatsverwaltung und Volksvertretung sieht es sehr schlimm aus; für ein solches Volk — und besser als das bolivianische ist mit Ausnahme der Chilenen und Argentiner kein einziges der spanisch-amerikanischen Staaten — paßt die republikanische Regierungsform wie eine Faust aufs Auge. Am lächerlichsten aber sind die hochtrabenden, phrasenreichen Reden der „Volksvertreter", die doch alle käuflich sind. Es wäre wirklich schwer, irgend welche Principien bei den verschiedenen Parteien, den „Liberalen" und „Konservativen" ausfindig zu machen, da die ganze Politik dort nur rein persönliche Interessen verfolgt und die politischen Parteien entstehen und vergehen, wenn gerade ein besonders schlauer und ehrgeiziger Führer auftaucht, um rasch wieder einem andern Platz zu machen. Ein typisches Bild von solchen bolivianischen Staatsmännern bietet die Lebensgeschichte des Generals Hilario Daza, der

---

[1] Keller-Leuzinger 127. An diesem Beispiele sieht man auch wiederum, wozu die Jesuiten die Einkünfte der Missionen verwandten; die Mission von San Pedro allein hatte 2000 Pfund Silber in ihrem Kirchenschatze. Würde man Thatsachen wie diese und die weitere ins Auge fassen, daß die Jesuiten Unsummen Geldes in Kirchen- und Kollegienbauten, zur Anschaffung von Herden und zur Gründung und Bewirtschaftung von Pflanzungen anlegten, so würde man nicht immer wieder von vergrabenen Schätzen reden. [2] Keller a. a. O. Melgarejo wurde 1872 ermordet.

Hosted by Google

bis Ende der siebziger Jahre die Republik beherrschte, den unglücklichen Krieg gegen Chile „leitete“, dann durch eine blutige Revolution gestürzt,

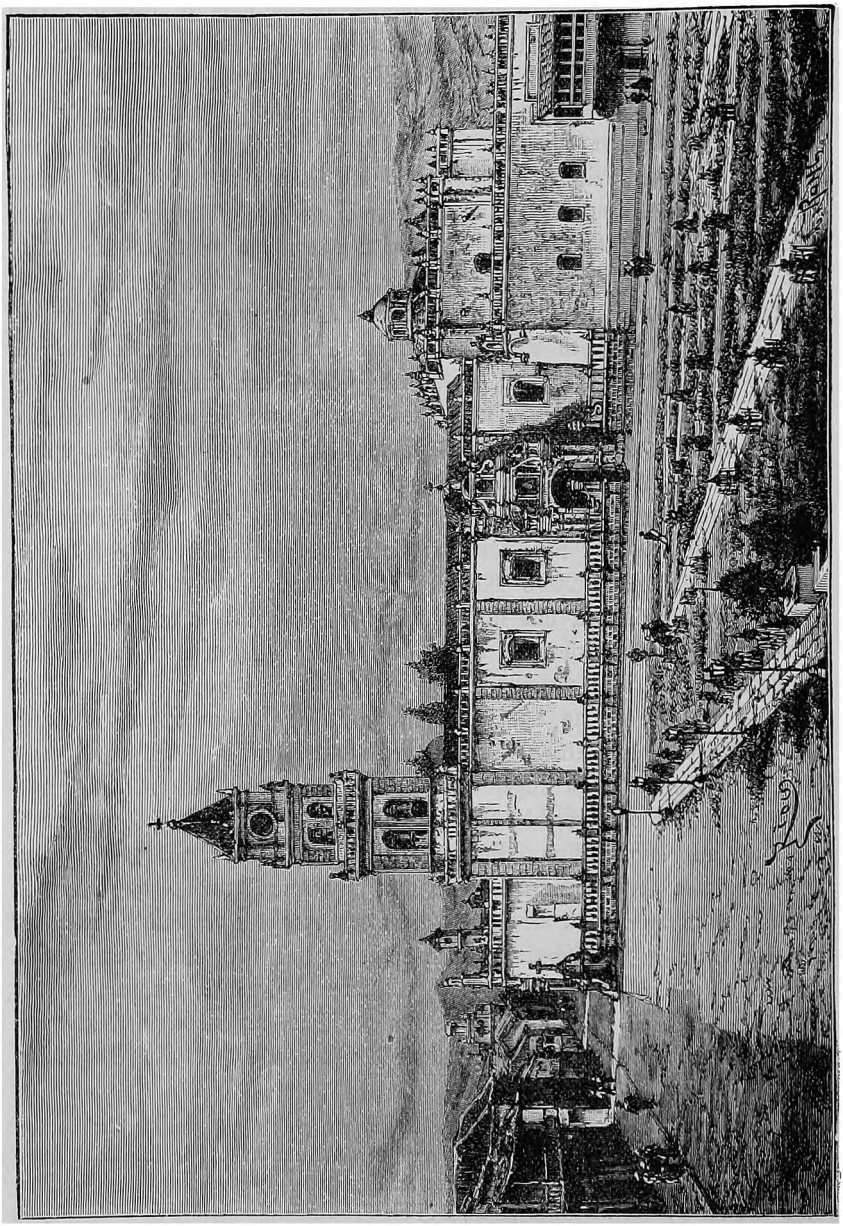


Fig. 83. Die Kathedrale von Sucre.

und als er aus fünfzehnjähriger Verbannung heimkehrte, um sich den Gerichten zu stellen, ermordet wurde. Daza begann seine Laufbahn als „Mozo“

Hosted by Google

(Hausknecht) in Sucre im Hause eines englischen Kaufmannes. Darauf ward er Schneider, fand aber keinen Geschmack an diesem Handwerk oder war zu faul dazu, kurz, er fühlte sich zu Höherem berufen und trat als gemeiner Soldat in das bolivianische Heer. Hier machte er sich durch seine Keckheit und Gewissenlosigkeit so bemerkbar, daß General Melgarejo, ein ähnlicher Charakter, in ihm gerade den Mann entdeckte, wie er ihn für seine ehrgeizigen Pläne brauchte, und ihn, nachdem er Präsident geworden, zum „Divisionsgeneral" ernannte. In dieser Stellung verriet Daza 1871 seinen Wohlthäter und verkaufte sich und sein Bataillon an General Morales. Nachdem Melgarejo 1872 ermordet worden und Morales im folgenden Jahre gestorben war, wurde Daza zum Generalissimus der Armee und Kriegsminister des Präsidenten Frias ernannt. Jetzt, wo er faktisch die Republik beherrschte, riß er bald die höchste Gewalt an sich, verjagte den alten Dr. Frias, und so ward der frühere „Mozo" Präsident und Alleinherrscher von Bolivia (1876—1879). Unter den vielen abenteuerlichen Laufbahnen, von denen die Annalen der südamerikanischen Republiken zu erzählen wissen, steht wohl diejenige Dazas obenan als ein klares Beispiel, wie weit man es dort durch Verrat und Frechheit bringen kann. Das Geheimnis seiner Erfolge ist übrigens leicht auszufinden und beweist, wie wenig die republikanischen Einrichtungen für Länder wie Bolivia passen; denn bei einer so gemischten Bevölkerung mangelt es einem ehrgeizigen Demagogen nie an Elementen der Revolution, die er gegen die bessern Klassen der Gesellschaft loslassen kann. Daza war stets darauf bedacht, sich ein Leibbataillon von Soldaten zu halten, die er „Leibgrenadiere" nannte; diese bezahlte und kleidete er gut, wenn er auch zum Muster ihrer Uniformen die unserer frühern städtischen Bürgerwehren ausgesucht zu haben scheint. Mochte der Staatssäckel auch noch so leer sein, so daß niemand sein Guthaben oder sein Gehalt ausgezahlt erhielt: für das Leibbataillon, dem Daza die Präsidentschaft verdankte, war immer Geld vorhanden. Auch soll er Geheimbündler gewesen sein, was um so wahrscheinlicher ist, als in Bolivia jeder, der vorwärts kommen will, in den Bund eintreten muß, dem fast alle Volksvertreter, Offiziere und Beamten angehören. Ebenso bezeichnend für bolivianische Verhältnisse wie sein Emporsteigen zur höchsten Würde ist sein Sturz und sein Ende. Während des Krieges mit Chile 1879 gestürzt — der Präsident der verbündeten Nachbar-Republik Peru, Prado, den er mit in den Krieg verwickelt hatte, floh im selben Jahre unter Mitnahme bedeutender Summen nach Nordamerika, angeblich, „um Kriegsschiffe anzukaufen" —, wurde Daza mit General Zoilo Flores[1] des Landes verwiesen und lebte bis vor kurzem in Paris, wohin

[1] Flores hat sich einige Tage vor Dazas Ermordung in Argentinien erschossen, so daß nun gar keine Zeugen mehr für die rätselhafte Geschichte des Krieges und der Revolution von 1879 am Leben sind.

Hosted by Google

so viele abgetakelte südamerikanische Staatsmänner ihr Schäfchen ins trockene bringen. Endlich wurde dem General die Zeit lang, oder seine Mittel gingen auf die Neige, kurz, er begab sich nach Chile und verhandelte mit der Regierung von Bolivia wegen seiner Rückkehr. Diese erhob Anklage gegen ihn wegen Landesverrats und Unterschlagung von Staatsgeldern. Daza verlangte, sich persönlich zu verteidigen, und wandte sich mit einem entsprechenden Gesuche an den jetzigen Präsidenten Mariano Baptista. Sein Gesuch wurde genehmigt unter der Bedingung, daß Daza von der Grenze aus unter militärischer Bedeckung nach La Paz gebracht werde. Offenbar fürchtete man eine Schilderhebung seiner Anhänger. Als nun Daza am 24. Februar 1894 der Verabredung gemäß ohne Waffen mit der Bahn aus der jetzt chilenischen Küstenstadt Antofagasta in Uyuni[1] eintraf, um sich der Eskorte zu übergeben, wurde er beim Aussteigen von Indianern meuchlings angefallen und mit Dolchstichen und Revolverschüssen ermordet. Um diesen Preis also ist das Wiederauftauchen Dazas, der vermutlich vor Gericht manche den heutigen Machthabern unbequeme Enthüllungen hätte machen können, verhindert worden! Die sofort eingeleitete „Untersuchung" brachte natürlich nichts zu Tage, wenn auch verschiedene Offiziere, die sich im Geleite Dazas befunden hatten, als des Mordes verdächtig festgenommen wurden. Übrigens soll der Leichnam des Ermordeten, ehe er in der Gruft des chilenischen Konsuls in Uyuni beigesetzt wurde, von den bolivianischen Offizieren und Soldaten beraubt worden sein. Jedenfalls fehlten Dazas sämtliche Wertsachen, besonders aber wichtige Papiere, die der Ermordete stets bei sich getragen haben soll[2].

Nach ihren natürlichen Verhältnissen ist die Republik Bolivia noch wenig bekannt, vom großen Weltverkehr nur wenig berührt, fast isoliert. Doch ist erfreulicher Weise in der letzten Zeit eine Zunahme der Ausfuhr zu verzeichnen gewesen. Vom Großen Ocean ist Bolivia durch das von den Chilenen besetzte, früher peruanische Territorium von Tarapaca und Tacna und durch den höchsten und unwegsamsten Teil der Andes abgeschlossen; es besaß an der Küste des Stillen Meeres nur einen kleinen Streifen Landes ohne Wasser und ohne kulturfähigen Boden mit wenigen schlechten Häfen[3], den ihm Chile weggenommen hat und gewiß nie gutwillig wieder heraus-

[1] 3680 m über dem Meere; Uyuni ist 610 km von Antofagasta und 315 km von Oruro entfernt. Die Eisenbahn geht bis Oruro; eine Zweigbahn, die von Uyuni nach Potosí geplant wird, führt zunächst 26 km weit nach Pulacay zu den Huanchacaminen. Weitere Linien sollen von Oruro nach La Paz und Puno geführt werden.

[2] Köln. Volkszeitung 1894, Nr. 265 u. 339 vom 8. Juni 1894.

[3] Das Territorium Antofagasta und die Provinz Atacama mit der Hauptstadt Copiapó.

Hosted by Google

geben wird, da sich in dieser von Bolivia früher wenig beachteten Provinz sehr wertvolle Salpeter- und Guanolager und die reichsten Silberminen befinden. Bolivia ist demnach, solange ihm Chile nicht die früher peruanische Provinz Tacna mit dem Hafen Arica einräumt, außer Paraguay der einzige Binnenstaat Südamerikas, wobei aber Paraguay durch seine Lage an dem von seinen Quellen in Brasilien bis zum Atlantischen Ocean auf eine Strecke von 2500 km schiffbaren Paraguayflusse vor Bolivia im Vorteile ist. Im Süden wird Bolivia durch die Argentinische Republik begrenzt, deren geographische Lage in ihrem nördlichen Teile nicht viel günstiger ist als die von Bolivia. Im Osten trennen Bolivia undurchdringliche Sümpfe von Brasilien, und gegen Norden hindern die Stromschnellen und Wasserfälle des Madeira die Verbindung mit dem Amazonenstrome und dem Atlantischen Ocean. Bolivia hat eine Bevölkerung von nicht ganz 1 200 000 Einwohnern, wobei die wilden Indianer[1] nicht mitgezählt sind, und sein Gebiet von — nominell — 1 334 200 qkm, in dem fast alle Klimate zu finden sind, bringt auch fast alles hervor, was der Mensch zu seinem Lebensunterhalte bedarf. Die Andes bergen unerschöpfliche Lager von Silber, Zinn, Quecksilber, Kupfer, Blei, Eisen und Kohlen; viele der Ströme, die in den Schneefeldern und Gletschern der Anden entspringen, waschen Gold aus dem Gesteine und setzen es in den Schluchten und Thälern ab. Gerste, Quinuahirse und vortreffliche Kartoffeln, die am besten im kalten, Weizen, Mais, Luzerne, Weinreben und Tabak, die mehr im gemäßigten Klima gedeihen, bedecken in geschützten Lagen die Abhänge und Thäler auf der Ostseite der Anden, während große Herden von Schafen, Lamas, Vicuñas, Guanacos und Alpacas auf den kalten Hochebenen weiden und wertvolle Wolle liefern. Steigt man wenige Meilen hinab, den warmen Thälern (Yungas) oder den Tiefebenen zu, so erregen sogleich die schönen Gewächse der Tropen die Aufmerksamkeit des nordischen Reisenden. Er sieht hier den Kaffeestrauch mit seinen dunkelgrünen Blättern, weißen Blüten und roten, kirschartigen Früchten, die fruchtbare, breitblättrige Banane, das gelblichgrüne schilfartige Zuckerrohr und die Baumwollstaude mit ihren gelblichen Blüten und weißen Kapseln. Auch gedeihen hier fast ohne Pflege köstliche Früchte, wie Ananas, Orangen, Chirimoyas und Melonen; der Indianer baut hier seine unentbehrliche Coca, und zu manchen Zeiten des Jahres sind die Wälder erfüllt vom Dufte der Vanille; in einer Höhe von 600—1900 m über dem Meere wird die beste Chinarinde gefunden. Das Klima dieser Region, das dem der höhern Montañas von Peru entspricht — wie überhaupt die natürlichen Verhältnisse von Peru und Bolivia einander sehr ähneln —, ist gesund und angenehm, die Hitze nicht groß; nur fällt in der Regenzeit — Oktober bis April —

[1] Im Gothaer Kalender für 1894 werden sie auf 245 000 Seelen geschätzt.

Hosted by Google

oft mehr Regen als wünschenswert wäre. Abgesehen von den Ameisen, die hier sehr häufig sind, fallen auch die Insekten in dieser Region nicht sehr beschwerlich, und namentlich dort, wo schon größere Strecken länger angebaut sind, hat der Reisende wenig von den Moskitos zu leiden, die den untern Teil vieler Nebenflüsse des Amazonas so unangenehm machen.

In den weiten Ebenen des Beni und des Mamoré sind wieder andere Verhältnisse, für welche die folgende Schilderung meines verstorbenen Freundes Herndon[1] von der nordamerikanischen Marine zutrifft: „Hier treffen wir den Boden und die Produkte eines Landes, das zu gewissen Zeiten teilweise überschwemmt und dann dem Einflusse einer tropischen Sonne ausgesetzt ist, ohne daß zu irgend einer Jahreszeit die Regen ganz fehlen. Wir sehen deshalb hier in den Savannen sowohl als namentlich in den Urwäldern eine Fruchtbarkeit des Bodens und eine Schnelligkeit im Wachstum, die wahrhaft wunderbar sind und von keinem Lande der Welt übertroffen werden. Hier wachsen dem Anscheine nach junge Bäume zu einer solchen Höhe heran, daß keine Flinte den auf dem Gipfel sitzenden Vogel erreichen kann, und so rasch, daß die Wurzeln kaum Kraft genug besitzen, um das Gewicht des Baumes tragen zu können, weshalb die Bäume bei einem Sturme leicht umstürzen, wozu die sie von der Wurzel bis zum Gipfel umhüllenden Schlingpflanzen noch beitragen. Dies ist das Land des Kakao, Indigo, des Reises, der Sarsaparille, des Kautschuks, Kopals, des vegetabilischen und Bienen-Wachses, des Kapaivabalsams, der amazonischen Muskatnuß, der Tonkabohnen und Brasilnüsse, des Arrowroot, der Tapioka, des Ingwers, des Annato, Sapucaya und der Mandeln, der prächtigsten Farbstoffe, wertvoller Medizinalpflanzen und der feinsten Möbelhölzer. Hier lebt der Tapir, der Manati, das Faultier, der Ameisenbär, die schöne schwarze Unze — eine Abart des Jaguars —, die große Flußschildkröte, der Zitteraal, die Boa constrictor, Anaconda und Korallenschlange, der gefräßige Alligator, Affen von unzähligen Arten, Vögel von dem glänzendsten Gefieder und Insekten von den sonderbarsten Formen und den lebhaftesten Farben. Das Klima dieses Landes, wie überhaupt sämtlicher amazonischen Ebenen, ist mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen — wie es auch die berühmten englischen Naturforscher Agassiz, Wallace und Bates von den Ufern des Amazonenstromes bestätigen — gesund und nicht unangenehm; denn der Einfluß der heißen Sonnenstrahlen wird durch einen fast beständig wehenden, mit Feuchtigkeit beladenen Ostwind gemildert, so daß hier der Mensch nie durch übermäßige Hitze oder durch Kälte leidet. Wer einmal an dieses Klima gewöhnt ist, wird es nie für ein anderes, gemäßigteres vertauschen wollen und wird auch keine Lust mehr zeigen, die diesem Lande eigene Freiheit von allem Zwange für den Kampf und die

[1] Exploration of the valley of the Amazon. I, 369.

Hosted by Google

Arbeit aufzugeben, wozu kältere Klimate und unfruchtbarere Länder den Menschen zwingen, um seine bloße Existenz zu erhalten. Der thätige, unternehmende Mann wird auch hier, wie sonst überall, seine Mitbewerber zurücklassen; aber im allgemeinen ist dies Land ein Paradies für die Trägen und Sorglosen. Hier, und nur hier, kann der Mensch das Leben fast ohne Arbeit hinbringen." Auf den großen Sandbänken der mächtigen Ströme ist die Hitze allerdings manchmal unerträglich; hier jedoch, in den bolivianischen Tiefebenen sowohl als in denen des peruanischen und brasilianischen Teiles des Amazonenthales übersteigt sie im ganzen Jahre nie 35° C im Schatten und wechselt meistens zwischen 20 und 30° C.

Der Schall der Axt unterbricht fast nie die feierliche Stille dieser Urwälder, die Früchte des Bodens verfaulen da, wo sie hinfallen, und fast nie werden die Ströme Bolivias von andern Schiffen durchfurcht als vom Kanoe des wilden Indianers; ruhig und ungestört tragen sie ihre Gewässer dem „Vater der Flüsse", dem Amazonas, zu. Vor nicht langer Zeit gab es in ganz Bolivia nur eine einzige Dampfmaschine; in den Städten wohnen zwar viele kräftig gebaute Männer, aber das ganze Land scheint einem Zauber verfallen zu sein, der jede Thätigkeit und jeden Unternehmungssinn tötet. „Bolivia sitzt", wie einer seiner Minister sagte, „auf den Silbermassen der beiden Andesketten, es besitzt ein über alle Maßen fruchtbares Gebiet, wo die Schätze der verschiedensten Klimate sich vereint finden. Bei all dem siecht Bolivia an der Auszehrung dahin wegen Mangels an Verkehrsmitteln, die seine wertvollen Produkte auf die Weltmärkte tragen und seine Söhne zum Fleiß und zur Arbeit anregen könnten." Vier riesige Ströme, der Beni, Mamoré, San Miguel und Itenez (Guaporé), die in ihrem Laufe mehr als hundert kleinere Flüsse aufnehmen, ehe sie sich in den Madeira ergießen, breiten ihre Flußgebiete fächerartig über die größere Hälfte von Bolivia aus und könnten eine leichte Verbindung bis zu den äußersten Grenzen der Republik vermitteln. Wäre der Madeira bis zu seiner Mündung schiffbar, so könnten die Erzeugnisse Bolivias auf Dampfern nach dem Atlantischen Ocean gebracht werden. Aber der Weg ist nicht offen, mehr als hundert Wegstunden weit wird die Schiffahrt durch die Granitfelsen der Madeirafälle unterbrochen.

Um diese Fälle zu umgehen und die Republik Bolivia dem Weltverkehre leichter zugänglich zu machen, hatte es eine nordamerikanische Gesellschaft unternommen, nach den Plänen der Ingenieure Keller eine Eisenbahn zu bauen, deren Fortführung leider Ende der siebziger Jahre eingestellt ward, und zwar lediglich, um einigen Pariser und Londoner Börsenspekulanten die Taschen zu füllen. Die Regierung von Bolivia hatte nämlich im Jahre 1870 mit Bewilligung der brasilianischen Regierung, durch deren Gebiet die Bahn großenteils zu laufen hat, einem Colonel G. E. Church aus New York die

Hosted by Google

Konzession für den Bau der Bahn und die Befahrung der brasilianischen Flüsse mit Dampfbooten erteilt und ihn zugleich ermächtigt, zur Bestreitung der Kosten in Europa eine Anleihe aufzunehmen. Church gelang es bald, in New York eine Dampfer-Gesellschaft zu gründen mit einem Kapital von zwei Millionen Dollars, die aus den Ergebnissen der geplanten bolivianischen Anleihe zurückgezahlt werden sollten. Diese bolivianische Anleihe zu stande zu bringen war aber keine Kleinigkeit; Church fand überall in Europa verschlossene Thüren, bis endlich die Pariser Häuser Erlanger und Julius Beer sich geneigt erklärten, die Sache unter folgenden Bedingungen zu übernehmen: für ein nominelles Kapital von 1 700 000 Pfund Sterling in Scheinen von 100 und 500 Pfund Sterling mit 6 Prozent Zinsen und 2 Prozent jährlicher Amortisation; Zinsen und Kapital sollten in London unter Garantie der bolivianischen Regierung gezahlt werden. Die Scheine wurden auf der Börse sehr leicht zum Kurse von 68 abgesetzt und im ganzen die Summe von 1 153 000 Pfund Sterling (23 000 000 Mark) eingezahlt, wovon die Herren Erlanger & Co. für ihre Bemühungen von vornherein das bescheidene Sümmchen von 2 210 000 Mark abzogen[1]. Der New Yorker Dampfer-Gesellschaft wurden 2 160 000 Mark übergeben und der Rest einstweilen in nordamerikanischen Staatspapieren angelegt. Daraufhin gründete Colonel Church in England die „Madeira- und Mamoré-Eisenbahn-Gesellschaft". Allein die Herren Erlanger hatten in ihren Vertrag die Bedingung aufnehmen lassen, daß die Bahn durch die Londoner „Public Works Construction Company" gebaut werden müsse, ein Börsenmanöver, das auch in Deutschland zur Zeit des „wirtschaftlichen Aufschwunges" von den Gründern vielfach angewandt wurde, um doppelt zu „verdienen". Demgemäß ward dieser Gesellschaft der Bau übertragen. Sie schickte auch Ingenieure nach dem Marañon, ließ hübsche Illustrationen dortiger Landschaften drucken, erklärte aber schließlich, die Bahn sei nicht auszuführen; 800 000 Mark hatte sie dabei ausgegeben, die ihr zurückbezahlt werden mußten. Beinahe 18 Millionen Mark lagen aber noch in amerikanischen Staatspapieren sicher angelegt in der Bank von England, und auch diese wollten die Pariser Börsenspekulanten und ihre Londoner Helfershelfer gewinnen. Zunächst schloß Colonel Church, der die gegen sein Unternehmen gesponnene Intrigue der Börsenwölfe noch nicht durchschaute, einen neuen Baukontrakt mit der in Amerika rühmlichst bekannten Firma P. und J. Collins in Philadelphia. Die von diesen Herren an den Madeira geschickten Ingenieure bestätigten sämtliche Angaben, die Church auf Grund der Kellerschen Arbeiten über die Natur des Landes und die Erfordernisse für den Bau einer Eisenbahn gemacht hatte, und

[1] Die Geschichte dieser Finanzoperation ist englischen und amerikanischen Blättern entnommen.

Hosted by Google

fanden auch, daß eine solche Bahn unumgänglich notwendig sei, um die Verbindung zwischen Bolivia und dem Atlantischen Meere zu vermitteln, da die Wasserfälle des Madeira die Dampfschiffahrt auf eine weite Strecke unterbrechen.

Auf diese günstigen Berichte hin wurde nun die Arbeit energisch begonnen. Nach dem Dorfe San Antonio, in dessen Nähe die Wasserfälle beginnen, wurden zunächst die nötigen Ingenieure und 700 Arbeiter geschickt, sowie 2600 Tonnen Eisenbahnschienen nebst Zubehör und einer Lokomotive. Um das nötige Material von Pará an den Madeira zu schaffen, wurde ein Vertrag mit einer amerikanischen Schlepper-Gesellschaft abgeschlossen, die auch sofort zwei Schleppdampfer hinsandte. Von der brasilianischen Regierung erwirkte man die Erlaubnis, 500 nordamerikanische Neger als freie Arbeiter an den Madeira zu schaffen, und mietete außerdem 600 Mann aus der ausgehungerten Provinz Ceará. Auch leistete die nordamerikanische Regierung dem Unternehmen eine wichtige Unterstützung, indem sie den Kriegsdampfer „Enterprise" unter Kapitän Selfridge an den Amazonenstrom schickte, um diesen Strom sowie den Madeira bis zu den Wasserfällen gründlich zu untersuchen und Karten davon aufzunehmen. So weit ging alles gut, und am 1. September 1877 waren bereits 14 englische Meilen vermessen, $3^1/_4$ Meilen entholzt und über eine Meile fertiggestellt, als plötzlich das ganze Unternehmen in Frage gestellt ward. Die Arbeiter fingen an zu desertieren, die Leute aus Ceará kamen nicht an und verhungerten in den Wäldern, die brasilianische Regierung widerrief ihre Erlaubnis, die Neger zu bringen, und die Schlepper-Gesellschaft kündigte ihren Vertrag — alles dies, weil es an dem nervus rerum, dem Gelde, zu mangeln begann. Nachdem nämlich die Londoner „Public Works Construction Company" sich geweigert hatte, die Arbeiten auszuführen, und die ungünstigsten Berichte über das Unternehmen veröffentlicht hatte, fiel der Kurs der bolivianischen Anleihe auf einen lächerlichen Preis, worauf sie von einer Clique von Börsenwölfen, die von Anfang an das Unternehmen in ihre saubern Hände zu spielen getrachtet hatten, für eine Bagatelle aufgekauft wurde; ihre Absicht ging dahin, sich des bei der englischen Bank sicher hinterlegten Kapitals von 18 Millionen Mark zu bemächtigen. Sie protestierten gegen den neuen Bauvertrag mit der Firma Collins, behaupteten, die erste Untersuchung der englischen Ingenieure habe bewiesen, daß das Unternehmen unausführbar sei, und begannen den Prozeß. In erster Instanz verloren die Börsianer: das Gericht stellte den Grundsatz auf, daß, da das Geld für den bestimmten Zweck, die Madeirabahn zu bauen, gezeichnet worden und die Unmöglichkeit der Ausführung nicht genügend bewiesen sei, das Kapital nur für diesen Zweck verwendet werden dürfe. Daraufhin wurden gleich die ersten Anschaffungen gemacht und die oben erwähnten Arbeiten ausgeführt. Dann er-

Hosted by Google

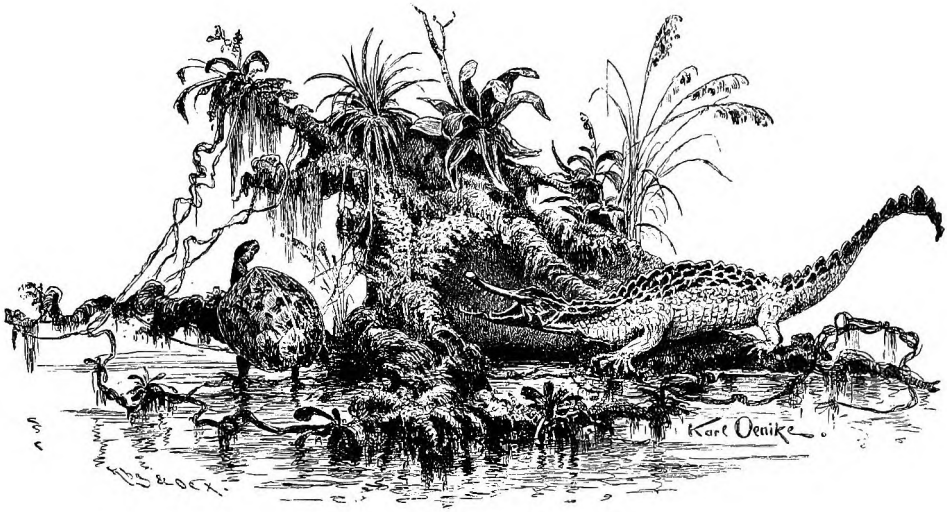
wirkten die Spekulanten vom englischen Kanzleigericht einen Befehl, die Zahlungen bis auf weiteres einzustellen, und sogleich trat die Unterbrechung der Arbeiten ein. Nun fiel aber die Entscheidung des Kanzleigerichtes günstig für die amerikanischen Unternehmer aus, und sofort wurden die Arbeiten wieder aufgenommen. Im November 1878 waren wieder 1000 Mann an der Arbeit, Material für 11 Meilen der Bahn war an Ort und Stelle und der schwierigste Teil der ganzen Bahn, die ersten $1^1/_4$ Meilen, fertiggestellt; eine ebenso große Strecke war in Arbeit. Auch die brasilianische Regierung zeigte sich schon wieder geneigter und schloß mit der Firma Collins einen Vertrag ab, nach dem binnen fünf Jahren 10000 amerikanische Kolonisten an der neuen Bahn angesiedelt werden sollten. Da kam der Krach und vernichtete das ganze so viel versprechende Unternehmen! Die Börsenwölfe, in allen Advokatenkniffen wohlerfahren, hatten es in der obersten Instanz durchzusetzen gewußt, daß ihnen schließlich der ganze Raub zugesprochen wurde, und hatten so ihren Zweck erreicht. Wieder ein Beispiel, daß der „Giftbaum der Börse", wie er sich in den siebziger Jahren dank seinen „liberalen" Protektoren entwickelt hat, weit mehr Schaden als Nutzen bringt und hauptsächlich dazu dient, das Volk zu Gunsten der modernen Raubritter auszusaugen. Indes schien es eine Zeitlang, als ob die Madeirabahn doch gebaut würde. Wenigstens teilte im Mai 1882 der Kaiser von Brasilien in seiner Thronrede den Kammern mit, mit Bolivia sei ein Vertrag unterzeichnet worden, wonach Brasilien sich verpflichtet habe, die Madeirabahn zu bauen und der bolivianischen Ein- und Ausfuhr Zollfreiheit auf fünfzig Jahre zu gewähren. Allein erst Ende der achtziger Jahre hätte an die Ausführung gedacht werden können. Doch der Sturz der Monarchie und die seitdem andauernden politischen Wirren sowie das neue Gründungsfieber und der ihm folgende Krach und Geldmangel[1] ließen die Vollendung der Madeirabahn[2] wie so mancher andern notwendigen, lange geplanten Unternehmungen ad Kalendas graecas vertagen.

---

[1] Über den Gründungsschwindel der letzten Jahre handelt Moritz Schanz (Das heutige Brasilien. 1893) in einem besondern Abschnitte. Nach Schanz (S. 362) war die brasilianische Staatsschuld nach dem Finanzausweis von 1892 auf 1072122138 Milreis aufgelaufen.

[2] *Santa Anna-Nery* (Le Brésil en 1889) und Schanz (a. a. O. 338) geben den bisherigen Aufwand für den Bahnbau auf 980000 Pfund Sterling an, wobei offenbar irrtümlich angenommen wird, das seiner Zeit aufgenommene Gründungskapital sei wirklich verbaut worden.

Hosted by Google



IX.

Der Amazonas.

Obidos. — Kakaopflanzungen. — Der Tapajoz. — Santarem. — Campos. — Der Xingú. — Labyrinth von Inseln. — Der Aragnay-Tocantins. — Pará. — Koloniſation.

Ungefähr 15 Stunden unterhalb der Mündung des Madeira liegt am linken Ufer des Amazonenſtromes das Dorf Serpa, in deſſen Nähe ſich die große Pflanzung eines Nordamerikaners befindet. Der Beſitzer hatte mehrere Jahre lang Tauſchhandel mit den Indianern am Hauptſtrome und den Nebenflüſſen getrieben und ſich damit ein kleines Vermögen erworben, das er dann in ſeiner Pflanzung anlegte. Schon nach wenigen Jahren hatte er eine große Strecke Landes urbar gemacht und ein geräumiges Haus erbaut. Gepflanzt wird hauptſächlich Tabak und Maniok, außerdem Viehzucht getrieben, wofür die Gegend von Serpa mit ihren natürlichen Weiden mit gutem Graswuchſe ſehr geeignet iſt. Als Selfridge die Pflanzung beſuchte, gewährte ſie ſchon ein gutes Einkommen, und das Beiſpiel des Beſitzers, der ungefähr zwölf Jahre früher faſt ohne Vermögen ins Land gekommen war, zeigt, wie das des deutſchen Pflanzers, deſſen Anſiedelung gegenüber der Mündung des Rio Negro von Ehrenreich beſucht wurde, daß auch am Amazonenſtrome ein thätiger, ſtrebſamer Mann vorwärts kommen kann. Die Pflanzung hat übrigens urſprünglich wenig

Hosted by Google

gekostet; denn im Amazonengebiete kann man von der brasilianischen Regierung — und ebenso auch von der peruanischen oder bolivianischen — mit Leichtigkeit große Strecken Landes erwerben, wofür man nur die nicht sehr bedeutenden Vermessungskosten zu bezahlen hat. Weniger günstig war das Los einiger Hundert Nordamerikaner aus den Südstaaten, die sich gegen Ende des Secessionskrieges nach dem Amazonenstrome gewandt und bei Santarem angesiedelt hatten, wo ihnen die brasilianische Regierung Land geschenkt hatte. Diese Leute waren mit übertriebenen Hoffnungen in das Land gekommen; in jedem Bache erwarteten sie Gold oder Diamanten zu finden, und da sie als frühere Plantagenbesitzer an keine Handarbeit gewöhnt waren und auch kein Vermögen besaßen, um sich Arbeiter mieten zu können, so wurden sie sehr bald enttäuscht, verloren den Mut und zerstreuten sich nach allen Weltgegenden. Später kamen noch siebzig Familien aus den Südstaaten nach Santarem; diese waren von Haus aus mehr ans Arbeiten gewöhnt und haben sich endgültig auf Regierungsland niedergelassen. Trotzdem im Anfange einige wieder wegzogen, hat sich ihre Anzahl doch nicht vermindert; durch Geburten und durch Heiraten mit Brasilianerinnen ward der Ausfall wieder ersetzt, so daß die ursprüngliche Seelenzahl der Kolonisten sich gleich geblieben ist. Sie bauen auf ihren Farmen Tabak, Kakao, Maniok und Zuckerrohr, woraus sie Rum bereiten; reich ist aber bis jetzt noch keiner geworden, obgleich so ziemlich alle sich in unabhängiger Lage befinden. Auch diesen Leuten fehlte es an Kapital, um Arbeiter mieten und dadurch rascher vorwärts kommen zu können. Wer aber ein kleines Vermögen besitzt, kann es bei gehöriger Umsicht und Thätigkeit am Amazonenstrome zu etwas bringen; denn der Boden ist sehr fruchtbar, der Absatz für die Produkte leicht und das Klima, wenn auch heiß, doch in den meisten Gegenden verhältnismäßig gesund. Allerdings kann dort der Weiße, der in der Sonne arbeiten muß, also der Landbauer, dies nur in wenigen Stunden des Tages thun. Von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags muß er ruhen, wenn er seine Gesundheit bewahren will; demnach kann er höchstens fünf Stunden am Tage arbeiten, und dies genügt selbst auf diesem so beispiellos fruchtbaren Boden kaum, um bald etwas zu erzielen. Deshalb wird das Amazonenthal schwerlich je eine Heimat werden für wirkliche Ansiedler weißer Rasse, d. h. Leute, die hauptsächlich mit ihrer Hände Arbeit Landbau treiben wollen. Diese könnten eher auf den das Amazonenthal begrenzenden Hochländern passende Plätze zur Ansiedelung finden. Ein junger unverheirateter Mann mit etwas Kapital könnte hingegen sein Glück auch in den Ebenen versuchen; nur wäre einem solchen dringend anzuraten, sich vorher das Land gehörig anzusehen, was bei der dortigen Gastfreiheit nicht viel kostet, und die portugiesische Sprache wenigstens notdürftig zu erlernen, ehe er sich in irgend ein Unternehmen einläßt. Für die beste

Hosted by Google

Gegend am ganzen Amazonas halte ich das linke Ufer des Flusses, zwischen der Mündung des Trombetas und der des Xingu, wo die letzten Ausläufer der Gebirge von Guayana bis nahe an den Fluß herantreten, das Ufer sehr hoch ist und darum nicht überschwemmt werden kann, also das Land zwischen den Orten Obidos und Gurupá. Hier kann man auch landschaftlich schöne Punkte antreffen, während sonst die Ufer des großen Stromes so eintönig und langweilig als möglich sind. Hier ist schon mehr Handel und Wandel und mehr Civilisation als weiter oben am Strome; das Klima ist ziemlich gesund und der Boden für den Anbau von Kakao, Zuckerrohr, Tabak und andern tropischen Produkten sehr geeignet; auch sind dort viele offene, zur Viehzucht passende Savannen zu finden. Fast alle Reisenden, die das Amazonenthal besucht haben, Naturforscher wie Bates, Wallace, Agassiz, und auch die amerikanische Kommission, die auf dem Dampfer Enterprise den Amazonas und Madeira hinauffuhr, stimmen darin überein, daß das Klima des Amazonenthales nicht übel und jedenfalls besser ist als das des Mississippithales.

Der nächste große Strom, zu dem man gelangt, nachdem man die Mündung des Madeira passiert hat, ist der auf der linken Seite einmündende Trombetas, der zwar stellenweise fast eine Stunde breit, für größere Schiffe aber kaum hundert Stunden hinauf schiffbar ist, da Stromschnellen und Wasserfälle die Schiffahrt unterbrechen. Sein unterer Lauf ist ziemlich ungesund, indem hier schlimme Wechselfieber auftreten; vom obern Laufe des Flusses, der in Guayana entspringt, ist wenig bekannt. Nicht weit von seiner Mündung liegt auf dem steilen Nordufer des Stromes, etwa 30 m über dem Wasserspiegel, die Stadt und das Fort von Obidos, von wo sich eine herrliche Fernsicht auf die nach Osten und Westen hin unabsehbare, nur einem Meeresarme vergleichbare Wasserfläche des gewaltigen Stromes darbietet. Bei Obidos selbst ist die ganze ungeheure Wassermasse des Amazonenstromes in ein zwar sehr tiefes, aber nur 2 km breites Bett zusammengedrängt. In mächtigen grauen Wirbeln wälzt sich die Flut brausend an Obidos vorüber, da hier der Fluß nach den Wasserfällen des Pongo de Manseriche die größte Strömung besitzt, nämlich eine volle deutsche Meile in der Stunde[1]. Das Nordufer des Stromes ist hier meilenweit

[1] Martius (S. 1353), der eine mittlere Geschwindigkeit von nur 0,7 m für die Sekunde annimmt, hatte die bei Obidos fortbewegte Wassermasse infolge eines Rechenfehlers auf nur 14 278 cbm für die Sekunde angegeben, also nicht viel höher als die des Ucayali und über die Hälfte geringer als die des Madeira. Berichtigt man den Rechenfehler, so erhält man für Obidos etwa 90 000 cbm für die Sekunde, und wenn man die Breiten- und Tiefenangaben der Enterprise-Expedition und die von Martius angenommene Geschwindigkeit zu Grunde legt, erhält man etwa 100 000 cbm für die Sekunde. Für die etwa 2500 m breite Enge von Serpa, unterhalb der Madeiramündung, wurde die Wassermasse für die Sekunde von der Enterprise-Kommission

Hosted by Google

sehr hoch, zuweilen bis 50 m über dem Flusse, und macht auf den Reisenden, der von oben herunter kommt und monatelang nichts anderes gesehen hat als niedrige, dicht bewaldete Ufer, einen gewaltigen Eindruck, zumal man hier in blauer Ferne auf höhere Berge, die letzten Ausläufer der Gebirge von Guayana, sehen kann. Obidos ist eine der hübschesten Städte am Flusse und mag 2000—3000 Einwohner zählen, da in neuerer Zeit eine starke Einwanderung, namentlich von Portugiesen, nach dieser Gegend stattgefunden hat. Obidos besitzt auch ein vom Staate unterstütztes Kollegium, das zu meiner Zeit freilich nur 24 Studenten unter der Leitung eines einzigen Professors, eines jungen Geistlichen, zählte.

Die meisten Bewohner von Obidos sind Besitzer kleiner Kakaopflanzungen, die im Tieflande der Umgegend liegen; einige besitzen auch größere Rindviehherden, die auf den benachbarten Savannen (in Brasilien „Campos" genannt) weiden. Diese Campos sind mit einem nahrhaften Grase bewachsen, werden aber zuweilen, wenn die Flüsse sehr hoch steigen, überschwemmt, und dann hat das halbwilde Rindvieh, das sich auf die höhern Stellen zurückziehen muß, sehr von Hunger und auch von den Alligatoren zu leiden, die manches Stück, das sich zu nahe an das Wasser wagt, herabziehen und verzehren. Nur das allerurwüchsigste Verfahren wird hier bei der Viehzucht wie auch bei dem Kakaobaue befolgt, weshalb auch die Landbesitzer meist ziemlich arm sind.

Der Kakao (Fig. 84) wird hier im August in Gartenbeete gesäet und darauf im Januar, mit 3 m Abstand, ausgesetzt. Um die jungen Pflanzen vor der zu starken Sonne zu schützen, werden Bananen oder Mais in Reihen dazwischen gepflanzt. In gutem Lande tragen die jungen Bäume schon nach vier Jahren und sollen achtzig Jahre lang Ernten liefern. Die Bäume blühen im Oktober oder November zum ersten und im Februar oder März zum zweiten Male. Die Sommerernte beginnt im Januar und Februar, die Winterernte, die die reichste ist, wird im Juni und Juli eingeheimst. Kaum sind die Früchte von den Bäumen abgenommen, so beginnen diese wieder zu blühen. Ungefähr 2000—3000 Bäume kann ein Arbeiter warten und abernten; auf gutem Lande liefert jedes Tausend Bäume, wenn die Ernte gut ausfällt, bis 18 Centner im Jahre, durchschnittlich aber nicht über 12 Centner. Für den Centner gewöhnlicher schlechter Ware werden in Pará nur ungefähr 10 Mark, für gute Ware aber 40 Mark bezahlt. In Obidos

auf 104 000 cbm berechnet, für Villa Bella, oberhalb Obidos, auf 105 000 cbm, beides für einen Wasserstand von 7 m über Niederwasser, also für hohes Mittelwasser. Siehe Schichtel, Der Amazonenstrom 95 f. Nach W. Sievers (Amerika 83) führt der Amazonas in der Sekunde etwa 35 000 cbm Wasser ins Meer, in Wirklichkeit sicher viel mehr, selbst wenn man die Berechnung auf die nördliche Mündung beschränkt und die enorme Stauung des herausdrängenden Wassers in Betracht zieht.

Hosted by Google

berechnet man die Kosten der Anlage einer Kakaopflanzung bis zur ersten Ernte auf 500 Mark für das Tausend Bäume. Das Geschäft wäre also für einen thätigen Mann, der nicht dem Schlendrian des Landes folgt und zugleich etwas Kapital besitzt, kein übles; die kleinen Pflanzer aber, die sich

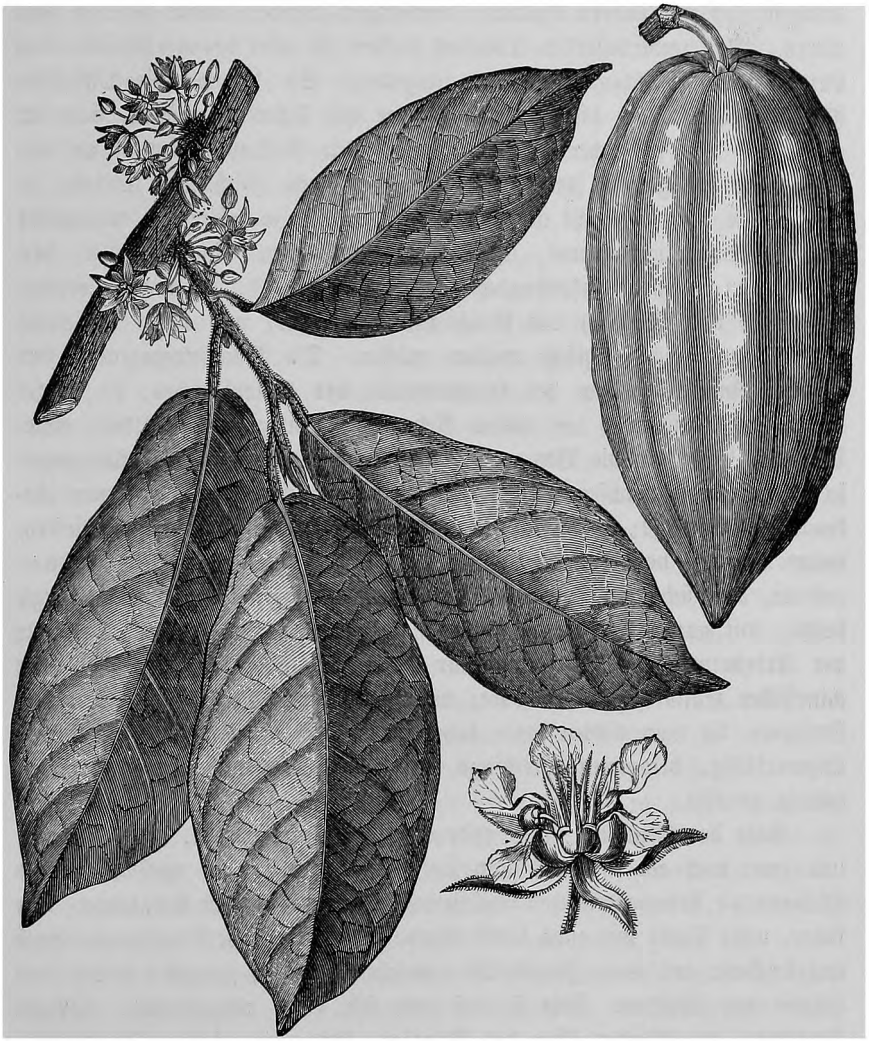


Fig. 84. Kakao-Zweig nebst Frucht und Blüte.

vor der ersten Ernte in Schulden stürzen müssen, sind gewöhnlich sehr arm und kommen, da sie horrende Wucherzinsen zahlen müssen, selten aus ihren Schulden heraus. An Arbeitern herrscht ziemlicher Mangel, obgleich die kleinen Pflanzer keine mieten und alle Arbeiten selber mit ihren Familien besorgen; einige von ihnen haben 10 000—15 000 Bäume und können diese

Hosted by Google

auch ganz gut abwarten, da sich die Nachbarn bei der Ernte, die am meisten Mühe verursacht, gegenseitig aushelfen. Im ganzen erfordert der Anbau des Kakao wenig Anstrengung; meist wird nur im Schatten gearbeitet und überhaupt nur wenige Wochen im Jahre, so daß sich die Leute in der übrigen Zeit mit andern Kulturen beschäftigen könnten, wenn sie Lust dazu hätten. Ihre unverbesserliche Trägheit hindert sie aber daran, sich mit allem Luxus eines tropischen Landes zu umgeben. Sie könnten die köstlichsten Früchte ziehen, Mais pflanzen und Rinder und Schweine züchten, statt sich allein auf den spärlichen Ertrag ihrer kleinen Kakaopflanzungen zu verlassen und im ganzen Jahre von nichts als von Fisch und Farinha zu leben. Sie verstehen nicht einmal den Kakao richtig zu behandeln, wenigstens haben sie noch nicht gelernt, ihn gehörig zu trocknen. Die Folge ist, daß die Bohnen, obgleich ursprünglich von guter Qualität, schimmelig werden, ehe sie in das Magazin des Kaufmanns gelangen, und daher zu einem erbärmlichen Preise abgesetzt werden müssen. Die Amazonengegenden sind die ursprüngliche Heimat der Hauptvarietät des Kakaobaumes; sie wächst am obern Flusse und an vielen Nebenflüssen in ganzen Wäldern wild. Übrigens läßt man die Bäume auch in den sogenannten Kakaopflanzungen so gut wie wild wachsen, indem man sie an manchen Orten fast vom Unkraut ersticken läßt, während die Bäume ungleich reichere Ernten liefern, wenn man sie vom Unkraut rein hält. Der Kakaobau wäre ein Unternehmen, dem sich mancher junge Europäer, der einiges Kapital und Energie besitzt, mit gutem Erfolge widmen könnte. Das größte Hindernis ist nur der Arbeitermangel, dem wohl nur durch die Einfuhr ostindischer oder chinesischer Kulis abzuhelfen wäre; die einheimischen Neger, Mulatten und Indianer, die man mieten kann, taugen alle nicht viel und sind träge und unzuverlässig, bekommen allerdings auch nur geringen Lohn und werden schlecht genährt.

Nahe der Mündung eines andern großen Riesenstromes, des Tapajoz, und zwar noch am Ufer des Tapajoz, liegt Santarem, nach Pará und Manaos die bedeutendste und civilisierteste Stadt des untern Amazonas. Die kleine, nette Stadt mit etwa 5000 Einwohnern hat gerade Straßen und weiß angestrichene, mit roten Ziegeldächern versehene Häuser; umgeben von grünen Gärten und Wäldern, steht sie auf einer sich sanft abdachenden, mäßigen Erhöhung am östlichen Ufer des Tapajoz, kaum eine halbe Stunde von dessen Mündung in den Amazonenstrom entfernt. Bei Santarem ist der Tapajoz nicht ganz eine Stunde breit; sieben Stunden oberhalb der Stadt aber hat dieser mächtige Fluß eine Breite von vollen vier Stunden. Im Vergleich zu ihm ist der Rhein ein kleines Flüßchen, und doch ist der Tapajoz in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt. Der Lauf des Tapajoz, der aus dem Zusammenfluß des Arinos und des Juruena entsteht, wird be-

Hosted by Google

sonders durch zwei Gruppen von Schnellen unterbrochen; die bedeutendste, der Auguſtafall in der obern Gruppe, hat 9 m Niveauverlegung; intereſſant iſt Chandleß'[1] Wahrnehmung, daß oberhalb dieſes Falles im Fluſſe Schuppenfiſche, unterhalb nur Hautfiſche leben. Das Hügelland, durch das der Tapajoz fließt, iſt eine Fortſetzung des centralen Hochlandes von Braſilien und erſtreckt ſich faſt ohne Unterbrechung auf der Oſtſeite des Fluſſes herunter bis zu ſeiner Mündung bei Santarem. Zwiſchen dem 8. und 6.° ſ. Br. fließen dem Tapajoz rechts zwei große Zuflüſſe zu, der Rio Manoel, deſſen Quellfluß wahrſcheinlich der unter 14° 20′ ſ. Br. entſpringende Paranatinga iſt[2], und der Rio das Tropas. Am untern Paranatinga oder San Manoel hauſen die zur Tupifamilie gehörenden Mundrucu-Indianer, die früher auch am untern Madeira und Tapajoz geſeſſen haben. Trotzdem dieſer Stamm den Portugieſen ſtets gegen andere wilde Stämme Beiſtand geleiſtet hat, hat die Regierung nichts zu ſeiner Erhaltung gethan, ſo daß der einſt mächtige Stamm bald ganz ausgeſtorben ſein wird.

In Santarem iſt das Leben viel angenehmer als in den meiſten andern Orten des Amazonas, weil man hier von Moskitos und Sandfliegen ziemlich verſchont iſt. Dann iſt auch das Klima prachtvoll; während ſechs Monaten im Jahre, vom Auguſt bis zum Februar, fällt ſehr wenig Regen, wie überhaupt das Klima immer trockener wird, je mehr man ſich dem Atlantiſchen Ocean nähert, und immer feuchter, je näher man an die Andes kommt; wochenlang iſt der tiefblaue Himmel wolkenlos, und doch iſt die Hitze nicht empfindlich wegen der friſchen Seebriſe, die den ganzen Tag über weht und zuweilen ſo ſtark wird, daß man Mühe hat, in der Straße dagegen anzukämpfen. Die hier wohnenden Europäer haben ſo ziemlich ihre heimiſche Geſichtsfarbe erhalten. Angenehm ſind die Bäder in den klaren Fluten des Tapajoz, die den Alligatoren nicht zu behagen ſcheinen, da ſie hier faſt gar nicht vorkommen, während ſie maſſenhaft im nahen Amazonas leben. Selbſt in der Regenzeit ſind die Straßen ſtets rein und trocken gehalten; täglich kann man hier Milch und friſches Weizenbrot ſowie Rindfleiſch und köſtliche Tropenfrüchte bekommen — ein Hochgenuß, wenn man monatelang von Schildkrötenfleiſch, Fiſchen und Farinha gelebt hat.

In der Umgegend von Santarem iſt das Land nicht mit dichten Urwäldern bedeckt, wie man es ſonſt faſt überall im Amazonenlande findet. Es iſt ein Savannenland, mäßig hoch und wellenförmig; mit kleinen Wäldern oder einzeln ſtehenden Bäumen ſind nur wenige Stellen bewachſen, die von den Braſilianern „Ilhas de Mato" (Waldinſeln) genannt werden. Sie werden von ſehr verſchiedenartigen Bäumen gebildet, die wie in den großen

[1] Journal of the Royal Geographical Society 1862.

[2] Dr. Claus in Petermanns Mitteilungen 1886, S. 162, Anm.

Hosted by Google

Wäldern mit Schlingpflanzen überwachsen sind; nur parallel mit dem Flusse und dicht bis an das Ufer herantretend zieht sich ein schmaler Streifen dichten Waldes hin. Auch bei Santarem sieht man von den Campos aus verschiedene Hügelketten; einige von ihnen sind langgestreckte, nackte Bergrücken, an andern Orten erheben sich isolierte kegelförmige Hügel, die aber kaum die Höhe von 350 m zu erreichen scheinen, unvermittelt aus der Ebene, in der eine malerische Abwechslung von Wald und Prairie erscheint. Eine vollständige Einsamkeit herrscht in diesem schönen, von des Menschen Fuß nur selten betretenen Lande. Die Einwohner von Santarem wissen gar keine Auskunft über das Innere zu geben und scheinen sich auch gar nicht darum zu bekümmern. Einige Pfade führen aus der Stadt über die Savanne nach mehreren kleinen Pflanzungen, die ungefähr zwei bis drei Stunden entfernt liegen und armen Leuten gehören; sonst aber giebt es bei Santarem weder Wege noch andere Anzeichen der Nähe einer civilisierten Niederlassung.

Das Aussehen dieser Campos (Savannen) wechselt je nach der Jahreszeit; sie bieten nicht, wie die tropischen Urwälder, das ganze Jahr hindurch denselben Anblick. In diesem Teile der Amazonenregion sind die Jahreszeiten scharf getrennt, aber die Verschiedenheit ist nicht so groß wie in manchen andern tropischen Ländern, wo während des trockenen Monsuns Insekten und Reptilien ihren Sommerschlaf halten und zu gleicher Zeit die Bäume ihr Laub abwerfen. Hier verdorrt das Gras auf den Campos, sowie die trockene Jahreszeit vorrückt (August, September); jedoch ist diese Periode keine vollständige Ruhezeit für das Tier- und Pflanzenleben. Man sieht zwar nicht so viele Vögel wie zur Regenzeit, doch brüten jetzt einige Arten, unter andern, wie Bates mitteilt, die Erdtaube (Chamaepelia). Die Bäume behalten ihre Blätter, und einige von ihnen blühen sogar in den trockensten Monaten. Die Eidechsen erstarren nicht, und Insekten sieht man sowohl im Larvenzustande als auch voll entwickelt; einige Schmetterlinge, deren Raupen sich von Baumlaub nähren, erscheinen sogar erst, wenn die trockene Jahreszeit schon ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Regen treten oft plötzlich gegen Ende Februar ein, zugleich mit heftigen Stürmen aus Westen, also aus der entgegengesetzten Richtung, von wo her hier der Passatwind weht. Gewöhnlich sind diese Stürme von furchtbaren Gewittern begleitet, von blendenden Blitzen und schrecklichen Donnerschlägen. Gleich beim Ausbruche des Gewitters fällt der Regen in wolkenbruchartigen Strömen, die allmählich nachlassen und zuletzt in einen feinen Landregen übergehen, der auch oft noch den ganzen nächsten Tag anhält. Nach einer oder zwei Wochen Regenwetter erhält das Land ein gänzlich verschiedenes Aussehen: der ausgedörrte Boden bekleidet sich wie durch Zauber mit einem saftigen Grün; die welken, staubigen Bäume legen, ohne daß sie alle ihre alten

Hosted by Google

Blätter abgeworfen haben, ein neues Kleid von zartgrünem Laube an; verschiedene Arten schnellwachsender Lianen erscheinen überall, und blattreiche Kletterpflanzen überdecken den Boden, die Büsche und Baumstämme. Man wird an das plötzliche Eintreten des Frühlings erinnert, das zuweilen in unserer nordischen Heimat nach einigen warmen Regengüssen stattfindet; namentlich fällt es denen auf, die jahrelang in den feuchten Urwaldgegenden des obern Amazonenstromes und des östlichen Abhanges der Anden zugebracht haben. Auf den Campos ist nun neues Gras, und viele Savannenbäume[1], besonders die Myrten, beginnen durch den Duft ihrer Blüten allerlei Insekten anzuziehen, weshalb dann manche Vögel, die sonst nur in den Wäldern leben, die Savannen besuchen. Nach einem oder zwei Monaten Regenwetter treten gewöhnlich im März mehrere Wochen trockenen Wetters ein — ebenso wie in den Montañas von Peru die Regenzeit, die hier im Oktober beginnt, um Weihnachten durch schöne Witterung, die zwei oder drei Wochen anhält, den sogenannten Verano del Niño (Christkindsfrühling), unterbrochen wird. Die stärksten Regen fallen im April, Mai und Juni, wo es aber auch nicht beständig regnet, sondern hin und wieder hübsche, sonnige Tage vorkommen. Im Juni und Juli ist in den Campos die Üppigkeit des Pflanzenlebens auf ihrer Höhe; die meisten Vögel haben dann auch ihre Mauser vollendet und prangen in glänzendem Federschmucke; viele Gebüsche sind mit Blüten bedeckt. Diese Jahreszeit entspricht dem Sommer der gemäßigten Klimate, wie das Aufbrechen des Laubes im Februar dem Frühlinge. Doch herrscht unter dem Äquator, wie Bates, der genaueste Kenner der Flora und Fauna des Amazonengebietes, bemerkt, nicht jener gleichzeitige Fortgang im jährlichen Wechsel des Pflanzen- und Tierlebens, den man in höhern Breiten beobachtet; einige Arten sind allerdings in ihren periodischen Lebensverrichtungen von andern abhängig und gehen mit ihnen Hand in Hand, aber sie werden nicht zur selben Zeit und auf dieselbe Weise durch den Wechsel der Jahreszeiten beeinflußt.

Nachdem man Santarem verlassen und wieder den Hauptstrom erreicht hat, kann man noch lange Zeit das klare, grüne Wasser des Tapajoz wahrnehmen, das sich am südlichen Ufer hinzieht, während die trübe Strömung des Amazonas sich deutlich davon abhebt und fast das ganze Flußbett einnimmt. Der erste Ort, den man nun erreicht, ist Monte Alegre, dessen Bewohner sich mit Kakaobau, Viehzucht und Töpferei beschäftigen. Zwischen Monte Alegre und der Mündung des Xingu ist das nördliche Ufer des Flusses sehr hoch, und einige der Hügel, die man hier sieht, verdienen fast

[1] Nach Dr. Ehrenreich tragen die Campos zwischen den Mündungen des Tapajoz und des Xingu niedrige, gewundene, kronleuchterartig sich ausbreitende Bäumchen mit weicher, dicker, rissiger Rinde und steifen, rauhen Blättern, dichte Hecken stacheliger Bromelien, Zwergpalmen und kleine kugelige Kakteen.

Hosted by Google

den Namen von Bergen; namentlich bei dem Dorfe Almeirim sind einige, die sich 250 m über den Spiegel des Flusses erheben und bis zum Gipfel dicht bewaldet sind. Die Form dieser Hügel ist verschieden: einige gleichen mit ihren flachen Gipfeln abgestumpften Kegeln, andere sehen mehr wie hohe Landrücken aus und erinnerten mich an den Donnersberg in der Rheinpfalz. Näher bei Monte Alegre sind wieder Hügelketten, die nicht bewaldet, aber mit kurzem Grase überwachsen sind. Bei der Mündung des Xingu ist der Amazonas mehr als vier Stunden breit. Das Quellgebiet des Xingu liegt wie das des Tapajoz nordöstlich von Cuyaba, östlich von dem dem Tapajoz zufließenden Paranatinga.

Die Erforschung des Xingú ist, wie von den Steinen[1] in der Einleitung zu seinem ersten Reisewerk mit Recht hervorheben konnte, fast ausschließlich das Werk deutscher Missionäre und Reisenden. Eröffnet wurde jedoch die Reihe der Bekehrer durch P. Luis Figueira, bekannt durch seine Grammatik der auf der Tupisprache beruhenden lingoa geral; er begründete im Jahre 1637 die heute verfallene Niederlassung Veiros und taufte viele Indianer; im Jahre 1642 wurde er auf der Insel Marajó von den Wilden ermordet und aufgefressen. 1655—1661 predigte der P. Manuel Souza bei den kriegerischen Yurunas und besiedelte mit ihnen zwei Ortschaften, das Dorf Xingu und das weiter unten gelegene Maturu (Porto do Moz)[2]. Nach Souzas Versetzung wurden die Jesuiten zeitweilig vertrieben; doch müssen sie die Arbeit bald wieder aufgenommen haben, denn später besaßen sie nicht nur unterhalb, sondern auch oberhalb der „Volta", des großen mit Fällen und Schnellen angefüllten, nach Westen offenen Bogens, den der Xingu unter dem 3.° s. Br. bildet, je eine Mission; die beiden Missionen waren durch eine Straße verbunden, die quer durch den Urwald die gefährliche Ecke abschnitt. Von P. Rochus Hundertpfund, der vorher in den Jahren 1742—1746 am Madeira thätig gewesen war, wird berichtet, daß er den Xingu eine Strecke aufwärts gefahren sei. Der letzte der Jesuitenmissionäre vor ihrer Vertreibung war der Kölner Laurentius Kaulen in Pombal. Die Furcht vor den wilden, angeblich menschenfressenden Yurunas verhinderte fast ein Jahrhundert ein weiteres Vordringen nach Süden, so daß die Kenntnis sicher nicht über den 4. Grad hinausreichte. Da unternahm Prinz Adalbert von Preußen im Jahre 1843 von Pará aus eine Fahrt den Xingu hinauf und gelangte bis 4° 5′ 6″ s. Br. zu dem Indianerdorfe Piranhaquara. Das Verdienst, zuerst die Quellflüsse des Xingu erforscht zu haben, gebührt dem deutschen Arzte Dr. Karl von den Steinen, der auf seiner ersten Reise im Jahre 1884 von seinem

[1] Durch Centralbrasilien. Leipzig 1886.

[2] von den Steinen a. a. O. nach der Bettendorffschen Chronik der Jesuiten (im Staate Maranhao 1661 bis ca. 1694).

Hosted by Google

Vetter, dem Maler Wilhelm von den Steinen, und Dr. Claus, auf der zweiten Reise im Jahre 1887 von Dr. P. Ehrenreich, Dr. P. Vogel und seinem Vetter begleitet war. Wie von den Steinen auf seinen beiden Reisen mit Unterstützung seiner Begleiter feststellte, entsteht der Xingu unter 11° 55′ s. Br. durch den Zusammenfluß des Ronuro (westlich, links) und des Kuluëne (östlich, rechts) und ist bei der Vereinigung schon fast 500 m breit. Der Ronuro nimmt kurz vor der Vereinigung mit dem Kuluëne auf der rechten Seite den Tamitotoala (Rio Batovy) auf, während sich in den Kuluëne unter 53° 31′,4 w. L. v. Gr. und 12° 14′ s. Br. von links der Kulisehu[1] ergießt, dessen Indianerstämme bei der zweiten Reise eingehend untersucht wurden.

Besondern Wert legt von den Steinen auf die Thatsache, daß er auf seinen Reisen reine Karibenstämme entdeckt hat, deren Sprache in ihren Wurzelwörtern von der Tupisprache ganz verschieden ist; damit ist die Annahme von d'Orbigny und Martius, die Kariben seien mit den Tupis verwandt, endgültig widerlegt[2]. Es lassen sich in Südamerika vier große Sprachfamilien unterscheiden (abgesehen von den vorläufig noch unklaren und vereinzelt dastehenden Sprachen vieler Stämme, wie der Trumai vom Kulisehu), die Tapuya, Tupi, Kariben und Nu-Aruak. Die Tapuya sind die ostbrasilianischen Urbewohner; sie zerfallen in eine westliche Abteilung, die Gēs nach Martius, zu denen als westlichste Vorposten die Karajá, Kayapó und Suyá im Xingu- und Araguaygebiet gehören, und eine östliche, die die Waldstämme des Ostens und die Botokuden umfaßt. Die Tupistämme hielten die Küste von der Mündung des Amazonas bis zu der des La Plata besetzt. Wir finden sie, außer in den La Plata-Ländern, an dem Oberlauf des Xingu, des Tapajoz, des Madeira, sogar des Maranhao; am Marañon gehören zu ihnen nach von den Steinen die Cocamas, am Putumayo (Iça) die Omaguas, an den Quellflüssen des Guaporé die Guarayos, am Paranatinga die Mundrucus und Apiakas[3], am Xingu die Yurunas und Manitsauá, am Kulisehu die Auetö und die Kamayurá. Die Kariben sind im Norden des Amazonenstromes seit den Zeiten der Entdecker bekannt. Am obern Xingu sind sie nunmehr durch von den Steinen in den Bakaïri und Nahuquá nachgewiesen worden. Da die Sprache der Xingukariben viel ursprünglicher erscheint als die der nördlichen Ka-

[1] Karte der zweiten Schingu-Expedition von Dr. P. Vogel in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1893, wiederholt im nachgenannten Werke.

[2] von den Steinen, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens (Berlin 1894), 156 f.

[3] Die Apiakas sind vermutlich Kariben; einen auf das linke Ufer des Araguay-Tocantins eingewanderten gleichnamigen Stamm hat Ehrenreich als Kariben nachgewiesen.

Hosted by Google

riben, auch ihre niedrige Kulturstufe wie ihre eigene Tradition wahrscheinlich machen, daß die Xingukariben den Ursitzen des Stammes nahe wohnen, wird man mit von den Steinen annehmen können, daß die Kariben von Süden nach Norden erobernd vorgedrungen sind, nicht, wie man seit Peter Martyr Anghieras[1] Zeiten geglaubt hatte, von Nordamerika aus, oder wie man nachher annahm, von den nördlichen Zuflüssen des Amazonas und Orinoco aus, oder im Zusammenhang mit den Tupistämmen, mit denen ihre Sprache gar keine Verwandtschaft zeigt. Sind so die Kariben vermutlich aus ihren Sitzen südlich vom Amazonas erobernd nach Norden gedrungen, so scheinen zum Ausgleich die ursprünglich nördlich vom Amazonas wohnenden Nu-Aroakstämme sich von da aus nach Süden verbreitet zu haben, eine Annahme, die durch die Überlieferung der Parecí, eines Nu-Aroakstammes am Tapajoz, bestätigt wird, nach der die Parecí von Norden her zu ihrem jetzigen Sitze gekommen sind. Zu den Nu-Aroakstämmen gehören nach von den Steinen[2] außer nördlicher wohnenden Stämmen z. B. die Antis und die Piros vom Ucayali, die Miranhas vom Jurua, die Canamaris vom Purus, die Manaos-Indianer vom Rio Negro, die Mojos vom Beni, die Kustenaú, Vaurá, Mehinakú, Yaualapíti am Xingu und Kulisehu und die Guanas auf dem linken Ufer des Paraguay. Die Nu-Aroakstämme zerfallen in die Unterabteilungen der Nustämme und der Aroak. Charakteristisch für die meisten von diesen Stämmen ist das Pronominalpräfix der ersten Person Nu, dem wir von Bolivia und Matto Grosso bis zu den Kleinen Antillen begegnen. Auf den Kleinen Antillen sind die Aroak vor Ankunft der Europäer von den Kariben unterworfen worden, doch wurde die Sprache der Inselkariben durch die Sprache der erbeuteten Aroakweiber stark beeinflußt.

Die durch v. d. Steinen besuchten Stämme kennen weder Kleidung noch Metalle, auch keine Schrift, außer zahmen Papageien keine Haustiere, nicht einmal Hunde, außer Mandiok, Mais, Baumwolle, Bohnen und Tabak keine Nutzpflanzen, keine berauschenden Getränke; und doch lieben sie einen gewissen Luxus an Schemeln, denen sie mit geschärften Muscheln Tierformen geben, an Hängematten, Masken, Topf- und Tättowierungsmustern. Diese Wilden fällen die Bäume und räumen den Boden für ihre Pflanzungen mit Steinäxten ab. Steinhämmer nebst Steinnägeln dienen zur Durchbohrung ihrer Muschelzierate. Als Messer haben sie nur den scharfen Zahn des Piranhafisches; mit ihm und mit aus Flußmuscheln verfertigten Schabern und Hobeln stellen sie ihre roh verzierten Schemel und Waffen her. Interessant ist, daß

[1] Das Geschichtswerk dieses 1526 verstorbenen Zeitgenossen des Kolumbus (De rebus oceanicis et orbe novo decades) ist eine Hauptquelle für die Entdeckungsgeschichte Amerikas.

[2] Durch Centralbrasilien 298 (Karte); Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens 158 f.

Hosted by Google

sich die verschiedenen Stämme mit ihren besondern Errungenschaften durch Tauschhandel gegenseitig aushelfen. Von den Trumaí, in deren Gebiet Dioritgestein vorkommt, kommen die Steinbeile, von den Bakaïri die Halsketten aus Muscheln, von den Nu-Aroakstämmen die Töpfe. Am Xingu verstehen nur Aroakfrauen die Töpferei, das Tättowieren und das Anfertigen von Holzmasken für die Tänze. Erst von den Nu-Aroak haben die Kariben den Maskentanz gelernt, während sie vorher vermutlich im Strohmantel tanzten, wie jetzt noch die Guayanakariben. Auffallend ist, daß die Tupistämme und die Trumaí allein die altertümlichen Wurfbretter für Pfeile haben. Hervorzuheben ist bei diesen Wilden, daß bei ihnen die Fähigkeit zu abstrahieren noch gar nicht ausgebildet ist. Die Verzierungsmuster, die sich auf ihren Geschirren und andern Gegenständen zum täglichen Gebrauche finden, und in denen man geneigt ist, abstrakte, geometrische Figuren zu sehen, sind dies, wie v. d. Steinen nach seiner zweiten Forschungsreise hervorhob[1], durchaus nicht, sondern alle Figuren knüpfen an Gegenstände an; so bedeuten Kreise die Fleckenzeichnung einer Rochenart, Wellenlinien Schlangen, Dreiecke ein Palmblatt, Vierecke (Rauten) einen kleinen Lagunenfisch. Einen Gottesbegriff und Gottesverehrung vermochte v. d. Steinen bei diesen Wilden nicht zu entdecken; dagegen sind sie von dem Fortleben der Seele überzeugt, von der sie auch glauben, daß sie während des Traumes außerhalb des Körpers wirklich an den vorgestellten Orten weile, so daß man den Träumenden nicht aufrütteln dürfe, da sonst die Seele den Rückweg in den Körper verfehlen könne. Von den durch v. d. Steinen aufgezeichneten Mythen ist die Stammessage der Bakaïri interessant[2]. Danach lebten die Stammväter Keri und Kame zuerst am Himmel, holten die Sonne und den Mond beim Urubu (Königsgeier) und verwahrten sie des Nachts unter einem Topf. Dann erwarben sie die Hängematte von der Eidechse und dazu den Schlaf, indem sie ihr ein Augenlid abzogen. Dann ging Keri mit seinen Leuten vom Himmel zur Erde, worauf der Himmel in die Höhe stieg, wo er jetzt steht. Keri und Kame stahlen hierauf dem Steppenfuchs das Feuer, endlich der Wasserschlange das Wasser in zwei Töpfen und bildeten so den Paranatinga (Tapajoz) und den Ronuro (Xingu). Hierauf erwarben sie von der Fledermaus Häuser, die sich dazu Steine verschaffte, indem sie Termiten anhauchte. Sie lernten von der Fledermaus den Fischfang, bauten Flötenhäuser und führten Festtänze auf. Sodann bildeten beide viele Menschenstämme aus Pfeilrohr, auch die Portugiesen, Keri aber besonders die Bakaïri. Schließlich verschwinden die Stammväter; sie sind zum Meer hinabgefahren; nach anderer Fassung wohnt Keri nach Sonnenaufgang zu am Himmel.

---

[1] Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1888, S. 372 ff.

[2] Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens 372 ff.

Hosted by Google

Unterhalb der Krümmung, von 2° 42′ südl. Br. an, wird der an der Mündung (bei Porto do Moz unter 1° 15′ südl. Br.) 8 km breite inselreiche Xingu von Dampfern befahren. Von seiner Wassermasse mag einen Begriff geben, daß der Xingu an einer Stelle, wo er auf 384 m eingeengt ist, unter 10° 15′, in der Sekunde bei Niederwasser 2062 cbm Wasser führt, während nach Keller-Leuzinger[1] der Rhein bei Mannheim bei Niederwasser nur 555 cbm, bei Mittelwasser 1660 cbm Wasser fördert. Als Verkehrsstraße für Matto Grosso kommt der Xingu nach den Reisen v. d. Steinens nicht mehr in Betracht; denn außer den zusammenhängenden Fällen der Volta unterbrechen auch im obern Laufe zahlreiche Fälle die Schiffahrt, so in der Nähe des 10. Breitengrades der Martiuskatarakt, dadurch merkwürdig, daß die oberhalb und unterhalb von ihm sitzenden Indianerstämme keinerlei Kenntnis voneinander haben.

Bald nachdem man die Mündung des Xingu und das Dorf Gurupá passiert hat, beginnt das große Süßwassermeer des Amazonas. Der Fluß erweitert sich plötzlich zu einer ungeheuern Bai, die an ihrer ausgedehntesten Stelle ungefähr 70 Stunden breit sein wird. Eine Unmasse von Inseln breitet sich in dieser Bai aus, zwischen denen sich ein Gewirre von unzähligen großen und kleinen Kanälen windet. Die Insel Marajó, die weit größer ist als das Königreich Württemberg, nimmt ungefähr die Mitte dieser Bai „der tausend Inseln" ein und teilt den Fluß in zwei Hauptarme: der Hauptstrom ergießt sich nördlich von Marajó in das Atlantische Meer; der kleinere, südliche Kanal, in den noch der mächtige Tocantins mündet, heißt der Paráfluß. Das Mündungsgebiet des Amazonas ist keine Deltabildung, sondern wie die trompetenartig sich erweiternde La Plata-Mündung ein Ästuarium; denn die zwischen seinen Mündungen gelagerten Inseln sind keine vom Flußschlamme gebildeten Anschwemmungen, sondern bestehen aus festen Lehm- und Sandsteinbänken und müssen als Trümmer der ehemals viel weiter reichenden Küste angesehen werden. „Auf der Insel Marajó am Mündungstrichter", sagt Ehrenreich, „strotzt jeder Fußbreit Landes von Gewächsen, die die Brutwärme der äquatorialen Sonne hervorruft. Schon der niedere Uferrand ist mit Grün umkränzt; an die glänzend dunkelgrünen Guapemassen, Pistien und andere das Feuchte liebende Pflanzen schließen sich lange Reihen der von Schildblättern umgebenen Arumstauden an, zaunartig das Ufer einfassend. Dichte Massen von Philodendren und Bignonien hängen von den Kronen der nächsten Bäume zum Wasser herab, so daß in einem undurchdringlichen Blättergewirr Wald- und Wasserpflanzen zu einer grünen Masse verschmelzen. Besonders hochstämmig ist der Baumwuchs nicht, den Eindruck der Üppigkeit aber giebt ihm der prunkende

[1] S. 147.

Hosted by Google

Parasitenschmuck." Zahllose Palmen aller Arten und Formen, von der kletternden Jacitara bis zur stolzen Maximiliana regia, vervollständigen das charakteristische Bild, das diese Sumpfwälder dem Vorbeifahrenden bieten. Die tausend Inseln, die alle flach und mit einem überaus üppigen Pflanzenwuchse bedeckt sind, liefern den meisten Kautschuk, der nach Pará auf den Markt kommt. Hier hat man auch mit Erfolg neue Kautschukwälder angepflanzt. Manchmal erblickt man, wenn man durch die vielgewundenen, oft ungemein schmalen Kanäle fährt, auf diesen Inseln in kleinen Lichtungen eine Hütte, umgeben von Kakaobäumen, Kokospalmen und andern Palmenarten, unter denen sich namentlich die schlanke, säulenartig 20—30 m aufsteigende Miriti mit weitschattender Schirmkrone durch ihre Schönheit auszeichnet. Plötzlich tritt man aus einem dieser engen Kanäle in die fünf Stunden breite Bucht von Limoeiro, in die der mächtige Tocantins mündet. Man sieht einen weiten Wasserhorizont vor sich, ein Süßwassermeer liegt vor dem Reisenden. Ja so sehr gleicht dieses Meer dem Ocean, daß es, vom Winde oder von der einlaufenden Flut erregt, nicht Wellen, sondern hohe Wogen aufwirft und die großen Dampfer auf- und absteigen läßt wie auf offener See. Ebbe und Flut machen sich übrigens auf dem Amazonas zur Springzeit nach La Condamine bis Obidos bemerkbar, also fast auf 700 km direkte Entfernung von der Mündung; nach Wallace wirken die Gezeiten stets bis Santarem und auf dem Xingu nach Kletkes Reise des Prinzen Adalbert von Preußen bis zum untersten Fall. Von einer höchst merkwürdigen Fluterscheinung, die dem Schiffer am Ausflusse des Amazonas entgegentritt, der Pororóca[1], giebt Prinz Adalbert von Preußen folgende Schilderung: „Statt regelmäßig zu steigen, erhebt sich die Flut, angestaut durch die stark ausströmende Wassermasse des ungewöhnlich anhaltend ebbenden Flusses in wenigen Minuten zu ihrer größten Höhe, überwindet den ausgehenden Strom, drückt ihn in die Tiefe hinab und wälzt sich dann über ihn fort und einer Mauer gleich den Fluß aufwärts mit einem Getöse, das $1^1/_2$ Meilen weit hörbar ist. Oft nimmt diese alles verheerende Flutwelle die ganze Breite des Stromes ein, zuweilen auch nicht. Da, wo sie auf Untiefen stößt, erhebt sie sich 4—5 m, an sehr tiefen Stellen senkt sie sich dagegen und verschwindet fast gänzlich, um später an andern Orten wieder aufzutauchen. Solche tiefe Stellen nennen die Schiffer esperas (Warteſtellen), weil hier selbst kleinere Fahrzeuge vor der Wut der Pororóca sicher liegen. Hinter sich läßt die Pororóca die Gewässer in demselben Zustande der Ebbe und vollkommenen Ruhe zurück, in dem sich diese vor der plötzlichen Erscheinung befanden."

[1] Den ersten Bericht über diese Naturerscheinung giebt La Condamine 188—191. Versuche zu ihrer Erklärung siehe bei Karl Schichtel, Der Amazonenstrom, Versuch einer Hydrographie des Amazonasgebietes auf orographisch-meteorologischer Grundlage (Straßburg, Heitz, 1893) 102 f.

Hosted by Google

Der Araguay-Tocantins bildet bei seiner Mündung ein vollkommenes Delta, breite Arme nach verschiedenen Richtungen ausstreckend. Beim ersten Anblick glaubt man darum gar nicht, daß man es mit einem der riesigsten Ströme des Amazonengebietes, einem Strome von 2500 km Länge, zu thun hat. Der Araguay ist 1844 bis zur Mündung des Tocantins[1], der, obwohl weniger bedeutend, doch früher befahren und besiedelt wurde und darum dem vereinten Strome seinen Namen gegeben hat, von dem Grafen Castelnau auf seiner großen Forschungsreise auf dem Amazonas (1843—1847) erforscht worden, worauf der Graf den Tocantins nach Goyaz hinauffuhr. Ihm folgte 1847 Theotonio Rufino Segurados, indem er von Carolina am Tocantins nach Pará und im nächsten Jahre mit Rückfracht auf dem Araguay nach Goyaz zurückkehrte.

Später ist der Westen von Matto Grosso von dem Arzte der brasilianischen Grenzkommission (1875—1878), Severiano da Fonseca, beschrieben worden. Weitern Aufschluß über die Geographie von Matto Grosso lieferten die Reisen v. d. Steinens und seiner Begleiter. Von ihnen hat Dr. Ehrenreich nach Abschluß der zweiten Xingureise v. d. Steinens im Jahre 1888 sich die Erforschung des Ostens von Matto Grosso und Goyaz und des Araguay, der nach dem Madeira der größte Zufluß des Amazonas ist, zur Aufgabe gemacht. Er reiste von der Hauptstadt von Matto Grosso, Cuyaba, über Goyaz nach Leopoldina am Araguay und von da auf dem Flusse nach Pará, und es ist ihm gelungen, in der Darstellung des brasilianischen Berglandes sowohl wie des Araguaylaufes viele Irrtümer zu berichtigen, aber auch über die wilden Stämme, das Klima, die Pflanzen- und Tierwelt der bereisten Gegenden viele neue Aufschlüsse zu geben. Von Leopoldina, dem Anfange der Dampfschiffahrt, wo der Rio Vermelho mündet, fließt der Araguay, der als Rio Grande auf der Serra Cayapo entspringt, entgegen der frühern Auffassung, gleich nördlich, mit geringen Abweichungen anfangs nach NNO., dann nach NNW. Merkwürdig ist die große Insel Bananal oder Santa Ana, durch die der Araguay unter dem 13. Breitengrade in zwei Arme geteilt wird, die sich erst in der Nähe des 10. Grades südl. Br. wieder vereinigen; nur der linke, westliche Arm ist stets schiffbar. Unterhalb der nun folgenden Fälle vereinigt sich der jetzt 1750 m breite Araguay mit dem Tocantins. Die Schiffahrt auf dem Mittellauf des Araguay wurde im Jahre 1868 zwischen Leopoldina und Januaria (1000 km) eröffnet, nachdem Couto de Magalhães den Fluß in den vorhergehenden Jahren befahren hatte[2].

[1] Unter 5° 21′ 3″ s. Br. und 48° 41′ 30″ w. L. v. Gr. bei S. João das duas Barras; diese von Castelnau ausgeführte Lagenbestimmung ist von Ehrenreich als richtig beibehalten worden.

[2] Sein Reisebericht ist in Petermanns Mitteilungen 1875 und 1876 im Auszuge mitgeteilt.

Hosted by Google

Die Strecke der Stromschnellen reicht von Santa Maria bis Praia grande (9° 30′ bis 4° südl. Br.). Zwischen San José dos Martirios und der Cachoeira grande liegt (etwa unter 6° 20′ südl. Br.) die Martiriosinsel. Die angeblich hier auf Felsen eingegrabenen Leidenswerkzeuge Christi wiesen früher den El Dorado-Fahrern den Weg nach den Goldminen von Araes, die von andern am Xingu gesucht wurden. Diese Zeichenfelsen, die von Castelnau waren übersehen worden, befinden sich auf der nördlichen Spitze der vielzerklüfteten, aus horizontal geschichtetem Quarzgestein bestehenden Insel, deren übrige Teile zur Flutzeit von Wasser bedeckt sind; sie scheinen von den Vorfahren der Karajas bearbeitet zu sein, da sie außer Tier- und Menschenbildern deren wichtigste Ornamente, z. B. das Kreuz[1], zeigen; außerdem sind Steinbeile erkennbar. Die letzte bedeutende, sehr jähe Senkung von 34 m überwindet der Fluß, der nach Aufnahme des Tocantins dessen Namen angenommen hat, in dem Itabocakatarakt, über den vier Kanäle führen. Der Canal do Inferno, der westliche der beiden mittlern, kommt für den Verkehr überhaupt nicht in Betracht; er ist nur einmal von Couto de Magalhães, der sich im Kanoe zu weit vorgewagt hatte, lebend passiert worden; er konnte sich mit Hilfe eines Schwimmgürtels retten, während seine beiden Ruderer ertranken. Rechts vom Canal do Inferno liegt der Capitaricoara, der zuweilen zur Bergfahrt benutzt wird, zu der beladene Boote oft vier bis fünf Wochen brauchen. Thalwärts dient der Schiffahrt von November bis Mai bei hohem Wasserstand der westlichste, der eigentliche Itabocakanal; der heftige Absturz (27 m auf 10 km, die in einer halben Stunde zurückgelegt werden), Felsenriffe und überhängende Baumstämme und Äste machen die Fahrt zu einer der gefährlichsten, die auf südamerikanischen Flüssen vorkommen. Der wertvolle Teil der Fracht muß auch zur Wasserzeit über Land getragen werden, zur trockenen Zeit alle Güter, während die Schiffe an Stricken geschleppt werden. Die ersehnte Verbindung des schiffbaren Mittellaufes des Araguay-Tocantins mit dem Mündungsgebiet durch eine Eisenbahn wird wohl erst später vollendet werden als die Verbindung des südlichen Teiles der Provinz Goyaz mit der atlantischen Küste, so daß Goyaz dann seine Bedürfnisse leichter und billiger von San Paulo beziehen könnte als von Pará[2].

Die von Ehrenreich auf seiner Landreise zum Araguay durchzogenen Gegenden werden von den Kayapo und Akuä (Chavantes), die zum Stamme der Gês gehören, und im südöstlichen Matto Grosso und Goyaz bis zum Araguay von den Bororó, einem nach seiner Zugehörigkeit zu andern

[1] Das Kreuz kommt auch bei den alten Peruanern als Ornament vor, wohl eher als Symbol der vier Weltgegenden als zur Darstellung des Sternbildes des südlichen Kreuzes.

[2] Ehrenreich in den Verhandl. d. Gesellschaft für Erdkunde 1889, S. 442 ff.

Hosted by Google

Stämmen noch unbestimmten Nomadenstamme, bewohnt. Am Strome selbst, in der trockenen Zeit auf den Nordinseln, zur Regenzeit auf den höher gelegenen Punkten des Ostufers hausen die Karaya[1], die eine ganz eigenartige Stellung gegenüber ihren Nachbarn einnehmen. Am Araguay unterscheidet man drei große Karayahorden, die zusammen vielleicht 4000 bis 5000 Köpfe zählen. Am Mittellaufe leben die Karayahi, die hauptsächlich vom Fischfang und Zwischenhandel mit anderen Stämmen sich nähren; die Eisenwaren und Glasperlen zum Tausch erhalten sie von den Dampfern gegen Lieferung des Brennholzes. Sie gehen nackt und haben fast keinen Ackerbau, da ihre Wohnsitze jährlich überschwemmt werden. In bessern Verhältnissen leben ihre kriegerischen Verwandten, die Chambioas und Yavahes. Die Chambioas haben sogar Erbsen, die sie von den Dampfern aus Pará erhandelt haben, angepflanzt, was man bei den Weißen in jenen Gegenden vergeblich suchen würde, und haben Schildkröten im Überfluß zu essen. Hühner, deren sie eine Masse halten, essen sie nicht, verkaufen sie aber. Außerdem sieht man bei ihnen eine Masse zahmer Tiere: Agutis, Tapire, Capybaras, sogar Krokodile, die in Tümpeln an Bäume angebunden leben. Ihre fleißigen Weiber tragen eine hübsche Bastschürze, die bis zu den Füßen reicht, die Unverheirateten rote Manschetten und zierliche Kniebänder. Auf die Backen ist ein blauer Ring tättowiert, in den Ohren stecken lange Rohrstäbchen. Die Männer haben Holz- oder Steinpflöcke in der Unterlippe und Federrosetten in den Ohren. Die Chambioas haben viele Kayapós bei sich, die sie aus den Dörfern dieser ihrer erbitterten Feinde geraubt haben. Diese, wie die Akuä (Chavantes), die beide zur Familie der Gēs gehören, wohnen wild auf dem linken Ufer bis weit nach Norden und Westen; auf dem rechten Ufer gehören zu ihnen die unterworfenen Apinagēs und Karahō. Die Chavantes leben noch unbefriedet am Rio das Mortes. Zur Tupi-Guarani-Familie gehören die Tapirapé am gleichnamigen Nebenflusse, die den Karaya die mächtigen Lippenpflöcke aus Quarz liefern. Weitere Tupihorden leben in den Urwäldern des untern Tocantins. Aus dem Gebiet des obern Xingu oder Tapajoz ist der karibische Stamm der Apiaka (Fig. 85), die den Bakairi des Xinguquellgebietes sehr nahe stehen, erst in den letzten Jahrzehnten eingewandert. Ihre Wohnsitze scheinen im obern Gebiete der bei Portel mündenden Flüsse Uanapu und Pacaya zu liegen; civilisiert finden sich einzelne in den Ortschaften des Westufers des Araguay-Tocantins bis in die Nähe von Cametá.

Cametá, eine ziemlich bedeutende Stadt, liegt am linken Ufer des gigantischen Stromes, etwa 15 Stunden oberhalb seiner Mündung in den

[1] Ehrenreich in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1892, S. 146; Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Berlin, Spemann, 1891.

Hosted by Google

Paráfluß, rings umgeben von einer prachtvollen Tropenvegetation, mit wunderschöner Aussicht auf den unten vorbeiströmenden Fluß, der hier immer noch zwei Stunden breit ist. In dem großen, blutigen Aufstande der Farbigen der Provinz Pará in den Jahren 1835—1836, der nur mit großer Mühe bewältigt wurde, war Cametá die einzige Stadt in der Provinz, die den Anarchisten erfolgreichen Widerstand leistete. Pará war ganz in der Gewalt der Aufständischen, nachdem der Präsident und der Militärkommandant ermordet worden waren und die Truppen sich den Aufrührern angeschlossen hatten. Nicht nur in Pará, sondern auch in andern Orten

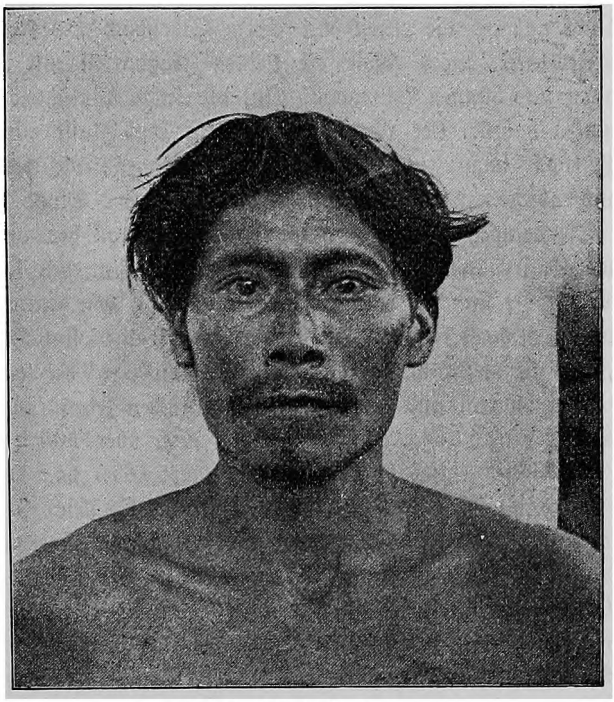


Fig. 85. Apiaka (Karibe).

der Provinz wurden viele Weiße, besonders aber Portugiesen, die am meisten verhaßt waren, getötet. Die Bewohner von Cametá aber, meist Mestizen und nur sehr wenig mit Negern gemischt, sammelten sich unter der Führung eines entschlossenen, thatkräftigen Priesters Namens Prudencio, befestigten den Platz und warfen die Bande, die von Pará aus angerückt kam, mit großem Verluste zurück. Cametá ward nun der Zufluchtsort für alle Weißen der Provinz und das Hauptquartier der loyal gebliebenen Bürger, die von hier aus verschiedene Expeditionen gegen die Anarchisten absandten, bis es endlich der Regierung gelang, den Aufruhr zu ersticken.

Hosted by Google

Der Paráfluß, in den der Araguay-Tocantins unter dem 2. Grad südl. Br. mündet, ist stellenweise über 30 km breit. „Meerartig dehnt sich die ungeheure Süßwassermasse des Tocantins und Amazonas im Verein nach allen Seiten aus, nur durch ihre lehmgelbe Farbe vom blaugrünen Ocean unterschieden, aber nicht minder große Wogen auftürmend wie dieser; nur ab und zu erscheint bei der Fahrt auf dem Rio Pará im Norden der lange, dunkle, waldige Küstensaum der niedern Insel Marajó und im Süden das etwas höhere festländische Ufer.“ [1] Bei der Stadt Pará wird der Strom, dessen Ufer ungemein schlammig sind, durch die Insel Marajó auf 20 km eingeengt. Einen eigentümlichen Anblick gewähren, je mehr man sich der Stadt nähert, die vielen mit einem Strohdach bedeckten und mit Kajüten versehenen Kanoes sowie die kleinen Flußbarken mit ihren hohen Spindelmasten und dünnen Baumwollsegeln, die einige Ähnlichkeit mit chinesischen Dschunken haben. Der Haupttransport auf dem Flusse wird trotz der Dampfschiffe noch immer mit diesen Kanoes betrieben, die beständig ankommen und absegeln, und von denen die Küste der Stadt buchstäblich wimmelt. Sie bringen die Landeserzeugnisse von überall her und kommen zuweilen aus Entfernungen von mehr als 300 Stunden den Fluß herab. Bei dieser Schiffahrt sind namentlich Indianer beteiligt, von denen man ganze Familien in den Kanoes erblickt. Auf den größern Kanoes sind Hängematten angebracht, und in diesen kann man im Hafen von Pará die Kanoemänner liegen und sich schaukeln und den ganzen Tag rauchen sehen (Fig. 86).

Die Stadt Pará (Fig. 87) liegt immer noch über 100 km von der Mündung des Flusses entfernt; sie ward im Jahre 1615 von den Jesuiten gegründet und zählte 1892 65000 Einwohner[2]. Obgleich so nahe am Äquator gelegen (1° 28′ südl. Br.), hat die Stadt doch kein übermäßig heißes Klima. Die größte Hitze des Tages — nach 2 Uhr nachmittags — schwankt zwischen 30 und 35° C; dabei ist aber auch die Luft nie kühler als 21° C, so daß im ganzen eine ziemlich warme Temperatur herrscht, die sich im Jahresdurchschnitte auf 26° C stellen wird. Pará hat früher den Ruf einer besonders gesunden Stadt besessen, und mit Ausnahme der Pocken, die im Jahre 1819 unter den Indianern auftraten, waren bis zum Jahre 1850 Epidemien ganz unbekannt. Da brach plötzlich das gelbe Fieber zum erstenmal aus und raffte in wenigen Wochen mehr als 4 Procent der Bevölkerung dahin. Im Jahre darauf brachen wieder die Pocken aus und wüteten

[1] Dr. Paul Ehrenreich.

[2] Gothaer Kalender 1894. Im Jahre 1859 fiel W. H. Bates, der Pará nach einer Abwesenheit von 7½ Jahren wieder sah, die außerordentliche Hebung der Bevölkerungszahl auf, die damals infolge der Entwicklung des Kautschukhandels auf 20000 Seelen gestiegen war; im Jahre 1848 hatte die Zahl der Freien in Pará über 9000, die der Sklaven gegen 5000 betragen (*Herndon* 338).

Hosted by Google

Hosted by Google

Fig. 86. Eine Tapuyo-Famil
(Zu v. Schütz, Amazon

Hosted by Google

ine Tapuyo-Familie am untern Amazonas.
Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 394.)

Hosted by Google

Hosted by Google

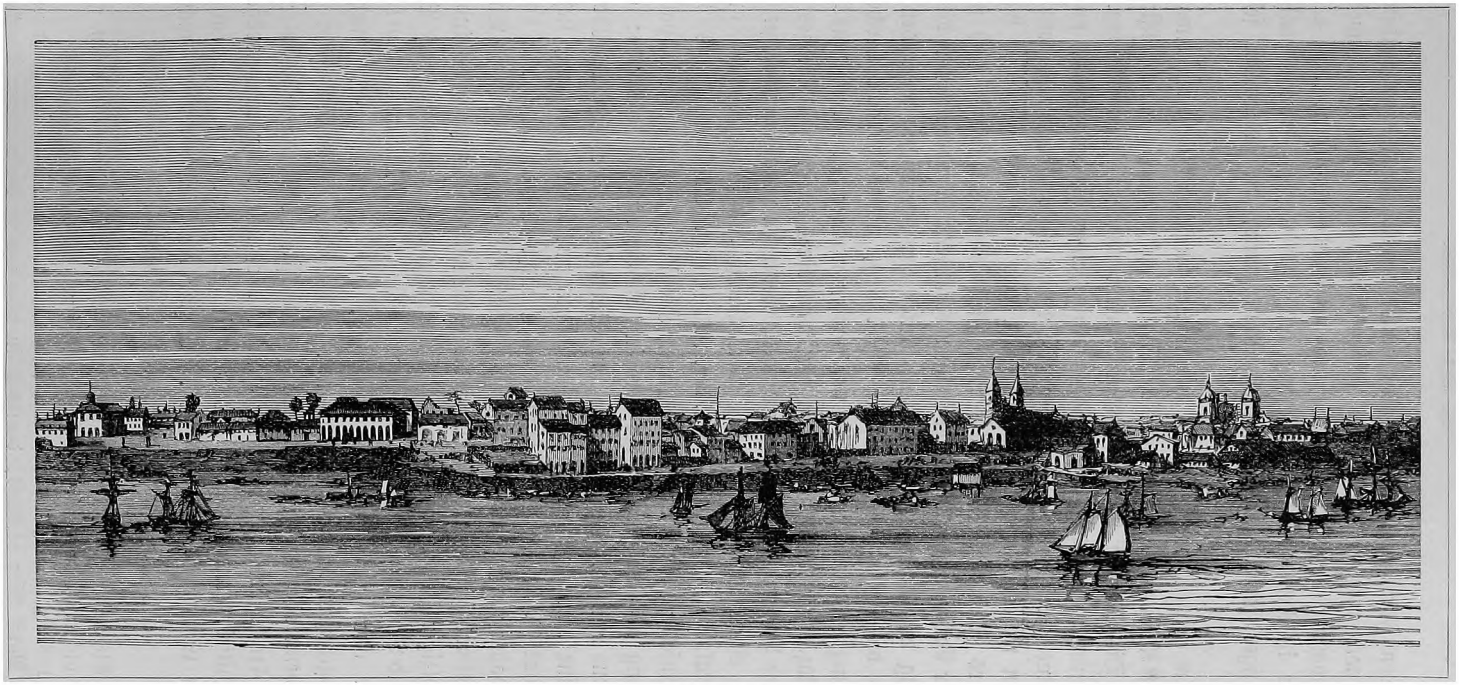


Fig. 87. Pará.

Hosted by Google

unter den Farbigen, weniger aber unter den Weißen, und seitdem ward Pará noch mehrere Male vom gelben Fieber heimgesucht[1]. Indes haben die Bewohner von Pará nicht jenes ungesunde Aussehen, das z. B. den Weißen in New Orleans anhaftet; auch die weißen Frauen bleiben hier viel länger schön als die Nordamerikanerinnen, die bekanntlich sehr rasch altern.

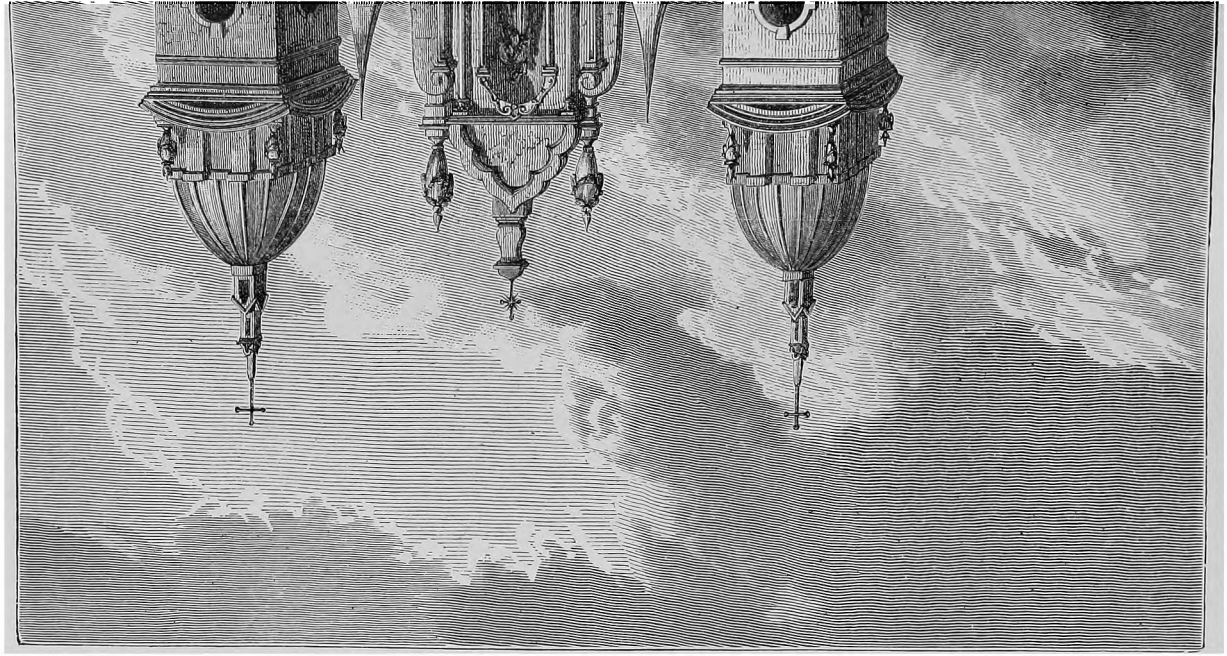
Im ganzen war Pará zu Anfang der fünfziger Jahre ein etwas langweiliger Aufenthalt. Die eigentliche Stadt machte einen ziemlich düstern Eindruck. Die Straßen sind in rechten Winkeln angelegt, aber sehr eng. Keine von ihnen war gepflastert, einige wenige etwa ausgenommen, auf denen man eine gewisse Anzahl grober Kieselsteine sah. Natürlich wurden die Straßen weder beleuchtet noch gereinigt, und nach dem Flusse zu waren sie besonders schmutzig. Die Häuser, meistens zwei Stockwerke hoch und von mäßiger Größe, haben statt der Fenster vergitterte Blenden, welche die düstere Wirkung des Ganzen noch erhöhen. Unter den öffentlichen Gebäuden ist besonders die Kathedrale zu nennen (Fig. 88), außer ihr acht Kirchen, der Regierungspalast, das Zollhaus und das in neuerer Zeit entstandene Theatro de la Paz. Die Kathedrale ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, und ihre Bauart wie ihre Verzierungen, weder zu prunkend noch zu einfach, machen einen guten Eindruck. Der Palast des Bischofs steht auf dem Kathedralplatze, der Kirche gegenüber, und ist ebenfalls ein stattliches Gebäude. Auf demselben Platze ist ein bequemes Hospital. Der Regierungspalast, die Wohnung des Präsidenten der Provinz, ist ein hübsches Gebäude; es liegt an einem offenen, großen Platze am Südwestende der Stadt. Läden und Magazine waren zahlreich und ziemlich gut mit Waren versorgt, ließen sich aber, was Geschmack und Eleganz angeht, nicht entfernt mit denen von Lima oder Habana vergleichen. Übrigens steigt die Bedeutung von Pará als Handelsstadt seit dem Aufschwung des Kautschukhandels noch beständig. In den achtziger Jahren betrugen die Einnahmen des Zollamtes von Pará an Ein- und Ausfuhrzöllen monatlich durchschnittlich 2 Millionen Mark! Pará ist aber auch ausschließlich Handelsplatz, und ganze Straßen bestehen nur aus ungeheuern Lagern, andere nur aus Läden. Ackerbau giebt es hier nicht; denn obwohl der einmal urbar gemachte Boden drei- bis viermal im Jahre Frucht bringt, trägt der Handel doch noch mehr ein, weshalb alle Lebensmittel, sowohl Fleisch als Gemüse (Salat u. s. w.) von auswärts, oft von Europa bezogen werden[2]. Sogar die Steine müssen nach Pará,

[1] Die neue großartige Quellwasserversorgung wird jedenfalls einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Stadt ausüben.

[2] 1883 gab es z. B. 10 Biergeschäfte, von denen jedes im Jahr etwa für 100 000 Mark Bier verkauft, deutsches in ungefähr 20 verschiedenen Marken, eng-

Hosted by Google

Hosted by Google



Hosted by Google

Fig. 88. Die Kathedrale von Pará.
(Zu v. Schütz, Amazonas. 2. Aufl. S. 396.)

Hosted by Google

Hosted by Google

wie auch nach Manaos, zu Schiffe teils von Süden teils von Nordamerika und England gebracht werden, und doch giebt es (1884) hier schon lange, breite Straßen mit zwei- und dreistöckigen Steinhäusern, alle gut gepflastert und mit breiten Trottoirs versehen, die allein Millionen kosten, und beständig liegt eine Anzahl Segelschiffe im Hafen, die Quadern und Platten ausladen [1].

War schon der Aufschwung der Stadt „Santa Maria do Belem do Pará", den W. H. Bates nach $7^1/_2$jähriger Abwesenheit im Jahre 1859 verzeichnete, großartig [2], so waren die Veränderungen noch größer, die Kipper nach einer Abwesenheit von nur $1^1/_2$ Jahren 1883 dort vorfand. „Das Zollamt ist noch das alte, ein früheres Kloster, und nach wie vor wird der Reisende, der um Mittag ankommt, auf den nächsten oder auch übernächsten Tag vertröstet, ‚da die Bureaux so wie so um drei Uhr nachmittags geschlossen würden'. Die Leute hier haben noch gerade so unendlich viel Zeit wie früher. Die Schildwachen, Negerjungen in hübschen Uniformen, stehen noch ebenso träumerisch vor ihren Häuschen und bedrohen die friedlichen Bürger mit ihren aufgepflanzten Bajonetten, die hinter ihrem Rücken einmal nach oben, einmal nach unten gerichtet sind; die Leute überhaupt sind noch dieselben — aber die Stadt ist verändert. Pará ist nicht mehr das alte, es ist modernisiert, und ich freue mich, daß ich es früher besucht habe, als es noch malerischer und interessanter, ursprünglicher war. Die Straße neben dem Flusse, die mit Schutt und Schmutzhaufen überladen und das Paradies der Urubus, der Aasgeier, war, ist gepflastert und mit Trottoirs versehen, zu einem europäischen Kai geworden. Gepflastert ist auch die Straße auf der andern Seite des Hotels, an welche mein Zimmer stößt; sie besitzt sogar eine Pferdebahn, deren Spuren bis in den Urwald hineinführen. Eine Wasser- und Kanalröhrenleitung ist unter dem Pflaster der Stadt angelegt worden. Auf den Straßen, die ich durchwanderte, sind keine grünen Pfützen, keine toten Katzen, Ratten und Mäuse mehr zu entdecken, höchstens einiger sonstiger Abfall: Papier, Kot, Stroh, Lumpen und Topfscherben. Die Urubus, die sonst zu Hunderten die zukünftigen Trottoirs belagerten und das Straßenbild durch ihren guten Appetit, ihr Geschrei und Gezänk etwas unterhaltend machten, wenn sie auch selbst unangenehm dufteten, sitzen nur noch dutzendweise auf den Dächern, mit hängendem Kopfe, und denken mit Wehmut der guten alten Zeit, wo Pará ein Schlaraffenland für sie war

---

lisches, dänisches und norwegisches Bier, sämtlich in Flaschen zu $^3/_8$ Liter. Selbst der Arbeiter trinkt, abgesehen von der Cachaza (Zuckerbranntwein), seine Flasche Bier zum Preise von 1 Mark.

[1] Aus den anziehenden Reisebriefen aus Südamerika, die Bernhard Kipper im Deutschen Hausschatz XV (1889), 484 ff. veröffentlicht hat.

[2] Gleichzeitig war schon damals eine gewaltige Steigerung der Lebensmittelpreise eingetreten.

Hosted by Google

und ein Aasgeier nur den Schnabel zu öffnen brauchte, um etwas Saftiges zu schlucken. Einige kreisen hoch in den Lüften und scheinen der undankbaren Stadt von dort zu fluchen, der sie so lange Zeit unbezahlbare und unbezahlte Dienste hinsichtlich der Straßenreinigung geleistet, andere wenden ihr den Rücken und ziehen zu den Wilden, die ja bekanntlich bessere Menschen sind."

Darin ist sich Pará indessen gleich geblieben, daß sich die kleine Tierwelt hier, an den Pforten des Urwaldes, überall aufdrängt und dem Naturfreund neben manchen unangenehmen Augenblicken auch öfters genußreiche Stunden verschafft. Zwar blieb B. Kipper diesmal, da sein Zimmer von innen und außen verschließbar hergerichtet worden war, vom Besuche von Vampiren und Ratten verschont, die ihn bei seinem letzten Aufenthalte in Pará heimgesucht hatten, von den kleinen Tieren dagegen erschien eine solche Masse in so großer Mannigfaltigkeit, daß er selbst erstaunte, wenn er von Zeit zu Zeit eine stille Abendstunde auf ihre Beobachtung verwandte. „Eine halbe Stunde ungefähr, nachdem ich das Licht angezündet, und wenn ich und das ganze Zimmer in tiefer Ruhe liegen, beginnt es sich überall, in allen Ecken, zu regen, und ich höre die verschiedenartigsten, zuerst leisen, dann stärkern Geräusche. Aber noch sehe ich nichts. Da kratzt es an einem Stückchen Staniol, das als Erinnerung an eine Flasche deutschen Exportbieres am Boden liegt; meine Pantoffel bewegen sich unter dem Bette, mein Moskitonetz zittert, es zirpt unter den Dielen und in jedem Winkel, summt in der Luft und raschelt auf dem Boden — ich verdopple nun meine Beleuchtungsapparate und sehe in wirrer Flucht rotbraune Kellerasseln von der doppelten Größe eines Maikäfers entfliehen, Grillen sich verstecken, Tausendfüßler und sogenannte Ohrenkriecher (Forficula auricularia) die Bodenritzen aufsuchen und zierliche Eidechsen die Wand hinaufeilen; auf meiner Seife und in meinem Wasserglase wimmelt es von Ameisen jeder Größe und Farbe, kleine sogen. Silberfischchen (Zuckergast, Lepisma saccharina) huschen in meine Bücher und Briefschaften, und in der Luft singen die Moskitos ihren Spottgesang. Dazu kommen noch die Insekten, die die menschliche Haut vorzugsweise zum Schauplatz ihrer Thätigkeit wählen und in deren Gesellschaft der Moskito noch ein Gentleman ist, indem dieser, dem Gerüchte nach, sich mit einem Stiche begnügen soll." Besonders die Eidechsen werden, wie Bates bemerkt, wegen ihres fremdartigen Aussehens, ihrer großen Anzahl und Mannigfaltigkeit in Pará sicher die Aufmerksamkeit eines jeden Ankömmlings aus Europa auf sich ziehen. „Die Art, die man an den Wänden der Gebäude in der Stadt umherkriechen sieht, ist eine andere als die, die man im Walde oder im Innern der Häuser findet. Sie haben ein unschönes Aussehen und wechseln ihre Farbe je nach der der Stein- oder Lehmwände, auf denen sie sitzen. Die Hauseidechsen gehören zu der besondern

Hosted by Google

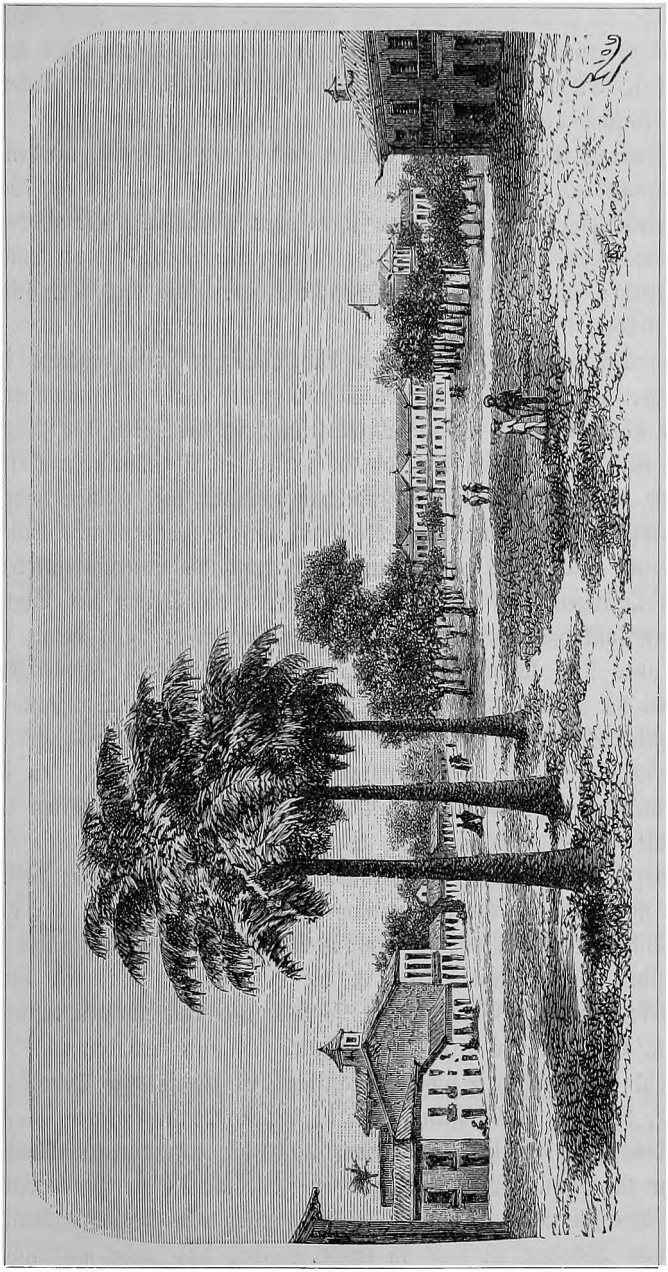


Fig. 89. Platz vor dem Regierungsgebäude in Pará.

Familie der Geckos. Sie finden sich selbst in den am reinlichsten gehaltenen Häusern, am häufigsten an den Wänden und Decken; bei Tage sitzen sie gewöhnlich regungslos an einer Stelle, bei Nacht aber sind sie munter.

Hosted by Google

Ihre Farbe ist grau gesprenkelt oder aschgrau. Der Bau ihrer Füße macht sie besonders geschickt, sich auf glatten Flächen festzuhalten oder auf diesen hinzulaufen. Die untere Seite der Zehen gleicht einem breiten Kissen, unter dem die Falten der Haut eine Reihe elastischer Platten bilden. Mittels dieses Apparates können sie, den Rücken nach unten gewendet, an den glatten Decken hinlaufen, da die plattierten Sohlen durch eine schnelle Bewegung der Muskeln die Luft abwechselnd aus- oder einlassen. Die Geckos haben ein widerwärtiges Aussehen. Die Brasilianer nennen sie Osgas und halten sie für giftig; es sind jedoch unschädliche Tiere. Die Art, die sich in den Häusern findet, ist klein." [1]

Das Schönste von Pará sind die schattigen Spaziergänge in seiner Umgebung, die einen angenehmen Erholungsort für die Einwohner bilden. Es giebt übrigens auch in der Stadt selbst, in der Nähe des Regierungspalastes, eine öffentliche Anlage, die in den kühlen Abendstunden stark besucht wird; die andern Spazierwege sind hauptsächlich mit Reihen hoher Bombaceen bepflanzt, die einige Ähnlichkeit mit unsern Roßkastanien haben. Der Mangobaum mit seiner hängenden Frucht und die gemischt untereinanderstehenden Orangen- und Limonenbäume bilden die Seiten der Spazierwege und bieten köstlichen Duft und angenehmen Schatten. Der Stolz der Brasilianer aber sind schnurgerade Alleen mit Palmen von gewaltiger Höhe, von denen die Josephsstraße in Pará ein Beispiel bietet. Die Landschaft in der unmittelbaren Nähe der Stadt ist schön und echt tropisch; Wege dahin giebt es in Menge. In den Vorstädten befanden sich schon in den fünfziger Jahren mehrere elegante Villen mit ausgedehnten, an allen Arten tropischer Erzeugnisse reichen Gärten. Die Wege sind mit großen, weit sich ausbreitenden Bäumen besetzt, unter denen man da und dort eine kleine Hütte oder ein ganz in immergrünes Laubwerk gehülltes Häuschen oder auch eine hübsche Villa in abgeschlossener Einsamkeit, die Landwohnung eines fremden Kaufmannes, sehen kann. Hier ist die Luft mit balsamischen Düften geschwängert; anmutige Palmen, die so sehr von den übrigen Waldbäumen abweichen, verleihen der Scenerie Großartigkeit und Erhabenheit.

Wohl in wenigen Städten Brasiliens ist die farbige Bevölkerung — Indianer, Neger und Mischlinge, die in der Stadt überwiegen — so träge und nichtsnutzig wie in Pará, aber auch die eingeborenen Weißen sind nicht sehr zu loben. Wenigstens zu der Zeit, als ich in Pará war, lebten fast alle Weißen mehr oder weniger kümmerlich von Regierungsämtern: sie waren zum Arbeiten zu faul in einem Lande, das mehr natürliche Reichtümer besitzt als irgend ein anderes in der Welt, und wo jeder fleißige, unternehmende Mann mit Leichtigkeit vorwärtskommt. Damals befanden

[1] Bates, Der Naturforscher am Amazonenstrome 9.

Hosted by Google

sich nur wenige eingeborene Weiße in Pará, die im Handel oder Handwerk beschäftigt gewesen wären; alle Geschäfte befanden sich in den Händen von Nordamerikanern und Europäern, wie dies auch heute noch der Fall ist; außer zahlreichen Portugiesen begegnet man vielen Engländern, außerdem Franzosen, Italienern und einigen (etwa 30) Deutschen[1]. Viele weiße Kreolen treten hier, wie überhaupt in Brasilien und in den spanischen Republiken, in die Geheimbünde, um dadurch Anstellungen zu erhaschen und so dem süßen Nichtsthun frönen zu können. Ende der siebziger Jahre begannen die dortigen Geheimbündler auch den Humbug des Kulturkampfes[2], wohl in der Hoffnung, die Kirchengüter annektieren und dadurch gute Geschäfte machen zu können. Dabei hetzten sie beständig den farbigen Pöbel gegen den bessern Teil der Geistlichkeit auf, ohne zu bedenken, welche gefährliche Lage sie sich selbst bereiten, wenn sie dem Volke den letzten Rest von Christentum rauben. Die Revolution des Jahres 1835 scheinen sie ganz vergessen zu haben. Bei dieser Erhebung der Farbigen, die sich besonders gegen die Portugiesen wendete, wurden diese fast alle in Pará ermordet. Aber auch viele Kreolen wurden damals, und zwar oft mit ausgesuchter Grausamkeit, getötet. Im ganzen kostete dieser Aufstand der Provinz 12000 Menschenleben bei einer Bevölkerung von 150000 Seelen; außerdem wurden viele Pflanzungen von Grund aus zerstört.

In Pará trieben die Geheimbünde eine Heuchelei, wie sie schamloser nicht gedacht werden kann. Sie haben dort ein ganz eigentümliches Mittel ersonnen, um die Menge zu gewinnen und gegen den Bischof aufzuhetzen. Dieser Bischof, Antonio Macedo Costa, der sich namentlich auch die Missionierung der wilden Indianer des Amazonenstromes angelegen sein ließ[3], wurde nämlich von den Geheimbündlern mehr gehaßt als irgend ein anderer Bischof Brasiliens, insbesondere wegen des energischen Widerstandes, den er den in die Hände der Loge geratenen kirchlichen Bruderschaften geleistet hatte, was ihm langen Kerker und Verbannung eintrug. 1878 behaupteten plötzlich einige Geheimbündler von Pará, Mitglieder einer längst erloschenen Bruderschaft zu sein, der in vergangenen Zeiten eine Kirche gehörte, worin

[1] 1877 gab es in Pará nur eine deutsche Handwerker- und zwei Kaufmannsfirmen. Der Kautschuk wird nach Nordamerika und England, der Kakao nach Frankreich ausgeführt.

[2] Mit der Einführung der Republik im Jahre 1889 ist der Kulturkampf wieder fröhlich aufgenommen worden. Indessen machte die Abschaffung der christlichen Feiertage glänzend Fiasko; die neu eingeführten „positivistischen" Feiertage verfielen rasch dem Fluche der Lächerlichkeit, während das Volk die alten Feiertage ruhig weiter feiert. Siehe M. Schanz, Das heutige Brasilien. 1893.

[3] Von ihm rührt der Gedanke einer schwimmenden Kirche zum Besuche der Indianer der Nebenflüsse des Amazonas; er kam 1890 als Erzbischof und Primas von Brasilien nach Bahia, scheint aber bald darauf gestorben zu sein.

Hosted by Google

ein wunderthätiges Muttergottesbild sich befindet, das beim Volke von Pará die größte Verehrung genießt; sie reklamierten ganz unverfroren den Besitz der Kirche und des Bildes. Der Bischof wollte natürlich einen solchen Anspruch nicht anerkennen und verklagte einige der Rädelsführer, die sich mittlerweile mit Gewalt in den Besitz des Bildes gesetzt hatten, vor Gericht. Die Geheimbündler aber wandten sich an den Präsidenten von Pará, den höchsten Verwaltungsbeamten der Provinz. Dieser, der selbst dem Bunde angehörte, gewährte seinen Brüdern vollen Schutz gegen den Bischof und überließ ihnen eine andere, neue Kirche, die die Regierung kurz zuvor hatte erbauen lassen, entgegen einem Beschlusse der Legislatur, der diese Kirche dem Bischof überwies.

Durch den Schutz des Präsidenten kühner geworden, suchten die Geheimbündler dem Volke einzureden, daß sie die Verehrung der Mutter Gottes gegen den Bischof verteidigen müßten. Da sie das Bild in ihrem Besitze hatten, veranstalteten sie eine Prozession, natürlich ohne Priester, da der Bischof allen die Beteiligung untersagt hatte; das Muttergottesbild wurde von offenen Karossen begleitet, die mit Janhagel jeder Art gefüllt waren. Im folgenden Jahre, 1879, wurde der Skandal noch ärger. Nach einem Berichte der Turiner „Unità cattolicà" aus Pará wurden alle Straßen, durch die der Umzug sich bewegen sollte, mit Bändern und Triumphbogen geschmückt. In der Nacht vom 11. Oktober erfolgte die Übertragung des Madonnenbildes nach dem Palaste des Präsidenten, wobei ein neuer Ritus beobachtet wurde. Eine Weibsperson trug das Bild, das kaum zwei Spannen groß ist, in ihren Armen und ging unter einem Baldachin, der von den Vorstehern der Loge getragen wurde. Das Gefolge bestand aus Männern und Weibern in bunter Mischung: die einen trugen Wachskerzen, die andern Pechfackeln. Unter dem Lärm der Militärmusik, unter dem Donner der Kanonen wurde das Bild so zum Regierungspalaste gebracht. Am folgenden Morgen fand die eigentliche Prozession statt, die sich auf folgende Weise vollzog: Zuerst kam ein Wagen mit Raketen, die nach allen Seiten hin losgelassen wurden, dann Reiter mit Fahnen und Standarten. Darauf folgten offene Kutschen, voll von Dirnen und Burschen jeder Farbe und jeden Alters bunt durcheinander, kurz, ein wahrer Fastnachtszug der ausgelassensten Art. Dann kam das Muttergottesbild, das in einem Wagen aufgestellt war, der wieder vom Pöbel beider Geschlechter gezogen ward. Den Schluß bildeten die Militär- und Civilbehörden in offenen Kutschen und Abteilungen Infanterie und Kavallerie.

Alles dies kann keinen hohen Begriff von der Respektabilität der brasilianischen Behörden geben, wie denn auch das ganze brasilianische Staatswesen — ebenso wie in den meisten spanischen Republiken ganz in den Händen der Geheimbünde — durch und durch faul ist. Der berühmte

Hosted by Google

Naturforscher Agassiz, der Brasilien bereiste, fällt darüber das ungünstigste Urteil; vieles in den brasilianischen Einrichtungen und im Staatswesen überhaupt hat ihm nicht gefallen; man könne darüber, sagt er, alle Fremden, die im Lande längere oder kürzere Zeit leben, klagen hören. „Die Verfassung ist ungemein freisinnig, zum großen Teil der nordamerikanischen nachgeahmt und könnte an und für sich der größten freiheitlichen Bewegung praktischen Spielraum gewähren. Bis zu einem gewissen Grade ist ein solcher auch vorhanden, aber in der Ausführung und Handhabung der Gesetze waltet vielfach Willkür ob: man findet eine kleinliche Polizeityrannei, gegen die keine Abhilfe zu erlangen ist. Um die Sache in aller Kürze zu bezeichnen: es ist gar keine Harmonie vorhanden zwischen den Staatseinrichtungen und den wirklichen Zuständen und Verhältnissen des Volkes. Liegt der Grund nicht darin, daß eine erborgte Staatsverfassung, die durchaus nicht in naturwüchsiger Weise dem Boden von Land und Volk entsprossen ist, einem Kleidungsstücke vergleichbar erscheint, das dem, der es trägt, nicht paßt, sondern lose an ihm herumschlottert? Das Gesetz allein ruft noch keine Freiheit ins Leben." Die neue republikanische Verfassung von 1889 hat hierin wahrlich nichts zum Besseren gewendet. Der Wahlspruch in dem das Sternbild des südlichen Kreuzes zeigenden Wappen der jungen Republik: Ordem e progreso (Ordnung und Fortschritt), ist, wie Moritz Schanz bemerkt [1], der reine Hohn auf die neuen Zustände unter der Präsidentschaft Fonsecas, und man kann hinzufügen, auch unter der Peixotos.

Sehr wahr sind Agassiz' Bemerkungen über das anthropologische Chaos in Brasilien, das selbst in Peru, Ecuador und Colombia nicht schlimmer erscheint. Er fand die Menschen, besonders in den nördlichen Teilen, schlaff und schwach in Bezug auf ihr ganzes Wesen. Man sieht hier Kinder von allen möglichen Farbenschattierungen und oft in demselben Hause nebeneinander. Es ist, als ob alle Klarheit des Typus verwischt und versudelt wäre; als Ergebnis tritt ein unbestimmter Mischmasch hervor, dem Ausdruck und Charakter mangeln. Solch eine Mischlingsklasse, in der das Blut von Weißen, Negern und Indianern durcheinander gemengt ist, bildet einen sehr zahlreichen Teil der Bevölkerung sowohl in den Städten wie auf den großen Plantagen. „Wer die nachteiligen Einflüsse und Wirkungen dieser Rassenmischung bezweifelt und aus mißverstandener Philanthropie alle Schranken zwischen den verschiedenen Rassen entfernen möchte, der möge nur nach Brasilien kommen. Er kann hier gar nicht in Abrede stellen, daß die Vermischung der Rassen eine Verschlechterung herbeigeführt hat. Sie verwischt sehr schnell die besten Eigenschaften, die jede einzelne der drei Rassen (Weiße, Neger, Indianer) besitzt, und es bleibt nur ein buntscheckiger, verschwommener

[1] Das heutige Brasilien (Hamburg, W. Mauke, 1893) 325.

Hosted by Google

Typus, dem alle physische und geistige Energie mangelt." Das Schlimmste bei diesen Mischlingsbevölkerungen ist, daß ihnen jedes Ehrgefühl und alle Wahrheitsliebe mangelt, und daß sie ganz unfähig scheinen, geordnete Staatswesen zu bilden. Deshalb sind auch im spanischen Amerika die Regierungen jener Republiken die besten, in denen die Rassenmischung nicht so allgemein ist, und wo namentlich, wie in Chile und Argentinien, das Negerelement fehlt.

Agassiz meint, am Amazonas thue vor allem zweierlei not: einmal eine stärkere Bevölkerung und dann eine bessere Klasse weißer Leute. Ohne das eine wie das andere kann eine Entwicklung der so reichen Hilfsquellen nicht stattfinden. Die Zahl der Weißen erscheint viel zu gering für die große Aufgabe, die hier zu lösen ist, und obendrein fehlen ihr die erforderlichen Eigenschaften. Hier bietet sich das eigentümliche Schauspiel dar, daß eine höhere Rasse Einflüsse von einer niedrigern empfängt, daß eine Klasse, die Unterricht und Erziehung erhalten hat, die Gewohnheiten der Wilden annimmt und auf deren niedrige Stufe herabsinkt. Am Solimões wird der Indianer ausgebeutet, übervorteilt und betrogen von den Leuten, die für die vornehme weiße Klasse gelten. Aber diese Sorte von „Weißen" hat vieles von den Indianern sich angeeignet; sie sitzen z. B. nicht auf Stühlen, sondern auf der platten Erde; sie bedienen sich nicht etwa der Gabel, sondern der Finger. Und so haben sie noch viele andere Gewohnheiten der Indianer angenommen.

Frau Agassiz, die ihren Gemahl an den Amazonenstrom begleitete, findet auch das Leben einer Indianerin beneidenswert im Vergleich zu dem einer „brasilianischen Lady"; denn deren Lebensweise sei über alle Begriffe langweilig und einförmig. „Es ist traurig, diese steifen, erstarrten Wesen zu betrachten. Sie bleiben ohne Berührung mit der Außenwelt; das häusliche Leben bietet ihnen weder Reiz noch Anmut oder Abwechslung; sie haben keine Bücher und bleiben ohne alle höhere Bildung. Sie leben in den Tag hinein ohne Ziel und Zweck, und wenn die eine oder andere auch die Trostlosigkeit eines solchen Daseins fühlt und in ihren Ketten knirscht, so bleibt sie eben doch nur ein mißmutiges und unnützes Geschöpf."

Agassiz hat recht: diesen Ländern thut nichts so not als eine andere herrschende Rasse; denn die jetzige wird nie etwas daraus machen. Nehmen wir z. B. die Provinz Pará, die von einigen Bewunderern — wohl etwas übertrieben — das Paradies Brasiliens und Amerikas genannt wird. Diese Provinz allein ist geräumig genug, um die ganze überflüssige Bevölkerung Europas aufzunehmen und sie aufs reichlichste zu ernähren; es ist ein Himmelsstrich von endloser Fruchtbarkeit, wo fast jeder Morgen Land seinen Mann nähren könnte. Allein die Amazonengegend war stets das Stiefkind der brasilianischen, wie früher der portugiesischen Regierung. Schon der Marquis von Pombal, ein echter Absolutist der Zopfzeit, befolgte die Politik, nicht

Hosted by Google

nur die Fremden, sondern selbst die Portugiesen über den Wert dieser Länder in Unkenntnis zu halten. Er that alles, was in seiner Macht stand, um sie herabzuwürdigen und in den Hintergrund zu stellen[1]. So schlimm werden die beiden Provinzen am Amazonenstrome allerdings heute nicht mehr behandelt; die heutigen Machthaber fehlen sicherlich mehr aus Unfähigkeit und Gleichgültigkeit; sie sind wohl überhaupt kaum im stande, praktische Ideen zu fassen.

Allein, wie ich schon mehrmals betont habe, deutschen Feldarbeitern möchte ich diese Provinzen, wie überhaupt die Tiefebenen der Amazonengegenden, nicht zur Besiedelung anraten; Handwerker aber, die nicht beständig in der Sonne arbeiten müssen, Kaufleute oder Pflanzer, die mit Kulis, Negern oder Indianern Plantagenbau treiben wollen, dürften dort ein reiches Feld für ihre Thätigkeit finden. Der eigentliche deutsche Kolonist würde hingegen ein ihm weit mehr zusagendes Klima und unendlich viele zur Ansiedlung passende Landstriche — abgesehen von den südlichen Provinzen Brasiliens, wo fruchtbares Land im Überflusse vorhanden und das Klima gesund ist[2] — an den Abhängen der Andes von Peru, Bolivia, Ecuador und Colombia antreffen, wenn diese Länder nur nicht gar so erbärmliche Regierungen hätten, wenn die Reise dahin leichter wäre und genügende Kommunikationsmittel für den Absatz der Produkte zu Gebote ständen.

Passende Länder für die deutsche Kolonisation auszufinden ist überhaupt eine wichtige Frage geworden. Um die Auswanderung für Deutschland, seinen Handel und seine Industrie nutzbar zu machen, muß man suchen, sie nach solchen Gegenden zu lenken, die nicht dieselben Produkte erzeugen wie die unsrigen, die auch voraussichtlich unserer Landwirtschaft und Industrie später keine erhebliche Konkurrenz bereiten werden, sondern beständige Abnehmer für unsere Fabrikate zu werden versprechen. Von diesem Gesichtspunkte aus war es ein schwerer Fehler, der unsere Interessen sehr geschädigt hat, die Auswanderung nach Nordamerika so zu begünstigen, wie dies früher von seiten einiger Regierungen und vieler Gemeinden geschah; wir schickten unsere Arbeitskräfte und unsere Kapitalien in ein Land, das jetzt unser gefährlichster Konkurrent geworden ist. Dadurch haben wir nur einen Rivalen

[1] Pombal hat sich übrigens um die Hebung des übrigen Brasiliens große Verdienste erworben; so wurde während seiner Ministerschaft der Kaffeebaum, der 1723 aus Cayenne nach Pará gebracht worden war, in Rio angepflanzt, und die ersten Brasilianer wurden von ihm als Beamte angestellt. (D. H.)

[2] Von dem Leben und den ersten Arbeiten, die den kleinen deutschen Ansiedler in den ersten Jahren dort erwarten, giebt ein Aufsatz von Dr. W. Breitenbach im „Ausland" 1888, S. 21 ff. eine gute Vorstellung; von demselben Verfasser erschien 1885: Die Provinz Rio Grande do Sul und die deutsche Auswanderung dahin, 1887: Die deutsche Auswanderung und die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien.

Hosted by Google

großziehen helfen, der jetzt unsere Industrie und namentlich unsere Landwirtschaft zu Grunde zu richten droht. Daher ist für Deutschland die Auswanderung nach Nordamerika als ein wirtschaftliches Unglück zu betrachten, als eine Folge und zugleich auch als ein Faktor unserer Notstände. Von einem Verbote dieser Auswanderung oder von hemmenden Polizeichicanen kann und darf keine Rede sein; denn es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Auswanderer in Nordamerika sein gutes Auskommen findet. Das einzige, was wir dagegen thun könnten, wäre, die Auswanderung nach andern, für deutsche Interessen vorteilhaftern Gegenden zu lenken und zu bewirken, daß diese Kolonien recht gedeihen, um so die Auswanderung von Nordamerika abzulenken. Denn die Auswanderung aus einem teilweise übervölkerten Lande wie Deutschland ist an und für sich kein Nachteil für uns; nur muß man sie für unsern Handel und unsere Industrie nutzbar zu machen verstehn.

Als ein Ziel für die deutsche Auswanderung sollte man besonders Südamerika mehr berücksichtigen. Dessen größter Teil ist freilich in den Tropen gelegen, gegen deren Klima noch so viele Vorurteile in Deutschland herrschen. Die Küstenstriche im tropischen Amerika sind allerdings großenteils ungesund, wenngleich noch lange nicht überall; die Hochländer hingegen, d. h. die wenigstens 500 m über dem Meere gelegenen Gegenden, haben vielfach ein dem Europäer zusagendes Klima. Einen Beweis hierfür liefert — außer verschiedenen hochgelegenen deutschen Ansiedlungen in Costarica und Brasilien — die oben beschriebene deutsche Kolonie am Pozuzo in Peru, die günstigere Gesundheitsverhältnisse zeigt als die meisten Gegenden Deutschlands. Ein Umstand spricht besonders zu Gunsten der Auswanderung nach Südamerika: von dort her hat unsere Landwirtschaft und Industrie keine große Konkurrenz zu erwarten, dort werden andere Produkte gezogen und schwerlich werden dort je viele Fabriken entstehen; im Gegenteil hätte die deutsche Industrie auf gute Märkte zu hoffen, wenn viele deutsche Kolonien dort angelegt würden. Denn der deutsche Kolonist zieht gewöhnlich seine heimischen Waren den andern vor, und durch ihn lernt auch sein Nachbar, der Eingeborene, sie kennen, gewöhnt sich daran und wird schließlich ein beständiger Abnehmer. Auch könnte dort die Reichsregierung, wie sie vor Jahren in Nicaragua zeigte, ihren Angehörigen wirksamen Schutz gewähren[1], wenn die südamerikanischen Regierungen ihre Verpflichtungen nicht erfüllen wollten. Ferner wäre die Auswanderung nach Central- und Süd-

[1] Leider unter den jetzigen Verhältnissen höchstens an der Küste; denn an Strafexpeditionen ins Innere, wo die betreffenden Regierungen oft selbst ohnmächtig sind, wird man nicht denken dürfen; eine beträchtliche Anzahl von Deutschen könnte sich übrigens dort selbst gegen Bedrückungsversuche der dünngesäten Bevölkerung schützen. (D. H.)

Hosted by Google

amerika auch schon deshalb der nach Nordamerika oder nach englischen Kolonien vorzuziehen, weil in Südamerika die deutschen Einwanderer ihre Nationalität mehr bewahren. Sie fühlen sich den spanischen und portugiesischen Kreolen, den Mischlingen, Indianern und Negern weit überlegen, und selbst der ungebildete Deutsche merkt in jenen Ländern, wo die Aristokratie der Haut noch viel gilt, recht bald, daß er der bevorzugten Rasse angehört, während er sich in Nordamerika den energischern Yankees unterordnet; viele Deutsche äffen dort in allem die Nordamerikaner nach, die diesen Bedientensinn natürlich mit der gebührenden Verachtung strafen. Viele wollen schon nach zehn oder fünfzehn Jahren nicht mehr als Deutsche gelten, und ihre Kinder werden erst recht echte Yankees. Namentlich unsere deutschen Judenjünglinge schämen sich als echte Kosmopoliten schon nach ein paar Jahren der deutschen Sprache und mauscheln das komischste englische Kauderwelsch, das den Amerikaner nur zum Spotte reizt.

Eine Hauptfrage ist nun: Wie soll kolonisiert werden? So unangenehm diese Frage auch den Regierungen sein wird, früher oder später werden sie sich doch damit befassen müssen. Denn man mag sagen, was man will, eine Hauptursache unserer Notstände ist und bleibt doch an vielen Orten die Übervölkerung und die übermäßige Konkurrenz auf allen Gebieten. Direkt darf allerdings die Kolonisation von der Reichsregierung nicht ausgehen[1]; es würde dies nur die Eifersucht anderer Nationen und Mißtrauen bei jenen amerikanischen Regierungen erwecken, die deutsche Ansiedler haben wollen und die Einwanderung pekuniär unterstützen würden. Auch würde es die Kolonisten nach solchen bureaukratisch verwalteten Kolonien nicht sehr hinziehen; in der lieben Heimat, wo die Vielregiererei — dank dem riesig anwachsenden Beamtenheere — und der Staatsabsolutismus immer mehr zunehmen und dem socialistischen Staate die Wege ebnen, haben sie genug von diesem Vergnügen gekostet. Die Kolonisation darf also nur von Privatgesellschaften ausgehen, und die Thätigkeit der Reichsregierung hätte sich dabei nur darauf zu beschränken, jene scharf zu überwachen, die zu kolonisierenden Landstriche zuvor durch kompetente Personen — nicht aber durch unpraktische pedantische Bureaukraten — untersuchen zu lassen und im Notfalle die fremden Regierungen anzuhalten, ihre Verpflichtungen den Kolonisten gegenüber zu erfüllen.

Den Privatgesellschaften muß man aber vor allem anraten: Geht nicht zu rasch vor, sondern nur schrittweise, und besonders: kolonisiert nicht eher, als bis das Land gehörig durchforscht ist und die er-

[1] Freiherr v. Schütz, der die Erwerbung deutscher Kolonialgebiete in Afrika und der Südsee nicht mehr erlebt hat, denkt hier nur an Ansiedlungen mit schon bestehender Landeshoheit.

Hosted by Google

forderlichen Vorbereitungen getroffen sind. Gerade an diesem Fehler sind die meisten verunglückten Kolonialprojekte zu Grunde gegangen, daß man das Land nicht genug kannte, das man besiedeln wollte. Ich glaube, es dürfte solchen Gesellschaften nicht schwer werden, von südamerikanischen Regierungen große Landbewilligungen zu erlangen — hierin sind sie fast alle sehr freigebig — sowie auch Beiträge zu den Reisekosten für die Auswanderer und Kontrakte für Wegebauten, wodurch den ärmern Kolonisten gleich für den Anfang ein Verdienst gesichert würde. Außer diesem Vorteile wird dadurch noch der weitere große Nutzen erzielt, daß den Kolonien auf den neuen Straßen der Absatz ihrer Produkte erleichtert wird; auch steigt dann der Wert der benachbarten Ländereien ungemein. Ferner müßten solche Gesellschaften sich hüten vor einem zu großen und kostspieligen Beamtenapparate und vor Vorschüssen an die Kolonisten; es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie diese in Amerika nie wieder zurückbezahlt erhalten werden. Je leichter sie den Kolonisten die Ansiedlung machen und je größere Vorschüsse sie ihnen gewähren, desto mehr arbeitsscheues Gesindel werden sie anziehen; mit Vagabunden kann man aber nie lebensfähige Kolonien gründen. Deshalb ist bei der Auswahl der Kolonisten, namentlich der ersten, die größte Vorsicht geboten. Man verspreche den Kolonisten nur nicht eine Gratislieferung von Lebensmitteln bis zur ersten Ernte, gebe aber den Mittellosen hinreichende Gelegenheit zum Verdienste durch Wegebauten, Anlage von Musterpflanzungen u. dgl.; man zahle ihnen ihren Lohn pünktlich aus und verkaufe ihnen die nötigen Lebensmittel zu billigen Preisen. Der fleißige Mann wird dann rasch vorwärts kommen und der Faulenzer die Kolonie bald wieder verlassen. Sonst verschaffe man den Kolonisten eine billige Reise und gebe ihnen genügendes Land, und zwar als freies Eigentum, lasse ihnen vollkommene Freiheit und regiere nur nicht zu viel; wegen der unglücklichen Vielregiererei kränkeln die französischen Ansiedlungen, während die englischen und nordamerikanischen bei genügender Freiheit der Bewegung stets gut gedeihen.

Zu wünschen wäre nur, daß, wenn die deutsche Kolonisation in Central- und Südamerika mit mehr Energie als bisher betrieben werden soll, dann auch die weiten, fruchtbaren Gebiete des Amazonenstromes und seiner vielen Nebenflüsse die ihnen gebührende Berücksichtigung fänden; denn reichere Länder giebt es in der Welt nicht, und die Besiedlung des Amazonenthales wird unzweifelhaft für den Welthandel früher oder später von der allergrößten Wichtigkeit werden. Leider ist zu fürchten, daß, wie immer, die Engländer und Nordamerikaner den Löwenanteil wegnehmen und den Deutschen das Nachsehen lassen werden; denn Unternehmungssinn trifft man nur bei verhältnismäßig wenigen Deutschen. Das in Deutschland herrschende Bevormundungs- und Erziehungssystem thut redlich das

Hosted by Google

Seinige, daß im Volke jeder Unternehmungs- und Unabhängigkeitsſinn von Jugend an erſtickt werde[1].

Im übrigen wird man wohl zugeben müſſen, daß viel zur Löſung der ſocialen Frage beigetragen werden könnte, wenn man die überſchüſſige Bevölkerung Deutſchlands, die in der Heimat keinen lohnenden Verdienſt mehr haben kann, nach Ländern leitete, wo ſie beſſere Exiſtenzmittel finden, wo ſie der heimiſchen Landwirtſchaft keine Konkurrenz bereiten, ſondern im Gegenteil viel zur Hebung unſeres Handels und unſerer Induſtrie beitragen würde. Jedenfalls wäre es vernünftiger und heilſamer, wenn die europäiſchen Nationen ihre Eiferſüchteleien und Annexionsgelüſte aufgeben und die Streitaxt dauernd begraben wollten, wenn ſie große Koloniſationen unternähmen, um die Schätze der Natur ſo vieler wilden Länder, die jetzt unbenutzt verkommen, auszubeuten, ſtatt zu Hauſe alle Manneskraft millionenweiſe in Waffen aufzuſtellen, um ſich gegenſeitig zu zerfleiſchen und das Mark der Völker zu verzehren.

[1] von Schütz, Amazonas (1. Aufl.) 238.

Hosted by Google

Anhang.

Beilagen zu der im VI. Abschnitt enthaltenen Geschichte der Kolonie Pozuzo.

1. Erklärung des Freiherrn Damian v. Schütz aus Camberg (Nassau) vom 10. Dezember 1856, veröffentlicht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1856, S. 5622.

„In der Allgemeinen Zeitung sowie in vielen andern deutschen Blättern erscheinen von Zeit zu Zeit heftige Angriffe gegen die unter meiner Leitung stehende Kolonisation in Peru. Bisher habe ich nicht geantwortet, da mir nichts unangenehmer ist als eine endlose Zeitungspolemik; allein durch längeres Stillschweigen würde ich die Gerechtigkeit aller jener Angriffe zugeben, und ich sehe mich zu folgenden Angaben genötigt.

„Seit elf Jahren gehe ich mit dem Plane um, im spanischen Amerika, das ohne eine europäische Einwanderung der Ländergier der Nordamerikaner erliegen muß, größere deutsche Kolonien anzulegen, da dort das deutsche Element bei dem Gelingen einer größern Kolonisation sich rasch geltend machen kann.

„In jenen elf Jahren habe ich den Süden der Vereinigten Staaten, Californien, Mexico, Neugranada, Peru und Brasilien bereist, die Rocky Mountains und die Cordilleras an verschiedenen Stellen überschritten, den ganzen Amazonenstrom vom Anfange bis zu seinem Ausflusse nebst mehreren seiner Nebenflüsse befahren und hoffe durch die bei diesen beschwerlichen Reisen gesammelten Erfahrungen etwas befähigt worden zu sein, die Leitung einer großen Kolonisation zu übernehmen.

„Allein längst habe ich die Überzeugung gewonnen, daß ein solches Unternehmen, wenn es ganz armen Auswanderern Nutzen gewähren sollte, ohne große Kapitalien unausführbar ist. In Deutschland sind diese nicht aufzutreiben, und in Südamerika besitzt sie nur die Regierung von Peru, durch ihr Guanomonopol die reichste aller spanischen Regierungen. Deshalb habe ich mich schon vor Jahren nach Peru gewendet. Der jetzige Präsident, General Castilla, interessiert sich namentlich für dieses Unternehmen, und ich glaube, daß er, der mächtigste Mann in Peru, am Ruder bleiben wird [1]. Früher war er schon Präsident gewesen, hielt

[1] Dies war wohl der Fall, doch hat es dem Gelingen des Unternehmens nichts genützt, da Castilla während seiner zweiten Präsidentschaft mehr als früher die einzelnen Minister schalten und walten ließ.

Hosted by Google

seine gesetzliche Zeit von sechs Jahren aus, und unter seiner Regierung nahm damals das Land einen Aufschwung wie nie zuvor. Sollte aber eine andere Regierung siegen, so kann dadurch die Kolonisation wohl verzögert, aber nicht ruiniert werden; denn alle Parteihäupter in Peru habe ich für meine Ideen gewonnen [1]; alle sind seit dem Auftreten Walkers [2] zu der Überzeugung gelangt, daß die europäische Einwanderung eine Lebensfrage für Peru geworden ist, und daß die Einwanderer durch ihr eigenes Interesse an das Geschick des Landes gekettet werden müssen, und zwar nicht als gedungene Knechte, sondern als freie Eigentümer von Grund und Boden. Zudem sind die meisten Revolutionen in Südamerika nur kindische Demonstrationen, um die sich viele Leute dort nicht kümmern.

„. . . Daß die jetzige Regierung guten Willen hat, beweist, daß sie im vergangenen Jahre die Sklaverei der Neger aufhob und in diesem Jahre die Einführung der Chinesen, diese neue Art von Menschenhandel, verbot. Augenscheinlich will sie die weiße Rasse kräftigen und die fernere Degenerierung der Bevölkerung durch die Vermischung mit niederstehenden Rassen, wie die Chinesen, verhindern. Dies, sagte mir selbst der jetzige Präsident Castilla, sei einer der Hauptgründe, weshalb die Regierung eine deutsche Einwanderung herbeiwünsche. Vorläufig will die Regierung auf ihre Kosten 10 000 Deutsche im Innern ansiedeln unter der Voraussetzung, daß, wenn diese mit ihrem Lose zufrieden sind, ein Teil des Stromes der deutschen Auswanderung immer nach Peru gelenkt wird, und gewährt die frühere Prämie von 30 Dollar nicht mehr dem Unternehmer, sondern dem Einwanderer.

„Die Angabe der Zeitungen, ich hätte mit der Regierung einen Lieferungskontrakt für 10 000 Köpfe abgeschlossen, ist eine absichtliche, von meinen Feinden ausgehende Entstellung. Hingegen hat mich die Regierung zum Generaldirektor der Kolonien ernannt mit einem festen Gehalt und mich ermächtigt, den Transport und die Verteilung der Ländereien zu vermitteln sowie die Administration der Kolonien zu leiten. Für den Fall des Gelingens sind mir allerdings große Ländereien zugesagt, allein hierdurch gerade ist mein Interesse an das der Kolonisten geknüpft. Der zu kolonisierende Distrikt liegt am Ostabhange der Andes, an den Zuflüssen des Ucayali, durchschnittlich 5000 Fuß [3] über dem Meere, und ist gänzlich frei von Sümpfen. . . . Er hat einen der reichsten Silberdistrikte der Welt in seiner unmittelbaren Nähe, wodurch ein stets lohnender Absatz für alle Produkte geboten wird, während umgekehrt die Urbarmachung der benachbarten Ländereien und die Einwanderung den günstigsten Einfluß auf die Entwicklung des Bergbaues äußern muß! Jetzt schon läßt die Regierung einen Weg von Cerro de Pasco nach der ersten Kolonie am obern Pozuzofluße anlegen [4]. Von hier ist der Mairo-

[1] Worte und Versprechungen sind freilich in Peru stets wohlfeil wie Brombeeren.

[2] Ein nordamerikanischer Freibeuter, der mit einer Flotte in Centralamerika Eroberungen für die Union zu machen suchte, 1855—1857 Nicaragua besetzt hielt und 1860 bei einem Versuch, sich Honduras' zu bemächtigen, erschossen wurde.

[3] Die Kolonie Pozuzo nur 800 m.

[4] Dies war dem Freiherrn von Lima aus vorgespiegelt worden, während in Wahrheit infolge der sträflichen Nachlässigkeit des Ministers des Innern, Mar, und des damaligen Präfekten von Junin nichts geschah.

Hosted by Google

fluß (in der Luftlinie!) nur 10 Stunden entfernt, von wo aus selbst bei dem tiefsten Wasserstande Dampfboote von 6 Fuß Tiefgang eine ununterbrochene Schifffahrt bis zum Atlantischen Ocean finden [1]. Hier am Mairo haben sich im vorigen Jahre zehn aus Nordamerika gekommene Deutsche angesiedelt und eine Plantage gegründet. Jeder, der den östlichen Abhang der Andes bereist hat, wird mir zugeben, daß es dort weite Landstriche giebt, die von keinem Teile der Welt in Bezug auf Fruchtbarkeit des Bodens und Lieblichkeit des Klimas übertroffen werden. Ich verweise auf die Werke von Humboldt (Beschreibung des Thales von Cajamarca, in dessen Nähe ebenfalls die Anlage einer Kolonie projektiert ist), Pentland und namentlich auf das neuere Werk des Marineoffiziers Herndon, der jene Länder im Auftrage der nordamerikanischen Regierung bereist und beschrieben hat.

„Die Bedingungen für die Kolonisten sind folgende: Jeder Familienvater erhält 100 Morgen kulturfähiges Land als freies Eigentum, jeder Unverheiratete 60 Morgen [2]. Die Reisekosten vom Einschiffungshafen bis zur Kolonie werden von der Regierung vorgeschossen, ebenso die Lebensmittel bis zur Ernte. Die Vorschüsse müssen sie nach fünf Jahren zinsenfrei zurückzahlen, wovon noch 30 Dollar abgehen, die die Regierung jedem über 15 Jahre alten Einwanderer schenkt. Alle diese Vorschüsse habe ich auf den Erwachsenen à 100 Dollar berechnet, so daß der Kolonist nach fünf Jahren 70 Dollar wiederzuzahlen hätte. Als Garantie haftet das (Acker-) Land, nicht die Person des Kolonisten. Nur vom Februar bis Ende April werden Schiffe expediert, damit die Leute zu einer günstigen Jahreszeit eintreffen. Ich selbst werde sie in Lima erwarten und die Landreise mit ihnen zusammen machen. Diesmal sende ich schwerlich mehr als 300 Personen ab, und nur nach und nach soll die Kolonisation größere Dimensionen annehmen. Die erste Expedition wird von einem Geistlichen, Arzt und Lehrer begleitet sein, so daß die Kolonisten gleich eine geschlossene Gemeinde bilden können. Wenn 300 Leute sich in ihrer Kolonie ein Unrecht von seiten der Peruaner gefallen lassen, wie die Zeitungen behaupten, so geschieht es ihnen recht; denn sie sind stark genug, um ihre Rechte zu verteidigen, und im Innern betragen die Garnisonen nie mehr als 25 Mann, und was für Soldaten! Überhaupt müssen die Leute ihre deutschen Schlafmützen zu Hause lassen und sich nicht gleich wie Weiber durch die ersten Schwierigkeiten niederbeugen lassen. Auf das Gefasel in den Zeitungen von Schlangen, Tigern, Pest, Indianern u. s. w. antworte ich nichts, denn es gehört in die Kinderstube. Einer Ihrer Korrespondenten verdammte auch schlankweg das ganze Land, obschon er sich nur fünf Wochen im ganzen dort aufhielt und Peru den dreifachen Flächeninhalt Deutschlands besitzt; seine Küstengegenden sind gewiß ebenso verschieden vom Ostabhange der Andes wie die Ufer der Spree vom Golf von Neapel, und außer einem kleinen Teil jener Küstengegenden hatte ihr Korrespondent nichts gesehen.

---

[1] In Wirklichkeit gilt dies nur vom Pachitea, der aus dem Zusammenflusse des Palcazu und Pichis entsteht; von der Mündung des Mairo in den Palcazu an ist die Dampfschiffahrt nur bei hohem Wasserstand zur Regenzeit möglich.

[2] In Wirklichkeit reichte das 1858 am Pozuzo verteilte Land nicht aus, um jeder Familie 100 Morgen zu überweisen.

Hosted by Google

„Von allen Seiten hat man Intriguen gegen mich gespielt. In Lima ist es namentlich der nordamerikanische Gesandte (John Randolph Clay, früher lange Geschäftsträger in Wien), der alle Minen gegen mich springen ließ, weil er dieselben Begünstigungen wie für die Deutschen für seine Landsleute erlangen wollte und dies nicht durchsetzte. Ferner befürchten mit Recht die in Lima etablierten deutschen Kaufleute eine Vermehrung der Konkurrenz durch diese Einwanderung, und endlich habe ich den ganzen Wust von allen jenen gegen mich, die bei der Auswanderung nach andern Ländern interessiert sind. Natürlich suchten alle diese durch die Presse gegen mich zu wirken. Bisher hatte ich mir nie die Mühe gegeben, darauf zu antworten, da ich hoffe, bald durch Resultate die Grundlosigkeit aller jener Verdächtigungen beweisen zu können. So viel hoffe ich gezeigt zu haben, daß alle Warnungen wohl etwas verfrüht waren, und daß ich ganz allein an der Ausführung eines großen Planes arbeite, ohne irgend welche Unterstützung in Deutschland außer dem Vertrauen einiger armen Auswanderer in meine Person."

2. Gegen die Erklärung des Freiherrn v. Schütz wendet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1857, S. 65 f. Friedrich Gerstäcker aus Rosenau bei Koburg in einem Gutachten vom 29. Dezember 1856: Über Auswanderung nach Peru.

Gerstäcker will voraussetzen, daß es Herr v. Schütz wirklich ehrlich und gut mit den deutschen Auswanderern meint oder zu meinen glaubt. Gerstäcker ist zwar ziemlich fest überzeugt, daß auf der peruanischen Hochebene ein dem Deutschen nicht eben schädliches Klima herrscht, aber er hält die Tropen doch nicht für geeignet für seine Landsleute. Dies sei die Meinung eines Einzelnen, aber freilich nicht dabei Interessierten.

„Die Vorteile, die v. Schütz den deutschen Auswanderern verspricht, sind außerordentlich groß — aufrichtig gesagt, viel zu groß, als daß ich ihnen unbedingt vertrauen sollte. . . . Der arme Auswanderer, der auf die Unterstützung der Regierung angewiesen ist, bleibt doch deren Sklave, bis der Preis abverdient ist, und wechselt die Regierung, was dort jede Woche geschehen kann, so ist er der Willkür des neuen Herrschers oder seiner gewinnsüchtigen Beamten vollständig preisgegeben. Protestanten mögen dabei noch bedenken, daß sie in ein streng (?) katholisches Land kommen und bei neuen Revolutionen sich selber zu schützen haben. ‚Alle diese Vorschüsse habe ich auf 100 Dollar berechnet.' Wenn das nicht absichtliche Täuschung sein soll, was ich nicht glauben will, so ist es jedenfalls ein grober Irrtum. Die Reise vom Einschiffungshafen bis Peru allein muß für den Erwachsenen im Zwischendeck 100, wenn nicht mehr, Dollar kosten [1]. ‚Alles an Ort und Stelle Notwendige schießt die Regierung vor'. Aber der Einwanderer soll nur nicht glauben, daß er dabei mit 100 oder 200 Dollar loskommt — Krank-

[1] In Wirklichkeit kostete laut abgelegter Rechnung die Seereise von Antwerpen nach Callao und von da nach Huacho, die weite Landreise von da nach Acobamba und die Beköstigung daselbst während dreier Monate unter von Schütz' Verwaltung im ganzen weniger als 97 Pesos auf den Kopf (D. v. Schütz, die deutsche Kolonie in Peru 40; Der Amazonas [2. Aufl.] 276).

Hosted by Google

heiten, Unglücksfälle oder anderes nicht gerechnet. ‚Als Garantie haftet das (Acker-) Land', und mißglückt das Unternehmen, so kann der arme Deutsche, der als Bettler auf dem bisher bearbeiteten Boden steht, sich verdingen, wo er Lust hat, und mit den Negern, Indianern und Chinesen konkurrieren, wobei noch die Frage ist, ob er Arbeit findet[1]. Gegen die Soldateska sich wehren, möchte im Ernstfalle doch schwer fallen. Reiche Auswanderer, die sich ankaufen können und dadurch vollständig unabhängig bleiben und nicht selber den Spaten in die Hand zu nehmen brauchen, werden sich dort vielleicht wohl befinden; ob arme auch, dafür haben wir bis jetzt nur die vielleicht recht gut gemeinten Ansichten des zukünftigen Generaldirektors der erst zu schaffenden Kolonie. Liegt den deutschen Regierungen daran, daß ihre Unterthanen nicht auf fremdem Boden verkommen — und es sollte ihnen daran liegen —, dann wäre es gut, irgend jemand, der kein persönliches Interesse an der Zahl der Auswanderer hat, vorher nach Peru zu schicken, das Land und die Verhältnisse selber kennen zu lernen. Verhält sich dann wirklich alles so, wie es Herr v. Schütz erhofft, und bietet Peru dem deutschen Auswanderer ohne die befürchteten Nachteile wirklich solche außerordentliche Vorteile, dann ist es zur Kolonisierung jener Landesstrecke immer noch Zeit genug, und wir dürfen unsere Landsleute mit ruhigem Gewissen jener fernen Welt entgegenziehen lassen. Wie die Sache jetzt steht, ist das Ganze viel zu rosig geschildert. Wo Glück und Leben von Hunderten, vielleicht Tausenden unserer Landsleute auf dem Spiele steht, dürfen wir solche Versprechungen nicht gleich von jedem einzelnen Manne als bare Münze hinnehmen. Von dort ist für den Unbemittelten keine Rückkehr und das Elend des Armen in einem tropischen Klima eine gar böse Sache."

3. In einer Antwort aus Camberg vom 10. Januar 1857 (Augsburger Allgem. Zeitung 1857, S. 254) erkennt Freiherr v. Schütz an, daß Gerstäckers Schreiben die Bedenken eines ehrenhaften, unparteiischen Gegners wiedergiebt.

Freiherr v. Schütz hat ein ganzes Schiff gemietet und Proviant im großen kaufen lassen. Er hat mit einem Rederhause zu 500 Franken (75 Dollar) abgeschlossen und Gerstäcker eine Abschrift des Vertrages zugeschickt, damit er sich selbst überzeugen könne, daß auch in Bezug auf Beköstigung und Verpflegung der Kolonisten besser gesorgt ist als auf gewöhnlichen Auswandererschiffen. Gerstäcker hatte übersehen, daß viele Schiffe in Ballast nach Peru gehen, um Guano zu holen. Der Landtransport kostet ungefähr 15 Dollar (die Carga 11 Dollar und die Beköstigung 4 Dollar). Für die Ernährung der Kolonisten hat v. Schütz Auftrag gegeben, ein großes Feld in der Kolonie mit Mais, Kartoffeln und Bohnen zu bepflanzen, so daß die Ernte bald nach Ankunft der Leute erfolgen kann, und außerdem Kartoffeln und Reis aufzukaufen sowie 300 Ochsen, die in der Nähe von Tarma à 12 Dollar gekauft und nach der Kolonie getrieben werden. Dies alles zusammen wird für 300 Kolonisten eine Ausgabe von 8000 Dollar oder 27 Dollar per Kopf verursachen, und sämtliche Kosten werden schwerlich mehr als 100 Dollar betragen. „Ich hoffe gerade hierdurch beweisen zu können, wie billig man armen

[1] Gerstäcker dachte hier nicht an den großen Arbeitermangel, der in ganz Peru herrscht.

Hosted by Google

Kolonisten alles Nötige liefern kann, wenn man sich etwas Mühe giebt und die Verhältnisse kennt. Für Obdach habe ich insofern gesorgt, als wasserdichte Zelte mitgenommen werden, und zum Hausbau ist Holz, Kalk u. s. w. genug vorhanden. In acht Tagen ist eine Hütte aufgeschlagen, die gegen Regen und Wind schützt. Da die Regierung 30 Dollar schenkt, hat der Kolonist in fünf Jahren nur 70 Dollar wiederzuzahlen, und wer das in Peru nicht kann, ist ein fauler Mensch, der das Los eines Bettlers verdient. Im Falle von Krankheiten und andern Unglücksfällen werden die Leute auch nicht ohne weiteres von Haus und Hof getrieben werden, wenn sie nicht pünktlich ihre Schuld abtragen [1]; denn man muß nur bedenken, daß die Regierung den Kolonisten große Vorteile gewährt, um mit Hilfe ihrer günstigen Berichte in spätern Jahren eine große deutsche Einwanderung ins Land zu bekommen. Denn der Zweck ist, die Nation durch Einwanderung eines kräftigen Elementes zu stärken, um später dem Vordringen der Nordamerikaner widerstehen zu können. . . . Mit der ersten Expedition gehen nicht bloß 60 Männer, sondern nur wenige Familien und vorwiegend ausgesuchte Männer, da ich die Schwierigkeiten der ersten Ansiedelung zu wohl kenne, und diese Kolonisten den später nachkommenden Familien vorarbeiten sollen. Ich habe übrigens in meinem letzten Artikel von den schwachen Garnisonen im Innern nur deshalb geredet, um dem Gewäsch einiger Zeitungen zu begegnen, die die Sache so darstellten, als ob die Leute sofort zum Garnisondienste gepreßt und als Soldaten gegen die wilden Indianer verwendet werden sollten. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß die Kolonisten etwas anderes als ihre Axt oder ihren Spaten zu führen brauchen.

„Im Hochlande, das die Kolonisten besiedeln, hat es nie Negersklaven gegeben, da sich die Sklavenarbeit dort, wie in allen gemäßigten Klimaten, nicht lohnt. Chinesen sind auch nur an der Küste. . . Allein Gerstäcker hat recht, wenn er protestantische Auswanderer vor Peru warnt; viele Protestanten in Deutschland können mir bezeugen, daß auch ich ihnen entschieden abriet, nach Peru zu gehen, da sie ihre religiösen Bedürfnisse dort nicht befriedigen können; mit dieser Expedition gehen auch nur Katholiken.

„Mir kann es nur höchst erwünscht sein, wenn von deutschen Regierungen unparteiische Männer nach Peru geschickt werden, um die Verhältnisse der neuen Kolonien zu untersuchen, denn mein Unternehmen braucht das Tageslicht nicht zu scheuen."

4. Unterdessen war in der Augsburger Allgem. Zeitung 1857, S. 161 f. eine erneute Warnung vor dem v. Schützschen Auswanderungsprojekt nach Peru „von einem Manne, der an Ort und Stelle war", erschienen, die von der obern Donau, Ende 1856, datiert ist.

Schon in der Augsburger Allgem. Zeitung vom 23. Februar 1856, S. 849 war dem Freiherrn Menschenhandel vorgeworfen worden. Die zur Kolonisation

[1] In der That hat die Regierung wenigstens das Eigentumsrecht der Kolonisten an dem von ihnen bebauten Grund und Boden nie bestritten, auch nie einen Anspruch auf Rückzahlung der für sie gemachten Auslagen erhoben.

Hosted by Google

empfohlene Gegend sei ein sicheres Grab für deutsche Auswanderer[1]: das Klima heiß, verpestet, entnervend. Sumpffieber, Milztumore u. s. w. würden in kurzer Zeit von 10000 Einwanderern 9500 wegraffen, 500 zurückbleiben, um einem Deutschen zu fluchen, der sie zu seinem eigenen Vorteil beredet hätte, ihr Vaterland zu verlassen, um im tropischen Amerika hinzusiechen. S. 5707 waren dann die Ausdrücke „Abenteurer" und „Seelenverkäufer" wiederholt worden. In dem Artikel „von der obern Donau" wird auf die höchst ungünstige Lage der projektierten Kolonie und das feuchte, heiße Klima verwiesen: in der Regen- und Nebelzeit würden die Hütten der Auswanderer in Sumpf umgewandelt sein. Die Kultur von Gewächsen, die ihnen zum Teil unbekannt, werde ihnen wenig Nutzen und Freude bringen, da sie ihnen trotz der Nähe des Cerro de Pasco einen sehr geringen, prekären Nutzen bringen würden. Weder die klimatischen noch die Boden- oder socialen Verhältnisse würden ihnen behagen, wenn sie auch ihre Schlafhauben zu Hause ließen.

Der deutsche Kaufmannsstand in Lima zähle so viele gescheite, reelle und höchst ehrenwerte Elemente, daß sein Urteil wohl maßgebend genannt werden könne. Schließlich wird behauptet, v. Schütz habe früher ebenso irregeleitet, die Gegend von Tarapoto sei die ungesundeste und untauglichste.

Von der früher geplanten Kolonisation war bereits in der Augsburger Allgem. Zeitung 1853, S. 4930. 5482, und 1854, S. 2817 abgeraten worden. Angriffe gegen den Freiherrn und sein Unternehmen erfolgten noch in derselben Zeitung 1857, S. 659[2] und 680, bis endlich S. 1313 die Abreise der Auswanderer aus Deutschland gemeldet wird.

5. In der oben (Nr. 4) erwähnten Warnung „von der obern Donau" (Augsburger Allgem. Zeitung 1857, S. 162) wird nach dem „Peruano" Nr. 34 vom 12. Dezember 1855) der Vertrag mitgeteilt, den Freiherr v. Schütz mit der peruanischen Regierung abgeschlossen hatte.

„In Betracht 1. daß der am 4. Juni 1853 mit Cosme Damian Schütz und Manuel Ijurra abgeschlossene Kontrakt bezüglich der Einwanderung deutscher Kolonisten am untern[3] Amazonas am 31. Dezember 1854 aufhörte, da die Unternehmer den Artikel 7 nicht erfüllten, der ihnen die Bedingung auferlegte, die erste Kolonie im September jenes Jahres zu gründen, welcher Termin durch Dekret vom 10. Oktober 1854 bis Dezember ausgedehnt wurde; 2. da die Kolonisation an den den civilisierten Teilen zunächst liegenden Punkten beginnen soll und nicht an der Grenze der Republik, die durch ungeheure unbewohnte Flächen von jenen getrennt ist und die nicht die nötigen Vorbereitungen hat, um die Kolonisten aufzunehmen und zu erhalten; 3. da, überzeugt[4] von der Notwendigkeit und Wichtig-

[1] Der Korrespondent kennt die Gegend so schlecht, daß er den Pozuzo in das Stromgebiet des Huallaga verlegt.

[2] Die Redaktion empfiehlt hier im allgemeinen die Auswanderung nach romanischen Ländern, wobei sie der nach der chilenischen Provinz Valdivia den Vorzug giebt.

[3] Nach peruanischer Ausdrucksweise, siehe Nr. 6.

[4] Nach der in der Allgemeinen Zeitung 1857, S. 334 von Freiherrn v. Schütz gegebenen Berichtigung, siehe Nr. 6.

Hosted by Google

keit dieser Änderungen, der nämliche Schütz einen Plan vorgelegt hat, um die europäische Einwanderung mit Vorteil für Peru und die neuen Einwanderer zu fördern, so wird der Vorschlag des Cosme Damian Schütz behufs Einführung von Kolonisten unter folgenden Bedingungen und Modalitäten angenommen: 1) Die Zahl der Kolonisten soll mindestens 10000 betragen, und sie sollen vom heutigen Tage an (6. Dezember 1855) in sechs Jahren eingeführt werden. 2) Die Kolonisten müssen die von C. D. Schütz in seiner Eingabe vom 5. Oktober bezeichneten Eigenschaften besitzen [1]. 3) C. D. Schütz hat die Verpflichtung, die Kolonisten zu vereinigen, sie nach Peru zu führen und mit ihnen an den von der Regierung bestimmten Punkten Kolonien zu gründen, wo er dafür zu sorgen hat, daß die Kolonisten ihre Felder kultivieren und ihre Wohnungen bauen. 4) Die erste Kolonie, die aus ungefähr 500 Individuen, Männer, Weiber und Kinder, bestehen wird, soll im Laufe des Jahres 1856 in Callao ankommen und sich an den Pozuzo begeben, da wo die Flüßchen Delfin [2] und Huancabamba zusammenfließen und vorher Vorbereitungen getroffen werden, oder nach andern passenden Punkten, die die Regierung gelegentlich bezeichnen wird, je nachdem es die Umstände oder die Bedürfnisse des Landes erfordern. 5) Wenn zwei Jahre verstreichen, ohne daß sich eine feste Kolonie gebildet hätte, verliert Schütz alle Rechte, die er durch diesen Vertrag erlangt haben würde. 6) Die Regierung verpflichtet sich, den Transport der Kolonisten bis Callao zu besorgen, ihnen die Transporttiere bis zur Kolonie zu verschaffen, ihnen während des ersten halben Jahres die nötigen Lebensmittel und Sämereien sowie Ackergeräte zu geben, welche Vorschüsse die Kolonisten fünf Jahre nach ihrer Ankunft zurückzuzahlen haben. Außerdem wird jedes Individuum über 15 Jahre eine Gratifikation von 30 spanischen Thalern erhalten, die es nicht zu erstatten braucht. 7) Dem C. D. Schütz wird ein Gehalt von jährlich 2400 spanischen Thalern bewilligt, solange die Einwanderung dauert; der erste Jahreslohn wird ihm unter entsprechender Sicherstellung vorausbezahlt, und diese bei Nichterfüllung der Bedingungen eingezogen. Außerdem werden ihm 140 Quadratleguas herrenloser Ländereien in den Kolonien für sich und die Kolonisten, unter der Bedingung, daß dieselben bloß an Privatpersonen, die den Landesgesetzen unterthan sind, und nach zweijährigem Besitztum überlassen werden können, bewilligt; die Regierung wird vermittelst der Autoritäten, die sie bezeichnet, bei der Bestimmung der Ländereien, die jeder Kolonist erhält, und derjenigen, die Schütz verbleiben sollen, intervenieren."

6. Gegen die unter Nr. 4 mitgeteilten Angriffe des Korrespondenten „von der obern Donau" wendet sich eine dritte Erklärung des Freiherrn v. Schütz aus Camberg vom 17. Januar 1857 (Augsburger Allgem. Zeitung 1857, S. 334).

Zunächst stellt die Erklärung fest, daß es in dem unter Nr. 5 mitgeteilten Vertrag im dritten Absatze des Einganges heißt: „convencido, überzeugt von der Notwendigkeit und Wichtigkeit dieser Änderung, hat Herr Schütz einen

[1] Die Einwanderer sollten der katholischen Religion angehören, arbeitsam und unbescholten sein.

[2] Der Delfin mündet zwei Meilen oberhalb des „Rheinlandes" links in den Huancabamba. Hier steht der Name offenbar aus Versehen statt des Pozuzo.

Hosted by Google

neuen Plan vorgeschlagen", woraus hervorgeht, daß auf Ansuchen des Freiherrn der frühere Vertrag geändert ward, während es durch Weglassung jenes Wortes aussieht, als hätte die Regierung allein die Änderung für notwendig erachtet. Nach dem frühern Kontrakt sollten die Auswanderer nach dem Departement „Unter-Amazonas" geführt werden (nicht nach dem untern Amazonas, der in Brasilien liegt), und zwar in den Distrikt Tarapoto in der Nähe des Huallagaflusses, der nach dem Berichte des Marineoffiziers Herndon zu den besten des Landes gehört. Herndon ward von der nordamerikanischen Regierung nach jenen Ländern geschickt und sein Werk auf Befehl des nordamerikanischen Senates gedruckt, weshalb es wohl einigen Glauben verdient. Nach Anführung der oben S. 137 mitgeteilten Stelle aus Herndons Werk fährt der Freiherr fort: „Ich beabsichtigte also auch damals nicht, die Ansiedler nach dem ungesundesten Teil von Südamerika zu bringen. Doch war mein Plan von jeher, das Hochland in der Nähe der Bergwerkdistrikte zu kolonisieren und nicht den Distrikt von Tarapoto, indem dieser von allen andern Städten zu weit entfernt liegt. Mein verstorbener[1] Compagnon bestand aber darauf, und ich willigte ein unter der Bedingung, daß von der Regierung zwei Dampfboote in Nordamerika angeschafft würden, um den Absatz der Produkte zu erleichtern. Die Dampfboote kamen an, wurden aber wegen schlechter Konstruktion für untauglich befunden. Zu derselben Zeit befand ich mich in Deutschland, die nötigen Fonds zur Ausrüstung der Expedition standen zu meiner Verfügung, viele Auswanderer hatten sich bereits gemeldet; allein ich hielt es für notwendig, vorher wieder nach Lima zu reisen, um die Regierung zu bewegen, meinen ursprünglichen Plan wieder aufzunehmen. Dieser ward genehmigt und der frühere Kontrakt mit meiner Einwilligung annulliert, da durch geschickt angelegte Intriguen die Nordamerikaner nahe daran waren, das ganze Unternehmen in ihre Hände zu bekommen. Diese Thatsachen muß der Korrespondent wohl wissen, denn in derselben Nr. 34 des „Peruano", die er anführt, ist eine offiziöse Darlegung der ganzen Sache enthalten. Wäre durch meine Schuld der frühere Vertrag nicht erfüllt worden, so hätte mir gewiß die Regierung nicht unmittelbar darauf neue Aufträge erteilt. . . . Ein Teil der deutschen Kaufleute begünstigt allerdings das Unternehmen, weil er sich Vorteile davon verspricht, ein anderer Teil sieht dasselbe ungern, weil er eine vermehrte Konkurrenz davon befürchtet. Die Auswanderer selbst werden ihnen natürlich keine gefährliche Konkurrenz machen; allein durch das Unternehmen werden die Verhältnisse Perus in Deutschland näher bekannt, und manche Kaufleute werden später durch Berichte veranlaßt, Geschäfte dort zu beginnen. So z. B. bestanden in Lima im Jahre 1851 (vor der ersten deutschen Einwanderung) nur sechs deutsche Firmen, jetzt sind deren elf.

Der Korrespondent ist nie am Pozuzo gewesen, wenn er die Lage der Kolonie eine höchst unglückliche nennt. Schon in frühern Zeiten hatten die Jesuitenmissionäre, die bekanntlich in Kolonisationssachen immer ein richtiges Urteil besaßen und Großes

[1] Manuel Ijurra, ein Bergwerksbesitzer aus Cerro de Pasco, Verfasser eines von Herndon (S. 13) angeführten Werkes: Reisen in Mainas, der 1853 in Gemeinschaft mit Freiherrn v. Schütz mit der Regierung einen Vertrag über die Besiedelung zunächst von Tarapoto abgeschlossen hatte, war 1855 in New York gestorben.

Hosted by Google

darin geleistet haben, der spanischen Regierung die Besiedelung des Pozuzo als des günstigsten und durch seine Lage wichtigsten Teiles von Peru angeraten, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb die Regierung die Kolonisten gerade dorthin setzen wollte, wenn diese Gegend ungünstig gelegen wäre, da in den 27 000 deutschen Quadratmeilen, die Peru enthält, viele andere gute Lokalitäten vorhanden sind. In der Nähe des Pozuzo befinden sich ausgedehnte Grasflächen (pajonales) [1], und die Rodung des Waldbodens ist dort mit denselben Schwierigkeiten verbunden, wie irgendwo sonst in Amerika, nur werden hier die Wurzeln nie ausgegraben und der Boden nicht gepflügt, sondern stellenweise behackt, indem nach gemachten Erfahrungen das zu starke Auflockern dem dortigen lockern Humusboden eher schadet als nützt. Angenommen, ich wäre ein Spekulant, so werden meine Ländereien nur Wert bekommen, wenn in ihrer Nähe blühende Kolonien entstehen und die Einwanderung fortdauert. Sind die ersten Einwanderer mit ihrem Lose unzufrieden — und mit welchem Jubel würden es die deutschen Zeitungen verkünden —, so hört die Einwanderung auf, und das Unternehmen ist auf immer verloren, sowie dann natürlich meine Ländereien nie einen Heller Wert bekommen werden. Daher ist mein Interesse an das der Kolonisten geknüpft. Das Gehalt vollends wird bei den großen Reisen, die ich jährlich zu machen habe, kaum hinreichen, um die Kosten zu decken. — Einen Nachtrag zu dem Regierungsdekret, der einige Tage später im „Peruano" erschien, vergaß der Korrespondent mitzuteilen, daß nämlich, wenn weniger als 10 000 Kolonisten nach Peru gebracht werden, auch entsprechend weniger Ländereien gegeben werden, woraus hervorgeht, daß ich an keine Zahl gebunden bin."

7. Als die Kolonisten nach vielen Mühsalen im Juli 1859 endgültig ihren Wohnsitz an dem Zusammenflusse des Pozuzo und Huancabamba aufgeschlagen hatten, fühlten sich die Gemeindevorsteher verpflichtet, ihrem frühern opferwilligen Führer folgende Ehrenerklärung zu widmen:

„Wir unterzeichneten Vorsteher der deutschen Kolonie in Peru bezeugen hiermit dem Herrn Damian v. Schütz, daß derselbe an der Verzögerung der Besitznahme von der Kolonie sowie an allen vorgekommenen Unfällen, welche die Kolonie betrafen, schuldlos ist. Im Gegenteile fühlen sich alle Kolonisten dem Herrn v. Schütz zum größten Danke verpflichtet, weil selbige ihre gegenwärtig gute Lage demselben zu verdanken haben.

Colonia de Huancabamba [2], am 15. Juli 1859.

Joseph Egg, Pfarrer.
Christoph Johann. Joseph Gstir."

---

[1] Diese Grasflächen, die von den einzelnen Ansiedelungen ziemlich weit liegen (siehe S. 264), dienen erst in den letzten Jahren mit gutem Erfolg der für die Versorgung der Kolonisten mit kräftigem Fleisch so wichtigen Rindviehzucht, seitdem der Besitzer der Musterhacienda Victoria, Herr Arnold Kitz, dessen thatkräftigem Eingreifen die Kolonie die neueste Hebung in erster Linie verdankt, mit vorläufig 17 Ansiedlern eine Weidegesellschaft gebildet hat. Auch die Schafzucht im großen verspricht guten Ertrag, wenn auch die Tiger hin und wieder ein Stück Vieh holen.

[2] Der Name der Kolonie stand anfangs noch nicht fest; erst im Laufe des Jahres 1859 bürgerte sich zum Unterschied von dem am obern Huancabamba gelegenen Indianerdorfe der Name des linken Flußarmes, des Pozuzo, für die Kolonie ein.

Hosted by Google

Auf die Bitte der hier in der Stadt Cerro gegenwärtigen Unterzeichner beglaubige ich die dem Namen Joseph Egg folgende Unterschrift des Tiroler Alcalden (Gstir) und die andere des Lehrers und jetzigen preußischen Alcalden (Alcalde Pruciano! — „derjenigen, die ein Drittel der Kolonisten ausmachen") Christoph Johann [1].

Cerro, 29. Juli 1859.

Siegel: Subprefectura de la Provincia de Pasco.

Francisco Gamboa,
Subprefecto Intendente
de la Provincia de Cerro.

8. Eingabe der Ansiedler von Pozuzo an den Präsidenten von Peru um Beförderung einer neuen deutschen Einwanderung [2]:

Stempel: Republica Peruana.

Posuzo, den 1. Mai 1864.

Sello 5. para el bienio de 1863 y 1864:
Dos reales.

Excellenz!

Die unterzeichneten deutschen Kolonisten, welche sich unter dem Schutze der hohen peruanischen Regierung am Pozuzo niedergelassen haben, legen Euer Excellenz respektvoll das folgende dar:

Der schöne Weg, welcher von der Kolonie nach Huanuco führt, der nach Huancabamba und der nach dem Hafen von Mairo sind alle lange Wege, welche durch feuchte Gegenden gehen und daher dem Verdorbengehen ausgesetzt sind, wenn nicht beständige Verbesserungen angebracht werden. Es würde unser beständiges Trachten seyn, dieselben in dem bestmöglichen Zustande zu erhalten; allein das beste Mittel, dieß zu erlangen, ist nur ein beständiger Transport, welchen ein thätiger Handel bedingt, was aber unsere kleine Kolonie nicht geben kann. Die Erhaltung dieser Wege, welche Lima mit dem Hafen von Mairo und das Stille Meer mit dem Atlantischen verbinden und daher in Zukunft die Hauptader der Republik bilden werden, hängt nach unserem bescheidenen Dafürhalten hauptsächlich von der Vermehrung der Bevölkerung unserer Kolonie ab. Die Kolonie, so klein sie auch jetzt ist, befindet sich in einem blühenden Zustande; einen Beweis dafür liefern die Produkte, welche wir nach den Märkten der Republik schon schicken können, aber sie kann noch nicht ihre Bestimmung erfüllen, nämlich hauptsächlich zur Ausbeutung der reichen Produkte beizutragen, welche in diesen ungeheuern Regionen enthalten sind.

Ihre gegenwärtige geringe Zahl kann auch nicht die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehen, um Einwanderer aus andern Teilen von Peru und von Europa anzuziehen, und wir glauben, daß die Ansiedelung von noch 1000 Kolonisten all dies bewerkstelligen wird und für immer später eine freiwillige Einwanderung herbringen wird. Wir glauben auch, daß die Ansiedelung von 1000 Kolonisten keine großen Kosten verursachen wird, indem die großen Schwierigkeiten unserer eigenen

[1] Johann war Alcalde der Rheinländer und wirkt noch jetzt rüstig als Organist und Leiter des Kirchenchores.

[2] Wir geben den deutschen Wortlaut des uns in spanischer und deutscher Ausfertigung vorliegenden Originals.

Hosted by Google

Ansiedelung nicht mehr existieren. Das Land mußte uns mehr als zwei Jahre lang unterhalten, ehe wir nach unserer Kolonie kommen konnten; die Lebensmittel mußten aus großen Entfernungen hergeschafft werden, da an Ort und Stelle nichts sich vorfand. Jetzt haben wir billige Lebensmittel im Überflusse, gute Wege, und die Regierung hat nicht mehr nötig, die neuen Kolonisten so lange zu erhalten.

Wir halten es nicht für nötig, die Notwendigkeit und Wichtigkeit einer Vermehrung der Kolonie auseinanderzusetzen, damit sie den Hoffnungen entspreche, die die hohe Regierung hegte, als sie uns kommen ließ.

Wir bitten Euer Excellenz, einen neuen Kontrakt für die Herschaffung von 1000 Kolonisten mehr abschließen zu wollen, und wenn es möglich[1] ist, Herrn Damian v. Schütz, unsern frühern Chef, damit zu beauftragen. Herr v. Schütz[2] besitzt unser ganzes Vertrauen, und wir sind von ihm überzeugt, daß er immer das größte Interesse für den Fortschritt der Kolonie genommen hat. Obgleich seine Feinde in Cerro und Lima ihn so sehr verleumdeten: wir kennen ihn als rechtlichen Mann. Er kennt unsere Verwandte und Freunde, von denen viele nach Peru kommen wollen, und deßhalb sind wir gewiß, daß er moralische und fleißige Leute bringen wird, und keine Vagabunden und Faulenzer, die der Kolonie nur Schaden bringen.

Euer Excellenz

José Egg (Pfarrer).	Alois Föger.	Joseph Gstir.
Johann Kapeller.	Johann Lauggas.	Alois Schöpf.
Franz Pedroß.	Franz Schweigl.	Matthias Joseph Hochscheit.
Andre Gstir.	Alois Walser.	Augustin Randolf.
Joseph Kraxner.	Joseph Müller.	Ludwig Geisth.
Heinrich Müller.	Franz Mißiggang.	Andre Rofner[4].
Johann Kostner.	Joseph Steinlechner.	Alois Schmid.
Joseph Egg[3].	Cristoval Johann.	Georg Schmiedt.
Sebastian Hochscheit.	Gregorio Bruner.	Alois Raffl.
Stephan Rees.	Johann Joseph Stadler.	Johann Krösbacher.

Dominikus Schunck, Gemeindevorsteher.

9. A. Schreiben des Pfarrers José Egg von Pozuzo an die Redaktion von „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ in Gotha vom 15. Dezember

[1] Als Freiherr v. Schütz den Antrag endgültig abgelehnt hatte, erhielt der Absatz in einer neuen Ausfertigung folgenden Wortlaut: „Falls unser früherer Chef und Führer, in den wir unser ganzes Vertrauen setzen, nicht geneigt sein sollte, ferner darauf einzugehen, eine andere würdige Person dazu zu erwählen, die ebenso wie jener ein warmes und aufrichtiges Interesse an dem Gedeihen der Kolonie nehme und auch moralische und fleißige Leute bringe; denn Landstreicher und Faulenzer können uns nur Schaden bringen.“

[2] El Sor de Schutz, tan calumniado por sus enemigos en el Cerro y Lima, posee nuestra entera confianza, porque lo conocemos como a hombre de bien.

[3] Neffe von Universitätsprofessor Konsistorialrat Dr. Joseph Schöpf in Guggenthal bei Salzburg.

[4] Rofner ist zur Zeit Schützenhauptmann.

Hosted by Google

1893, unterzeichnet von den Behörden der Kolonie und mit den betreffenden Amtsstempeln versehen [1].

„Durch die Güte eines Freundes ist mir aus Lima Heft 6 des XXXIX. Bandes Ihrer ‚Mitteilungen' zugeschickt worden. Es befindet sich darin (S. 150) unter der Rubrik ‚Geographischer Monatsbericht' ein Aufsatz des Herrn Richard Payer, in welchem dieser Herr über die deutsche Kolonie des Pozuzo unrichtige Behauptungen aufstellt, und da ich die Weltbedeutung Ihrer Zeitschrift kenne, betrachte ich es als eine Pflicht der Gerechtigkeit, den Aufsatz des Herrn Payer nicht unerwidert zu lassen.

„Als alter Seelsorger der deutschen Kolonisten des Pozuzo, welcher dieselben seit ihrer Auswanderung aus der Heimat, also seit 36 Jahren, in Leid und Freud begleitet, und der ich jüngst noch bei der Feier meines 50jährigen Priesterjubiläums die Beweise der Liebe und des Vertrauens meiner Gemeinde genossen, darf ich im Interesse der Wahrheit und der Kolonie nicht schweigen.

„Es ist unrichtig, wenn Payer behauptet, daß gegenwärtig die meisten Familien nach ‚Oxapampa' auswandern. Niemand hätte je daran gedacht, den Pozuzo zu verlassen; aber ein paar Feinde unserer Kolonie wußten einige Familien — sieben oder acht — zu überreden, nach Oxapampa zu übersiedeln, das sie ihnen als ein Paradies schilderten, und von diesen werden nächstens zwei, vielleicht drei, wieder zurückkommen. Andere kämen gern, wenn sie die Mittel hätten, hier wieder anzufangen, nachdem sie ihr früheres Eigentum verkauft haben. — Es entspricht ferner nicht der Wahrheit, wenn Payer die armen Missionäre beschuldigt, als wenn sie jede Ansiedelung verhindern wollten. Die Mission am Salzberge besteht ja erst seit etwa sechs Jahren, und gerade jetzt — durch die Mission — wird es möglich, daß auch andere unter den neubekehrten Campas sich ansiedeln können. Lächerlich erscheint uns die Behauptung Payers, daß Oxapampa eine bessere — will doch sagen: fruchtbarere? — Erde habe. Es giebt wohl kaum eine Gegend, welche mit demselben Klima fruchtbarer wäre als Pozuzo, wo das Thermometer nach Réaumur nie über + 25° und nie unter + 12° steht. Vieles, wie z. B. Coca, Reis, gedeiht in Oxapampa gar nicht, Kaffee und Zuckerrohr brauchen etwa dreimal so viel Zeit wie hier, bis sie zur Reife kommen.

„Für einen etwas genügsamen Menschen, welcher damit zufrieden ist, daß er hinreichend und gut zu essen und sich anständig zu kleiden hat und überdies niemand etwas schuldet, ist wohl keine Ursache vorhanden, den Pozuzo zu verlassen. Nur für denjenigen, welcher nach großen Kapitalien trachtet, oder für den Faulenzer, dessen Lieblingsgeschäft das ‚far niente' ist, kann der Pozuzo keine Anziehung haben. Wer nur einigermaßen die Arbeit nicht scheut, dem werden die hinreichenden Lebensmittel nie fehlen. Wie viele aus dem Mittelstande in Deutschland würden sich glücklich schätzen, wenn ihre Nahrung dort auch so leicht herbeizuschaffen wäre wie hier! Wenn König Heinrich IV. seinen Bauern nichts Besseres zu wünschen wußte, als daß jeder am Sonntage ein Huhn im Topfe habe, so sind unsere Kolonisten noch weit besser daran, welche nicht bloß am Sonntage, sondern auch

[1] Abdruck aus Petermanns Mitteilungen XL (1894), 188 f.

Hosted by Google

an einem oder dem andern Tage der Woche dasselbe haben können, weil die Hühnerzucht sehr gedeiht und jeder züchten kann, soviel er will. Selbstverständlich fehlt es deswegen auch nicht an Eiern. Ebenso hat jeder Kolonist zwei oder mehrere Kühe im Stalle, und daher ist bei den meisten das ganze Jahr hindurch Milch und Butter zu finden. Auch an anderem Fett ist kein Mangel, da überall einige Schweine gehalten werden. Die Jagd ist nicht mehr so ergiebig wie in den ersten Jahren; dessenungeachtet aber ist es auch jetzt nicht so selten, ein Reh oder auch einen Tapir oder Bären zu treffen. In der Regenzeit kommen zuweilen die Wildschweine (Nabelschweine) in großen Herden, und da giebt es dann gewöhnlich eine große Schlächterei. Am häufigsten sind noch immer zwei Gattungen Nagetiere, welche die Mais- und Yucapflanzungen heimsuchen und ein sehr schmackhaftes Fleisch haben.

„So fehlt es also dem fleißigen Kolonisten gewiß nicht an Lebensmitteln; aber auch zur Anschaffung anderer Bedürfnisse giebt ihm seine Pflanzung das Hinreichende. Wenn die Wege auch noch schlecht sind, so kommen doch immer von außen Kaufleute, welche dem Kolonisten seinen Kaffee oder Reis oder Tabak gegen Ware oder bares Geld abnehmen. Die größte Einnahmequelle besteht seit drei Jahren in der Coca, welche noch immer mehr gepflanzt wird, da Herr A. Kitz aus Lima hier eine Cocaïn-Fabrik anlegte, wohin jeder Kolonist auch das letzte Blatt seiner Coca gegen bares Geld abliefern kann, so daß er nicht der Gefahr ausgesetzt ist, an dieser delikaten Ware auf dem Wege nach Huanuco durch Regen oder einen andern Umstand Schaden zu erleiden.

„Aber auch in anderer Beziehung schwingt sich die Kolonie immer mehr empor. Wir haben, wie auch Payer bekennt, drei gutgebaute Drahtbrücken, eine über den Pozuzo und zwei über den Huancabamba. Die erste, welche bedeutende Arbeit kostete, heißt ‚Kaiser-Wilhelm-Brücke', weil der Deutsche Klub von Lima die sieben Drahtseile spendete, damit diese Brücke als Monument zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. dastünde. Auch ein Weg wird neu durch das Gebirge hierher auf Kosten der Munizipalität angelegt, und da bis zu seiner Vollendung noch einige Zeit vergehen wird, so hat Herr Kitz zur Ausbesserung der gefährlichen Stellen des alten Weges 500 Soles gegeben. Auch wird auf seine Anregung und mit seiner Unterstützung im nächsten Jahre ein neues Schulhaus mit Internat gebaut werden."

B. Schreiben des Professors August Herz in Lima vom 30. April 1894[1].

„In dem geographischen Monatsbericht Heft 6 von ‚Petermanns Mitteilungen' veröffentlichten Sie im Jahrgang 1893 einen Brief des Herrn Richard Payer aus Iquitos vom 8. Mai 1893, dessen Unparteilichkeit und Kompetenz Sie selbst in den Schlußworten Ihres Berichtes anzuzweifeln scheinen. Die in diesem Berichte enthaltenen Bemerkungen über die Pozuzo-Kolonie stehen mit der Wahrheit nicht im Einklang, sondern zeugen von einer oberflächlichen, oder besser gesagt, ungenauen Beobachtung; sie beruhen auf Berichten der Kolonie feindlich gesinnter Personen, so daß es das Interesse der deutschen Ansiedler gebietet, dieselben zu berichtigen.

[1] Mitgeteilt a. a. O. 189 f.

Hosted by Google

„Die Geschichte der deutschen Auswanderung von Tirolern und Rheinländern nach Peru, welche vor jetzt 37 Jahren nach langen Mühsalen endlich zu einem festen Sitze gelangten, ist bekannt. Es ist eine Leidensgeschichte. Das überaus fruchtbare Pozuzothal gab den fleißigen Ansiedlern von Anfang an reichlichsten Lebensunterhalt, und Nahrungssorgen sind am Pozuzo und den Ufern seines Nebenflusses Huancabamba unbekannt geblieben; aber ein Aufschwung der Kolonie konnte Jahrzehnte hindurch nicht erzielt werden, da es der Kolonie an Wegen fehlte, ihre überreichen Ernten an Kaffee, Tabak, Reis, Baumwolle, Coca 2c. dem Weltmarkte zuzuführen. Ein kräftiges Aufblühen hat die Kolonie erst zu verzeichnen, nachdem Herr Arnold Kitz, ein Oldenburger (1853 in Birkenfeld geboren), welcher seit 21 Jahren in Peru lebt und seit 17 Jahren Chef eines hiesigen Engros-Hauses ist, seine Unternehmungen im Innern des Landes auch nach dem Pozuzo ausdehnte. Er erwarb dort große Landstrecken, legte zwei Cocaplantagen und eine Cocaïnfabrik an, ließ Häuser, Brücken und Wege bauen oder verbessern und brachte nicht nur viele Tausende von Silbersoles, sondern auch einen bedeutenden Zuwachs an Arbeitskräften (Indianern) in die Kolonie. Die Kolonisten folgten dem Beispiele und legten sich vorzugsweise auf Cocapflanzung, deren Produkt sie zu gutem, Gewinn bringendem Preise an die Cocaïnfabrik abliefern können.

„Dem amtlichen Bericht einer vom Präfekten von Huanuco am 30. Mai 1892 ernannten Kommission, welche die Aufgabe hatte, die allgemeine Lage der Kolonie zu studieren, entnehme ich nachfolgende Daten: Die Kolonie zählt 85 deutsche Familien mit 488 Köpfen und 13 peruanische (Indianer) mit 60 Köpfen. Dieselben sind verteilt über 101 Ansiedelungen. Sie besitzen 238 Stück Rindvieh, 29 Reittiere, 275 Schweine und ungefähr 5000 Hühner. Die Gemeindeverwaltung liegt ganz in den Händen der Deutschen. Der Pfarrer, der „Gobernador" (Amtmann), die beiden Friedensrichter, der Gemeinderat sind Deutsche. In deutscher Sprache wird der Schulunterricht erteilt, wenngleich auch Spanisch gelehrt wird. So kommt es, daß auch die dortigen Indier deutsch verstehen, einige es auch sprechen. — Der amtliche Bericht führt außer Coca, Reis 2c. eine jährliche Produktion an Kaffee von 1500—2000 Arrobas (= 25 Pfd. spanisch) und an Tabak von ungefähr 5000 Arrobas an. Alle Lebensmittel sind im Überfluß vorhanden. Die Liste ergiebt eine Reihe der nahrhaftesten und schmackhaftesten Produkte, die unter und über der Erde gedeihen. Auch die Jagd liefert gute Beute: Tapir, Bär, Wildschwein und einige Nagetiere geben vorzüglichen Braten. Außer der Cocaïnfabrik existieren zwei Zuckerrohrdestillationen und zwei Webstühle, auf welchen aus der in den Pflanzungen gezogenen Baumwolle vorzügliche Stoffe gewebt werden.

Wenn dann Herr Payer im Mai 1893 von Iquitos schreibt: die meisten Familien des Pozuzothales wandern gegenwärtig nach Oxapampa aus, so stimmt dies ebenfalls nicht mit der Wirklichkeit. Einige, fünf Familien, bestehend im ganzen aus 22 Personen, verließen die Kolonie, um sich in Oxapampa niederzulassen. Und auch von diesen möchten verschiedene zum Pozuzo zurückkehren, wenn ihnen nur die Mittel zur Rückkehr geboten würden; dem Herrn Payer kann das nicht unbekannt geblieben sein. Seit der Veröffentlichung des Kommissionsberichts, also seit Mitte 1892, hat die Kolonie immer größern Aufschwung genommen. Heute stehen am

Hosted by Google

Pozuzo und Huancabamba allein an Coca 700 000 Bäumchen auf den Pflanzungen des Herrn Kitz und ca. 200 000 Bäumchen in den Ansiedelungen der Kolonisten. Es hat nicht nur jeglicher Kolonist reichlichen Lebensunterhalt, sondern sich auch schon eine kleinere oder größere Summe baren Geldes erworben. Durch deutsche Intelligenz, Thatkraft und Ausdauer sind alle Hindernisse, welche die Natur selbst dem Unternehmen entgegenstellt, beseitigt, und der Pozuzo hat sich zu einer wahrhaften deutschen Musterkolonie emporgearbeitet. Es wäre jedoch nicht möglich gewesen, einen solchen Erfolg zu erzielen, wenn nicht die ganze Kolonie zu treuem Beistande bereit gewesen, und zwar Leute, arbeitsam, ehrlich, treu, nüchtern und gottesfürchtig, — Eigenschaften, deren Pflege dem alten, ehrwürdigen Seelsorger der Gemeinde, Pfarrer Dr. José Egg, zu danken ist. Daß dort, tief im Urwalde, die Kolonisten nicht verwildert sind, sondern ein wohlgeordnetes Gemeindewesen besitzen, daß deutsche Gottesfurcht, Treue und Redlichkeit Charakterzug der Kolonisten geblieben ist, das ist sein Werk. Wohl kann er sich an seinem Lebensabend desselben freuen und mit Stolz auf sein Leben zurückblicken. Dank der Unterstützung des Herrn Kitz wird er demnächst einen Hilfsgeistlichen aus Tirol erhalten; auch die Schulpflege wird durch Errichtung eines Internats verbessert, da die Ansiedelungen der Kolonie sich auf eine Strecke von 17 km zerstreut verteilen."

Auf den Seiten 67, 116, 208, 354 ist aus Middendorf irrtümlich die Bezeichnung des spanischen Mathematikers Jorge Juan y Santa Cilia als jüngerer Ulloa übernommen worden.

S. 195, Zeile 12 v. u. lies „Ica" statt „Iça".

S. 222, Anm. 2 lies „Babinski" statt „Lubinsky".

S. 233, Abschn. 2 lies „Inganizo" statt „Juganizo", „Portochuelo" statt „Portochuello"

Hosted by Google

Hosted by Google

Litteratur.

1525 Oviedo, G. F., Summario de la historia general y natural de las Indias occidentales. Toledo.

1534 Xeres, Fr. de, Relacion de la conquista del Perú. Sevilla.

1536 d'Anghiera (Anglerius), Petrus Martyr († 1526), De rebus oceanicis et orbe novo decades VIII. Paris. (Alcala 1530.)

1552 Gomara, Cronica de la Nueva España. Historia general de las Indias. Zaragoza.

1553 Cieza de Leon, Cronica del Perú. I. Sevilla. (II. Madrid 1880.)

1555 Çarate, Aug., Historia del Perú. Antwerpen.

1562 Epistolae Indicae Patr. Soc. Jes. Venetiis.

1563 Ramusio, Navigazioni e viaggi. Venezia.

1565 Benzoni, Girolamo, Milanese, Historia del Mondo Novo. Venezia.
Levin, Apollonii, De Peruvia etc. libri V. Antverpiae.

1571 Pizarro, Pedro, Descubrimiento y conquista de los reinos del Perú. In Documentos inéditos tom. V. Madrid 1844. (Pedro Pizarro, ein Verwandter des Eroberers, kam 1529 nach Peru.)

1572 Fernandez, Diego, Historia del Perú. Sevilla.

1584 Ondegardo, Relaciones. (1561, 1571.) Lima.

1586 Balboa, Miguel Cavello, Miscellaneas australes. Quito.

1588 Ramusius, Relationes Indicae. Venetiis.

1590 Acosta, J. de, S. J., Historia natural y moral de las Indias. De natura novi orbis et de promulgatione evangelii apud barbaros. Sevilla.

1596 — De procuranda Indorum salute. Coloniae.
Oviedo, G. Fern. de, Historia de las Indias Occidentales. (Erſte vollſtändige Ausgabe Madrid 1783. Neue Ausgabe Madrid 1853.)

1601 Herrera, Historia general de las Indias Occidentales 1492—1554. Madrid 1601—1615.

1609 Garcilaso de la Vega, Commentarios Reales. I. Lisboa. (II. Cordova 1616.)

1615 Jarrici Petri Thesaurus rerum Indicarum. 3 voll. Coloniae.
Torquemada, Monarchia indiana. 3 vols. Sevilla.

1639 Pizarro y Orellano, Fern., Varones illustres del nuevo mundo: descubridores, conquistadores, pacificadores de las Indias occidentales. Madrid.
Solorzano Pereira, De iusta Indiarum gubernatione. Madrid.

1641 Texeira, Pedro de, Nuevo descubrimiento del Gran Rio de las Amazonas. 4 vols. Madrid. (Paris 1681.)

1642 Montesinos, Fern., Memorias antiguas historiales y políticas del Perú, publicadas por D. M. Jiménez de la Espada. Madrid 1882.

1648 Solorzano Pereira, Politica Indiana. Leyden. (Antwerp. 1703.)

Hosted by Google

1651 Brulius, Joach., Historia peruana. Antverp. 1651 sq.
1684 Rodriguez, Manuel, El Marañon y Amazonas. Madrid.
1714 Feuillée, L., Journal des observations physiques, mathématiques et botaniques, faites par ordre du Roi 1707—1712. Paris.
1716 Frézier, M., Relation du voyage à la Mer du Sud. Paris.
1745 Bandini, Vita e lettere di Amerigo Vespucci. Firenze.
1748 Ulloa, Ant. de, Á l'America meridional. Relacion historica del Viage de Orden de S. Mag. para medir algunos Grados de Meridiano por D. Jorge Juan y D. Antonio de Ulloa. 5 vols. Madrid. (Deutſch Leipzig 1751, Allgemeine Hiſtorie der Reiſen Bd. IX; franz. Voyage histor. Amsterdam 1752.)
— Noticias Americanas sobre la America meridional y la septentrional-oriental. Madrid 1772. (Deutſch Leipzig 1781.)
— Noticias secretas de America, escritas fielmente segun las instrucciones del Ex^mo Señor Marques de Ensenada por D. Jorge Juan y D. Antonio de Ulloa, secadas á luz por D. David Barry. Londres 1826.
1749 Barcia, Gonzalez, Historiadores primitivos de las Indias occidentales. Madrid.
1751 Condamine, Ch. M. de la, Journal du voyage fait à l'Équateur. Paris 1751 s. Courte de la Blanchardière, Nouveau voyage fait au Pérou. Paris.
1753 Chaplain, A voyage to Peru in the years 1745—1749. London.
1759 Condamine, Ch. M. de la, Relation d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale. Mémoires de l'Académie des Sciences, année 1745. Maestricht 1759. 2^e éd. 1778.
1772 Robertson, W., History of America. 2 vols. London.
1791 Calero y Moreira, D. Yacinto, Mercurio Peruano. Lima 1791—1794. (Geſchichtlich-geographiſches Jahrbuch.)
1798 Helms, Tagebuch einer Reiſe durch Peru. Dresden.
Ruiz, D. Hipolito, y D. Jos. Pavon, Flora peruviana et chilensis. 3 voll. Madrid 1798 sq.
Weigl, J. Xav., Nachrichten über die Landſchaft Maynas. Nürnberg.
1805 Humboldt, A. de, Voyage aux régions équinoxiales fait en 1709—1804. Paris 1805—1829. 6 Abteilungen in 30 Bänden.
Skinner, The present state of Peru. London.
1808 Humboldt, A. v., Anſichten der Natur. 2 Bde.
1810 — Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique. Paris.
Southey, R., History of Brazil. 3 vols. London 1810—1819.
1814 El pensador. Lima.
Humboldt, A. de, Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent etc. 5 vols. Paris 1814—1834. (Deutſch von Ideler 1835—1851.)
1815 Beauchamp, Histoire du Brésil. 3 vols. Paris.
1818 Eſchwege, v., Journal von Braſilien. Weimar.
1820 Wied, Prinz Max v., Reiſe nach Braſilien. Frankfurt.
1822 Las Casas, Barthélémi de, Oeuvres. Paris.
1824 Spix und Martius, Reiſe in Braſilien. München 1824—1831.
Wied, Prinz Max v., Beiträge zur Naturgeſchichte von Braſilien. Weimar 1824—1833.
1825 Navarrete, Coleccion de documentos inéditos. Madrid 1825 sg.
1828 Brand, Chas., Journal of a voyage to Peru 1827. London.
1829 Maw, H. L., Journey from the Pacific to the Atlantic. London.

Hosted by Google

1830 Quintana, Vidas de españoles célebres. Madrid.
Temple, Edm., Travels in various parts of Peru. London.
1831 Fröbel, J., Erdbeſchreibung von Peru. Weimar.
1834 Meyen, F. J., Reiſe um die Erde 1830—1832. Berlin 1834 f.
1835 d'Orbigny, Alc. D., Voyage dans l'Amérique méridionale. 7 vols. Paris 1835—1849.
Pentland, J. B., Outline and physical Configuration of the Bolivian Andes. London.
Pöppig, E., Reiſe in Chile, Peru und auf dem Amazonenſtrome 1827—1832. 2 Bde. Leipzig 1835 f.
1836 Smyth and Lowe, Journey from Lima to Para. London.
1837 Denis, Ferd., Brésil; Famin, C., Colombie et Guyane (Amérique, tome I., in L'Univers, histoire et description de tous les peuples. Paris, Firmin Didot frères.
Ternaux, H., Bibliothèque américaine ou Catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique qui ont paru depuis sa découverte jusqu'à l'an 1700. Paris.
1839 Constanzio, Historia do Brazil. 2 vols. Paris.
Smith, Archibald, Peru as it is. London.
1840 Martius, K. Fr. Ph. v., Flora Brasiliensis. Leipzig 1840—1873.
d'Orbigny, Alc. D., L'homme américain. 2 vols. Paris.
Velasco, Histoire du royaume de Quito. Paris.
1841 Schomburgk, Robert Hermann, Reiſen in Guayana und am Orinoco, herausgegeben von Otto Schomburgk. Leipzig.
1844 Tſchudi, J. J. v., Unterſuchungen über die Fauna Peruana 1844—1847. 5 Bde. St. Gallen.
1846 d'Orbigny, Alc. D., Descripcion geográfica, histórica y stadística de Bolivia.
Tſchudi, J. J. v., Peruaniſche Reiſeſkizzen aus den Jahren 1838—1842. 2 Bde. St. Gallen.
1847 Prescott, W. H., Conquest of Peru. 2 vols. Boston. (Deutſch Leipzig 1848.)
1848 Schomburgk, Moritz Richard (Bruder des obigen, Botaniker), Reiſen in Britiſch-Guiana in den Jahren 1840—1844. 3 Bde. Leipzig.
1851 Tschudi, J. de, y Mariano de Rivero, Antigüedades peruanas. Viena.
1852 Seemann, B., Narrative of the Voyage of Herald 1852. 2 vols. (Deutſch Hannover 1853.)
1853 Burmeiſter, H., Reiſe nach Braſilien. Berlin.
— Landſchaftliche Bilder Braſiliens. Berlin.
Herndon, W. L., and L. Gibbon, Exploration of the valley of the Amazon. 2 vols. Washington, R. Armstrong, 1853 f.
Maury, The Amazon and the Atlantic shores of South America. Washington.
Tſchudi, J. J. v., Die Kechuaſprache. 2 Bde. Wien.
Wallace, A. R., Travels on the Amazon and Rio Negro. London. (Deutſch Sondershauſen 1856.)
— Palm Trees of the Amazon. London.
Weddell, Voyage dans le Nord de la Bolivie. Paris.
1855 Castelnau, Fr. comte de, Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Janeiro à Lima et de Lima à Para. 6 vols. Paris 1855 s.
Markham, Cl. R., Cuzco and Lima. London.

Hosted by Google

1855 Rivero, D. Marian. Ed., Mapa geográfico del departamento de Junin, formado 1847. Bruxelles, Th. Van der Maelen.
Varnhagen, Fr. A. de, Historia geral do Brazil. Rio de Janeiro.
Weddell, Chloris Andina. 2 vols. (Botan. Teil von Caſtelnaus Reiſewerk.)
1857 Kletke, Reiſe Sr. K. H. des Prinzen Adalbert von Preußen nach Braſilien. Berlin.
1858 Desjardins, Le Pérou avant la conquête espagnole. Paris.
Ondarza, Karte von Bolivia. 4 Bl.
1859 Markham, Clem., Expeditions into the valley of the Amazonas. Hackluyt Society. Vol. XXIV. London.
1860 Avé-Lallemant, R. Ch. B., Reiſe durch Nordbraſilien. 2 Bde. Leipzig.
Handelmann, Geſchichte von Braſilien. Berlin.
Hill, Travels in Peru and Mexico. 2 vols. London.
Llorente, Historia antigua del Perú. Lima.
Petermanns Mitteilungen. S. 47: Von Dr. Karl Scherzer in Lima geſammelte Nachrichten über die Kolonie Pozuzo.
1861 Kölniſche Zeitung. Nr. 362: Fr. Gerſtäcker über ſeinen Beſuch in der Kolonie Pozuzo und die guten Abſichten ihres Gründers.
Menendez, Manual de geografia y stadistica del Perú. Paris.
1862 Bibra, E. Frhr. v., Aus Chile, Peru und Braſilien. 3 Bde. Leipzig.
Cucalm, El Perú y la influenza europea. Paris.
Gerſtäcker, Fr., Achtzehn Monate in Südamerika und deſſen deutſchen Kolonien. Jena. 3 Bde. 1862 f. Von der Kolonie Pozuzo handelt beſonders II, 86—155.
Globus. I, 189: Fr. Gerſtäcker über die Tiroler am Pozuzo.
la Hure, comte de, L'empire du Brésil. Paris.
Paz Soldan, M. F., Geografía del Perú. 2 vols. Paris. (Franzöſiſche Ausgabe 1863.)
Reiſe der Fregatte Novara um die Erde 1857—1859. Wien. In Bd. III, 360 ff. veröffentlicht Dr. K. von Scherzer in Lima geſammelte Nachrichten über die Kolonie Pozuzo unter Beigabe einer Kartenſkizze.
1863 Martius, K. Fr. Ph., Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Braſiliens. 2 Bde. Leipzig 1863—1867.
Wappäus, J. C., Handbuch der Geographie und Statiſtik. II. Bd. 1863—1870. III. Bd. 1871.
1864 Bates, W. H., The Naturalist on the Amazonas. 2nd ed. London. (Prachtausgabe London, Murray, 1892. Deutſch Leipzig, Dyk, 1866.)
Globus. V, 158: Bericht des Staatsingenieurs v. Falkenſtein an den Direktor der öffentlichen Arbeiten in Peru über den Befund der Kolonie Pozuzo.
Pacheco y Cardenas, Coleccion de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y colonizacion de las posesiones españolas in América y Oceanía. Madrid 1864 sg.
Waitz, Th., Anthropologie der Naturvölker. IV. Leipzig. (2. Auflage, von Gerland, 1877 ff.)
1865 Globus. VII, 222: Über die Schiffahrt vom Mairo zum Amazonas und den Stand der Kolonie Pozuzo.
Margraf, J., Kirche und Sklaverei ſeit Entdeckung Amerikas. Tübingen.
Paz Soldan, M. F., Atlas géographique de la république de Pérou. Paris.
1866 Agassiz, L. J. R., A Journey in Brazil. Boston.
— Scientific Results of a Journey in Brazil. London 1870.

Hosted by Google

1866 Fuentes, M. A., Lima, Apuntes históricos, descriptivos, estadísticos y de costumbres. Paris.

Hellwald, Fr. von, Die amerikanische Völkerwanderung. Wien.

Scully, W., Brazil, its Provinces and chief Cities, the Manners and Customs of the people etc. London.

Tschudi, J. J. v., Reisen durch Südamerika. 5 Bde. Leipzig 1866—1869.

1867 Ausland. S. 783 ff.: Bericht des Expeditionschefs Arana über seine Dampferfahrt nach Mairo und den Befund der Kolonie Pozuzo.

Catlin, G., Last Rambles in North and South America.

Martius, K. Fr. Ph., Beiträge zur Ethnographie und Völkerwanderung Amerikas. Leipzig.

Scherzer, Dr. K. v., Statistisch-kommerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde. 2. Aufl., Wien. S. 596 f.: Der günstige Stand der Kolonie Pozuzo und die Verdienste des Pfarrers Jos. Egg um die Einrichtung der Dampfschifffahrt auf dem Mairo werden hervorgehoben.

1868 Agassiz, L. J. R., Life and Explorations in Brazil.

Kölnische Zeitung. 22. März: D. v. Schütz-Holzhausen über den günstigen Zustand der Kolonie Pozuzo, nach der indessen zur Zeit wegen politischer Wirren in Peru eine Auswanderung nicht anzuraten sei.

Neher, Kirchliche Geographie und Statistik von Amerika. III. Bd. Regensburg.

Schulz, Wold., Kultur- und Naturstudien über Südamerika. Nachtrag zum 4. und 5. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Dresden, Schönfeld.

Tavara, Santiago, Viaje de Lima á Iquita. Lima. (Bericht über Tuckers und Werthemanns Reise über Pozuzo nach Iquitos.)

1869 Hadfield, W., Brazil and the River Plate. London.

Marcoy, P., Voyage à travers l'Amérique du Sud de l'Océan Pacifique à l'Océan Atlantique 1848—1860. Paris, Hachette.

1870 Abendroth, Dr. Robert, Die Kolonie Pozuzo in ihren physischen, ökonomischen und politischen Verhältnissen. Nachtrag zum 6. und 7. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Dresden, Blochmann u. Sohn.

Hartt, Ch. Fr., Scientific Results of a Journey in Brazil by Louis Agassiz and his Travelling Companions. Geology and Physical Geography of Brazil. Boston.

Pallares, Fray Ferd., y Fray Vic. Calvo O. S. Franc. Ass., Noticias históricas de las misiones de fieles é infieles del Colegio de Propaganda de Sta. Rosa de Ocopa. Barcelona, Magriña y Subirana.

Schütz-Holzhausen, D. Frhr. v., Die deutsche Kolonie in Peru. Weinheim, Ackermann. (Schilderung einer Reise dahin, von Natur, Klima, Ackerbau, Produkten; Geschichte der Gründung der Kolonie; über die Einwanderung von 1868.)

Squier, G. E., Observations on the Geography and Archeology of Peru. New York.

Wagner, Moritz Friedrich, Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika.

1871 Appun, C. F., Unter den Tropen. Wanderungen am Orinoco und am Amazonas 1849—1868. Jena.

Grandidier, Voyage dans l'Amérique du Sud. Paris.

Lopez, V. E., Les races aryennes du Pérou. Leur langue, leur religion, leur histoire. Paris, Franck.

Hosted by Google

1871 Myers, H. M. and P. V., Life and Nature under the Tropics, or Sketches of Travels among the Andes and on the Orinoco, Rio Negro and Amazonas. New York, Appleton.

1872 Griſebach, H. R. A., Die Vegetation der Erde mit ihrer klimatiſchen Anordnung. 2 Bde. Leipzig.

Markham, Cl. R., Reports of the discovery of Peru. London.

Rochelle, J. H., and A. Werthemann, Geographical Positions in the valley of the Amazon. London.

1873 Baſtian, A., Geographiſche und ethnologiſche Bilder. Jena, Coſtenoble.

Hutchinson, Th., Two years in Peru with Exploration of its Antiquities. 2 vols. London, Low.

Keller-Leuzinger, Fr., Vom Amazonas und Madeira. Skizzen und Beſchreibungen. Stuttgart, Kröner.

Macedo, J. M. de, Geographiſche Beſchreibung Braſiliens. Deutſch von Rogeira und Schiefler. Leipzig, Brockhaus.

Markham, Cl. R., Narratives of the rites and laws of the Incas. London.

Vivien de St-Martin, Histoire de la géographie. Paris.

Wiener, Ch., Essai sur les institutions politiques, religieuses, économiques et sociales de l'empire des Incas. Paris.

1874 Kiepert, H., Handatlas. Bl. 40a: Mittleres Südamerika.

Markham, Cl. R., Travels in Peru and India (London 1862), deutſche 2. Aufl. Leipzig.

Moßbach, E., Bolivia. Kulturbilder aus einer ſüdamerikaniſchen Republik. Leipzig, Barth.

Raimondi, A., El Perú. I und II 1877. III (Historia de la geografía del Perú) 1880. Lima, del Campo. (Das Werk des am 25. Oktober 1890 verſtorbenen Verfaſſers war auf 7 Bände berechnet.)

1874 Stephens, C. A., On the Amazonas. Boston.

1875 Aus allen Weltteilen. VI. Jahrgang, 11. Heft (Auguſt), S. 321 ff.: Die deutſche Kolonie Pozuzo in Peru, von Pfarrer Egg in Pozuzo; eingeſandt von Freiherr D. v. Schütz-Holzhauſen.

Carrey, M. E., Le Pérou. Paris.

1876 Aus allen Weltteilen. VIII. Jahrgang, 2. Heft (November), S. 63: Bericht über den Stand der Kolonie Pozuzo im Jahre 1875 nach dem Comercio de Lima vom 27. Februar 1876.

Braſilien, das Kaiſerreich, auf der Weltausſtellung von Philadelphia von 1876. Leipzig.

Gerland, J. G., Atlas der Ethnographie. Leipzig.

Orton, J., The Andes and the Amazon, or Across the Continent of South America. 3th ed. New York.

Wallace, A. R., Geographical Contributions of Animals. 2 vols.

1877 Canſtatt, R., Braſilien, Land und Leute. Berlin.

Dingman, B. S., Ten years in South America. Part I. Peru; Part II. Bolivia. Montreal.

Mulhall, M. G., Handbook of Brazil. London.

Peſchel, O., Geſchichte des Zeitalters der Entdeckungen. 2. Aufl. Stuttgart. (1. Aufl. 1858.)

— Geſchichte der Erdkunde. 2. Aufl. München.

Hosted by Google

1877 Sabate, Fray L., Viaje de los padres misioneros del Cuzco. Lima, Tipografía de la Sociedad.

Squier, G. E., Peru. Incidents of Travel and Exploration in the land of the Incas. London, Macmillan. (Deutsch von Schmick, Leipzig 1883.)

Werthemann, A., Informe de la exploracion de los ríos Perené y Tambo (Peru). Lima.

1878 Adam, Luc., Études sur six langues américaines (Dakota, Chibcha, Nahuatl, Kechua, Quiché, Maya). Paris.

Albertini, Le Pérou en 1878. Paris.

Bastian, A., Die Kulturländer des alten Amerika. 3 Bde. Berlin.

Brown, C. B., and W. Lidstone, Fifteen thousand miles on the Amazon and its Tributaries. London.

Gaffarel, Ch, Histoire du Brésil français au 16e siècle. Paris.

Henry, V., Le Quichua est-il une langue aryenne? Nancy. (Gegen Lopez.)

Köln. Zeitung. Nr. 108, vom 18. April: Bericht von Dr. A. Weckwarth aus Berlin über den Stand der Kolonie Pozuzo bei seinem Besuche im Januar 1878 nach eigener Anschauung und ihm von Pfarrer Egg mitgeteilten statistischen Angaben.

Leclerc, Ch., Bibliotheca americana: histoire, géographie, voyages, archéologie et linguistique des deux Amérique etc. Paris. (Bibliographie, 2638 Werke aufgeführt.)

Martinet, J. B. H., L'agriculture au Pérou. Paris, Chaix & Cie.

Paz Soldan, M. F., Diccionario geográfico estadístico del Perú. Lima.

1879 Engel, Fr., Studien unter den Tropen Amerikas. 2. Aufl. Jena, Mauke.

Mathews, E. D., Up the Amazon and Madeira rivers trough Bolivia and Peru. London, Low.

Platzmann, J., Vocabulario de la lengua Aymara, compuesto por el P. Bertonio. Leipzig. (Das Original erschien 1612.)

d'Ursel, Charles comte, Sud-Amérique. Séjours et voyages au Brasil, à la Plata, au Chili, en Bolivie et au Pérou. Paris, Plon. (Deutsch Würzburg, L. Wörl.)

Wallace, A. R., Tropical Nature and other Essays. London.

1880 Avé-Lallemant, R. Ch. B., Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. Breslau.

Blätter, Deutsche Geographische. Bremen. III. Jahrgang. S. 24—31: Die deutsche Kolonie am Pozuzo in Peru, von Jos. Egg.

Lemoyne, Colombia e Peru. Torino.

Markham, Clem., Peru. London, Low.

— Peruvian Bark. A popular Account of the Introduction of Chinchona Cultivation into British India 1860—1880. London, Murray.

Reiß, W., und A. Stübel, Das Totenfeld von Ancon in Peru. Ein Beitrag zur Kenntnis der Kultur und Industrie des Inca-Reiches. 3 Bde. Berlin, Asher & Co., 1880—1887.

Smith, Herb., Brazil, the Amazonas and the Coast. London, Low.

Wiener, Ch., Pérou et Bolivie. Récit de voyage suivi d'études archéologiques et ethnographiques. Paris, Hachette.

— Notice explicative de la carte commerciale du bassin de l'Amazone de Bianconi.

1881 Escobari, J., Analogies philologiques de la langue Aimara. Paris.

Hosted by Google

1881 Fonseca, J. S. da, Viagem ao redor do Brazil. Rio de Janeiro, Pinheiro e Cia.
Habenicht und Koffmahn, Südamerika in 6 Blättern (Stielers Handatlas Bl. 90—95). Revidiert 1888.
Kulturkämpfer, von O. Glagau. Berlin, F. Luckhardt. II, S. 291: Zwei Kolonisationsversuche (der des deutschen Adelsvereins in Texas in den vierziger Jahren und der des Freiherrn von Schütz in Peru) werden geschildert.
Peschel, O., Völkerkunde. 5. Auflage, von Kirchhoff. Leipzig.
Relaciones geográficas de Indias. Perú. Tom. I. Madrid, Hernandez.
1882 Cobo, Padre (1587), Historia de la fundacion de Lima. Lima.
Falb, R., Das Land der Inca in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift. Leipzig.
Fontpertuis, Ad. F. de, Les États latins de l'Amérique. Paris.
Markham, Clem., The War between Peru and Chile 1879—1882. London.
Selfridge, Amazone from Para to Manaos. Washington. 6 Karten.
— Madeira. Washington.
Treutler, P., Fünfzehn Jahre in Südamerika. Gesehenes und Erlebtes. 3 Bde. Leipzig, Weltpost-Verlag 1882 f.
1883 Crevaux, J., Voyages dans l'Amérique du Sud. Paris, Hachette.
— Fleuves de l'Amérique du Sud 1877—1879. Paris, Société de Géographie. 39 Bl.
Ruge, S., Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin, Grote.
Solimões ou Alto Amazonas e Rio Negro (Vistas do Amazonas, Imperio do Brazil). Rio de Janeiro. G. Leuzinger e filhos. (Atlas mit Photographien von Eingebornen und Landschaften.)
Zöller, H., Pampas und Anden. Sitten- und Kulturschilderungen aus dem spanischredenden Südamerika. Berlin, Spemann.
1884 Cole, The Peruvians at home. London.
Petermanns Mitteilungen. 1884, S. 200; 1887, S. 348; 1890, S. 32 u. S. 232; 1892, S. 95; 1893, S. 150 f.: Verschiedene Nachrichten über die Kolonie Pozuzo aus Briefen Richard Payers, von denen sich aber einige, wie im letzten Briefe die über die Verlegung der Kolonie Pozuzo nach Oxapampa und die Feindseligkeit der Mission von San Luis, als unbegründet erwiesen.
Santa Anna Nery, F. J. de, Le pays des Amazones; l'El-Dorado; les terres à caoutschouc. Paris, Trinzine et Cie.
Tschudi, J. J. v., Organismus der Khetsuasprache. Leipzig.
1885 Barboza, Rodrigues, J., Rio do Jauapery. Pacificação dos Crichánas. Rio de Janeiro.
Brehm, R., Das Inkareich. Jena.
Kolberg, J., S. J., Nach Ecuador. 3. Aufl. Freiburg, Herder.
Samanez y Ocampo, Jos. B., Exploracion de los ríos peruanos Apurimac, Eni, Tambo, Ucayali y Urubamba. Lima.
Sellin, A. W., Das Kaiserreich Brasilien. Leipzig, Freytag.
Tschudi, J. J. v., Die geographischen Namen in Peru. Ein onomatologischer Beitrag. Wien.
1886 Derby, Orville, Physical Geography and Geology of Brazil. (Deutsch von Göldi, in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena.)
Ratzel, Fr., Völkerkunde. Leipzig. (2. Aufl. 1894.)
— Anthropogeographie. Leipzig 1882 u. 1891.
Steinen, K. von den, Durch Centralbrasilien. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Hosted by Google

1886 Stübel, A., Skizzen aus Ecuador. Berlin, Asher & Co.

1887 Armentia, Nicolas (Padre), Navigacion del Madre de Dios (Biblioteca boliviana de geografía é historia I). La Paz.

Ball, J., Notes of a Naturalist in South America. London, Kegan Paul, Trench & Co.

Coudreau, H. A., Les Français en Amazonie. Paris, Picard et Kaan.

— La France équinoxiale. I. Études sur la Guyane et l'Amazonie. II. Voyages à travers la Guyane et l'Amazonie. Paris, Challamel.

Haffaurek, F., Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern (in Ecuador). Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Dresden, W. Bänsch.

Michel, E., A travers l'hémisphère Sud. Paris, Palmé.

1888 Équateur. Voyage d'exploration d'un missionnaire dominicain chez les tribus sauvages. Paris, Bureau de l'Année Dominicaine.

Guilleaume, H., The Amazon Provinces of Peru as a field for European Emigration. London, Wyman and Sons.

1889 Levasseur, E., Le Brésil. Paris, H. Ladmirault.

Lomonaco, A., Al Bresile. Milano, V. Vallardi.

Marc, A., Le Brésil. Paris.

Moreno, J. L., Nociones de geografía de Bolivia. Sucre, Imprimeria de la Industria.

Ordinaire, O., Impressions de voyage de Callao à Tarma. Extrait des mémoires de la Société d'émulation du Doubs. Besançon, Dodivers.

Raimondi, A., Mapa del Perú (1 : 500 000). Paris, Erhard frères. (1895 liegen 16 Blätter vor; das ganze Werk wird 34 Blätter umfassen.)

Santa Anna Nery, F. J. de, Le Brésil en 1889. Paris, Delagrave.

Tissot, V. et C. Améro, Les peuples étrangers de l'Amérique du Sud. Paris, Firmin Didot et Cie.

Uhle, M., Kultur und Industrie südamerikanischer Völker nach Sammlungen von A. Stübel, W. Reiß und B. Koppel im Museum für Völkerkunde in Leipzig. Bd. I. Bd. II 1890. Berlin, Asher & Co.

1890 Amazon river. Washington, Hydrographical Office. (Großes Kartenwerk.)

Ballivian, M. V., Exploraciones y noticias hidrográficas de los ríos del Norte de Bolivia. Traducciones, reproducciones y documentos inéditos. 2 vols. La Paz.

Bulletin de la Société de Géographie de Paris. S. 224: Olivier Ordinaire, der Pozuzo nicht aus eigener Anschauung kennt, giebt nach falschen Informationen eines in Huancabamba ansässigen Feindes der Kolonie ungünstige Nachrichten über deren Gesundheitsverhältnisse. S. 231 ist eine Karte der Umgegend nach P. Gonzalez wiedergegeben. Vgl. Compte-rendu 1890, p. 432. Ordinaire, O., Du Pacifique à l'Atlantique 1892 (Paris, Plon), p. 100 s.

Middendorf, E. W., Die einheimischen Sprachen Perus. Leipzig, F. A. Brockhaus. I. Keschuagrammatik. Bd. II des seitdem abgeschlossenen Werkes giebt ein Wörterbuch der Keschuasprache, Bd. III das Drama Ollanta, Bd. IV dramatische und lyrische Dichtungen der Keschuasprache, Bd. V die Aimarásprache, Bd. VI das Muchik oder die Chimusprache (das nur noch im Bezirk Eten gesprochene Yunga [Junka]).

Monnier, Marc., Des Andes au Pará. Équateur, Pérou, Amazone. Paris, Plon, Nourrit et Cie.

Hosted by Google

1890 Quijarro, A, Conferencia pronunciada sobre exploraciones efectuadas en el río Madre de Dios y sus afluentes. La Paz.

Vincent, Fr., Around and about South America. New York, Appleton and Co.

Ydiaquez, A., Le Pérou en 1889. Notice géographique, statistique et commerciale à l'usage des émigrants, capitalistes, industriels et explorateurs. Le Havre (Consulat Général du Pérou en France), Le Roy et Porrée.

1891 Child, Th., Les républiques hispano-américaines. Paris.

Clark, E. B., Twelve months in Peru. London, T. Fisher Unwin.

Ehrenreich, P., Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Berlin, Spemann.

Flemming, B., Mapa general del Ecuador (1 : 1 800 000). Quito.

Labre, A. R. F., Carta chorographica das zonas regadas pelos rios Purus, Madeira, Mamoré e Beni. Belem.

Moreno, F., Petroleum in Peru. Lima.

Tschudi, J. J. v., Kulturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru. Wien, F. Tempsky. (Aus Bd. XXXIX der Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien.)

1892 Crockatt de Sá, J., e Martins Penha, Carta da Republica dos Estados Unidos do Brazil. Rio de Janeiro. (Paris, Le Sondier). 2 Blätter.

Fulano, T. H., Der Sturz des Kaiserthrones in Brasilien und seine Folgen auf politischem und kirchlichem Gebiete. Köln, Bachem.

Jonin, A. S., Pio jushnoi Amerikie (Durch Südamerika). 4 Bde. Petersburg 1892—1895. (Im IV. Band wird eine Reise von Lima über den Pachitea und Ucayali nach Pará geschildert. Von der deutschen Ausgabe von M. von Petzold [Berlin, Cronbach] liegt 1895 Bd. I vor.)

Jöst, W., Ethnographisches und Verwandtes aus Guyana. Paris.

Köln. Volkszeitung. Nr. 74, 102, 334: Ein Besucher der Kolonie Pozuzo schildert deren Zustand Ende 1891.

Markham, Clem., A History of Peru. Chicago.

Österreichisches Jahrbuch von Freiherrn v. Helfert. S. 59—77: Die Tirolerkolonie am Pozuzo in Peru, von Dr. (theol. Jos.) Schöpf, k. k. Universitätsprofessor und Consistorialrath in Guggenthal bei Salzburg. (Der Verfasser schildert die Geschichte der Gründung der Kolonie und ihre weiteren Schicksale nach eigenen Erinnerungen und nach Mitteilungen seiner Verwandten in Pozuzo und seines Studienfreundes, des dortigen Pfarrers Jos. Egg. Ein Separat-Abdruck erschien in Salzburg bei Jos. Öllacher & Co.)

Platz, B., Die Völker der Erde: Amerika. Würzburg, Wörl.

Reclus, E., Géographie universelle. Tome XVIII: Amérique du Sud; régions Andines. Paris, Hachette.

Reiß, W., und Stübel, A., Reisen in Südamerika. Berlin, Asher & Co. (Bisher sind 3 Bände erschienen.)

Römer, C. J., Der obere Amazonenstrom ein Kolonierungsgebiet für Deutsche. Harzburg, Selbstverlag. (Der Verfasser schildert die Gegend von Pozuzo und Mairo nach v. Schütz und Abendroth und teilt dann seinen auf Anlage einer Kolonie am Mairo abzielenden umfangreichen Briefwechsel mit Pfarrer Jos. Egg in Pozuzo und Senator J. M. Pinzás in Huánuco mit, aus dem besonders Auswanderer viele praktische Winke für ihre Ausrüstung und Aufklärung über die ihrer in der peruanischen Montaña wartenden Aufgaben entnehmen können.)

Hosted by Google

1892 Ruge, S., Die Entwickelung der Kartographie von Amerika bis 1570. Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen. Gotha, Perthes.

Steinen, K. von den, Die Bakairisprache. Leipzig.

Stübel, A., und M. Uhle, Die Ruinenstätte von Tiahuanuco im Hochlande des alten Peru. Breslau, C. T. Wiskott.

Whymper, E, Travels amongst the Great Andes of the Equator. London, Murray.

Wolf, Th., Carta geográfica del Ecuador (1 : 450 000). Leipzig, Wagner & Debes.

— Geografía y geología del Ecuador. Leipzig.

1893 Ausland. S. 310—312: Die deutschtirolisch-rheinische Kolonie Pozuzo in Peru von A. Klassert. (Der Verfasser giebt einen kurzen Überblick der Entwickelung der Kolonie bis 1892 und der sie behandelnden Litteratur. In einem Nachtrage S. 528 werden die Mitteilungen Richard Payers in Petermanns Mitteilungen 1893, S. 150 f. über die Verlegung der Kolonie nach Oxapampa und die Feindseligkeit der Mission von San Luis, die sich erst später als unbegründet herausstellten, verzeichnet.)

Coudreau, H. A., Chez nos Indiens; 4 années dans la Guyane française. Paris.

Middendorf, E. W., Peru. I. Lima. Berlin, G. Schmidt (R. Oppenheim). (Band II, Das Küstenland von Peru, erschien 1894.)

Moura, J. B. de, e H. A. de Sta. Rosa, The State of Pará. New York.

Peru (Karten): Lambayeque road, Malabrigo bay, Huanchaco road etc. London, Admiralty.

Schanz, M., Das heutige Brasilien. Hamburg, Mauke Söhne.

Schichtel, C, Der Amazonenstrom. Versuch einer Hydrographie auf orographisch-meteorologischer Grundlage. Straßburg i. E., Heitz.

Seler, Ed., Peruanische Altertümer. Herausgegeben von der Verwaltung des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin. Berlin, Mertens & Co.

1894 Brockhaus' Konv.-Lex. 14. Aufl. Bd. XIII: Art. Pozuzo.

Globus. Bd. LXVI, Nr. 16, S. 256—258: Die tirolisch-rheinische Kolonie Pozuzo von A. Klassert. (Unter Bezugnahme auf frühere Veröffentlichungen im „Globus" und im „Ausland" wird im Anschluß an Petermanns Mitteilungen der neueste Stand der Kolonie dargelegt.)

Howard Vincent, Mrs. G. E., From China to Peru over the Andes. A Journey through South America. With reports and letters on British interests in Brazil, Argentina, Chili, Peru, Panama and Venezuela by Colonel Howard Vincent. London, Sampson Low, Marston and Co.

Köln. Zeitung. Nr. 736, vom 9. September: Unter Bezugnahme auf frühere Mitteilungen werden die neuesten Nachrichten über die Kolonie Pozuzu zusammengestellt.

Petermanns Mitteilungen. S. 188—190: Zwei Erklärungen, die erste von Pfarrer Egg vom 15. Dezember 1893, die zweite von Professor A. Herz in Lima vom 30. April 1894, legen den Aufschwung dar, den die Kolonie Pozuzu seit Errichtung der Cocapflanzungen und Cocainfabrik von A. Kitz nimmt, und widerlegen R. Payers Meldung von der Verlegung der Kolonie.

Sievers, W., Amerika. Eine allgemeine Landeskunde. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Spillmann, J., In der Neuen Welt. I. Westindien und Südamerika. Freiburg, Herder.

Hosted by Google

1894 Steinen, K. von den, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin, G. Reimer.

Das Vaterland (Wien). Nr. 241, vom 2. September: Im Anschluß an die Kölnische Volkszeitung Nr. 490 wird des goldenen Priesterjubiläums des Pfarrers Egg in Pozuzo und der Abreise eines Hilfspriesters gedacht, die neuere Litteratur und die Verdienste Dr. von Scherzers um die Coca erwähnt.

Verschuur, G., Voyage aux trois Guianes et aux Antilles. Paris, Hachette.

1895 Bellermann, Landschafts- und Vegetationsbilder aus den Tropen Südamerikas, erläutert von H. Karsten. Berlin, Friedländer.

Elfert, Dr. Paul, Mittleres Südamerika im Maßstab 1 : 11 000 000 (Bl. 59 von E. Debes' Neuem Handatlas). Leipzig, Wagner & Debes.

Hübner, Georg, Vom Amazonas nach der peruanischen Westküste. (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik, Bd. XVII, Heft 4, S. 145 f.) Wien.

Eine Fülle von Litteratur, besonders für die geographischen Teilwissenschaften, bietet das seit 1866 in Gotha bei Perthes erscheinende „Geographische Jahrbuch". Zahlreiche Aufsätze und Notizen über die im vorliegenden Werke behandelten Gegenden finden sich in den geographischen Zeitschriften und Berichten der geographischen Gesellschaften, namentlich in „Petermanns Mitteilungen" (seit 1855), „Ausland" (1828 bis 1893), „Globus" (seit 1862), „Aus allen Weltteilen" (seit 1869), „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" (seit 1878), zu denen 1895 A. Hettners „Geographische Zeitschrift" getreten ist; „Le tour du monde" (seit 1860), „L'année géographique" (seit 1862), „Annales de géographie", „Ocean Highways" (seit 1873), „Geographical Magazine" (1874—1878), „L'Esploratore" (seit 1877), „The Scottish Geographical Magazine" (seit 1885), „The Geographical Journal" u. a.; „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (seit 1840) mit „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde" (seit 1874), „Deutsche geographische Blätter", Organ der Bremer Geographischen Gesellschaft (seit 1877), Jahresberichte der Vereine für Erdkunde zu Dresden und Leipzig, Mitteilungen der Geographischen Gesellschaften zu Hamburg und Jena u. a., Mitteilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft zu Wien (seit 1857), „Bulletin de la Société de Géographie de Paris" (seit 1824), besonders „Journal of the R. Geographical Society" in London (seit 1832) und „Proceedings of the R. Geographical Society" (seit 1855), ferner „Bulletin of the American Geographical Society of New York" (seit 1859), „Revista trimensal do Instituto de historia e geographia do Brazil" in Rio de Janeiro (seit 1839) und „Boletin de la Sociedad Geográfica de Lima" (seit 1891). Für die Geschichte der christlichen Missionen im Amazonengebiet und dessen geographische Erforschung bieten reichen Stoff die Missionszeitschriften, wie „Annales de la propagation de la foi" (seit 1834), „Les Missions catholiques", Lyon (seit 1868), „Die katholischen Missionen", Freiburg (seit 1873), ferner die „Lettres édifiantes et curieuses", 14 vols., Lyon 1819, die Geschichte der Missionen von Wittmann (1841 und 1846—1850), Henrion (1847—1852), Hahn (1857—1863) und Marshall (1863).

Hosted by Google

Register.

Abendroth, Robert 70 f. 170 f. 177. 190 f. 196. 209. 211. 216. 219. 221—281.
Ackerbau im Amazonasthale 297. 375 ff.
— in der Kolonie Pozuzo 252 ff. 262 ff.
— in der peruan. Sierra 105 f. 137 ff.
Acobamba 274.
Acre, Rio (Aquiry) 344.
Acuña, Christobal d' 170.
Adalbert, Prinz von Preußen 384. 389.
Adrian VI., Papst 29.
Agassiz, Louis J. R. 171. 324. 403.
Aguacate (Obstbaum) 262.
Aguirre, Lopez de 159 f. 170.
Aguirre, Pongo de 159.
Albrecht, Ludwig 23 f.
Alligator 202.
Almeirim 384.
Alpaca 97 f.
Amazonas, Becken des 308. 330.
— Mündung des 388 f. 394.
— Schiffahrtsverbindungen seines Gebietes 330 ff.
Amazonenstrom, Erforschung des 169 ff.
— Länge des 350.
— Oberlauf des 100 ff.
Amerigo Vespucci 169.
Ananas 261.
Anchieta, P. J. 315.
Ancon, Totenfeld von 49.
Andes, die 3.
— die östl. Kette der 129.
Andoas 287.
Andrée, Richard 61.
Anghiera, Petrus Martyr de 386.
Añilcocha 233.
Antis 213. 386.
Antofagasta 368.
Antonio, San 335. 373.
Apiakas 385. 392.
Apurimac 179.
Araguay 331. 390.
Arana 190.
Araras 315.
Armentia, P. Nicolas 171. 316. 343 f.
Astrocaryum 151.
Ästuarium des Amazonas 388.
Atacama 368.
Atahualpa 65. 213.
— Juan Santos 73. 192.
Auchenia-Arten 95 ff.
Auetö 385.
Avé-Lallemant R. B. C. 157.
Aymará, Sprachgrenze zwischen — und Quichua 362.
Aymarás, die 59. 60. 64.

Babinski 222.
Bactris ciliata 150. 247.
Bahnen, Arequipa-Puno 15.
— in Bolivia 368.
— Callao-Oroya 16. 187.
— Madeira-Mamoré 371 ff.
Bakaïri 385.
— Stammessage der 387.
Balsapuerto 146.
Balsas 101 f.
Balta 117.
Bananal, Insel im Araguay 390.
Banane 138. 259.
Bareillier, A. 184.
Barra do Rio Negro s. Manaos.
Barranca 130.
Barrigudos 157.
Bastian, A. 52.
Bates, H. W. 158. 209. 292 ff. 303. 382 f. 394. 397 f.
Batovy 385.
Baumwolle 23. 140. 259.
Baustile, altperuan. 58 ff.
Beni 306. 342 f.
Bertholletia excelsa 296. 310. 329.
Bettendorf 384.
Biedma, P. Manoel 191.
Bodenbeschaffenheit am Pozuzo 245.
Bolivar, Simon 91 f. 115. 117.
Bolivia, natürliche Verhältnisse von 368 ff.
Bombonaje 151. 247.
Borba 335.
Borbonaza 286.
Borja 130. 169.
Botokuden 385.
Bouguer 67.
Brehm, Reinhold 57.
Breitenbach, Wilhelm 48. 213. 405.
Brown, C. B. 305.
Brücken in der Kolonie am Pozuzo 228. 241.
Brüllaffen 157.
Butter am Pozuzo 264.

Caballococha 288.
Cahuapanas 163 f.
Cajamarca 45 ff.
Cajon Pata 186.
Caldeirao do Inferno 340.
Calebasse (Frucht) 248.
Callaria 191.
Calvo, Fr. Vicente 186. 217.
Cametá 392.
Campas 180. 213 ff.

Hosted by Google

Campos (Savannen) 382 f.
Canamaris 314.
Candolle, Alphonse de 138.
Canelos 286.
Cantiguairo 233.
Capybara 154.
Caripunas 315. 339.
Carludovica palmata 151. 247.
Carranza, A. 216.
Casas, Bartholomeo de las 29 f. 66 f.
Cashiboya 191.
Cassiquiare, Bifurkation des 328.
Castelnau, Fr. Comte de 147. 171. 178. 390.
Castilla, Ramon 114. 271. 278. 410 f.
Catalina, Santa 193.
Catauixis 314.
Ceja 130 f.
Celendin 101.
Cerro de Pasco 222.
Chachapoyas 103.
Chacu 97.
Chaffanjon 328.
Chanchahuayo 195.
Chanchamayo 71. 81. 180 ff.
Chandleß 171. 306.
Charasmana (am Pisqui) 198.
Chasuta 161.
Chayavitas 163.
Chicama, Thal von 25.
Chicha 108.
Chimu, Ruinen von 10 ff.
Chimus, die 56.
Chinarinde 133.
— in Bolivia 362.
Chinchaicocha 179.
Chinchipe 177.
Chinesen in Lima 9.
— in Peru 25 ff.
Chinos s. Zambos.
Chiquiacocha 179.
Cholos 362.
Chonta 150.
Chorobamba 186. 233.
Christkindsfrühling (Verano del Niño) 222. 383.
Chuchuras 185 f. 192.
Chumairorinde 216.
Chunchas 64.
Chuquisaca s. Sucre.
Church, G. E. 371 f.
Claus, Otto 381.
Clay, J. Rand. 274. 413.
Coca 83. 140 f.
— in Bolivia 362.
— in Pozuzo 256 ff. 423 ff.
Cocamas 64. 195. 211. 385.
Cochabamba 360.
Cochiquinas 209.
Condamine, Charles Marie de la 67. 170. 287.
Conibos 64. 198. 290.
Copiapo 368.
Correa, Brüder Simon u. Stephan 346.
Costa, Antonio Macedo, Bischof von Pará 401.
Coudreau, H. A. 171.
Couto s. Magalhães.
Crato 335.
Crevaux, Jules 171. 298. 301.
Crichanas 324 ff.
Cruz, Santa 165.
Cuntamana 195.
Cuyabá 331.
Cuzco 61 f. 116. 179. 306.

Darwin, Ch. 99. 218.
Daza, Hilario, Präsident von Bolivia 365 ff.
Derrumbos (Erdrutsche) 339 f.
Deutsche in Peru 4 f.
Diamantino 331.
Dominikaner in Peru 116.
Dressel, P. Leo 172.

Ega 301. 303.
Egg, Joseph 18. 87. 185. 191. 224. 231. 234 f. 239. 243. 245. 256. 258. 268 ff. 421 ff. 425.
Eggert, C. 185. 189.
Ehrenreich, Paul 56. 171. 218. 243. 308. 315. 326. 331. 383. 385. 388 f. 390. 392. 394.
Eidechsen in Pará 398 ff.
Elfert, P. XIX.
Encomiendas 66.
Ené 179 f.
Exaltacion, ehemalige Jesuitenmission in Bolivia 356.

Falb, Rudolf 60.
Falkenstein 189. 228. 235.
Fandango 108.
Farinha 165.
Ferrer, P. Raphael 166.
Fieber an der Küste von Peru 23. 280.
— an Schwarzwasserflüssen 292. 338.
— gelbes, in Pará 394 f.
Figueira, P. Luis 384.
Flußschwein s. Capybara.
Fonseca, Severiano da 345. 390.
Franziskaner in Peru 116.
— Missionen der 191 ff.
Fremdenzüge in Peru 56 f.
Friedrichsen, L. 17.
Fritz, P. Samuel 101. 166. 167 f. 170. 302.

Garcilaso de la Vega s. Vega.
Gelcich 170.
Gerichtswesen in Peru 110 ff.
Gerstäcker, Friedrich 14. 87. 229 f. 242. 259. 268. 278. 413 ff.
Gēs 385.
Gesichtsurnen, peruan. 52.
Gibbon, Lardner 171.
Godin des Odonnais 67. 286.
Gold am Marañon 120 ff.
— am Pozuzo 226. 245.
Gonzalez, P. 180. 185. 219.
Gradmessung 67.
Guaco (Huaco) 149. 158.
Guainia 327.
Guaporé 345 f.
Guarayos 385.
Guaribos 157.
Guayana, Gebirgsland von 377 f.
Guilleaume, Herbert 179.

„Hafen" am Pozuzo 250.
Heath, Edwin 171. 343.
Hellwald, Fr. von 56.
Herndorn, Wm. Lewis 3. 73. 137. 160 f. 171. 187. 236. 301. 370. 394. 412. 418.
Herrera 54.
Herz, A. 234. 424 ff.
Hettner, Alfred 172. 238.
Hiumas 315. 338.
Höfler, Konstantin 29.
Hojeda, Alonso 169.
Holten, von 346.
Huacho 273.
Huachon, Sierra de 188.
Huaco s. Guaco.
Huacraruncho (Huacoruncho) 229. 239.
Huallaga 159.
Huancabamba, Dorf 236. 419.
— Fluß 185. 232.
Huancas 64.
Huanchaco 6 f.
Huánuco 223 f.

Hosted by Google

Huascar 66.
Huayna, Capac 65.
Hübner, G. 172. 216. 233.
Humaita 335.
Humboldt, A. von 64. 138. 159. 329. 332. 412.
Hundertpfund, P. R. 384.
Hyanuaryſee 321.

Iça 298.
Ihering, H. von 326.
Ijurra, Manuel 3. 288. 418.
Illampu 362.
Illimani 362.
Indianer, religiöſe Anſchauungen der wilden 206 f. 345. 387.
— des Araguay 392.
— des Beni und Madre de Dios 344 f.
— Hauptſtämme der ſüdamerikaniſchen 385 f.
— Katecheſe der 326. 340.
— Lebensweiſe der 80 ff.
— des Purus 311 ff.
— des Ucayali 196 ff.
— ihre Verwandtſchaft mit andern Raſſen 63 f. 197.
— des Xingu 386 ff.
Inganizo 233.
Inkas, Bewäſſerungsanlagen der 48.
— Palaſt der 47.
— Regierung der 65.
— Straßen der 48.
Inſektenwelt im Urwald von Loreto 158 f.
— in Pará 398.
— von Pozuzo 251 f.
Ipurinas 312.
Iquitos 175. 285.
Itabocaſchnelle im Araguay 391.

Jaguar 155 f.
Jahreszeiten auf den Campos 382.
— in Ega 303 ff.
— am Solimões 296 f.
Jamamadis 312.
Japura 301. 329.
Jauapery 324 ff.
Javari 297.
Jeſuiten in Bolivia 349 ff.
— Miſſionen der 166 ff. 196.
— in Peru 74 ff.
— ihre Vertreibung 355 f.
Jeveros 140. 211.
Jibaros 209.
Jonin 172.
Jourdanet 128.
Juan y Santa Cilia ſiehe S. 425.
Juberis 311.
Juris 302.
Jurua 301.
Juſtiz und Verwaltung in Peru 109 ff.

Kaffee 139 f. 254 ff.
Kakao, Bau des 378 f.
Kamayura 385.
Kame (u. Keri) 387.
Karayá 385.
Kariben 326. 385. 392.
Karl V. 29. 66.
Kartoffel 106.
Katecheſe, ſogen., der wilden Indianer 326. 340.
Kaulen, P. Laurentius 384.
Kautſchuk, Gewinnung des 326 ff.
Kayapó 385.
Keller, Joſeph 334.
Keller-Leuzinger, Franz 54. 171. 323. 334. 340. 342. 352. 354. 365. 371. 388.
Keramik der Peruaner 49 f.
Kipper, Bernhard 397 f.
Kitz, Arnold 269. 419. 424 f.
Klerus in Bolivia 365.
— in Peru 74. 116 f.
Kletke 331.
Klima im Amazonasgebiet 174. 291 f.
— feuchtes auf dem Oſtabhang der Andes 291 ff.
— der Küſte 20 f.
— am Pozuzo 238 ff.
— der Puna 93.
— der peruan. Sierra 128.
Kolberg, P. J. 65. 118. 172.
Kolibri 152.
Koloniſation von Südamerika 405 ff.
Kondor 98.
Krankheiten, am Pozuzo 243.
Kreolen in Peru 33. 108 f. 118 f.
Küche, peruaniſche 92 f.
Kuliſehu 385.
Kultur der ſogen. Naturvölker 218 f.
— Urſachen der altperuaniſchen 55.
Kultur, Urſprung der altperuaniſchen 62 ff.
Kulturgewächſe am Pozuzo 252 ff.
Kulturkampf in Braſilien 401 f.
Kuluene 385.
Kunze, Otto 172.

Labre, Antonio Pereira 171. 307.
Laguna 166.
Lama 95.
Lamantin (fishox!) 100.
Lauricocha 100 f. 179.
Legua, peruaniſche 8.
Libro de Taſas (Taxenbuch, das) 66.
Lidſtone, W. 305.
Lima, Manoel Felix de 346.
Lima, Chineſen in 9.
Lingoa geral (Tupiſprache) 315 f.
Loayſa, P. Garcia de 29.
Loayza, P. Geronimo de 77.
Lorenzoindianer 219 f.
Loreto 133. 289.
Lowe 171.
Luis, San, de Shuaro 180.

Macarübe 94.
Madeira 333 ff.
Madeirabahn 371 ff.
Madidi 343.
Madre de Dios 342 ff.
Magalhães, Fernan Couto da 390.
Magrobejo, Toribio de 78.
Magu 329.
Mainas 288.
Mairo 185.
— Bahn nach 225.
— Schiffahrt auf dem 188 ff.
Maldonaldo, Fauſtino 342.
Mamoré 345 ff.
Manaos 317 ff.
Maneteneris 313.
Manitſauá 385.
Manſeriche, Pongo de 124 f.
Mantaro 179.
Marajó 388.
Marañon 100 f.
— Goldſucher am 120 ff.
— Regierungskommiſſion am 124 ff.
Marcoy, Paul 64.
Maria, Santa, de los Piros 195.
Markham, Cl. R. 58. 170.
Marque, Jean de la 214.
Martin, J. P. 279.

Hosted by Google

Martiriosinsel im Araguay 391.
Martius, K. Fr. Ph. von 64. 138. 293. 296 f. 301. 377. 385.
Masato 138.
Maskentänze 208.
Mathews 352. 357.
Matias, Cerro de San 231.
Maw, H. L. 171.
Mayo 134.
Mayorunas 209.
Medanos (Sandhügel) 19.
Melgarejo, Präsident von Bolivia 365.
Merced, La 180.
Mesayas, Umauu- 299.
Metalle, deren Bearbeitung durch die alten Peruaner 52.
Michel, Ernesto 16. 22.
Micho, der 249.
Middendorf, E. W. 12 f. 24. 28. 34. 53. 60. 65. 74 ff. 115 ff. 195. 270. 275.
Miguel, Antonio San 189. 279.
Miguel, San, de los Conibos 195.
Mirador, Monte 186.
Miranhas 299 f.
Missionen der Franziskaner 191 ff.
— der Jesuiten 166 ff. 196. 349 ff.
— am Rio Negro 324.
— am Xingu 384.
Mita 69 ff.
Mojos (Moxos) 348 ff.
Monnier, Marcel 6. 12. 46. 74. 77. 140. 158. 172. 175. 177. 195. 202. 211. 286. 290. 298. 325.
Montaña 129.
Monte Alegre 382.
Montesinos 54.
Montoya, P. Antonio Ruiz de 315.
Moreno, Gabriel Garcia 117 f.
Morona 177. 286.
Moskitos 158. 308.
Moßbach, E. 94.
Moura 324. 341.
Moyobamba 133 f.
Mulatten 33.
Müller, Friedrich 60.
Muña 225.
Mundrucus 321. 385.
Muras 311. 323.
Musters, G. C. 99.
Nabelschwein 154.
Nahuquá 385.
Napo 286 f.
Naturvölker, Kulturzustand der 218 f.
Nauta 175.
Neger in Peru 28 ff.
Nicotiana andicola 256.
— repanda 256.
Niemann, Albert 258.
Nu-Aroak 386.
Nusser-Asport, Christian 316. 344.
Nyström 171..
Obidos 377.
Oca s. Oxalis.
Ocopa 191.
Oenike, Karl IX.
Omaguas 169. 385.
„Opilacion" Krankheit 243.
Orbigny, Alc. D. de 171.
Ordinaire, Olivier 73. 158. 172. 179. 180. 187. 188. 206. 214. 216. 219 f. 238. 244. 354.
„Ordonnanzen", die neuen 66.
Orejones 198. 208.
Orellana, Francisco de 169 f.
Orinoco 329.
— Bifurkation des 328.
Orton, James 101. 171. 179. 185. 237. 286. 331.
Orton, Rio 344.
Oruro 368.
Osculati 209.
Oxabamba 180 f.
Oxalis tuberosa 106.
Oxapampa 192. 196. 234. 236. 422 ff.
Pachitea 185 f. 234. 412.
Palcazu 185. 412.
Pampas del Sacramento 186. 192.
Panamahüte 134 ff.
Pangoa 184.
Panos 195.
Papiergeld in Peru 24. 142.
Pará 338. 394 ff.
Paraguay 331.
Paranapura 159 ff.
Paranatinga (San Manoel) 381. 384.
Paránuß 296. 310. 329.
Pareci 386.
Passes 302.
Pastaza 177. 286.
Paucartambo 180. 187.
Paulo, San, de Olivença 298.
Paumari 311.
Paute 177.
Pavon, Jos. 225.
Payer, Richard 18. 171. 228. 234. 241. 244. 283. 286. 422 ff.
Paz, La 361 f.
Pebas 287.
Pecari 154.
Pentland, J. B. 171. 412.
Perené 179 ff.
Peschel, Oskar 29. 54. 55. 63. 77. 218.
Petersen, P. 307.
Pfeilgift 204 f.
Pfeilschleuder 56. 387.
Pichis 185. 412.
Pilluana, Salzlager von 161.
Pinzás, Jos. M. 225. XIX.
Piranhaquara 331.
Pirarucu 201.
Piros 214. 386.
Piscohuañuno 129 f.
Pituca 253.
Pizarro, Gonzalo 66. 169.
Plaza, P. Joseph Manuel 193 ff.
Polakowski, H. 238. 344.
Pombal, Marquis v. 404 f.
Pöppig, C. 130. 165. 171. 291.
Pororóca 389.
Portochuelo 233.
Post in Peru 48. 83.
— nach Pozuzo 270.
Potosi 364.
Pozuzo 37. 71. 80. 156. 171. 185 f. 189. 220 ff. 406. 411. 419 ff.
— Fluß 238.
Pozuzo-Kolonie, Ackerbau und Viehzucht 252 ff.
— Bevölkerung 235 f.
— Bodenbeschaffenheit 245.
— Geschichte 270 ff. 410 ff. XV ff.
— Gesundheitsverhältnisse 242 ff.
— Lage 221. 231 ff.
— Meteorologisches 238 ff.
— Pflanzenwelt 245 ff.
— politische und kirchliche Verhältnisse 266 ff.
— Reise dahin 221 ff.
— Tierwelt 248 ff.
Prado, J. M. 279.
Prescott, William Hickling 59.

Hosted by Google

Pretzner, David 258.
Puerto Gonzalez 185.
Puma 98 f.
Pumayacu 144.
Punaregion 93 f.
Puno 362.
Purus 306 ff.
Putumayo 167. 298.

Queches 263. XIV.
Quichuasprache 53.
Quichua, Sprachgrenze zwischen — und Aymará 362.
Quillasu 354.
Quina-Quina 150. 247.
Quinua 106.
Quipu (Knotenschrift) 53.

Raimondi, A. 101. 123. 126. 146. 164. 171. 193. 214.
Ramon, Fort San 180.
Ranke, Johannes 218.
Rassenmischung, Nachteile der 403 f.
Ratzel, Friedr. 62. 64. 197.
Reis 140. 254.
Reiß, Wilhelm 49. 100. 171. 179. 185. 287. 298.
Renner, Joh. S. 263. 267. 283.
Repartimiento 71 f.
Rindviehherden, Vernichtung der, in Bolivia 347.
Rindviehzucht in Goyaz 332.
— am Perené 216.
— in Pozuzo 263 f. 419.
— am Rio Branco 329.
Rio Acre (Aquiry) 344.
— Branco 329 f.
— Negro 327 ff.
— Orton 344.
Rioja 133.
Rita, Santa 195.
Roman, P. Manuel 332.
Römer, C. J. 225. 260. 284.
Ronuro 385.
Rosa, Santa 195.
Rosas, Juan Manuel Ortiz de 114.
Ruge, Sophus 170. 294.
Ruiz, Hippolito, spanischer Botaniker 225.
Ruiz, Pedro, Bischof von Chachapoyas 119.
Runcumayo 226.

Sal, Cerro de la 230.
Salaverry 6. 13.
Samanez y Ocampo 213.
Sandflöhe 38.
Sandwüsten an der peruanischen Küste 19.
San Martin, Jos. de 115.
Santa Anna-Nery, Fr. J. 374.
Santana 147.
Santarem 380 ff.
Sarayacu 191. 193.
Schafferer, Franz 284.
Schanz, Moritz 340. 374. 401. 403.
Scherer, P. A. 267. 283.
Scherzer, Karl von 239. 257. 258.
Schichtel, Karl 101. 170. 171. 178. 190. 286. 292. 298. 301. 305. 328. 331. 346. 378. 389.
Schiffahrt im Amazonasgebiet 330 ff.
Schildkröte 202 ff.
Schlangen 158. 251.
Schleuder und verwandte Waffen 56.
Schmid, P. Martin 355.
Schöpf, Jos. 224. 233. 240. 242. 265. 269. 272. 283.
Schriftarten in Südamerika 53 f.
Schriftzeichen auf Felsen im Madeira 341.
Schultz, Woldemar 71.
Schütz-Holzhausen, Damian Freiherr von XV ff. 171. 185. 219. 221. 228. 230. 235. 238. 243. 255. 257. 270 ff. 407. 409. 410 ff. 414 f. 416 ff. 421.
Schwarzwasserflüsse 292. 338.
Schweine in Peru 37.
Schwerttänze der Mojos 353 f.
Scotland, Jakob 279.
Segurados, Th. R. 390.
Seler, Ed. 49.
Selfridge 171. 318. 334.
Sensis 216.
Serpa 375.
Serranos, Charakter der 43.
Sierra, die 105.
Sievers, Wilhelm 178. 294. 330. 333. 378.
Silleta 144.
Sklavenraub 219 f. 316.
Sklaverei 25 ff. 29 ff. 32. 302.
Smith, Archibald 233.
Smyth 171.
Sobreviela, P. Manuel 171. 193.
Soldan, M. F. Paz 136. 164. 219. 238.
Solimões 169. 290 ff.
Sonomora, Santa Cruz de 191.
Souza, P. Manuel 384.
Spanier in Peru 77. 114 f.
Spillmann, P. Joseph 78. 287. 294. 355.
Spix 171.
Squier, G. E. 54. 59.
Staatsverfassung von Brasilien 403.
— von Peru 114 ff.
Steinen, Karl von den 56. 138. 171. 207. 218. 263. 325. 327. 340. 384 ff. 390.
Stübel, Alfons 43. 44. 49. 58. 93. 100. 103. 171.
Suarez (Intendente von Lima) 113.
Sucre 363 ff.
Südamerika als Kolonisationsgebiet 405 ff.
Suya 385.

Tabak 140. 256.
Tabatinga 297.
Tambo 179.
Tamitotoala 385.
Tänze der brasilianischen Indianer 320.
— Maskentänze 208.
— Schwerttanz der Mojos 353 f.
Tapajoz 330 f. 380 f.
Tapir 154.
Tapuya 385.
Tapuyos 323.
Tarapoto 136 f.
Teffé 301.
Tertulias 107 f. 320 f.
Texeira, Pedro 170.
Theotoniofall im Madeira 333.
Tiahuanuco, Ruinen von 59 ff.
Ticunas 208.
Tierra blanca 193.
Tierwelt der Puna 95 ff.
— im Urwald von Loreto 151 ff.
— im Urwald am Pozuzo 248 ff.
Tipiscas 166.

Hosted by Google

Tirado, Joſ. Manuel 2 f.
Tocantins 331.
Tocantins, Araguay- 391.
Toledo, Franc. de 66 f.
Tomependa 101.
Treutler, Paul 355.
Trinidad, ehemalige Jeſuitenmiſſion in Bolivia 252. 358.
Trombetas 377.
Tropaeolum tuberosum 106.
Trujillo 8 f.
Trumai 385. 387.
Tſchudi, Joh. Jak. von 53. 62. 64.
Tucker, Thomas 171.
Tunguragua 169.
Tunkini, Thor von 178.
Tupac Amaru 73.
Tupi 315. 385.

Uaupe 327.
Ucayali 177 ff.
Uhle, M. 49. 58.
Ulloa, Antonio de 67. 116. 208.
Ulluco, ſ. Tropaeolum.
Urſua, Pedro de 159. 170.
Urubamba, der 178.
Utcubamba, Thal des 103.
Uyuni 368.

Vampire 127. 158.
Vega, Garcilaſo de la 54. 55. 57. 208.
Vega, Manoel da 315.
Vegetation am untern Amazonas 388 f.
— im Urwald von Bolivia 370 f.
— der Ceja 130 f.
— der Küſte 21 f.
— im Urwald von Loreto 147 ff.
— der Montaña real 132.
— in dem Gebirge am Pozuzo 226.
— im Urwald von Pozuzo 245 f.
— der Puna 94 f.
— am Purus 308ff.
— im Urwald am Solimões 294 f.
Verano del Niño 322. 339. 383.
Veſpucci ſ. Amerigo.
Veta (Mareo) 43 f.
Victoria, Hacienda, in Pozuzo 419.
Vicuna 96.
Vincent, Frank 16.
— E. G. Howard 16.
Viracocha(Aymarágott)58.
Vogel, P. 385.
Vogt, Karl 37.
Volksglaube, religiöſer, der alten Peruaner 67 f.

Walker, William 411.
Wallace, Alfred Ruſſell 171. 293. 297.
Wallis, Guſtav 171. 306. 308. 316.
Weckwarth, A. 235. 259.
Werthemann, Arthur 73. 103. 125 f. 130. 136. 161. 171. 173. 177. 179. 182. 285.
Wetterverhältniſſe in Pozuzo 238 ff.
Whymper, Ed. 172.
Wied, Max, Prinz von Neu- 64.
Wiener, Charles 10. 49. 172.
Wolf, Theodor 171.
Wurfbretter 56. 387.

Xingu 331. 384 ff.

Yaguas 64. 288.
Yanachaga, Cerros de 186.
Yanaconas 66.
Yanahuanca 233.
Ydiaquez, Al. de 180. 221. 225. 237. 267. 288.
Yuca 253.
Yungas 362. 369.
Yuracarés 359.
Yurimaguas 161. 164. 175.
Yurunas 384 f.

Zählſteine 54.
Zambos 33.
Zucker in Loreto 139.
— am Pozuzo 258 ff.
Zuckerinduſtrie 22 ff.

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Ankündigung.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Bibliothek
der
Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Die Entdeckungsgeschichte der Erde — die physische Geographie — sowie die specielle Länder- und Völkerkunde werden in geeigneten Bearbeitungen vertreten sein.

So hoffen wir eine Reihe geographischer Werke zu schaffen, die für jeden Gebildeten höchst interessant und lehrreich sein werden, die den Lehrern der Erdkunde zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes dienen können, die endlich bei der studierenden Jugend Freude und Lust an der geographischen Wissenschaft wecken sollen.

Soeben gelangten in neuen Auflagen zur Ausgabe:

Unsere Erde. Astronomische und physische Erdbeschreibung. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Von **A. Jakob.** Zweite, unter Mitwirkung von J. Plaßmann wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 138 Abbildungen, einer Spektraltafel und 2 Karten. gr. 8°. (XIV u. 532 S.) *M.* 8; in Orig.-Leinwandband *M.* 10.

Früher ist apart erschienen:

Der Mensch, die Krone der irdischen Schöpfung. Zeitgemäße Betrachtungen über Verbreitung, Einteilung, Abstammung und Alter des Menschengeschlechtes — mit einer kritischen Beleuchtung der Affentheorie. Von **A. Jakob.** Mit 53 Text-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. gr. 8°. (VIII u. 160 S.) *M.* 2.40; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 3.

Der Weltverkehr. Seeschiffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwicklung dargestellt von **Dr. M. Geistbeck.** Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit 161 Abbildungen und 59 Karten. gr. 8°. (XII u. 558 S.) *M.* 8; geb. *M.* 10.

Der Amazonas. Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien. Von **Damian Freiherrn von Schütz-Holzhausen.** Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage, unter besonderer Berücksichtigung der vom Verf. gegründeten tirolisch-rheinischen Kolonie Pozuzo, herausgegeben von **A. Klassert.** Mit Bildnis und Lebensabriß des Freiherrn von Schütz-Holzhausen, 98 Abbildungen und 2 Karten. gr. 8°. (XX u. 444 S.) *M.* 7; geb. *M.* 9.

Die übrigen bereits vorliegenden Bände enthalten:

Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Von **Ralph Abercromby.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. **J. M. Pernter.** Mit 2 Titelbildern und 96 Figuren im Text. gr. 8°. (XVIII u. 326 S.) *M.* 5; in Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung *M.* 7.

(Fortsetzung s. auf der folgenden Seite.)

Hosted by Google

Persien. Das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden. Herausgegeben von **J. Bleibtreu.** Mit 50 Abbildungen, großenteils nach photographischen Aufnahmen, und einer Karte. gr. 8°. (X u. 212 S.) *M.* 6; geb. *M.* 8.

Kanada und Neu-Fundland. Nach eigenen Reisen und Beobachtungen von **E. von Hesse-Wartegg.** Mit 54 Abbildungen und einer Übersichtskarte. gr. 8°. (XII u. 224 S.) *M.* 5; geb. *M.* 7.

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von **Dr. F. Kaulen.** Vierte Auflage. Mit Titelbild, 87 in den Text gedruckten Abbildungen, 7 Tonbildern, einer Inschriftentafel und 2 Karten. gr. 8°. (XVI u. 286 S.) *M.* 4; geb. *M.* 6.

Ägypten einst und jetzt. Von **Dr. Fr. Kayser.** Zweite, erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 118 Illustrationen im Text, 17 Tonbildern und einer Karte. gr. 8°. (XII u. 302 S.) *M.* 5; geb. *M.* 7.

Nach Ecuador. Reisebilder von **J. Kolberg.** Dritte, umgearbeitete und mit der Theorie der Tiefenkräfte vermehrte Auflage. Mit 122 Abbildungen, 15 Tonbildern und einer Karte von Ecuador. gr. 8°. (XX u. 550 S.) *M.* 8; geb. *M.* 10.

Die Balkanhalbinsel (mit Ausschluß von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder von **A. E. Lux.** Mit 90 Abbildungen, einem Panorama von Konstantinopel und einer Übersichtskarte. gr. 8°. (X u. 276 S.) *M.* 6; geb. *M.* 8.

Die Sudânländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis. Von **Dr. Ph. Paulitschke.** Mit 59 in den Text gedruckten Abbildungen, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und einer kolorierten Übersichtskarte der Sudânländer. (Maßstab 1:11500000.) gr. 8°. (XII u. 312 S.) *M.* 7; geb. *M.* 9.

Das Mittelmeer. Von **Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.** Mit 55 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (XII u. 316 S.) *M.* 6; geb. *M.* 8.

Jeder Band besteht für sich als ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Werk und ist einzeln käuflich. — Die Einbände sind in weißer, grüner oder brauner Farbe zu beziehen.

Von den nachstehenden Werken dieser Bibliothek:

Abercromby-Pernter, Das Wetter, — **Bleibtreu,** Persien, — **Geistbeck,** Der Weltverkehr, — **Jakob,** Unsere Erde, — **Kaulen,** Assyrien und Babylonien, — **Kayser,** Ägypten einst und jetzt, — **Lux,** Die Balkanhalbinsel, — **Paulitschke,** Die Sudânländer, — **v. Schütz-Holzhausen,** Der Amazonas, — **v. Schweiger-Lerchenfeld,** Das Mittelmeer,

sind außerdem Separat-Einbände in Leinwand mit reichem Farbendruck zu den gleichen Preisen zu haben, welche dem Inhalt des betreffenden Bandes besonders entsprechen und den Vermerk: „Illustrierte Bibliothek" nicht tragen.

Einbanddecken pro Band M. 1.20.

Freibnrg im Breisgau. **Herdersche Verlagshandlung.**

Hosted by Google

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J. **Nordische Fahrten.** Skizzen und Studien. gr. 8°.

I. **Island und die Farör.** Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 36 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tonbildern und einer Karte. (XVI u. 462 S.) *M.* 8; geb. *M.* 11.

II. **Durch Skandinavien nach St. Petersburg.** Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 22 Tonbildern. (XX u. 552 S.) *M.* 9; geb. *M.* 12.

III. **Reisebilder aus Schottland.** Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 23 in den Text gedruckten Abbildungen und 19 Tonbildern. (XII u. 326 S.) *M.* 5; elegant geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck *M.* 7.40.

Der dritte Band wird auch (unabhängig von den „Nordischen Fahrten") in besonderem Umschlag und Einband zu denselben Preisen abgegeben.

„Der zweite Band der Baumgartnerschen ‚Nordischen Fahrten' reiht sich seinem Vorgänger würdig an. Sattelfest auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Sprachkunde, der Geschichte, der Litteratur, der Kunst-Aesthetik, mit offenem, freiem Blick für alles Schöne in Natur und Menschenleben, mit schlagfertigem, kerngesundem Humor ihre Schwächen überbrückend, mit regem Sinn für echte Volkstümlichkeit begabt, ist Baumgartner wie als bahnbrechender Litterarhistoriker, so auch als geistreicher Reiseschilderer nicht nur der Liebling des katholischen Lesepublikums geworden, sondern hat, wie die Recensionen hervorragender protestantischer Organe beweisen, als liebenswürdiger Cicerone auch unter Andersgläubigen volle Anerkennung gefunden. Die tiefempfundenen Schilderungen der großartigen nordischen Alpenwelt, zu denen Baumgartner ein in seiner Schweizerheimat geübtes Auge mitbrachte, die poesievolle Veranschaulichung der Localitäten der altnordischen Sage und Litteratur, die er mit Vorliebe aufsuchte, die unbefangene, vorurteilsfreie Beurteilung der politischen und religiösen Zustände der nordischen Reiche werden dem neuen Bande gewiß viele Freunde erwerben. Die Ausstattung des Buches ist musterhaft, die Uebersetzungen aus der nordischen Poesie, welche Baumgartner in seine Darstellung eingeflochten hat (41 an der Zahl), der Meisterhand Baumgartners würdig."

(Köln. Volkszeitung. 1890. Nr. 328.)

Keppler, Dr. **P., Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient.** Mit 109 Abbildungen, einem Plan der Kirche des heiligen Grabes und zwei Karten. Zweite Auflage. gr. 8°. (VIII u. 818 S.) *M.* 7.50; in feinem Halbfranzband *M.* 10.

„. . . Das Buch ist außerordentlich reizvoll geschrieben. Diejenigen sowohl, welche selbst den Orient kennen, als auch andere werden großes Vergnügen beim Lesen des Buches empfinden, dessen Verfasser offenbar nicht nur ein guter Beobachter ist, sondern auch die Fähigkeit besitzt, seine Reiseeindrücke andere mitgenießen zu lassen."

(Westermanns illustr. deutsche Monatshefte. Braunschweig 1895. 3. Heft.)

Münzenberger, E. F. A., Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von J. Spillmann S. J. Mit 38 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (XII u. 162 S.) *M.* 3; geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck *M.* 5.

„Frisch und lebendig geschrieben, unterstützt durch reiche und herrliche Illustrationen, führt uns der Verfasser in das Wunderland Abessinien. Nicht nur Land und Leute, Gebräuche und Sitten dieses geheimnisvollen Landes werden uns vorgeführt, auch seine reiche geschichtliche Vergangenheit entrollt sich vor unsern Augen. . . ."

(Deutsche Reichszeitung. Bonn 1892. Nr. 285.)

Hosted by Google

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schupp, A., S. J., **Ein Besuch am La Plata.** Mit 38 Illustrationen. gr. 8°. (XII u. 248 S.) *M.* 4; geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck *M.* 6.

„. . . Geübte Beobachtung, rasche Auffassung und aufmerksames Studium vereinigten sich, um die Reiseeindrücke und Erlebnisse zu weiter ausholenden und gehaltvollen Schilderungen zu gestalten, welche nebenbei durch entsprechende Illustrationen unterstützt werden. Trotz der Begrenzung seiner Aufgabe war der Verfasser bemüht, durch Berücksichtigung der verschiedenartigsten Verhältnisse dem Leser ein möglichst allgemeines und durch hinlängliche Hervorkehrung der Lokalfarben auch ein möglichst treues und eigenartiges Bild von dem Leben und den Zuständen am La Plata zu geben. Stellenweise wird die Darstellung auch durch kleine dichterische Beigaben stimmungsvoll unterbrochen. . . . Ein persönlicher Zweck des Reisenden war der Besuch der naturhistorischen Museen von Montevideo und Buenos Ayres, und nach dieser Seite bietet das Buch für Freunde der Naturwissenschaft mehrfaches Interesse. . . ."
(Histor.-polit. Blätter. München 1891. [CVIII. Band.] 10. Heft.)

Spillmann, J., S. J., **In der Neuen Welt.** Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. 4°.

Soeben ist erschienen:

II. Hälfte: **Mittel- und Nordamerika.** Mit einer colorirten Karte. (520 S.) *M.* 9; geb. in Halbleinwand mit farbigem Umschlag *M.* 10.40.

1894 ist erschienen:

I. Hälfte: **Westindien und Südamerika.** Mit zwei colorirten Karten. (XII u. 380 S.) *M.* 7; geb. *M.* 8.20.

„Den schon früher in der Herderschen Buchhandlung in Freiburg erschienenen geographischen Werken von Joseph Spillmann, die durch Wort und Bild die Kenntnisse über fremde Länder und Völker zu erweitern und die katholische Jugend und Familie durch Hinweis auf die heroischen Arbeiten der Missionäre mit Liebe und Hingebung für ihren Glauben zu erfüllen suchen, schließt sich ein neuer Band an: ‚In der Neuen Welt. Westindien und Südamerika.' Der Verfasser begleitet zunächst Columbus auf seinen Entdeckungsreisen nach Westindien, führt dann ein ins Land der Inka, geht über die Südspitze zu dem La Plata-Gebiete über, weiter nach Brasilien und schließt mit den Ländern im Norden Südamerikas. Ueber dritthalbhundert Bilder und zwei große Karten unterstützen die trefflichen, auf Missionsberichten beruhenden Schilderungen, die neben dem Landschaftlichen besonders auf die Geschichte und Geschicke, die Sitten und Lebensweise der Völker eingehen und dadurch sehr gute Culturbilder aus Südamerika geben, die der Jugend als belehrende und unterhaltende Lectüre zu empfehlen sind."
(Illustr. Zeitung. Leipzig 1894. Nr. 2685.)

— **Durch Asien.** Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. 4°.

I. Hälfte: **Die mohammedanischen und die russischen Länder** (West- und Nordasien). Nebst einer colorirten Karte von Asien. (X u. 388 S.) *M.* 7; geb. *M.* 8.

II. Hälfte: **Japan, China und Indien** (Ost- und Südasien). (XII u. 538 S.) *M.* 9; geb. *M.* 10.40.

„Die Zahl der Vollbilder und kleinern Illustrationen ist ganz erstaunlich groß, die Ausführung eine musterhafte. Was der Erdtheil im einzelnen und ganzen, in Natur, Kunst, Sitten und Menschenleben bietet, findet jene anschauliche Darstellung, durch welche Land und Leute plastisch hervortreten. Die Erzählung und Beschreibung sind in stilistischer Beziehung meisterhaft; der Verfasser versteht es, den Inhalt stets in einer Form zu geben, welche ebenso geeignet ist, zu ergötzen als zu belehren."
(Schulfreund. Trier 1890. 4. Heft.)

— **Rund um Afrika.** Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Zweite, wesentlich erweiterte Auflage, mit einer großen colorirten Karte von Afrika. 4°. (XII u. 424 S.) *M.* 7.50; geb. *M.* 8.70.

„Ich wüßte kein Werk, das in so faßlicher und anschaulicher Weise uns über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Religion und Geschichte der einzelnen Völkerschaften orientirte wie vorliegendes. . . ."
(Schweizer. Erziehungsfreund. Goffau 1891. Nr. 18.)

— **Ueber die Südsee.** (Australien und Oceanien.) Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Mit 2 colorirten Karten. 4°. (X u. 312 S.) *M.* 5.50; geb. *M.* 6.50.

„Hier kann der jugendliche wie der gereifte Leser seine geographischen Kenntnisse in zuverlässiger Weise erweitern, die interessantesten Fragen der Völkerkunde werden gemeinverständlich erörtert, an fesselnder Beschreibung der herrlichen Natur, der Flora und Fauna jener fernen Länder ist kein Mangel, und über allen diesen für das tägliche Leben wichtigen Dingen schwebt, den Geist erhebend, das Kreuz, das den Heiden zu predigen unsere Missionäre hinauszogen, Beschwerden und Marter gering achtend. ‚Ueber die Südsee' wird ebenso wie desselben Verfassers ‚Rund um Afrika' und ‚Durch Asien' gar bald bei gebildeten Katholiken als ein Haus- und Familienbuch geschätzt sein. . . ."
(Köln. Volkszeitung. 1892. Nr. 692.)

Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

YALE UNIVERSITY
3 9002 00621 7146

Hosted by Google

Google